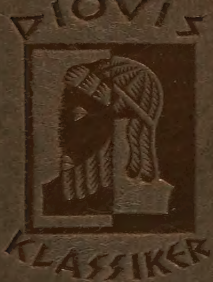
DIOVIS
KLASSIKER

Gustav Freytag

Bilder aus der deutschen Vergangenheit

Zweiter Band

Vollständige Ausgabe

Leipzig

Schlüter & Co., G. m. b. H., Verlag
MDCCCCXXVII

Gustav Freytag

Vom Mittelalter zur Neuzeit

*

Aus dem Jahrhundert der Reformation

Leipzig

Schlüter & Co., G. m. b. H., Verlag
MDCCCCXXVII

Erstes bis zehntes Tausend

Druck: Leipziger Graphische Werke A.-G., Leipzig C 1

Einleitung

Man ist gewöhnt, das ganze Jahrtausend deutscher Geschichte, das zwischen dem Untergang des weströmischen Kaiserreichs und der deutschen Kirchenreformation liegt, als medium aevum, Mittelalter, von dem Altertum und der Neuzeit zu scheiden.

Es ist wahr, am Aufgange des 16. Jahrhunderts stehen eine Anzahl großer Ereignisse nebeneinander, die nicht nur den Deutschen, sondern allen Völkern der Erde ihr Schicksal bestimmt haben: Erfindung des Bücherdrucks, Entdeckung Amerikas, Reform der Kirche. Außerdem fast in jedem Staate Europas die wichtigsten politischen Umbildungen, in Deutschland die Herrschaft der burgundischen Habsburger. Aber sieht man näher zu, so sind stillwirkende Kräfte lange geschäftig gewesen, diese großen Ereignisse hervorzubringen, auch die weltbewegenden Entdeckungen sind nichts Zufälliges, sondern Resultate mehrhundertjähriger Arbeit, und was Beginn neuer Entwicklungen wird, ist zugleich höchstes Resultat lebenwirkender Ideen und längst vorhandener Sehnsucht und Arbeit.

Von solchem Gesichtspunkt wird uns die Zeit zwischen den Hohenstaufen und dem Dreißigjährigen Kriege, die vierhundertjährige Periode von 1254—1648, ein einheitlicher geschlossener Zeitraum der deutschen Geschichte, der sich von der Vorzeit und Folge stark abhebt, in dem wir einen innerlich fest zusammenhängenden, tragischen Verlauf des nationalen Schicksals erkennen.

Es war dem Staate und der Kirche des Mittelalters nicht gelungen, die alte Eigenwilligkeit der Germanen zu beugen, Kaisertum und Papsttum hatten im Kampfe einander die Grundlagen ihrer Macht untergraben. Seit dem Beginn dieser Periode lehnt sich der deutsche Geist gegen die Kirche des Statthalters Christi auf, der Unwille über die gemütlose Herrschaft der römischen Klerisei führt zum Abfall einzelner, ganzer Gemeinden, endlich der Majorität des Volkes. Von wenigen gelehrten Denkern und frommen Mystikern steigt die Bewegung durch Huß bis zu Luther. Auch die neue Ordnung des Glaubens fordert in mittelalterlicher Weise Einheit des kirchlichen Bekenntnisses unter Autorität der Schrift, sie erfüllt die ganze Nation mit ihren Gewissenskämpfen und ihrem dogmatischen Streit, aber sie vermag die Freiheit der Forschung, die sie den Seelen gewonnen, nicht wieder durch ihre Lehre zu beschränken. Auch die Herrschaft der neuen Kirche endet mit

dem Dreißigjährigen Kriege. Anfang der Neuzeit ist das Aufleben freier Wissenschaft.

Im Staat beginnt diese zweite Periode mit dem Aufsteigen neuer Fürstengeschlechter in Deutschland, alle großen Häuser erheben sich in dem zerfallenen Reiche fast zu gleicher Zeit. Als größtes das der Habsburger. Es ist die Zeit seines Wachstums, seiner Familienverbindungen und Erbschaften, der Siege seines Hausinteresses und seiner Versuche, die Kraft des Reiches undeutscher Fürstenpolitik dienstbar zu machen. Höhepunkt seiner Macht ist die Zeit Karls V. Die gewalttätige Aufnahme seiner Pläne durch Ferdinand II. führt zu einem tödlichen Kampf, in welchem die nationale Kraft für Jahrhunderte gebrochen wird, aber zugleich die Selbständigkeit der Teile und die Möglichkeit einer nationalen Entwicklung gerettet. Anfang der Neuzeit ist die vertragsmäßige Sicherstellung souveräner Fürstenmacht und das Heraufkommen des preußischen Staates.

Im Anfange dieser Periode haben die Rechte der Personen, die Rechte und Lasten des Besitzes zahllose Abstufungen, Vollfreie, Mittelfreie, Hörige, Unfreie, rechtlose Wildfänge stoßen überall in Stadt und Land aneinander; hier gilt der Bauer mehr als der Ritter, dort regiert der Burgmanne herrisch den Innungsgenossen, der neben ihm dieselbe Stadtmauer verteidigt, und der Schildbürtige lehnt sich trotzig gegen seinen edlen Herrn auf. Diese zweite Periode der deutschen Geschichte gliedert die gesamte Nation in wenige Stände, sie gleicht in langen Kämpfen die Unterschiede innerhalb der Stände aus, die einen heraufhebend, die andern herabdrückend, und sie unterwirft am Ende der Periode alle Stände dem Staat der Fürsten.

Es ist die Zeit der härtesten egoistischen Kämpfe; Gefühl des nationalen Zusammenhanges und Pflichttreue gegen das Reich sind fast geschwunden, Faust erhebt sich gegen Faust, Stand gegen Stand. Aber dennoch erstarken die Deutschen in zahlreichen Schwurvereinen durch Handwerk und Handel, sie breiten ihre Herrschaft über weite Länder des Ostens, ihre Flotten beherrschen die Nordmeere. Und jeder der großen politischen Vereine und Stände vollendet in demselben Zeitraume seine abgeschlossene Geschichte, er wächst herauf unter dem Schutze seiner Privilegien, er schafft originelles Leben und macht nationale Kraft frei, bis er durch dieselben Vorrechte, die ihn zuerst erhoben, beschränkt wird und durch das bessere Recht anderer widerlegt. Die Ritter wandeln sich in raublustige Junker, diese in Gutsherren ihres gnädigen Fürsten. Die Städte werden, auch wenn sie nicht reichsfrei sind, in Wahrheit kleine Republiken, wohlhabend und unternehmend, am Ende des 15. Jahrhunderts stehen sie auf dem Höhepunkt des Gedeihens, das privilegierter Arbeit vergönnt ist. Sie vertreten das beste Recht des Volkes, wenn sie für Sicherheit der Landstraße gegen räuberische Junker kämpfen, und ihr eigenes gutes Recht, wenn sie Eingriffe des Landesherrn in ihr Gericht und ihre Einkünfte abwehren. Aber sie

vertreten nicht mehr den Vorteil des Volkes, wenn sie fremde Waren und fremde Erfindung von sich ausschließen, wenn sie sich den Leistungen für das Reich entziehen und in jedem einzelnen Fall selbst befinden wollen, ob sie ihre Kartaunen und ihre Gulden hingeben, um einen Reichsfeind abzuwehren. Auch der Großhandel ihrer privilegierten Genossenschaften überlebt sich. Die Welt wird größer, seit der Seeweg nach Ostindien und Amerika entdeckt ist, andere Völker bringen neue Waren an unsere Küsten, neue Erfindungen fordern sich freien Verkehr. Alle Genossenschaften überwindet der fürstliche Staat. Aber nicht in friedlichem Siege über die egoistischen Interessen der Ritterschaften, Städte, Hansa, Innungen, sondern nach einem großen, mörderischen Kriege, der in Deutschland fast alles selbstkräftige Leben zerbricht.

Es ist die Zeit aufsteigender Volkskraft bis zu Luther, die in diesem Teile nach Berichten der Zeitgenossen dargestellt werden soll, eine Zeit, in der das Leben des einzelnen sich in der Genossenschaft birgt, der er angehört. Die Schilderungen aus dieser Periode haben deshalb vor allem die Aufgabe, Ordnung und Treiben der großen Schwurgesellschaften darzustellen, die dem Deutschen das Privatleben einschließen, den Staat ersetzen. Dabei wird nur selten die innere Bewegung eines Menschenherzens sichtbar. Zumeist in Reibung und Kampf mit den Gegnern verfolgen die Bünde ihren Vorteil, fast unablässig und eintönig dröhnt das Waffengeklirr in die Arbeit der Werkstätten und Kontore; auch von diesen Bildern war es nicht fernzuhalten.

Aber überall rührt sich erfindend und erobernd die junge ungebrochene Kraft eines Volkes von großen Gedanken und starkem Willen.

1. Das Rittertum im dreizehnten Jahrhundert

Wie die Genossenschaft der gepanzerten Reiter zu einem Stande wurde, der sich zwischen dem Adel und den Bauern erhob, wie sich daraus im 15. Jahrhundert der niedere Adel entwickelte und wie die neuen Edelleute im 16. Jahrhundert dem fürstlichen Staat eingefügt wurden, soll in diesen und späteren Schilderungen gezeigt werden. Zunächst Sitte und Brauch des Rittertums unter den Hohenstaufen. Es wird hier von deutschen Verhältnissen die Rede sein, von fremder Hofzucht nur so weit, als sie bei uns das Bürgerrecht gewonnen*).

Die Ritterwürde war seit den Kreuzzügen Ehre des Reiters geworden, der zur Kriegsfolge verpflichtet war, weil ihn sein Herr mit einem Lehngut begabt hatte, oder weil er auf dem Herrenhofe in Dienst stand. Es war eine persönliche Ehre, die jedem einzelnen erteilt werden mußte; sie gab ihm das Recht, in der Schlacht neben seinem Herrn in gleicher Rüstung zu kämpfen, und sie machte ihn für Lager, Waffenspiel und Hofgeselligkeit zum gleichberechtigten Kameraden aller Edlen, nicht nur seines Volkes, sondern der gesamten Christenheit.

Der deutsche Adel bestand von den Sachsenkaisern bis nach 1400 — abgesehen von den geistlichen Reichsfürsten — nur aus den Familien der Fürsten, Grafen und Freien, die Reichslehen besessen hatten. Er war in einer Anzahl Familien erblich geworden, und oft wird das vornehme Geschlecht der Fürsten, Grafen und Freien den übrigen Ständen gegenübergestellt. Nur sie sind nach Recht die Edlen und werden als hochgeboren gerühmt**), sie sind die Hofbesitzer, in deren Saal und Stall Hofbrauch gelernt wird. Aber auch sie gewinnen die Ritterwürde.

Ihnen gegenüber stehen von 1200—1400 die Ritter und ihre Familien als nichtadlige, auch sie mit sehr verschiedenen politischen Rechten und Ansprüchen. Denn sie sind nicht einmal sämtlich freie Leute. Zwar ihr größerer Teil stammt entweder aus freiem Bauerngeschlecht, oder doch von Freigelassenen. Aber die Dienstmannen oder Ministerialen, die Haus- und Hofdiener eines Edlen sind, entweder neu ausgewählt oder von ihren Vätern her, sind Hörige; sie können von ihrem Herrn

*) Für die ersten Jahrzehnte nach 1200 sind deshalb die Dichter Hartmann und Wolfram weniger ausgiebig als Ulrich von Liechtenstein, Konrad von Würzburg und einige Kleinere, für 1300 sind der sogenannte Seifried Helbing und Hugo von Trimberg, für 1400 Johannes Rothe in seinem Ritterspiegel Hauptquellen.

**) So z. B. im 13. Jahrhundert bei Ulrich von Liechtenstein der Freie von Lengenbach, Domvogt von Regensburg.

mit dem Grund und Boden, den sie besitzen, verkauft, vertauscht, verschenkt werden, zuweilen sogar sie allein ohne den Grund; sie dürfen außerhalb der Dienstgenossenschaft ihres Herrn nur mit seiner Erlaubnis heiraten, dürfen nicht im Gericht Urteil finden gegen freigeborene Leute usw. Doch solche Überreste alter Unfreiheit verhindern nicht, daß sie in allem Rittertum den freien Rittern, ja den Edlen gleichstehen. Und merkwürdig, gerade diese Dienstmannen, welche durch Hofgunst in der Hörigkeit heraufgekommen sind, bilden bereits um 1200 eine bevorzugte und anspruchsvolle Klasse der Ritter. Vor andern diejenigen Ministerialen, welche dem Reich oder den Fürsten die obersten Ämter ihres Edelhofes verwalteten: das Amt des Truchsessen, der die Speisen aufsetzt und an Stelle des früheren Seneschalks, des Altknechts, getreten ist, ferner des Schenken, der über dem Keller waltet und seinem Herrn beim Trunk aufwartet, dann des Marschalks, des Roßknechts, der über die Ställe gesetzt ist und dem Tische der reisigen Knappen vorsitzt, endlich des Kämmerers, der Schlafgemach, Kleider und Tresor behütet. Diese alten Ämter des Reiches und der Fürstenhöfe hatten sehr früh alle Rechte der Freien erhalten, ihre Besitzer waren vornehme Männer in ihren Landschaften. Aber auch die übrigen Dienstmannen ohne bestimmtes Hofamt beanspruchten mehr zu sein als die einfachen Ritter. Und diese rittermäßigen Unfreien waren in Deutschland zahlreich, denn alle begüterten Edlen, die Grafen und sogar Freie, hielten für ihren Hof Dienstmannen, die sie des eigenen Ansehens wegen mit Landlehen ausgestattet hatten*). Es war natürlich, daß diese emporstrebende Klasse höriger Ritter viel beneidet wurde, man klagte über ihren Hochmut, und wußte wohl, daß mancher von ihnen mit dem Hirten das Vieh gehütet hatte. Aber sie gingen im Range überall der Masse gewöhnlicher Ritter vor und die Reihenfolge der Ehren ist stets: Fürsten, Markgrafen, Grafen, Freie, Dienstmannen, Ritter, edle Knechte.

Die Ritter aber bildeten die ungeheure Mehrzahl des Standes, sie ritten in dem Gefolge der Edlen und Dienstmannen und spielten im 13. Jahrhundert als Chor mit. Ein tüchtiger Mann unter ihnen konnte in seiner Landschaft ebenfalls Ansehen gewinnen als geschickter Speerbrecher, dauerhafter Kriegsmann oder Landplacker. Im ganzen war noch lange nach 1200 ihre Teilnahme an den ritterlichen Spielen zwar eifrig, aber bescheiden. Bei dem zahlreichen Ritterspiel, den der Liechtensteiner veranlaßt, sind die Edlen und Dienstmannen seiner Landschaft im Einzelkampf immer die Hauptheldin; denn Turnierschmuck, Rosse und Waffen kosteten vieles Geld, Einkünfte und Glücksgüter

*) So hatte z. B. der Freie von Lengenbach, obgleich er selbst Vogt des Bischofs von Regensburg war, seine Dienstmannen, die nach seinem Tode nicht in gutem Rufe standen. Der sogen. Seifried Helbling VIII, 586. — Die Bestimmung des schwäbischen Landrechts, daß nur Reichsfürsten Dienstmannen halten sollten, wurde in Wirklichkeit wenig beachtet.

waren den Rittern oft karg zugemessen, sie waren begünstigt, wenn sie ein festes Haus zu Lehen hatten, oft saßen mehrere derselben in demselben Bau, oder sie dienten im Haushalt eines Reicheren; gern nahmen die Ritter von ihrem Herrn Schwert und Gewand, bildeten im Turnier seine Schar und hatten wohl auch die Turnierbeute mit ihm zu teilen. Auch solche fehlten nicht, welche besitzlos und abenteuernd durch das Land zogen und einen Herrn suchten, dem sie um Kost und Gewand dienen wollten; oder sie bettelten gar als „elende (fremde), arme, nothafte Ritterschaft" bei Vornehmen um eine Beisteuer*).

Dennoch waren die Ritter um 1200 bereits in Wahrheit die Tyrannen der Landschaft, stolz und mißgünstig blickten sie auf die reichen Bauernhöfe, sie waren die Kriegs- und Spielkameraden aller Herren des Landes, unentbehrliche Helfer bei jeder Fehde, oft wirklich durch Bildung und Lebensklugheit über die Masse des Volkes gehoben. Sie hatten das Recht, der Fürstin des Landes ihren Ritterdienst zu weihen, im Turnier Könige vom Rosse zu stechen und ihnen Pferd und Rüstung zu pfänden. Sie saßen in allen Landschaften, einzelne Gegenden des altsächsischen Bodens ausgenommen, so zahlreich und trotz aller Fehden so eng miteinander verbunden, daß ihr Gebaren sehr oft das Geschick der Landschaft bestimmte. Auf ihre Menge und das Zahlenverhältnis zu den Edlen kann man aus eigenen Angaben schließen. Als Kaiser Friedrich Rotbart im Jahre 1184 zu Mainz seinen Sohn Heinrich mit dem Ritterschwert begabte, waren 70 große Fürsten und an 70 000 Edle, Ritter und rittermäßige Knechte versammelt. Im Jahre 1222 waren bei der Hochzeit, die Leopold von Österreich seiner Tochter ausrichtete, 5000 Ritter im Gefolge der Edlen und Dienstmannen zusammengeströmt. Zwei Jahre darauf rüsten bei einem Sühneversuch zu Freisach in Österreich außer Fürsten und Markgrafen noch 6 Grafen, 8 Freie, 24 Dienstmannen mit ihrer Sippe und 600 Ritter herzu. Die Adligen und Dienstmannen werden von dem Berichterstatter sämtlich mit Namen aufgezählt, von den Rittern nur die Ziffer genannt. Für die gute Kameradschaft lohnte die Demokratie der Ritter dem Adel dadurch, daß sie sich eifrig nach seinem Bilde formte. Bei den Frauen ihrer Herren um Minne zu werben, sich beim Becher höfisch zu verhalten, war ihr Stolz, gern legten sie ihrem Schildamt das Prädikat edel bei. Sie waren im Grunde Dienende. Auch wer nicht ein Höriger war und nicht in seiner Familie durch das Hofrecht des Herrn beengt wurde, blieb abhängig von Gunst und Milde des Lehnsherrn. Der Lehnsmann mochte sich einmal trotzig gegen seinen Herrn auflehnen, im ganzen gedieh ihm nicht Unabhängigkeit des Sinnes und nicht das Behagen in seinem Hause. Der Hof des Edlen oder Fürsten wurde der Ort, von dem er die meisten guten Erfolge erwartete, dort drängten und stießen sich rücksichtslos die Schildtragenden um einen gnädigen Blick und eine

*) Turnier von Nantes, 4 und 6.

huldvolle Gabe. Der so hochfahrend war nach unten, wurde unter einem mächtigen Gebieter leicht ein schwacher Höfling; das wird bald eine Klage der Sittenprediger. Sogar bei den Ritterspielen ist die ideale Gleichberechtigung in Wirklichkeit nicht immer vorhanden, und es geschah wohl nicht erst im 16. Jahrhundert, daß sich der Hofmeister eines Fürsten freiwillig vom Pferde warf, wenn er seinen gnädigen Herrn abgestochen hatte.

Dieses Ringen nach der Höhe und Werben um Hofgunst wurde charakteristisch für diese ganze Periode deutscher Geschichte, ja darüber hinaus. Wie der Bauer zum Ritter werden wollte, so der Ritter zum Adligen; Unzufriedenheit mit der einhegenden Schranke, ein rastloses Drängen in höher berechtigte Genossenschaft wurde seit der Hohenstaufenzeit dem ganzen Abendlande eigentümlich. Wohl lag etwas Großes in der achtungsvollen Gemeinschaft, die den Herrn mit seinem Mann, den Edlen mit dem reisigen Lehnsträger verband. Vielen wurde der Ritterstolz, durch solche Bundesbrüderschaft genährt, ein Quell sittlicher Empfindungen, der ihnen das wilde und räuberische Leben vor völliger Verwüstung bewahrte; mit besonderer Freude heben die ritterlichen Sänger diese Poesie ihres Standes hervor. Auch für die Befreiung der Menschenkraft aus der Stagnation ererbter Zustände wurde das Aufstreben der Ritter eine wichtige Hilfe. Es war unzweifelhaft ein Kulturfortschritt, aber er wurde teuer erkauft durch die Nichtachtung, der die ländliche Produktion verfiel, und durch kunstvolle Ausbildung der Standesprivilegien und Vorurteile.

Wer von seinen Eltern für Ritterschaft bestimmt war, der wurde gern als Knabe auf den Hof eines Edlen gebracht, um die Zucht zu lernen, die den höfischen Mann von dem bäurischen unterschied. Hier tat er als Kind Pagendienst, bildete einen Teil des Gefolges, wartete dem Herrn oder der Frau auf bei Tische und in der Kammer, und stand an großen Höfen mit seinen Altersgenossen unter einem Hüter, dem er bei der Annahme wohl ein Geschenk gab*).

Uralter Brauch war den deutschen wie anderen indogermanischen Völkern, daß sich nach freier Wahl zwei Kinder oder Gesellen aneinander banden, sie besiegelten die Bundesbrüderschaft durch Gelöbnis und geweihten Trank. Solch innige Verbindung zweier Männer begegnet einige Male in der deutschen Heldensage, Spuren davon haben sich im Volk bis zur Neuzeit erhalten. Es mag mit dieser Sitte zusammenhängen, daß im Hofhalt häufig je zwei der Dienenden gesellt wurden, sie aßen aus einer Schüssel, erhielten zusammen ihren Trunk und schliefen oft auf demselben Bett.

Die Zucht, die der Knabe erlernte, war zunächst gesittetes Verhalten in Rede und Haltung, vor allem bei Essen und Trinken. Zahlreiche

*) In Bertholds Gedicht Crane ist dies Geschenk dreier Königskinder Spange und Fingerring.

Lehren, die zum größten Teil aus frühem Mittelalter stammen, wurden in Verse gefügt und auswendig gelernt*). Die „Tischzuchten" z. B. befahlen: man soll hübsch die Nägel beschneiden — was auch deshalb wünschenswert war, weil man vor dem 15. Jahrhundert keine Gabeln gebrauchte und den Fingern bei Tische dreiste Eingriffe nicht wehren konnte; — man soll vor dem Essen sagen: „Segne es Jesus Christ", soll am Tische nicht den Gürtel vom Bauch schnallen, nicht das Brot beim Schneiden an die Brust stemmen, nicht mit dem Finger in Senf, Salz und in die Schüssel stoßen, sondern die Speisen, die man aus der Schüssel holt, mit einem Löffel oder einer Brotkruste anfassen, die man vorher mit der Hand und nicht mit dem Munde zugespitzt hat; wer die Speisen mit Brot angreift, soll die Krumen behüten, wenn er mit einem andern ißt, daß sie nicht in die Schüssel fallen. Niemand soll aus der Schüssel trinken, nicht abbeißen und wieder in die Schüssel legen, nicht zwei sollen einen Löffel gebrauchen, beim Schneiden soll man nicht die Finger auf die Klinge legen, man soll nicht trinken und sprechen, bevor man die Speisen hinabgeschluckt hat, nicht schmatzen und rülpsen, sich nicht in das Tischtuch schneuzen, nicht über den Tisch legen, nicht krumm sitzen und sich nicht auf die Ellbogen stützen. Andere Dinge als Speisen soll man während des Essens nicht mit der bloßen Hand anfassen, sondern dafür das Gewand über die Hand decken. Vor dem Trinken soll man den Mund wischen, nicht in den Trunk blasen, während dem Trunk nicht über den Becher sehen. Man soll nur zwischen den Trachten trinken, man soll nicht essen, während der Geselle trinkt, man soll beim Essen gegen seinen „Gemaßen" billig sein und ihm nicht seinen Anteil wegessen, endlich die Zähne nicht mit dem Messer stochern.

War das Kind im Edeldienst herangewachsen, so wurde es Knecht eines ritterlichen Herrn; nicht immer an demselben Hofe, wo der Glanz und Müßiggang vornehmen Dienstes verweichlichte, sondern bei einem festen und erprobten Lehrmeister. Jetzt ward der Knappe**) im Reiterhandwerk unterwiesen; dazu gehörte außer den alten Turnübungen: Steinstoß, Wurf, Sprung, vor allem Gebrauch der Waffen, dann die vornehme Jagd mit Falken und mit Winden, höfischer Tanz und ritterlicher Dienst bei Frauen durch Liederdichtung und Gesang. Der junge Knecht nahm teil an den Fahrten seines Herrn und wartete ihm auf bei Spiel, Fehde und Krieg. Es scheint, daß der Jüngling als Knecht einen Beinamen erhielt, mit dem er von seinen Gesellen gerufen wurde; wenigstens sind in den höfischen Kreisen charakterisierende Bei-

*) Fr. Zarncke, Der deutsche Cato. — Des Tannhausers Hofzucht. Haupt, Zeitschrift IV. S. 489.

**) Zwischen Knappe und Knecht ist kein anderer Unterschied, als daß den Schriftstellern, Zeiten, Dienstkreisen bald das eine, bald das andere gebräuchlicher ist. Für das gleiche Amt braucht bis zur Gegenwart die Sprache regellos eines der beiden Wörter: Mühlknappe, Bergknappe, Schuhknecht, vgl. Hildebrand in Grimms Wörterbuch unter den betr. Wörtern.

namen sehr häufig, die aus Laune, Spott, Haß beigelegt werden, zuweilen als Pseudonyme den wirklichen Namen ihres Besitzers verstecken. Der junge Knecht turnierte eifrig mit seinen Gefährten die Ritterschaft zu lernen um besondere Knechtspreise.

In jedem Beruf wird streng unterschieden zwischen dem Herrn, der das Amt mit allen Rechten ausübt, und den lernenden und helfenden Arbeitern, Kind und Knecht sind überall die Vorstufen zur Ehre des Herrn, beim Bauer, Handwerker, Kaufmann, sogar die Mönche waren in Würden und Rechten abgestuft. Und sehr früh muß der systematische Sinn der Germanen und ihre Freude an bedeutsamem Brauch in jedem dieser Lebenskreise die Rechte der einzelnen Stufen sorglich bestimmt und die Einführung mit weihendem Zeremoniell umgeben haben. Hatte sich der Knecht in Ritterschaft wacker geübt, stammte er von einem Vater, der selbst den Ritterschlag erhalten hatte, oder war er seinem Herrn besonders wert geworden, so erhielt er feierlich die Ritterwürde. Von dem Brauch, der sich allmählich dabei ausbildete, war der älteste das Umgürten mit dem Ritterschwert durch den Herrn, seit den Kreuzzügen unter kirchlicher Weihe der Waffen und Ablegung eines Gelübdes, wodurch der Ritter sich verpflichtete, treu gegen das Reich zu sein, Frauen zu ehren, Gotteshäuser, Witwen und Waisen zu schirmen. Diese Zeremonie der Schwertleite war bei Vornehmen, den geistlichen Orden und in späterer Zeit feierlicher.

Um 1200 durfte das Ritterschwert erteilen, wer selbst Ritter war und das Recht hatte, Lehnsgüter zu verleihen, also wer ein adliger Herr war. Da aber die Ritter das reisige Gefolge jedes ansehnlichen Gutsbesitzers bildeten, so nahm sich auch der Dienstmann die Freiheit, den Ritterschild an sein Gefolge auszuteilen. Es wurde damit in wilder Zeit überhaupt nicht genau genommen, die Würde ward schon im 13. Jahrhundert an Bauernsöhne um Geld gegeben, oder weil der Herr sich einmal mit großem Gefolge am Fürstenhofe zeigen wollte*). Für ehrenvoll galt es, von dem höchsten Fürsten des Landes das Ritterschwert zu erhalten, auch ihm war rühmlich, an großem Hoffest vielen höfischen Knechten die Ehre zu erteilen. Bei jener österreichischen Vermählung im Jahre 1222 erhielten 225 Knappen die Würde. Noch rühmlicher war die Erteilung vor einer Schlacht, die neuen Ritter kämpften dann in der ersten Schlachtreihe. So wird berichtet, daß Rudolf von Habsburg vor der Schlacht auf dem Marchfeld 1278 unter andern auch hundert Züricher Bürgersöhnen das Ritterschwert gab und die Züricher für seine besten Kämpfer erklärte.

Schon um 1200 bestand der Stolz auf ritterliche Herkunft. Das nächste Recht zum Schildamt sollte haben, wer aus dem „Geschlecht der Tjoste“ stammte, und der Satz, welcher überall galt, daß der Sohn dem Berufe des Vaters zu folgen habe, wurde von Ritterbürtigen mit Eifer

*) Der sog. Seifried Helbling VIII. V. 217—235.

geltend gemacht. Aber trotz allem Klagen und Zürnen wollte es nicht gelingen, das Eindringen neuer Leute abzuhalten. Damals wurde allerdings nur der aufstrebende Bauer angefeindet. Denn der Stadtbürger des 13. Jahrhunderts, der von seinen Eltern her als freier Mann bekannt war, oder dessen Vorfahren als Burgmannen unter dem Stadtherrn gesessen hatten, sorgte selbst dafür, daß er vom Ritterschild nicht ausgeschlossen wurde. Auch er stand in einem Gegensatz zum Lehnsmann im Dorfe, aber er war in vielen Landschaften der reichere, bald auch der gebildetere; er vertrat als Mitregierer seiner Stadt große politische Interessen, beeinflußte die Waffenmacht seiner Bürgerschaft und konnte den Fürsten sehr gefährlich und sehr nützlich sein. Er war stolz auf sein Ritterschild und seine Armstärke beim Speerbrechen wie der Dorfritter. Aber wenn er sich auch für den besseren Mann hielt, schon unter den Hohenstaufen war für seine Geltung unbequem, daß er oft Kaufmannschaft trieb und sein Geld in bürgerlicher Nahrung mehrte. Denn der alte Kriegerstolz der Germanen bestand unverändert fort, daß dem waffentüchtigen Mann Kriegstat mehr zieme als friedliche Arbeit. Und wo unter den Hohenstaufen die Würden der Männer aufgezählt sind, steht der reiche Kaufmann stets hinter dem Ritter.

Wer in den Ritterorden aufgenommen ist, wird Herr und Ihr genannt, der Knecht aber Gesell und du. Er hat das Recht, ein Wappen auf dem Holzschild zu tragen und sich von dem Knecht aufwarten zu lassen. Es war nicht unnatürlich, daß um diese äußeren Vorrechte des Ritterstandes gerade solche tödlichen Streit erregten, welche sich davon erhielten, dem Bauer die Rinder zu stehlen; schon um 1290 ist es gefährlich, solchen Raufbold du zu nennen oder ein Schildzeichen zu führen, welches dem seinen gleich ist*). Das Vorrecht, Schmuck und kostbares Gewand des Adligen zu tragen, zumal Gold an Schild, Spange und Sporen, scheint der Ritter später gewonnen zu haben als wertvolleres. Denn noch um 1400 war heraldische Überlieferung, daß Gold im Schilde edler sei als Silber. Jedenfalls wurde der Goldschmuck bald sogar von den ritterbürtigen Knappen beansprucht. Zwar dem jungen Knechte gezieme wie dem Kaufmann Silber, aber dem Knecht von dreißig Jahren solle man vergoldeten Schmuck nicht wehren**).

Und es ist bezeichnend für die allmähliche Umwandlung des Rittertums in einen erblichen Stand, daß bereits die ritterbürtigen Knechte als ein eigener Stand hinter den Rittern aufgezählt und durch den Namen „edle Knechte" von anderen Aufwartenden unterschieden werden. Und bereits nach 1200 ist für ritterlichen Grundbesitz und Geltung in der höfischen Genossenschaft die Ritterwürde nicht unbedingt notwendig.

---

*) Der sog. Seifried Helbling VIII, 430. Hugo von Trimberg, Renner, V. 1107.
**) Der sog. Seifried Helbling VIII, 660.

Die Rüstung des schwerbewaffneten Reisigen sucht seit Friedrich Rotbart den Leib besser zu schützen und dem Ritter den Durchbruch der feindlichen Haufen zu erleichtern. Die fünf Systeme der Schutzrüstung: Lederkoller mit Metallplatten, aufgenähte Eisenschuppen, Kettenpanzer, bewegliche Eisenringe und gerundete Schienen, sind sämtlich bereits in der letzten Römerzeit vorhanden, sie haben sich nebeneinander erhalten und werden bis in das 17. Jahrhundert hinab der Reihe nach von Mode und Bedürfnis aufgenommen. Nach langen Zwischenräumen kommen einmal wieder uralte Formen in neuer Umbildung auf*).

Um 1200 war die Schutzrüstung noch verhältnismäßig einfach. Der Harnisch, d. h. die Rüstung des Leibes, bestand aus dem Halsberg (Leibdecker), einem Kettenpanzerrock mit Ärmeln, Handschuhen und einer Kapuze, die zurückgeschlagen werden konnte und, übergezogen, nur das Gesicht freiließ. Über dies Kettenhemd, das bis an die Knie reichte und abwärts von den Hüften durch Geren, keilförmige Einsätze, erweitert war, wurde bei ernstem Kampfe zuweilen die Brünne, der ältere Brustpanzer, gelegt. Aber im 13. Jahrhundert kam die Brünne außer Gebrauch, nicht immer legte man eine Eisenplatte über den Halsberg, erst im 14. Jahrhundert schnallte man den Schienenharnisch regelmäßig über das Kettenhemd. Die Füße waren durch anliegende Panzerstrümpfe, die Eisenhosen, geschützt, die bis über die Schenkel hinaufreichten. — Der Helm war im 10. Jahrhundert häufig eine runde Stahlkappe gewesen, hatte im 11. durch einen vorragenden Eisensteif die Nase gedeckt und im 12. oft konische Form gehabt. Gerade in der Zeit des höfischen Minnedienstes ward er in Deutschland häßlicher als je zuvor und hernach, plump, dick, am Scheitel häufig abgeplattet, einem umgestürzten Topf ähnlich. Er deckte auf den Schultern sitzend das

*) Wie die Rüstungen fast aller bekannten Völker des Orients und Okzidents, welche die Notitia dignitatum um 400 n. Chr. erwähnt, hier und da im Gebrauch gedauert oder durch die Waffenschmiede nach alten Traditionen wiedergefunden wurden, vermögen wir im einzelnen nicht nachzuweisen, daß aber die späte Wiederholung antiker Formen nicht zufällig ist, lehrt der Augenschein Da Konstantinopel bis in das späte Mittelalter die große Fabrikstadt für kostbares Gerät und Stoffe, auch für Rüstungen blieb, so wird dort die Verbindungsstelle zwischen neuerer Mode und antiken Erinnerungen zu suchen sein. Von etwa hundert Helmen z. B. des 13. und 14. Jahrhunderts, die 1841 in einer Zisterne der Festung Chalkis auf Euböa gefunden wurden, haben mehrere der älteren fast genau Form und Ausschnitt des römischen Bronzehelms aus Neapel, der jetzt im Kabinett zu Schloß Erbach aufbewahrt wird. — Die Ritterlanze wird schon im Kriege Belisars mit den Goten erwähnt und ihre Form so beschrieben, wie sie etwa im 16. Jahrhundert gebräuchlich war, während noch lange nach der Völkerwanderung der kürzere Ger gewöhnliche Reiterwaffe war. Der überlange Spieß, den die Landsknechte des Frondsberg führten, ist bereits fünfzehnhundert Jahre früher in den norddeutschen Feldzügen der Germanicus den Römern lästig. Die Wagenburg der Kimbrer dauert bis zum Dreißigjährigen Kriege. — Man muß sich hüten, in den spärlichen Überresten und Abbildungen des frühen Mittelalters das einzige gültige jener Zeiten zu sehen. Wer selbst schauen will, vergleiche: Hefner von Alteneck, Trachten des Mittelalters — ein vortreffliches Werk, das mit einziger Sorgfalt und guter antiquarischer Kenntnis erhaltene Denkmäler nachbildet.

ganze Haupt, ließ nur kleine Sehöffnungen, die Fenster, und wurde über der Panzerkappe mit seidenen Schnüren festgebunden. Neben ihm dauerte der Eisenhut, eine Stahlkappe mit breiter Krempe. — Der Ritterschild, im 10. Jahrhundert oft rund, im 12. dreieckig, sehr lang und zur Aufnahme des Körpers eingebuchtet, wird kleiner, bleibt aber dreieckig und von Holz. Das zweischneidige Ritterschwert ist länger geworden, der lange Speer hat einen Schaft von Eschenholz, in den Gedichten auch von spanischem Rohr, mit kurzer Eisenspitze, am Griffende gewöhnlich mit einer Scheibe. Über die Rüstung wirft der Ritter seinen langen Waffenrock von leichtem Zeug, darüber noch das Kursit als Staatskleid; die Sporen werden angeschnallt, sie sind dem Ritter noch nicht von Gold, nur an Adligen werden einigemal goldene Sporen erwähnt. Das Roß ist noch gar nicht mit Eisenplatten bedeckt*). Der Sattel hat einen tiefen Bock, der dem Rücken des Reiters sichern Widerhalt gibt, auf der rechten Seite des Sattels ist eine eiserne Gabel zum Auflegen des Speers angebracht, der Reiter steckt den Speer noch nicht in das starke Gerüst mit Kerbeisen, das in späterer Zeit hinter seiner Hüfte ragt. Der Zaum ist eine einfache Trense.

Es war ein zweifelhafter Fortschritt, daß die Turnierwaffen größeren Schmuck und allmählich andere Form erhielten als die des Krieges. Bald nach 1200 beginnt man das Zimier, den Helmschmuck, auf den Scheitel des Helms aus einem Kranz von Federn, Blumen, Goldblättern, einem hohen Busch Pfauenfedern, einem ausgebreiteten Fächer, bunt gemalt, mit Pfauenfedern und Tuchstreifen geschmückt. Allmählich werden phantastische Formen aufgesetzt, Figuren von Menschen und Tieren, Hörner, Wappenzeichen, zuweilen seltsame Inventionen, in ansehnlicher Höhe von Holz und Stoff verfertigt, bunt übermalt. Zum Schutz gegen die Sonne hatte man zur Sachsenzeit einen Strohhut über die Eisenkappe gesetzt, in den Kreuzzügen ein Tuch herabhängen lassen, erst am Ende des 13. Jahrhunderts wird dies Tuch, bunt verziert und ausgezackt, als Helmdecke ein Teil des Wappenschmucks.

Die Außenseite des hölzernen Schildes, nicht selten mit Pelzwerk überzogen, zeigt das Wappen des Besitzers, das auf Leinwand gemalt ist. Eigene Wappenzeichen scheinen ursprünglich ein Vorrecht der edlen Lehnsherrn gewesen zu sein, und die Lehnsleute und vollends die Dienstmannen nur das Zeichen ihrer Herren geführt zu haben, zuweilen mit einem unterscheidenden Merkmal; um 1200 tragen auch manche einfache Ritter ihr besonderes Wappenbild, aber die Bilder und Farben werden frei behandelt und die Nachkommen ändern sorglos daran. Grün ist in dieser Zeit noch als Schildfarbe gebräuchlich, auch im folgenden Jahrhundert werden zwei Metalle übereinander gesetzt. — Das Roß wird mit einer langen Decke geschmückt, die vom Hals bis über

*) Dies sagt Wolfram von Eschenbach ausdrücklich im Willehalm 395, 12, wo er die eiserne Kovertüre eines Heiden erwähnt.

den Schweif fast bis zum Boden reicht. Waffenrock und Pferdedecke haben häufig dieselbe Farbe, der bunte und kostbare Stoff ist durch eingesetzte Bilder und Embleme verziert. Die Turnierlanze muß an der kurzen Spitze ein Quereisen gehabt haben, wodurch das tiefe Eindringen verhindert wurde, noch nicht die spätere Krone; denn es wird von dem Eindringen des Stichs durch die Helmfenster und das Panzerhemd berichtet, aber die Augen des Kämpfers sind geschützt und die Wunden können nicht tief gewesen sein. Der Speer wird farbig bemalt, wohl auch mit Blumen und Flitterschmuck dicht umwunden, mit einem Wimpel verziert. Der geschlossene Helm, der bemalte Schild, das Ritterschwert, der Gürtel, der Waffenrock sind die unterscheidenden Zeichen des Ritters, der Knappe reitet in offener Helmkappe ohne Schild und Waffenrock.

Größte Bedeutung erhielten dem Ritter seit dem Ende des 12. Jahrhunderts die Waffenübungen, die ein Vorrecht seines Standes geworden waren. Sie wurden in der Hauptsache zuverlässig schon während der Wanderzeit eingerichtet, seit den Kreuzzügen mit den Spielgesetzen, die die Romanen alljährlich erdacht hatten, zu einem System von Regeln verbunden, an deren Beobachtung der höfische d. h. gebildete Mann erkannt ward, deren Verletzung für unehrenhaft galt.

Von diesen Übungen war die häufigste, Grundlage der übrigen, die Tjost, der Speerstich zweier gerüsteter Ritter gegeneinander.*) Zweck dieses Kampfes war, den Gegner im scharfen Anritt mit dem Speer so zu treffen, daß entweder der Gegner vom Pferde geworfen wurde, oder der Speer in die Rüstung des Ritters drang und von dem Stoß zersplitterte. Zu solchem Kampfe wurde ein Raum abgegrenzt, wenn die Örtlichkeit das erlaubte; beide Gegner nahmen einen Anlauf, den „Puneiß", wobei das Roß mit gesteigerter Schnelligkeit so zu leiten war, daß es die größte Kraft im Moment des Stoßes gab**). Man ritt dabei nicht „Stapfes oder Drabs" — im Schritt oder Trab —, es gehörte Kunst dazu, zu rechter Zeit aus Galopp in Karriere oder, wie

*) Die gewöhnliche Herleitung des Wortes „die Tjost" ist vom lateinischen justa, regelrechter Kampf. So wurde das Wort auch von den Deutschen des 13. Jahrhunderts erklärt. (Darum mhd. ze rehter tjoste.) Man wird jedoch vor alten Kampf- und Kriegsbezeichnungen unsicheren Ursprungs gut tun, germanischen Ursprung als möglich zu betrachten. Wenn auch die Romanen gewannen Ordnung und Brauch ihrer Kämpfe weit mehr von den Germanen der Völkerwanderung, als von den Römern. Häufig empfingen die Deutschen angestammtes, aber unverständlich gewordenes Sprachgut aus romanischem Munde zurück, so die Wörter Infanterie (nicht von infans, sondern von fante, der leichte Fußkrieger), Herold (von ahd. haran, rufen, haralt), Sergeant (nicht von serviens, wie schon im 12. Jahrhundert die Romanen annahmen, sondern sarjant, sarwant, Krieger, welcher das Kettenhemd trägt. Vergl. weiter unten Nr. 6). Auch unser modernes Hurra ist zwar von den Russen zurückgenommen, diesen selbst aber aus dem altgermanischen Schlachtruf hara überliefert. — Die Tjost hieß bei den Byzantinern Tzustra, das T gehört also wohl zum Stamm, vom gotischen tvistass (fem.), Zweikampf.

**) Winsbecke, herausg. von M. Haupt, 21, 4. Das Wort Puneiz ist romanisch, von lat. pungo, steche.

man damals sagte, aus dem „Walap in die Rabbine" zu treiben. Der Anlauf war „kurz" oder „lang", der lange erforderte größere Sicherheit in Führung des Rosses und Speers, aber er war natürlich wirksamer; es ist charakteristisch, daß der lange Anlauf um 1200 für trefflicher galt, nach 1400 wegen der schweren Rüstung für unbequem. Es war Spielregel, bei diesem Rennen den „Hurt", das Zusammenprallen der Reiter und der Rosse, zu vermeiden, und der Reiter mußte verstehen, nach dem Stich mit einer Volte rechts abzubiegen, wenn er nicht die bösliche Absicht hatte, den Gegner zu überrennen; was am leichtesten geschah, wenn er schräge auf ihn hielt. Die „rechte Tjost" aber war, daß man in gerader Linie Front gegen Front aufeinander stieß, in diesem Fall traf der Speer die Schildseite des anderen; war der Anlauf von beiden Seiten gleich kräftig und der Stich ohne Fehlen, so kamen trotz der Volte die Kämpfer einander häufig so nah, daß Schild an Schild stieß und die Knie geklemmt wurden. Der Stoß wurde wirksamer aber schwieriger, je höher er gerichtet war; den oberen Rand des Schildes treffen, wo er sich mit dem Helm berührte, oder den Helm selbst, galt für den besten Stoß*); das ungepanzerte Roß zu treffen, war große Ungeschicklichkeit. Wer dem Gegner besondere Artigkeit erweisen wollte, hob beim Rennen seinen Speer aus der Auflage und schlug ihn unter den Arm. Solchem Stich ohne Auflage begegnete der andere dadurch, daß er das gleiche tat, oder mit größerem Selbstgefühl, wenn er seinen Speer auf dem Schenkel hoch hielt und gar nicht gegenstach. Es scheint, daß im Anfang des 13. Jahrhunderts die Länge und Schwere des Speers nicht vorgeschrieben war, denn es werden unmäßig große Speere erwähnt. Wer zum Spielkampf sich bereit erklärte, band den Helm auf dem Haupte fest und senkte den Speer, wer den Helm abband, schied aus dem Spiel.

Dieser Einzelkampf war die häufigste Ritterfreude, zu ihm wurde durch Boten und Briefe von Kampflustigen aufgefordert, er fehlte bei keinem Hoffest. Als im Jahre 1224 Leopold von Österreich hadernde Parteien zu jenem Sühnetag nach Freisach eingeladen hatte, benutzten zwei junge Liechtensteiner die Gelegenheit, zu Ehren edler Frauen, Ritterschaft zu prüfen und forderten zur Tjost in der Nähe der Stadt heraus. Da ritt alles auf das Feld, um zu stechen und vergaß tagelang die Verhandlungen, bis die Bischöfe sich bitter beklagten und der Herzog zuletzt nicht anders zu helfen wußte, als daß er selbst ein großes Turnier ansagte, wo die Versammelten einander in Masse zerstechen konnten.

Die höfischen Dichter erklären gern, daß die leidenschaftliche Freude an der Tjost durch Ehrgefühl und Frauendienst aufgeregt sei; in Wahrheit spielen aber auch hier die Preise und Wetten eine große Rolle.

*) Die vier Nägel an dem Schild, oder wo der Helm gebunden ist, sind das rechte Ritterziel und beste Klugheit bei der Tjost. Winsbecke. 21. 6.

Ulrich von Liechtenstein lockt 1227 dadurch, daß er jedem Gegner, der seiner nicht fehlen werde, einen goldenen Fingerring verheißt, dem aber, der ihn aus dem Sattel heben könne, alle Rosse, die er mit sich führt. Und ebenso setzt in der merkwürdigen — erdachten — Schilderung eines Turniers zu Nantes, in welchem Richard Löwenherz als Vorkämpfer der Ritter von germanischem Blut die Franzosen gründlich besiegt, ein Edler zu einer Tjost ein Roß und hundert Mark Silber aus, und verliert diesen Preis.

Das Speerstechen war in den altheimischen Volksspielen geübt worden, wenn bei Beginn des Frühjahres Sommer und Winter verkleidet miteinander kämpften, der Maigraf aus der Waldlichtung mit seinem reisigen Gefolge in das Dorf einritt. Über das 13. Jahrhundert hinaus blieben der Mai und Pfingsten die lustige Festzeit der ritterlichen Kämpfer; auch der Brauch erhielt sich, daß die herausfordernde Partei in der Lichtung eines Gehölzes, durch das Laub verborgen, sich rüstete, und plötzlich in buntem Schmuck aus dem grünen Vorhang in die Ebene hinausritt. Das junge Waldesgrün wurde als poetisches Lager und Versteck des Auftauchenden respektiert. Auch wer Abenteuer, Verkleidung, Überraschung beabsichtigte, als Fremder in einen Rennverein einreiten wollte, wählte das Laubversteck; er sandte einen Knappen heraus, der ihn artig mit den Worten anmeldete: „Mein Herr begehret Ritterschaft an euch"; kam die Antwort: „Sie wird ihm gewährt, wie er sie auch begehrt", so tauchte der Ritter selbst, in seinem schönen Waffenkleide, mit gebundenem Helm hervor, nach gefälliger Annahme sämtlicher Beteiligten durchaus unkenntlich; er zerstach seine Speere, und deutete durch Rückzug in das Gehölz an, daß er wieder verschwinde. Deshalb nannte man in der Rittersprache von dem romanisierten Worte „Forest", Hain, alles Verkleiden oder Veranstalten eines ritterlichen Abenteuers beim Rennspiele „forestieren", auch wenn es nicht mehr vom Waldesdickicht ausging.

Es lag nahe, in diesen Verkleidungen Heldengestalten der Sage und der Rittergedichte nachzubilden. Zumal wenn sich ganze Gesellschaften für ritterliches Spiel zusammentaten, erschienen die Helden Karls des Großen, die Mannen Siegfrieds und Dietrichs von Bern und die Gralritter in phantastischem Schmuck. Von vielen Maskenscherzen und Erfindungen der Rennbahn, durch die man der Tjost höhern Reiz zu geben suchte, hat einer in unseren Ostseestädten Erinnerungen hinterlassen, welche bis zur Gegenwart dauern, die Tafelrunde des König Artus. Ein Zelt, Pavillon, Turm wurden inmitten des Stechplatzes aufgerichtet, die Helden des Artushofes kämpften gegen geladene Gäste oder nahmen bewährte Ritter in ihre Gesellschaft auf, zuletzt schmausten die Genossen an rundem Tisch, froh der Verkleidung, und des poetischen Schimmers, in dem sie einander sahen. In Österreich richtete Ulrich von Liechtenstein 1240 dies Spiel ein, in der Mitte des Kampfplatzes das Zelt der Tafelrunde von vier Bannern umsteckt, im weiten Ring herum

eine schöne seidene Schnur gelb und blau geflochten, durch zweihundert Speerfähnlein gehalten. Der Ring hatte zwei Tore, durch welche die Angreifer einzogen, gegen sie wurde das Zelt von den Artusrittern verteidigt. Und im Jahr 1285 führten die Magdeburger diese Invention noch schöner aus. Dort standen damals den Pfingstspielen die Söhne der reichen Bürger vor, welche die Genossenschaft der Konstabler bildeten. Sie hatten mehrere ritterliche Spielweisen, darunter den „Roland", den „Schildeichenbaum" und die „Tafelrunde"; in jenem Jahr baten sie einen gelehrten Genossen, Bruno von Sconenbecke, er möge ihnen ein freudiges Spiel bedenken; da machte er das Gralspiel und dichtete höfische Briefe dazu. Diese wurden nach Goslar, Hildesheim, Braunschweig, Quedlinburg, Halberstadt und anderen Städten gesandt, und die Kaufleute, die Ritterschaft üben wollten, wurden nach Magdeburg geladen, man habe eine schöne Frau, mit Namen Frau Feie, die werde der Preis sein für den Sieger*). Alle Jünglinge der Städte rührten sich; die von Goslar kamen mit verdeckten Rossen, die von Braunschweig alle in grünen Röcken und grünen Wappendecken, jede Stadt hatte ihre besonderen Wappen und Farben. Die Anziehenden wollten nicht einreiten, wenn man sie nicht mit einer Tjost empfange. So wurden sie von zwei Konstablern bestanden. Auf der Marsch aber war der Gral bereitet, viele Zelte und Pavillons aufgeschlagen und ein Baum gepflanzt, daran hingen die Schilde der Konstabler, die in dem Grale waren. Am andern Tag hörten die Gäste Messe und aßen, dann zogen sie aus, den Gral zu beschauen, und es war gesetzt, wenn einer von ihnen einen Schild rührte, so trat dessen Besitzer heraus und bestand den Rührenden. Zuletzt verdiente ein alter Kaufmann von Goslar die Frau Fee; er nahm sie mit sich, verheiratete sie und gab ihr so viel als Ausstattung, daß sie ihrem wilden Leben entsagen konnte.

Dieselbe Idee wurde in preußische Städte und nach Stralsund verpflanzt, dort entstanden unter den rittermäßigen Familien im 14. Jahrhundert Artusbrüderschaften, und Artushöfe, stehende Genossenschaften mit eigenen Klubhäusern. Die englischen und französischen Kreuzfahrer fanden dort Erinnerungen an heimischem Ritterbrauch und gastliche Aufnahme.

Ein Haufenspiel zu Roß war der Buhurt**), wahrscheinlich die älteste der ritterlichen Übungen. Die Reitenden teilten sich in Parteien und zogen sich in schnellem Lauf durcheinander. Hier war die Reitkunst

*) Feie kann allerdings die Umlautung von Sophie sein, aber auch die Feen waren aus den Rittergedichten wohl bekannt, z. B. Parzival 96: Der Feien Art ist minnen oder Minne suchen. — In Lübeck wurde noch hundert Jahr später das ritterliche Artusspiel von Edlen der Umgegend ausgeführt. — Der Name Krimhildespiel als Ortsbezeichnung bei Saarbrücken, W. Grimm, d. Heldensage, S. 155. In derselben Landschaft wird der Ritterbund der Nebelinge (Nibelungen?) erwähnt.

**) Das Wort bu bedeutet Hausbau, Gebäude, aber auch Bauernwesen und Bauernarbeit, hurt das Anrennen; ob buhurt das Rennen zwischen Häusern, oder Bauernrennen meint, ist unsicher.

und im Vorbeifliegen der Zusammenstoß der Schilde und das geräuschvolle Brechen leichter Speere an entgegengehaltenen Schilden die Hauptsache; er wurde deshalb wohl auch mit Stäben geritten. Das behende Wenden im engen Raum und das laute Dröhnen von Schild und Speer war ihm charakteristisch, dabei klang gewaltig der Ruf: Hurta, hurta (drauf)! Der Buhurt war Ausdruck kriegerischer Freude, Begrüßung eines geehrten Gastes auch in den Stadtgassen und im geschlossenen Hof, er erhielt sich aber nicht über die erste Hälfte des Jahrhunderts, später werden beim Empfang ritterlicher Gäste nur einige Tjoste geritten.

Das größte Ritterfest war der Turney, ein Massenkampf in abgestecktem Raum, die Teilnehmer immer in zwei Parteien geteilt, diese wieder in verschiedene Haufen, die einander unterstützten. Aufgabe der Haufen war, die Schar der Gegner zu durchreiten und die einzelnen daraus zu entwaffnen und gefangen zu nehmen. Die Turniere wurden um 1200 nicht nur bei großen Hoffesten angestellt, auch von den Rittern einer Landschaft, es waren Spielkämpfe, die das Rittertum in seinem höchsten Glanze zeigten. In der Stadt, die dem Turnierplatz nahe lag, — und man hatte Ursache, volkreiche Städte mit kunstfertigem Handwerk zu wählen, — war in den Wochen vor dem Turnier geräuschvolles Treiben, Schmiede, Lederarbeiter, Gewandschneider, Goldschläger, Maler, Federschmücker waren in angestrengter Tätigkeit, die Herbergen füllten sich, auch Privathäuser nahmen Einquartierung. Wer der Einladung zum Turnier folgte, zog stattlich ein und wandte leicht mehr Geld und Kredit auf sich und sein Gefolge, als ihm nützlich war; denn die Edlen und Dienstmannen kamen mit großem Gefolge von Rittern, Knechten und Rossen, zuweilen auch mit Frauen. In den letzten Tagen vor dem Fest wogte es auf den Straßen und um die Herbergen, die Ritter, die des Abends einander besuchten, ließen sich große Wachslichter vortragen, dann war die Stadt, deren Dunkel durch keine Straßenlaternen unterbrochen wurde, hell erleuchtet. Unterdes hatte, wer das Turnier ausgeschrieben, die Aufgabe, die Parteiführer zu bestimmen; wurde er Führer einer Partei, so trug wenigstens die Schar, mit der er einritt, seinen Schild, und war er nicht der Landesherr selbst, so hatte er vornehme und erprobte Ritter um diese Gunst zu bitten. Es galt für eine Ehre, viele vornehme Herren unter seinem Schilde in das Turnier zu führen. Draußen aber auf der staubfreien Grasebene wurden weite Schranken abgesteckt, Zelte und Buden errichtet, und um diese Gerüste sammelten sich wie Zugvögel Schwärme des fahrenden Volkes: Spielleute, Narren, Gaukler, die rechtlosen Kinder der Landstraße mit ihren Weibern, sie, die unentbehrlichen Lustigmacher bei jedem Feste des Mittelalters. Am Morgen des großen Tages hörten die Kämpfenden zuerst die Messe, dann wurde die Anmeldung der Namen und Wappen bewirkt und die Teilung in Scharen. Diese Vorbereitung war in späterer Zeit ein ernstes Geschäft, die Wap-

penschau wurde zu einer Prüfung der ritterlichen Turnierrechte, wem das Turnierrecht beanstandet wurde, der kam nicht in die Teilung; um 1200 scheint eine Prüfung des Ritterrechts nicht stattgefunden zu haben, die Prüfung der Wappen besteht aber bereits unter Rudolf von Habsburg.*) — Die Groier oder Krier (Turnierrufer) schrien durch die Straßen: „Wappnet euch, gute Ritter, wappnet euch, tragt stolzen Mut und ziehet freudig aufs Feld, erweiset eure Ritterkraft und dienet schönen Frauen.“ Die Haufen sammelten sich und zogen unter den Bannern ihrer Führer aus, die Posauner bliesen eine Reisenote, in froher Erwartung erhoben sich Rosse und Männer. Vor den Zugängen der Schranken ordneten sich die Scharen, unter lauter Kriegsmusik ritten sie ein. Bevor der Turney anhob, ritten die Führer zuweilen erst allein in einer Tjost gegeneinander, in diesem Fall war es Courtoisie, dem Vorreitenden nur im Einzelkampf entgegenzutreten und ihn nicht zu drängen oder abzuschneiden. Das Turnier begann, indem die angreifende Schar einer Partei in starkem Anritt (Puneiß) mit Lanzenstich auf die gegenüberstehende traf, die den Chok durch Gegenstoß zu parieren hatte. Taten die Angreifer ihre Pflicht, so drängten sie, nachdem ihre erste Reihe Speere gebrochen, im Ansturm geschlossen durch die Schar der Gegner. Nach dem Durchritt aber mußten sie vor den Schranken schwenken und, die Gegner umreitend, ihre erste Position wiedergewinnen. Und diese Schwenkung war der gefährliche Augenblick, wo die getroffene Schar der Gegner, wenn sie durch den Ansturm nicht völlig in Unordnung gebracht war, Gelegenheit erhielt, einen Teil der Angreifer abzuschneiden und gefangenzunehmen. Hatten die Angreifer den Umritt vollendet, so wurden sie ihrerseits von dem zweiten Haufen der Gegner angerannt, womöglich durchbrochen, und ihnen blieb überlassen, einzelne von dieser Schar der Gegner bei deren Tournee abzufassen. Darauf trat wieder als Ablösung und Hilfe die nächste Schar ihrer Partei in das Spiel, und so fort, bis alle Scharen in den Kampf geritten waren**).

Den weiteren gesetzlichen Verlauf dieser Quadrillen vermögen wir nicht mehr zu erkennen. Die Scharen wogen auf der weiten Ebene hin und her, bald sind Tjoste einzelner, also freier Raum und Anlauf möglich, Einspringen der Knappen und Herauszerren der Gefangenen, bald drängen sich die Genossen zum Durchbruch oder zur Verteidigung eng aneinander. — In diesem ersten Teil des Turniers führten die Kämpfer nur den Speer, kein Schwert und keinerlei andere Waffe, der einzelne war, sobald er den Speer verstochen hatte, wehrlos und der Gefangennahme ausgesetzt, er mußte sich schleunig in den Haufen der Freunde zurückziehen, wenn ihm der Knappe nicht einen neuen Speer durch das Getümmel in die Hand legen konnte; es war also Aufgabe der Freunde,

*) Die Prüfer, untergeordnete Beamte, werden im Turnier von Nantes erwähnt.

**) So beginnt wenigstens das Turnier bei Neuenburg, das Ulrich von Liechtenstein veranstaltet.

den Schutzlosen vor der Gefangennahme zu bewahren. Offenbar war das Endziel des Turniers, die Scharen der Gegner durch Abfangen einzelner so zu schwächen, daß sie den Widerstand aufgeben mußten; es scheint aber, daß der Kampf nicht bis zu völliger Erschöpfung und Gefangennahme der schwächeren Partei durchgeführt wurde.

Der Speerkampf des Turniers forderte von Roß und Kämpfer noch einige andere Eigenschaften als die regelrechte Tjost. Denn Auslage des Speers, Deckung des Reiters und Führung des Rosses — oder, wie man damals sagte, die Stiche — waren verschieden, je nachdem man in angreifender Schar einen Chok mit langem Anrennen machte (Stich zem puneiz), oder ob man den Gegner von der Seite anfiel (Stich ze triviers, à travers), ob man stillhaltend oder mit kurzem Vorritt den Gegenstoß gegen die Angreifer tat (Stich z'entmuoten, von antmuoti Gegenstoß; muoti ist das altdeutsche Wort für das spätere tjost), oder ob beide Teile mit Anlauf, Front gegen Front, aufeinander kamen (der gute Stich ze rehter tjost), endlich ob man einen Gegner verfolgte (Stich zer volge)*).

Dem einzelnen wurde während dieses Kampfes, der viele Stunden dauerte, die Möglichkeit gegeben, sich aus den Schranken zurückzuziehen, das Pferd zu wechseln und sich zu erfrischen. Dafür hatte jeder ansehnliche Mann seinen besondern Platz außerhalb der Schranken, am liebsten unter einem schattigen und aus der Ferne sichtbaren Baum.

Durch Tamburieren, Flötieren und Pfeifen wurde der zweite Teil des Turniers, der Schwertkampf, eingeleitet. Er galt mit gutem Grund für weniger vornehm und wurde bei eleganten Turnieren der Frauenritter wohl ganz weggelassen. Aber er war belustigend für starke Fäuste, und den Beutesuchenden die beste Zeit, ihr Glück zu machen. Denn jetzt galt es nur Gefangene zu gewinnen. Die Scharen ordneten sich dazu aufs neue, die Knappen legten ihren Rittern das Turnierschwert ohne Spitze in die Hand und wieder begann das Durchreiten. Aber der Schwertkampf Gepanzerter vom Rosse im Getümmel war nicht geeignet, besondere Kunst zu zeigen; man suchte den Helmschmuck des Gegners und seinen Holzschild in Späne zu zerhauen, den Kopf desselben durch Schwertschläge zu betäuben, ihm durch Ringen vom Roß das Schwert aus der Hand zu winden, den Helm vom Haupte zu würgen, endlich den Zaum zu entreißen. Es war auch nicht Kampf des einen gegen einen, man suchte in Masse zu umdrängen und die Opfer abzuschneiden. Der Waffenlose wurde, während er mit Armen und Beinen um sich schlug, von dem Sieger am Zaum fortgezogen. Wer so „gezäumt" war und gezerrt wurde, der durfte, wie vornehm er sein mochte, von dem Sieger und dem Knappen desselben starke Schläge erhalten. Die Knappen führten in den Schranken keine Waffen, wohl aber schon um 1250 einen Knüttel, und es war ihr besonderes Recht,

*) Vergl. Wolfram von Eschenbach im Parzival 812, 9.

den Gezäumten mit seinem Roß durch Hiebe aus den Schranken und zu dem Stande ihres Herrn zu treiben*). Die Freunde des Gezäumten durften ihn innerhalb der Schranken, wahrscheinlich nur solange er den Helm trug, wieder befreien; wo also nicht schneller Zwang entführte, erhob sich um den Sieger ein neues Getümmel. Und dieser Kampf um die Gefangenen ballte große Haufen zusammen und schuf das wildeste Drängen, Geschrei und Kampfwut.

War das Ende des Turniers verkündet und durch die Spielleute ausgeblasen, so mußte der Streit sofort aufhören. Dann wurde der Dank an die verteilt, welche sich nach Meinung von Preisrichtern am besten gehalten; der Ruhm wurde gemessen nach der Zahl der Durchritte, der verstochenen Speere und der geworfenen und gefangenen Ritter. Wer aber gefangen war, schlich traurig zu den Juden, denn Roß und Rüstung waren seinem Gegner verfallen, und er mußte dem Pfandleiher Schmuck versetzen und Bürgen stellen, um die behandelte Auslösungssumme zu erhalten. Zuweilen löste der Veranstalter des Turniers alle Gefangenen beider Parteien. Der Vornehmen geziemte, seine Gefangenen niedrig zu schätzen, er entließ den armen Landfahrer, der sich durch seinen Schild ernährte, wohl ganz ohne Lösegeld oder schenkte gar alles Lösegeld dem armen Groiern. Das tat die fürstliche Milde des Richard Löwenherz, und die Großmut erhob den Ruhm dieses seligen Helden über alle Edlen. Achtzehn Rosse und Rüstungen schlug er aus einem Turnier heraus und alles überließ er den Rufern und Wappenschauern an den Schranken. Da wurde mancher glücklich.

Leider war dieser ritterliche Sinn nicht immer vorhanden, ja es ist ersichtlich, daß die Turniere auch deshalb so massenhafte Teilnahme fanden, weil sie von Habgierigen als Spekulation behandelt wurden. Und man sah im Turnierkampf sehr wohl, wohin das Trachten des einzelnen ging, und unterschied solche, die um Ehre und Lob kämpften, und andere, die als Dienstmannen einer erwählten Herrin, als „Frauenritter" sich erweisen wollten; diese trugen gern ein Zeichen geheimer Huld an Helm oder Rüstung: Schleier, Band, Fessel, sie waren zumeist Speerkämpfer und zählten die gebrochenen Lanzen und die Unfälle ihrer Gegner. Aber neben ihnen stachen und schlugen harte Gesellen, die ihrer Faust und der Stärke ihrer Pferde vertrauend in das Turnier nur wegen der Beute zogen; und solchen war die eiserne Strenge heilsam, mit welcher der Turnierbrauch aufrecht erhalten wurde.

Die Zahl der Turnierkämpfer muß zuweilen sehr groß gewesen sein. Bei dem Turnier zu Neuenburg, das am 31. Mai 1227 von Ulrich von Liechtenstein veranlaßt wurde, waren 250 Ritter nur in 4 Scharen aufgeteilt, das aber war ein kleines Turnier; in der erdachten Beschreibung des Turniers von Nantes kämpfen 4000 Ritter, im Engel-

*) Konrad von Würzburg, Engelhard, herausgeg. von M. Haupt, S. 90. — Die Hauptstellen im Turnier von Nantes, 139 folgg.

hard des Konrad von Würzburg 2000 Ritter, und diese Anzahl scheint im 13. Jahrhundert auch in Wirklichkeit nicht selten gewesen zu sein. Noch zum Jahr 1360 zählt die Limburger Chronik bei dem Turnier von Nürnberg 1000 Anwesende in verbundenen und gekrönten Helmen, d. h. wirkliche ritterliche Kämpfer auf*) usw. Zuweilen turnierte im 12. Jahrhundert der höchste Adel allein an besonderem Tage, so 1184 bei der erwähnten Fest Friedrich Rotbarts zu Mainz, überhaupt dem größten Fest, welches in Deutschland jemals gefeiert wurde. Dies vornehme Turnier hatte nur 20 Teilnehmer und war nur Speerkampf.

Ein solcher Massenkampf phantastisch geschmückter Kämpfer, von denen jeder für den Speerstich doch Raum zum Anlauf bedurfte, muß ein weites Feld gefordert haben, und schwer übersehbar gewesen sein. Er versammelte eine ungeheure Menschenmenge und regte den leidenschaftlichen Anteil der Zeitgenossen auf, wie kein anderes Ereignis, mehr als eine Schlacht. Immer wurden der Frühlingsglanz des Mai, das frische Grün des Grundes, die Blüten am Baum und auf der Wiese als zugehörig mitempfunden. Darüber entzückte die Spannkraft von Mann und Roß, die heftigen Bewegungen, der unaufhörliche Wechsel leidenschaftlich bewegter Gruppen, Speerkrach und Schwertklang, das Wiehern und Schnauben der Rosse, welche die Aufregung der Reiter teilten, die Rufe der Ritter und Knappen und der Beamten des Turniers — sperâ sper, wîchâ wîch, hurtâ hurt, slahâ slach, stich und stich, jarâ! urra burra, wurrawei! (Speer her, weiche, drauf, schlage, stich, hurra!) — Dazu unaufhörliche Erfolge und Unglücksfälle, die Gestalten und Rüstungen erlauchter Herren, bekannte und berüchtigte Reiter der Landschaft, die Tribüne mit geschmückten Frauen, die bunten Farben und Stoffe, Malerei und neue Erfindungen an Waffenkleidern und Pferdedecken, zuletzt die Menge zusammengelaufenen Volks — es waren sinnbetörende Bilder für Kämpfende und Zuschauer. Und es wird berichtet, daß solche Turniere einen ganzen Tag währten, ja mehrere Tage hintereinander.

Sämtliche Ritterspiele forderten große Kraft und Übung. Die Ausdauer, welche Virtuosen dabei entwickelten, war außerordentlich. Der Liechtensteiner verstach einmal an einem Tage in der Tjost fünfzig Speere und ritt ein andermal zwölf Stunden im Turnier. Am meisten litten Hände und Arme, sie waren am Abend von den Stößen und der Erschütterung durch Brechen der Speere und Ruck der Schilder geschwollen, blau und mit Blut unterlaufen, ebenso die Knie übel zerstoßen. Bei alledem fällt auf, daß die Kämpfer bei der Tjost nicht häufiger verwundet und vom Rosse gesetzt werden. Durch etwa 300 Speere, die der Liechtensteiner in vier Wochen versticht, werden sechs Gegner vom Pferde geworfen, einige leicht verwundet, er selbst erhält nur zweimal leichte Verletzungen. Unsere Herrenreiten mit Hindernissen

*) Es ist hier, wie anderswo, auf die erfundenen oder unsicheren Angaben der Turnierbücher keine Rücksicht genommen.

geben fast mehr Unfälle. — Die Turniere waren allerdings viel wilder und gefährlicher, im Gewühl vom Roß zu stürzen, brachte manchem wackeren Mann den Tod oder langes Siechtum, und kaum ein Turnier mag ohne mehrere schwere Unfälle vergangen sein. Aber daraus wurde wenig gemacht, wenn der Verunglückte nicht eben ein großer Fürst war.

Diese Spiele blieben seit den Kreuzzügen die elegante Leidenschaft des Standes. Wer irgend auf höfische Sitte Anspruch machte, hatte Kenntnis davon, auch wer den Turnierring nicht betreten durfte, gebrauchte wenigstens mit Behagen die fremden Ausdrücke des Sports, vor andern der wandernde Spielmann, der darin so gut Bescheid wissen mußte, wie der Knappe eines Edlen.

Nun gab es allerdings auch unter den rittermäßigen Leuten „Träge", die sich verlagen und ein ruhmloses Leben in Ruhe allem Tjostieren vorzogen. Selten aus frommer Beschaulichkeit. Zu den wenigen guten Lehren, die dem deutschen Ritter von den Romanen gekommen waren, gehörte Mäßigkeit in Speise und Trunk. Die höfische Zucht weigerte der Völlerei, dem alten Laster der Deutschen, wenigstens für einige Zeit die Verklärung durch Vers und Spruch, die Dichter der guten Minnesängerzeit sangen überhaupt keine Trinklieder. Dennoch war auch in ihren Tagen das Land nicht arm an starken Schwelgen und Schlunden, die sich gegen die Vorwürfe höfischer Genossen behaglich entschuldigten. „Ich streite nicht um eure Zucht, ihr tut ganz recht, sie ist stattlich und ehrenvoll; aber mein Leben ist auch gut, es verkürzt mir die Zeit. Ich habe nicht Jagdhunde, nicht Windspiele und Falken, ich habe auch nicht so viel Rosse, daß ich zum Turnier und Ritterstreit reiten könnte, ich weiß keine Frauen, die mich gerne sehen wollten, ich habe auch kein so schönes Ritterkleid, daß ich damit durchs Land prangen möchte. Soll ich nackend zu Tanze gehen? Es ist wahr, mein Leben ist arm an Ehre, aber ich gebe es nicht um das eure. Daß ich mir oft einen Rausch trinke, macht mir die allergrößte Freude." Diese Art von Käuzen hat keiner Periode unsrer Vergangenheit gefehlt, sie saßen als taktlose Zänker unter den Bauern und Bürgern und schnallten die rostige Rüstung nur an, um einmal der zornigen Hauswirtin ein Rind oder ein Stück Tuch in das Haus zu schaffen. Ihre ausgebildete Trinklust galt in der guten Zeit des Rittertums für eine veraltete Unart. Aber sie erlebten die Freude, daß bald anspruchsvolle Standesgenossen in wüstem Becherturnier eine Ehre suchten, die das Knie weniger scheuerte als die Ehren des Turnierplatzes.

Doch auch auf die höfischen Turniergenossen legte sich ein Fluch, welcher jeden trifft, der friedliche Arbeit verachtet. Und es war eine besondere Strafe, daß dieser Fluch sie zuerst gerade da schlug, wo sie am stolzesten waren, in ihrer Waffentüchtigkeit. Seit die Ausbildung des reisigen Mannes für Sport und Turf der Stechbahn Hauptsache wird, ist seine Brauchbarkeit im Kriege auffällig verringert. Dieselbe Zeit,

welche den gepanzerten Reiter mit einer Ehre und Poesie umgibt, die ihn hoch über seinen Ahnherrn, den Bauer, ja über seinen Nachbar, den Bürger, erheben will, bereitet ihm in den Schlachten eine Niederlage nach der andern. Die Horden der Mongolen, die leichten Reiter der Ungarn erdrücken seine Haufen, bald schwingt der nackte Bauer und Bürger bei Morgarten, Laufen, Sempach siegreich seine Hellebarde gegen ihn, endlich auch der böhmische Landmann seine Holzkeule. Wir sehen wohl, wie das kam. Die Bewaffnung des Ritters wurde durch die Turnierspiele unpraktischer. Erst unmittelbar vor der Schlacht konnte er seine schwere Rüstung anlegen, auch seine Rosse mußten bis zu der Aktion geschont werden, der Beginn jedes Treffens forderte große Vorbereitung, der Verfolgung fehlte die Behendigkeit. Ein Ritterheer mochte günstige Entscheidung herbeiführen, wenn es einmal mit gleich geschulter höfischer Schar zusammenstieß. Es war unbehilflich gegenüber einem Kriegsvolk, das behendere Bewaffnung hatte und nicht besondere Ehre darin fand, in rechter Tjost oder à travers einzubrechen. Dazu kam, daß die Übungen mit dem Speer und Turnierschwert an einen Kampf mit gewissen Rücksichten gewöhnten, sie machten freien Raum für den Anlauf nötig oder ein langes Schlagen auf die eiserne Rüstung und ein Ringen mit dem Feinde, sie waren durchweg Zweikämpfe oder willkürliches Aussuchen eines Gegners. Der Ritter wendete den Brauch und Ehrgeiz der Tjost und des Turniers immer auf die Schlacht an; Speere an den Feinden zu verstechen, ihren Haufen im übermütigen Hurt zu durchreiten, oder den Feind beim Zaum zu fassen und Roß und Rüstung sorglich aus der Schlacht in Sicherheit zu bringen, das wurde ihm Hauptsache. Friedrich von Österreich wurde im Jahr 1246 von den Ungarn hinterrücks überfallen, weil er sie wie eine feindliche Turnierschar ansah, die erst auf ein gegebenes Zeichen losbrechen werde, und unterdes vor der Front seinen Haufen sorglos ermahnte*). Jeder einzelne erprobte Ritter war vielleicht mehreren Kriegern zu Fuß überlegen, aber seine ganze kriegerische Ausbildung war auf die Virtuositäten des Einzelkampfes berechnet, je stärker die Massenwirkung des Krieges, desto geringer wurde seine eigne Leistung. Nicht die Erfindung der gegossenen Büchse und des Handrohrs hat die reisige Kavallerie des Mittelalters überwunden, sie ist gerade durch ihre eigentümliche rittermäßige Ausbildung verdorben worden, weder bei Schweizern noch bei Dithmarschen war es das Pulver, welches die stolze Schar der Gepanzerten fällte.

Auch die ritterliche Gesinnung, die in den Kämpfern leben sollte, vermochte sich in einer rauhen Wirklichkeit nicht lange zu behaupten, und schon in der Zeit Wolframs von Eschenbach machte ein Teil der Edlen und eine Mehrheit ihrer Ritter die Mode des artigen Stechens zwar mit, zumal wenn ein Gewinn zu hoffen war, aber ihr Tagesleben

*) Nach Ulrich von Liechtenstein, S. 527.

verlief in ganz anderen Interessen. Selbsthilfe und Gewaltlat waren allgemein, und Raub auf der Landstraße, das alte Laster der reisigen Dienstleute, wucherte in der Zeit ritterlicher Virtuositäten so arg wie nur je. Seit den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts werden die gemeinschädlichen Laster der Ritter als ein unerträgliches Leiden des Landes beklagt. Und die Vornehmsten galten nur zu oft für die Beschützer dieses Unwesens. Wer eine Fehde ansagte und seine Forderung durch Krieg durchsetzte, den er mit erwähltem Gegner auf eigene Hand führte, übte noch ehrlichen Ritterbrauch; aber jede Art von Untreue, Wortbruch, tückischem Überfall wurde allgemein, und derselbe Ritter, der geladen von seinem Herrn, stattlich zum Turnier zog und am Hofe desselben höfisch zu tanzen und zu essen wußte, lebte oft auf seiner Burg mit harten Speergesellen als Räuber, und ritt als Schächer in der Dämmerung zum Waldesdickicht, dort auf arme Reisende zu lauern, ja er brach ohne jeden Vorwand bei hellem Tag in die benachbarten Dörfer, zündete Gehöfte an, trieb die Herden weg, tötete und verstümmelte die Bewohner.

Dies war die Kehrseite der stolzen Hingabe an Waffenwerk und eine Kriegerehre, die ihre Befriedigung nur im Kampf und in den Erfolgen des Turnierrings suchte. Mancher hochgesinnte Minnesänger fühlte vor seinem Ende die Schwere des Fluches, der sich auf das Leben seines Standes gelegt hatte, und er sah noch, wie der üble Teufel viele in das Höllenfeuer riß, die er selbst für die Lieblinge der hohen Frau Ehre erklärt hatte. Kaum einer hatte sich so behaglich die wirkliche Welt zu einem ritterlichen Rosengarten umgeträumt, der mit seidener Schnur und bunten Speeren abgegrenzt war, als Ulrich von Liechtenstein. Er hatte sein Sommerleben verstochen und versungen; auch nachdem er seine vornehme Herrin wegen schnöder Behandlung, die sie ihm zugeteilt, verließ, hatte er eine andere gefunden, die gefälliger war, und er besang ihren Mund und weißen Leib als Sachverständiger, während er bei seiner Hausfrau saß und seine Kinder in Zucht unterrichtete. Doch auch er sollte gewalttätig an den deutschen Winter gemahnt werden, und da sein Leben in die Jahre fällt, wo sich alte und neue Zeit feindlich scheiden, so darf hier aus demselben Buch, aus dem früher seine ritterliche Huldigung mitgeteilt wurde, auch eine kurze Anekdote nicht verschwiegen werden, die weit andere Zustände seiner späteren Lebensjahre erkennen läßt. Leider ist sein Bericht gerade für das, was wir darin suchen, ziemlich dürftig. Ulrich erzählt in seinem Frauendienst (nach Lachmann S. 537) folgendes:

In dieser Zeit — es war am 26. August 1248 — widerfuhr mir ein unbilliges Ungemach von zweien, die ich hier nennen will; der eine hieß Herr Pilgerin von Kars, der war mein Erbsasse, der hatte mir oft gedient, auch ich war ihm hold und oft in meinem Hause in seiner Gesellschaft froh gewesen. Der andere hieß Weinold, er war mir auch aufrichtig lieb, ein übergroßer Mann, mit dem ich viel Scherz trieb, sein

Leib war ungestalt, sein Mund voran mit schlauen Reden, aber sein Herz barg weiß Gott geheime Untreue. Es war am dritten Tage nach St. Batholomäus um Mittag, ich lag nach dem Bade in meiner Kammer, da kamen diese zwei nach Frauenburg an mein Tor. Mein Gesinde hieß sie Gott willkommen; sie dankten artig mit freundlicher Gebärde und Herr Pilgerin sprach: „Sagt an, was schafft mein Herr?" Die Meinen versetzten: „Der Herr hat sich schlafen gelegt." Er sprach: „Das ist eine große Trägheit, geht zu ihm, bittet ihn aufzustehen, ich wünsche ihn bald zu sprechen." Mein Kämmerer kam zu mir und sagte mir das, ich stand willig auf, ging zu ihnen und empfing sie herzlich, hatte mir Hosen, leinenes Unterkleid, Kürse (Pelzweste) und Mantel angezogen. Ich umfing beide und sprach: „Vielliebe Freunde, seid mir Gott willkommen", nahm sie bei der Hand und führte sie auf eine schöne Bank unter einem Söller. Mich freundlich zu erweisen, ließ ich zu trinken hinbringen und frug: „Wollt ihr etwas essen?" „Wer frägt, der will nichts geben", versetzte Herr Pilgerin. Man brachte uns Speise, Met und Wein, wir aßen und waren froh.

Da begann Herr Pilgerin: „Herr, wollt Ihr nicht heut zur Nacht etwas mit dem Falken beizen?" „Nein, ich will es diesmal wegen des Bades lassen." Da sprach der ungetreue Mann: „Nehmt den Falken um meinetwillen, ich werde Euch dafür verbunden sein. Wir haben zwei Sperber mit uns gebracht und dachten hier zu beizen." Da sprach ich: „Freund, geschieht Euch mit dem Falken ein Gefallen, so reite ich sogleich mit Euch." Ich ließ also meinen Leuten kundtun, daß sie Vogelhunde und Federspiele auf das Feld führten. So sandte ich die Meinen von mir und wenige blieben bei mir zurück. Auch diese trieb Herr Pilgerin fast alle fort, sandte den einen dahin, den andern dorthin. Als ich allein bei ihnen saß, da winkte er seinen Knappen, von denen zwei bereit standen und zu meinem Turm traten. Weinold aber und Herr Pilgerin fuhren auf, zückten Messer, fielen beide auf mich und stachen mir mit den Messern drei Wunden. Die Kürse und den Mantel wand mir Herr Pilgerin um den Hals und zog mich zu meinem Turm. Ich rief kläglich laut: „O weh, o weh, was hab' ich euch getan? Um Gott, laßt mich am Leben!"

Es hatten diese zwei Männer ihre Knechte beim Tor gelassen, jetzt unterstanden sie sich, in das Haus zu dringen und was man von meinen Leuten darin fand, herauszutreiben. Mein Weib lief zu mir und schrie: „O weh, was soll das sein?" Die zwei ungetreuen Männer sprachen: „Wollt Ihr Eure Ehre behalten, Frau, so geht sogleich vor das Tor, dort findet Ihr Eure Leute, und macht Euch fort vor uns. Wir wollen ihn und all sein Gut haben, oder es muß sein letzter Tag sein." Die Gute sah mich mit Tränen an; ich sprach: „Geht schnell hinaus, wenn Euch Eure Ehre lieb ist, und bleibt nicht länger bei mir." Da ging sie mit meinen Kindern auf das Tor zu. „Frau, laßt uns Euren Sohn hier", sprach zu ihr Herr Pilgerin, nahm ihr das Kind von der Hand,

und was er bei den Frauen von Kleidern und Kleinoden sah, das nahm er ihnen alles, gegen Rittersitte, und trieb sie so vor das Tor; mein Sohn blieb bei mir zurück.

Mein Weib und mein Gesinde schieden gezwungen, sie fuhren im Jammer dahin den geraden Weg nach Liechtenstein. Schnell wurde die Märe überall in der Gegend bekannt, von meinen Freunden waren in kurzem wohl drittehalb hundert oder mehr bereit. Meine Freunde von Judenburg waren schnell auf und kamen nach Frauenburg. Ich sah es ungern, denn es schaffte mir fast den Tod. Da sie an die Burg herankamen, nahm mich Herr Pilgerin, führte mich zu einem Söller und sprach: „Wollt Ihr das Leben behalten, so heißt diese von hinnen fahren"; er band mir ein Seil um den Hals und rief: „Ich hänge Euch sogleich über dem Söller ihnen gegenüber auf, damit sie die Lust zu stürmen verlieren. Ich fürchte sie alle nicht mehr als ein Ei." Kläglich laut schrie ich den Bekannten zu: „Was wollt ihr? Ihr seid töricht, wollt ihr mich töten? Ihr könnt mich auf die Art nicht erlösen von diesem großen Unglück. Kommt ihr näher, so bin ich tot, und ihm könnt ihr doch nichts schaden." So drohte ich, so bat ich, bis sie von dannen fuhren und mich gefangen zurückließen. In der Tat litt ich große Not, man drohte mir oft, ich müßte sterben, sobald es Tag würde. Als der nächste Tag anbrach, bereitete ich mich zum Tode; ich suchte nach, ob in dem Turm, wo ich gefangen lag, etwas von Brot zu finden wäre; ich fand ein Brosamen, das hob ich weinend auf, kniete nieder und klagte dem, der in alle Herzen sieht und dem man nichts verhehlen kann, meine Sünde, nahm dann weinend das Brot als seinen Leib, wie Brauch ist, und empfahl ihm meine Seele.

Da trat Herr Pilgerin zu mir ein, er war gerüstet, mich zu töten. „Und wollt Ihr länger atmen, so sagt, was Ihr uns geben wollt." Ich sprach: „Ich gebe euch alles, was ich habe und was ich je gewinnen mag." — Wie feindselig mir der Treulose war, die Lösung half, daß ich gerettet wurde; er dachte: ich nehme sein Gut und tue dann doch noch meinen Willen an ihm. Er befahl, mich an eine unmäßig große Kette zu schmieden, und fürwahr, darin ward mir mancher Tag lang. In dieser Not riet mir mein Herz, meiner Frau ein Lied zu singen. Manchem dünkte wunderlich, daß ich Neues sang, während ich in solchen Nöten lag, ich aber wollte die nicht vergessen, die ich zur Herrin meines Lebens gemacht hatte.

Ich lag gefangen ein ganzes Jahr und drei Wochen. Ich litt viel Ungemach, oft war mir der Tod nahe; oft hätte er mich beinahe erschlagen, mit Messer und Schwert drang der heftige Mann oft auf mich ein.

Endlich ward Graf Meinhard von Görz uns vom Kaiser als Herr in das Steierland gesandt. Als dem ehrliebenden Mann meine Gefangenschaft berichtet wurde, war es ihm von Herzen leid; der Wackere kam mit vielen Herren nach Frauenburg gerritten, er machte mich ledig,

ich mußte als Pfand des Vertrages dort lassen meine zwei Söhne und zwei Kinder (die Töchter). Später löste ich meine Burg wieder ein, mit welchen Kosten, das will ich verschweigen und lieber von Fröhlichem sprechen. Als ich der Gefahr entledigt war, wurde ich wieder, wie ich früher gewesen, ich hatte viel Gut verloren; was mehr, ich gewann meinen Frohsinn zurück. Ich sang neue Lieder, aber die rechte Freude war krank in Steier und auch in Österreich, alle lebten traurig, die Reichen waren schlecht gesinnt, sie taten einander Leides und dachten nur an Raub, der Frauendienst lag darnieder, auch die Jungen verschwendeten lästerlich ihr Gut, Rauben war ihre stete Gewohnheit, ihr Leben verlief übel."

Soweit der Bericht des Liechtensteiners. Er sagt leider nicht, was seinen untreuen Mann zu der Missetat gestachelt hat. Erwägt man, wie ein alter Gönner Ulrichs, der Graf Görz, die Sache mit einem Vergleich endet und dem Übeltäter eine starke Abfindungssumme gewährt, so möchte man meinen, daß die Gefangenschaft Ulrichs noch einen andern Grund hatte, als die Raubsucht seines treulosen Vasallen und einiger Spießgesellen. Aber die Erzähler des Mittelalters verstehen ausbündig die Kunst, das zu verschweigen, was ihnen ungemütlich ist. Dafür gönnt uns Ulrich das Lied, das er im Kerker seines eigenen Turmes, in Eisen geschmiedet, an seine vertraute Herrin dichtet, während sein Sohn in den Händen des Todfeindes ist und sein Weib mit den übrigen Kindern bei seiner Sippe das Flüchtlingsbrot verzehren muß. Er blieb der höfische Frauenritter bis zu seinem Ende. Der tieferen Natur Walters von der Vogelweide wurde der Schmerz nicht erspart, daß ihm sein früheres Leben schal und inhaltslos erschien.

Unter den ersten Habsburgern, unter Ludwig dem Bayer und den Luxemburgern ging den Rittern in harten Jahrzehnten vieles von der höfischen Bildung verloren, Sprache und Sitte wurden bäurischer und roher, in kleinen Fehden und Wegelagereien verlor sich ihr kriegerischer Mut. Öfter muß im folgenden die Rede sein von der Einwirkung, welche die Ritter auf alte und neue Landschaften der Deutschen ausübten.

In Rüstung und Reiterbrauch kam Neues auf. Die Rüstung wurde massiger, einzeln erscheinen die Schienen. Schon Ulrich von Liechtenstein hatte in späteren Jahren eine Brustplatte über sein Eisenhemd gelegt, gegen Mitte des Jahrhunderts fing man an, auch das Ritterroß mit Eisen zu bedecken. Aber die Schienen kamen wieder einmal aus der Mode, um 1350 wurden plötzlich die alten Schuppenpanzer und Eisenhauben modisch, und 1389 warfen die Ritter gar auf kurze Zeit ihren Schild beiseite*). — Bei Tjost und Turnier häuften sich in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts die Unglücksfälle, vergeblich mühte sich die Kirche, die Turniere zu verbieten; damals scheint der

*) Die Limburger Chronik verzeichnet die wechselnden Moden der Rüstungen.

Gebrauch einer Speerspitze ohne Widerhalt — das Scharfrennen — aufgekommen zu sein. Diese Unsitte blieb deutsche Eigentümlichkeit*), auch der furiöse Anlauf in gestrecktem Galopp galt bis ans Ende des 15. Jahrhunderts als deutscher Brauch.

Die Ritterwürde selbst verlor schnell an Bedeutung. Sie wurde reichlich ausgeteilt, von König Rudolf und Ludwig dem Bayer gern an Städter; auch Bischöfe schlugen zu Rittern, z. B. 1298 der Bischof von Straßburg, und sein Ritterschlag erschien besonders ansprechend, denn er trug den neuen Rittern dreifaches Gewand von kostbarem Stoff ein. Sogar ein Zwerg im Gefolge König Rudolfs und des Bischofs von Basel wurde mit dem Schwertgurt geschmückt und stolzierte als Ritter Konrad im Gesinde. Der Hohenstaufe Friedrich II. hatte zuerst einmal durch Brief den Rittergurt erteilt, unter den Luxemburgern geschah dies häufig, bereits um Geld.

Wichtiger war eine andere Veränderung. Die Privilegien der Ritterschaft waren in den Kreuzzügen und den Römerfahrten des 12. Jahrhunderts eine persönliche Ehre des schwergepanzerten Reiters, die Freigeborenen wie Unfreien erteilt wurde, wenn letztere durch die Gunst ihres Herrn instand gesetzt waren, mit Reiterschild zu dienen. Damals war es eine aristokratische Bestimmung in dem Ordensstatut der Templer und hundert Jahre später der Marianer, daß nur Freigeborene in ihre geistlichen Orden treten durften. Denn dadurch waren — dem Statut nach — nicht die freien Stadtbewohner, wohl aber die meisten Dienstmannen und ihre Söhne ausgeschlossen. Die herkömmliche Ausstattung des Reiters für den Kriegsdienst aber war ein Lehngut oder Hofgut, das ihn in den Stand setzte, Roß und Knecht zu halten. Diese Lehngüter wurden allmählich erblicher Besitz der begabten Familien. Da geschah es, daß Ritterwürde und Lehnsitz sich nicht decken wollten. Einmal wurde der Zudrang zum Rittertum im 12. Jahrhundert groß, bei jeder Heerfahrt hatten König und Edle das Interesse, die Zahl der Ritter zu steigern, es entstand ein Ritterproletariat, welches den Kaisern, die selbst Ehre der Ritterschaft hochhielten, ebenso lästig war als den friedlichen Arbeitern des Landes. Und wieder auf den erblichen Lehngütern saßen auch Träge und Rohe, die Ritterssitte nicht übten, und wenn ein Lehngut erledigt war, kamen die Herren in Versuchung, es an nützliche Leute zu geben, die bis dahin dem Ritterorden nicht zugehört hatten. Daher bemühten sich die Hohenstaufen, zuerst Pfaffen- und Bauernsöhne von Ritterschaften auszuschließen (1187), dann unter Friedrich II. die Erteilung eines freien Lehnguts von rittermäßiger Geburt durch Vater und Großvater abhängig zu machen.

Diese Bestimmungen des Lehnrechts wurden nicht mehr beobachtet als andere Reichsgesetze. Aber sie drückten eine Tendenz aus, welche im Rittertum bereits vorhanden war, und sie beförderten deshalb

*) Meisterlin, Chronik von Nürnberg II, 13.

etwas anderes, als die Gesetzgeber wahrscheinlich beabsichtigt hatten. Nicht die Ritterwürde und die gepanzerten Heergesellen wurden dadurch gehoben, sondern die Familie mit rittermäßigen Vorfahren. Als das Rittertum verfiel, der Zudrang zu den Turnierplätzen aufhörte, der Schwertgurt von unritterlichen Kaisern achtlos verliehen wurde, da suchten viele, die durch ihren Lehnbesitz zum gepanzerten Felddienst verpflichtet waren, nicht mehr die Ritterwürde, aber sie führten den Ritterschild mit dem Wappen der Vorfahren und beanspruchten die wesentlichen Ehrenrechte des Rittertums als erblichen Vorzug. So hörten allmählich im 14. Jahrhundert diese Rechte: Wappenschild, Rüstung und Turnierteilung auf, ein persönlicher Vorzug zu sein, der nur durch Verleihung des Rittergurtes erworben wurde; sie wurden ein erbliches Recht der Familien, nicht nur der Nachkommen, welche im Lehnbesitz waren, auch ihrer besitzlosen Verwandten. Die Wappen der Vorfahren gewinnen deshalb höhere Bedeutung, rittermäßige Abkunft wird wertvoller als die Ritterwürde selbst, obgleich diese einzelnen Ritterbürtigen noch erteilt wird und außerdem immer neue Familien mit den Vorrechten des Ritterstandes versieht, den älteren Besitzern der Vorrechte nicht zur Freude.

Ein neuer erblicher Stand bildete sich und war bemüht, sich in Ehe und Geselligkeit vom Bauer und Bürger zu scheiden. Aber er hatte keinen Namen. Die meisten der Männer, welche ihm angehörten, waren nicht mehr Ritter, jeder Kundige wußte, daß sie nicht vom Adel waren; das alte Wort Degen, das einst die reisigen Lehnsleute bezeichnet hatte, war in der höfischen Ritterzeit außer Gebrauch gekommen. Durch das ganze 14. Jahrhundert schwankte die Sprache wie verlegen. Endlich entschied die enge Verbindung der Ritterbürtigen mit den Familien der Freien und Edlen, und der Umstand, daß dem Volke die Achtung vor adligem Blut überhaupt vermindert wurde. Unter den Hohenstaufen hatte man die Söhne aus rittermäßigen Familien, welche neben edlen Knaben Ritterdienst lernten, wie diese „edle Knechte" genannt, um sie von anderen Reisigen zu unterscheiden; am Ende des 14. Jahrhunderts gewöhnte sich das Volk, die rittermäßigen Familien als Adel dem Bürger und Bauern gegenüber zu setzen.

Und merkwürdig ist, wie zäh und treu die Familien der reisigen Lehnsleute die Traditionen des Rittertums, die ihnen aus der Zeit Friedrich Rotbarts überliefert waren, bewahrten, die Turnierbräuche, in Jahrzehnten roher Fehde fast vergessen, wurden doch immer wieder an den Fürstenhöfen in Übung gebracht; wenn in Deutschland ritterliches Spiel darnieder lag, wurde es durch die abenteuerlichen Kreuzfahrten, die normannische und flandrische Herren nach dem neuen Ordensland Preußen unternahmen, aufgefrischt.

In dieser Zeit des absterbenden Rittertums schrieb etwa um 1400 ein wackerer Thüringer, der Chronist Johannes Rothe aus Creutzburg, in poetischer Form ein Büchlein, „Ritterspiegel", worin er Brauch und

Recht des Rittertums darstellt, und einer schlechten Gegenwart die Auffassung gegenüberstellt, wie sie in den Besseren seinerzeit lebte. Sein Gedicht ist für Kenntnis dieser Verhältnisse sehr wertvoll und nicht zur Genüge gewürdigt*). Aus ihm wird hier im Auszuge mitgeteilt, was damals unter Ritterschaft verstanden wurde. Johannes Rothe berichtet wie folgt:

„Niemand hat Adel, als wer nach Lehnrecht rittermäßige Leute zu Mannen haben darf. Ritter und Knechte sind im Dienst der Edlen, man gibt ihnen nicht den Beinamen edel, sondern gestrenge. Wer von seinen Eltern wacker und ehelich geboren ist und selbst nicht unehrlich geworden, der kann durch Erwerb eines Lehngutes, das ihm ein Edler oder Fürst gibt, zum Ritterschild kommen, wenn ihm sein Herr oder Fürst den verleihen will.

Jetzt aber hat der Ritterorden keine große Geltung, Räuber und Diebe haben ihm Ehre und Wert genommen, auch sind viele nicht auf richtigem Wege in den Orden gekommen.

In früheren Zeiten wurde man Ritter durch den Schlag eines Herrn, darauf ging der Knappe in die Kirche und wurde unter der Messe in den Orden aufgenommen von einem Priester, der ihm sein Schwert, seinen Ritterschmuck und Sporen segnete, dabei schwor er einen Eid, daß er ein Verfechter der heiligen Christenheit sein wolle, das Reich nach geschriebenem Kaiserrecht vor Schaden behüten, Witwen und Waisen beschirmen, Ketzern und ungläubigen Heiden schädlich sein. Darum legte ihm der Priester an seine Hand den goldenen Fingerring und mahnte ihn dabei zur Treue gegen Gott. Dann war ihm als Ritterrecht gesetzt, daß er auf der Straße nicht ohne Diener oder Knecht gehen durfte.

Niemand sollte nach Recht zum Ritter schlagen, als wer selbst ein Edler ist, von dem man Lehn empfangen darf, und selbst ein frommer Ritter. In unserer Zeit aber werden viele zu Rittern auf einem Wege, der ihnen keine Ehre gibt; diese trauen sich nicht in ein Turnier zu reiten.

Denn jetzt gibt es dreierlei Ritter, erstens solche, die weder Ehre noch Gut haben, sie sind Wegelagerer und ehrlos. Die zweiten haben zwar Lehngut von den Edlen, aber obwohl ihre Güter frei sind, so nähren sie sich doch nur von Raub und anderen unehrlichen Sachen, sind Kuhritter und entehren Klosternonnen. Kommen sie zu einem Turnier gezogen, so werden sie vielleicht sehr geschlagen von frommen Rittern und Knechten, die von ihren Klostertaten gehört haben. Sie tragen Gold und schöne Kleider, aber sie mögen sich ihrer schämen, denn sie halten Diebe und Mörder, mit denen sie den Raub teilen. Auch wenn sie jemandem eine Fehde vorher ansagen, so rennen sie schon in das Feld, während der Brief noch unterwegs ist, und bevor der andere den

*) Herausg. von Karl Bartsch, Mitteldeutsche Gedichte, 1860.

Fehdebrief gelesen hat, haben sie schon die Kuh gegessen. Nur die sind wahre Ritter, die für ihre Fürsten um gerechte Sache und zu gemeinem Nutzen gegen des Landes Feinde streiten, oder die zum heiligen Grabe ziehen und sich dort zu Rittern weihen lassen. Nicht mit dem Sacke dient der Ritter, wie Bürger und Bauer, sondern mit seines Leibes Stärke folgt er dem Herrn in saurer Arbeit.

Zur Ritterschaft gehören sieben besondere Ehren. Zuerst das Schwert, das durch Ritterschlag zugeteilt wird; zweitens ein goldener Fingerring mit einem Edelstein, der an den Goldfinger gesteckt wird; drittens ein frommer Knecht, der dem Ritter beständig aufwartet und ihm sein Schwert nachträgt, denn dem Ritter ziemt nicht das Schwert selbst zu tragen wie ein Büttel. Viertens ist sein Recht, Gold an seinem Leibe und eine goldene Spange an seinem Gewand zu tragen, fünftens ein buntes Kleid von mehrerlei Farben. Sechstens führt er den Ehrennamen Herr, den er nicht seiner Herkunft verdankt (nicht von sîme geslechte), sondern der eigenen Tüchtigkeit, und endlich hat er das Vorrecht, daß man nach Tische Wasser über seine Hand gieße und ihm ein reines Handtuch reiche.

Ein richtiges Wappenschild muß Silber oder Gold in Feld oder Bild weisen; fehlt eines der beiden, so ist es kein Wappen. Goldenes Metall gilt mehr als silbernes. Zwei gute Farben gehören zum Feld und Bild; je mehr ein Schild Farben hat, desto minder wird das Wappen geachtet, je weniger Bilder darin stehen, desto adliger ist es usw.

Ein Ritter soll sich begnügen an den Einnahmen, die ihm sein Erbe bringt, und was ihm Gott beschert im Dienst oder an Sold und Gold, Silber und Geschenken. Wird ihm das zu wenig, so darf er freilich kein Handwerk treiben; es kann auch nicht jeder zu Hofe kommen oder ein Fürstenamt erhalten. Da ist ihm erlaubt, sich mit einem andern zu gesellen, der Handlung treibt und aus fremdem Lande Güter bringt; in diesen Gütern soll er seinen Anteil am Geschäft nehmen, soweit er sie im Hause gebraucht. Ferner darf er Pferdehandel und -zucht treiben. Er darf Handarbeit nicht üben, aber wohl seine Pferde beschlagen und die kranken mit Arznei heilen. Bei seiner Ernte darf er in der Scheune das Getreide einbansen helfen, bei der Feldarbeit darf er auf seinem Rosse eggen; Pfeile, Bolzen, Köcher darf er verfertigen, sein Geschütz zurechtmachen und Büchsen gießen. Auch um seine Viehzucht darf er sorgen, um Rinder, Schafe und Schweine.

Will ein Ritter seinem Feinde Schaden tun, so soll er offen zu Werke gehen und seine Ehre dadurch behüten, daß er ihm drei ganze Tage vorher die Fehde anzeigt. Hat er seines Feindes Erbe in Besitz genommen und ihn gefangen, so soll er ihn nicht in Grund verderben, sondern er soll ihn so schätzen, daß das Erbe die Schatzung ertragen kann; ist er ehrbar, so entlasse er den Gefangenen gegen Gelöbnis. Niemanden soll man so schatzen, daß er zum Bettler wird. Wer das tut, wird ehrlos und einem Räuber gleich geachtet.

Einem guten Ritter steht es wohl an, wenn er lesen und schreiben kann; ist er gelehrt und kunstvoll, so wird es sein Glück.

Ein vollkommener Mann soll siebenerlei Behendigkeit haben. Er soll verstehen reiten, schnell auf- und absitzen, traben und rennen, umwenden und im Reiten etwas von der Erde aufheben. Zum zweiten soll er schwimmen und tauchen, zum dritten schießen mit Armbrust, Büchse und Bogen, zum vierten klettern an Leitern, Stange und Seil, zum fünften gut turnieren, stechen und tjostieren, zum sechsten ringen, parieren und fechten mit der linken Hand wie mit der rechten, und weit springen, zum siebenten wohl aufwarten bei Tische, tanzen und hofieren und das Brettspiel verstehen.

Jedermann wird der Meinung sein, daß der Bauer sich besser dazu eignet, ein Wappen zu tragen als ein anderer Handwerksmann, auch wenn dieser größer, stärker und reicher ist. Denn der Bauer ist von Jugend auf gewöhnt an harte Arbeit, an Sonnenhitze und die Kost von Wasser und Brot, wenig schlafen und viel wachen, im Harnisch Tag und Nacht, mit Mühe heben und tragen.

Denn Adel wird dem ersten Ahnherrn nicht angeboren, er steigt auf und fällt. Der eigene Mann kann durch die Hand des Herrn freigegeben werden und dann, selbst wenn er nicht ein Freigut erwirbt, als frommer Zinsbauer leben. Seine Kinder ziehen in die Stadt, mehren das Gut im Schutz der Stadtfreiheit, und wieder ihre Kinder reiten in einen Herrenhof und treten in den Dienst eines Edlen, und sind sie brauchbar bei Fechten und Streiten, so belehnet sie ihr Herr mit einem Freigut, das ihm durch den Tod der Besitzer zufällt. So werden sie Mannen eines edlen Herrn. Und halten sich wieder ihre Kinder tüchtig, so werden diese zu Rittern geschlagen. Erlangt der Ritter aber Schlösser und wird er ein wohlhabender und fester Mann, so wird er mit allen seinen Kindern edel gemacht. Jetzt kann er Mannlehen verleihen und selbst rittermäßige Leute halten; entziehen diese sich nicht ihrem Dienste und helfen sie ihm in seinen Kriegen, so wird wieder sein Sohn ein Graf des Reiches. Gewinnt dieser das Ansehen eines großen Herrn, erwirbt er das Land eines Fürsten oder belehnet ihn der König damit, so wird er gefürstet, und stirbt der König oder Kaiser, so kann ihm Gott die Ehre bescheren, daß er an seiner Statt geküret wird. Manneswert und Kraft gewinnt, sorglos Vergeuden wirft nieder."

So frei und groß war noch um das Jahr 1400 die Ansicht über die Bewegung deutscher Volkskraft im Staate!

2. Aus deutschen Dörfern

(1200 — 1500)

Es war ein alter Zwiespalt zwischen der Arbeit des Friedens, in welcher der Deutsche als emsiger Hauswirt schaffte und doch nicht seine beste Ehre fand, und zwischen der wilden Arbeit des Krieges, die Geschaffenes zerstörte und doch durch die begeisterte Poesie des ganzen Volkes verklärt wurde. Dieser feindselige Gegensatz zweier großer Kreise von idealen Empfindungen war seit den Kreuzzügen in Ständen verkörpert, dort Bürger und Bauern, hier die Ritter und ihre reisigen Knechte. Durch die gesamte Geschichte unserer Nation zieht sich von da ab der Streit zwischen Arbeitenden und Beutesuchenden; erst die Neuzeit hat dafür Versöhnung gefunden.

Groß war in den Jahren des reisigen Minnegesanges die Abneigung zwischen Hof und Dorf, zwischen höfisch und bäurisch; die Ritter sahen aus ihrer Trinklaube hochmütig auf die Dorflinden und den grünen Anger hinab, die Bauern feindselig auf die gepanzerte Schar am Waldesrand. Viele Jahrhunderte hatten gearbeitet, den Stolz des Landmannes zu verringern; nicht nur wer den Ritterschild trug, auch der Handwerker in der Stadt fühlte sich in besserem Recht und höherer Kunst als der Bauer. Uns ist möglich, Einblick in das Gemüt des Landvolkes und in viele Einzelheiten seines Lebens zu erhalten. Seit dem Ende des 12. Jahrhunderts haben die Handschriften manchen unschätzbaren Zug aus dem Leben des Bauern überliefert. Mit Erstaunen erkennen wir aus solchen Quellen, daß der Landmann damals in ganz anderer Weise ein Teil der Volkskraft war als viele Jahrhunderte später.

Der Leibeigene zwar stand nicht nur unter hartem Druck, er war auch gering geachtet, durch schlechte Tracht, durch kurzes Haar mußte er sich äußerlich von dem Freien unterscheiden. Der freie Bauer aber und wer als Höriger mit besserem Recht unter einem Herrn saß, fühlte sich mit Recht als Bewahrer der heimischen Sitte, das Schwert an der Seite, schritt er zur Versammlung unter dem Baume oder am Gerichtsstein des Dorfes. Und stammte er von vier freien Ahnen und saß er auf drei freien Hufen, so war nach altem Sachsenrecht sein Rang höher als der eines Ritters, in dem unfreies Blut war, und wer ihn schädigte, der hatte es zu büßen wie einem von Fürstengeblüt. Gerade nach 1200 fing der Bauer an, seinen Acker sorgfältiger zu bestellen, es scheint um

diese Zeit aufgekommen zu sein, dem Sommerfeld vor der Saat die zweite Furche zu geben. In der Nähe der reichen Klöster gedieh auch feinere Gartenkultur, schon wurden die Weinberge eifrig gepflegt, und in den Niederungen des Rheins, bei Holländern und Flämingen blühte eine Ackerwirtschaft des Moor- und Sumpfbodens, welche durch zahlreiche Kolonisten dieser Stämme in die Elblandschaften und bis tief in den Osten getragen wurde.

Wohlhäbig steht der größere Bauer in seinem Hofe, fröhlich, vergnügungslustig tummelt sich das junge Volk in den Dorfgassen und auf dem Anger. Zwar ist der Titel Herr nach höfischem Brauch die Ehre des Ritters, aber in freundlichem Verkehr wird auch der Bauer Herr genannt, nicht nur von seinen Knechten, ebenso von den Hofleuten, „stolz" ist ehrendes Beiwort der Burggenossen, aber auch das Bauermädchen wird als „stolze Magd" von dem Ritter gerühmt. Unvermindert ist die alte Freude des Landvolkes an dem Erwachen der Natur, ungeduldig erwarten die Mädchen das Ausbrechen der ersten Kätzchen an Weide und Hasel, sie sehen nach dem Laub, das aus der Knospe dringt, und suchen im Grunde nach den ersten Blumen. Das früheste Spiel des Sommers ist der Ball in der Dorfstraße oder dem sprießenden Anger, er wird von jung und alt, von Männern und Frauen geschwungen. Wer den bunten Federball zu werfen hat, sendet ihn mit einem Gruße nach einem, den er lieb hat. Die behenden Bewegungen, der kräftige Wurf, die kurzen Zurufe an Freunde und Gegner sind die Freude der Zuschauer und der Spielenden. Und kommt der sonnige Mai, dann holen die Mädchen den Festschmuck aus der Lade und winden Kränze in ihr Haar und das ihres Freundes. So ziehen sie bekränzt und mit Bändern geschmückt, den Handspiegel als Zierat an der Seite, mit ihren Gespielen auf den Anger, wohl hundert Mädchen und Frauen sind dort zum Reihen versammelt. Dorthin eilen auch die Männer, zierlich ist ihre Tracht, das Wams mit bunten Knöpfen besetzt, vielleicht sogar mit Schellen, die eine Zeitklang der anspruchsvolle Schmuck der Vornehmen sind; die Seide fehlt nicht, wie im Winter nicht die Pelzverbrämung. Der Gürtel ist wohlbeschlagen mit glänzendem Metall, ein Eisenhemd ist in das Kleid gesteppt, die Spitze des Schwertes klingt im Gehen an die Ferse. Die stolzen Knaben sind voll Freude am Kampfe, herausfordernd, jeder eifersüchtig auf seine Geltung. Mit Leidenschaft werden die großen Reihen getanzt, kühn sind die Sprünge, voll Jubel die Freude, überall die Poesie einer fröhlichen Sinnlichkeit. Laut singt der Chor der Umstehenden den Text des Reihens, leise singt das Mädchen die Weise mit. Und noch größer wird unser Befremden, wenn wir den Rhythmus und Text dieser alten Volkstänze näher betrachten, es ist eine Grazie nicht nur in der Sprache, auch in den menschlichen Verhältnissen, die viel mehr an die antike Welt erinnert als an die Empfindung unserer Landleute. Auf

einleitende Strophen, die in zahllosen Variationen das Aufgehen des Frühjahres rühmen, folgen andere, zum Teil in lockerem Zusammenhange wie improvisiert, den Schnaderhüpflen ähnlich, die sich in Oberdeutschland bei Volkstänzen bis jetzt erhalten haben. Oft ist der Inhalt ein Streit zwischen Mutter und Tochter, die Tochter schmückt sich zum Fest, die Mutter will vom Tanz zurückhalten, oder ein Lob schöner Mädchen, oder drollige Aufzählung der tanzenden Paare, oft enthält der Text Angriffe auf eine Gegenpartei unter den Tänzern, die geschildert und verhöhnt werden. Denn leicht bilden sich beim Tanze Parteien, durch spitze Verse wird der Gegner herausgefordert; der Ruhm des jungen Burschen ist, sich nichts bieten zu lassen, der kräftigste Tänzer, der gewandteste Sänger, der kühnste Schläger zu sein. Auf den Reihen folgen die Trinkgelage mit lauter und übermütiger Fröhlichkeit. Der Winter bringt neue Freuden, die Männer spielen Würfel, im Schlitten wird auf dem Eise gefahren, in einer großen Stube sammelt sich das Volk zum Tanz. Dann werden die Schemel und Tische herausgetragen, zwei Geiger machen Musik, der Vorsänger beginnt die Weise, ein Vortänzer führt an. Verschieden ist der Charakter der Reihen und Tänze, altertümlicher und volksmäßiger läuft Weise und Text der Reihen in dem altheimischen Parallelismus von je zwei Sätzen; die Tänze des Winters sind kunstvoller und modischer. Denn in den erhaltenen Tanzliedern, die wir als verschönerte Abbilder der alten Rhythmen und Texte betrachten dürfen, ist überall das höfische Gesetz der Dreiheit in den Strophen durchgeführt, man erkennt die Nachahmung des ritterlichen romanischen Brauches. Unter den verschiedenen Arten der Tänze wird auch der slawische Reidawak genannt. — Bei diesen Vergnügungen des Dorfes trinkt und tanzt der Ritter mit dem Bauer, schon mit dem Stolz feinerer Sitte; aber wie sehr er geneigt ist, über seine Umgebung zu spotten, er fürchtet sie auch, nicht nur ihre Fäuste und Waffen, auch die Schläge ihrer Zunge. Der langlockige Bauer bietet dem Ritter den Becher und zieht ihn schnell von dem Greifenden zurück, setzt ihn dann nach Hofgebrauch vor dem Tranke auf das eigene Haupt und schleift auf den Zehen durch die Stube, dann freut sich der Ritter, wenn der Becher dem Dorftölpel vom Haupte fällt und ihn begießt; aber der Ritter findet auch kein Bedenken darin, sich auf schnöde Flucht zu begeben, wenn ihn zornige Dorfknaben suchen, weil er etwa ihren Frauen und Mädchen zu große Aufmerksamkeit geschenkt hat.

So sieht das Dorfleben in den Liedern Neidharts von Reuental aus, des geistvollsten und launigsten aller ritterlichen Sänger im 13. Jahrhundert. Seine ganze Poesie ruht auf den Liedern und Freuden der Bauern, wie der größte Teil seines Lebens unter ihnen verlief. Er hat das volle Selbstgefühl eines feingebildeten Mannes, aber er ist trotzdem den Landleuten gegenüber nicht immer im Vorteil. Ein Bauer-

bursch, Engelmar, hat ihm das größte Leid seines Lebens bereitet, es scheint, daß er ihm seine Geliebte Friderun, auch ein Dorfkind, abspenstig gemacht hat, der Stachel blieb dem Ritter in der Seele, so lange er lebte; aber auch bei späteren Huldigungen, die er Mädchen des Dorfes widmet, hat der Ritter die Bewerbungen der jungen Bauern sehr zu fürchten, und nicht selten quält ihn bittere Eifersucht.

Und dies Verhältnis des Ritter Neidhart zu den Landleuten war im Anfang des 13. Jahrhunderts noch keine Ausnahme. Allerdings verhärtete sich der Stolz des Ritters gegenüber dem Bauer schnell zu einem ausschließenden Standesbewußtsein*).

Unerträglich dünkte ihm die Anmaßung des Bauern, der es ihm in Kleidern und Waffen gleichtun wollte und seinen Einbrüchen in die Gemeindeherde den gepanzerten Fausthandschuh entgegenhielt. Im Jahre 1244 verbot Herzog Otto von Bayern in seinem Landfrieden den Bauern, Brünne, Eisenhut oder Halsberge, lateinische Messer oder andere Stahlwaffen in ihrem Dorfe zu tragen; nur den Reutel, den Stab, der zum Säubern des Pflugbrettes dient, sollten sie führen. Ein ähnliches Verbot erging in Österreich. Aber es wurde nicht beachtet. Kurz darauf wird wieder geklagt, daß die Bauern in allen Ritterkleidern prangen, seidene Stoffe, Kettenpanzer führen und mit dem Schwert klirren.

Und das war natürlich. Dem Landmann trat in wilder Zeit die Versuchung nahe, selbst Rechte und Privilegien des Ritterstandes zu gewinnen. Wie unvollkommen ihm höfische Sitte kund wurde, sie übte doch ihren modischen Zauber aus. Das Schönste, was ihm der Spielmann sang, das Glanzvollste, was seine Augen erblickten, war Werben um kriegerischen Preis im Kampf und Turnier. Wer ungenügsam sich in seiner Kraft fühlte, der strebte aus dem Bann des Zaunes und der heimischen Feldmark, um lieber andere zu schlagen als selbst geschlagen zu sein. Auch der Sohn des Bauern zog als reisiger Knecht in die Burg und dachte darauf den Rittergurt umzuschnallen. Dies Aufstreben in den Ritterstand erregte wieder Zorn und Spottlust der Edlen und ihrer Vasallen, es verdarb das Selbstgefühl des Landmanns, es stand ohne Zweifel den Begehrlichen sehr oft übel an und machte viele ruchlos und schlecht. Es fand unter den Bauern selbst, die friedlich über ihre Scholle schritten, herbe Beurteilung, nicht mildere bei ernsthaften Dichtern und Volkspredigern: es war doch ein nicht aufzuhaltender Prozeß.

Eine der merkwürdigsten Überlieferungen aus dem 13. Jahrhundert wirft ein scharfes Licht auf diese Verhältnisse. Es ist eine wahre Geschichte, die sich auf altbayrischem Grunde, in dem jetzigen Innviertel Österreichs, da wo die Salzach mit dem Inn zusammenfließt, ereignet

*) Der sogenannte Seifried Helbling VIII. in: Moriz Haupt, Zeitschr. IV. S. 164 ff. Der österreichische Ritter betrauert dies Eindringen der Bauern in seinen Stand als Mißbrauch; er schrieb (nach Karajan) das achte seiner Büchlein um 1298.

hat. Wer bei Burghausen die Salzach überschreitet und auf der alten Harterstraße eine halbe Stunde durch einen Wald gegangen ist, welcher unter dem Namen Weilhart große Strecken des Innviertels bedeckt, der sieht kurz nachdem er den Wald verlassen, auf der linken Seite der Straße zwei Bauernhöfe, von denen der erstere jetzt Lenzengut heißt, früher Helmbrechtshof genannt wurde. Er ist alten Leuten noch unter diesem Namen bekannt. Der Hof war einst größer, einer der ansehnlichsten Meierhöfe der Landschaft. Dieser Hof ist Mittelpunkt der Geschichte, die hier erzählt werden soll. Sie ist uns in poetischer Form überliefert, in einem Gedicht, das als Zeitgemälde von höchstem Wert ist, auch als Dichtung von großer Schönheit. Der diese Dorfgeschichte zwischen den Jahren 1234 und 1250 niederschrieb, nennt sich selbst Wernher der Gartenäre. Sein Gedicht „Helmbrecht" wurde von Moriz Haupt nach den beiden erhaltenen Handschriften herausgegeben in Band IV. der Zeitschrift für deutsches Altertum; später hat Friedrich Keinz in einer guten Monographie: „Meier Helmbrecht und seine Heimat" aus den Ortsangaben des Gedichtes die Lokalität nachgewiesen und die Erinnerungen daran, die noch in der Gegend leben, gesammelt. Leider kann der Inhalt des Gedichtes hier nur kurz zusammengefaßt werden; auch aus dieser unvollkommenen Form wird man den Wert, den die Erzählung für uns hat, würdigen können. So berichtet Wernher der Gärtner:

Der alte Meier Helmbrecht hatte einen Sohn. Dem jungen Helmbrecht hingen die blonden Locken bis auf die Achsel, er steckte sie in eine schöne seidene Haube, welche mit Tauben und Papageien und vielen Figuren gestickt war. Diese Haube hatte eine Nonne gestickt, die aus ihrer Zelle wegen einer Liebschaft entronnen war, wie das so mancher geht. Bei ihr lernte Helmbrechts Schwester Gotelind Sticken und Nähen; das Mädchen und ihre Mutter verdienten es wohl an der Nonne, sie gaben ihr zum Lohn ein Rind, viele Käse und Eier. Schwester und Mutter schmückten den Knaben noch mit feinem Linnengewand, einem Kettenwams und Schwert, mit Tasche und Gewand und einem schönen Überrock von blauem Tuch mit goldenen, silbernen und kristallnen Köpfen verziert, sie leuchteten hell, wenn er zum Tanze ging, die Nähte waren mit Schellen besetzt, sooft er im Reihen sprang, klang es den Frauen durch die Ohren.

Als der stolze Knabe so geschmückt war, sprach er zu seinem Vater: „Jetzt will ich zu Hofe gehen, gib auch du, lieber Vater mein, mir etwas zur Hilfe." Der Vater erwiderte: „Wohl könnte ich dir einen schnellen Hengst kaufen, der über Zaun und Graben springt; aber lieber Sohn, laß ab von der Fahrt nach Hofe, Hofbrauch ist hart für den, der ihn nicht von Jugend gewöhnt ist. Nimm den Pflug und baue mit mir die Hufe, so lebst und stirbst du in Ehren. Sieh, wie ich lebe, treu, ehrbar, redlich; ich gebe alljährlich meinen Zehnten und habe nicht Haß, nicht Neid mein ganzes Leben durch erfahren. Meier

Ruprecht will dir sein Kind geben, dazu viel Schafe, Schweine und zehn Rinder. Bei Hofe leidest du Hunger, mußt hart liegen und alle Liebe entbehren, dort wirst du der Spott der rechten Hofleute, vergebens suchst du es ihnen gleich zu tun, und wieder gerade dich trifft der größte Haß des Bauern, am liebsten wird er an dir rächen, was ihm die andern vornehmen Räuber genommen haben." Der Sohn aber sprach: „Schweig, lieber Vater, nimmer sollen mir deine Säcke den Kragen reiben, nimmer lade ich Mist auf deinen Wagen, meinen langen krausen Locken, meinem schönen Rock und meiner gestickten Haube stände das übel an, nicht will ich durch ein Weib katlos werden. Soll ich drei Jahre über einem Füllen ziehen oder einem Rind, da ich doch alle Tage einen Raub haben kann? Ich treibe fremde Rinder über die Ecke und führe die Bauern bei ihrem Haar durch die Zäune. Eile, Vater, ich bleibe nicht länger bei dir." Da kaufte der Vater den Hengst und sprach: „O weh, verlornes Gut!" Der Knabe aber schüttelte das Haupt, sah sich auf seine beiden Achselbeine und rief: „Ich bisse wohl durch einen Stein, so wild ist mein Mut, ich wollte Eisen fressen. Über Feld will ich traben, ohne Sorge um mein Leben, aller Welt zum Trotz." Und beim Scheiden sprach der Vater: „Ich kann dich nicht halten, ich lasse dich, aber noch einmal will ich dich warnen, du schöner Jüngling, hüte deine Haube mit den seidenen Vöglein und wahre dein langes Lockenhaar, du gehst unter solche, denen man flucht, die vom Schaden der Leute leben. Mir träumte, ich sah dich gehen an einem Stocke mit ausgestochenen Augen, und wieder träumte mir, du standest auf einem Baum, wohl anderthalb Klafter waren von deinen Füßen bis auf das Gras, über deinem Haupte auf einem Zweig saßen ein Rabe und eine Krähe; verworren war dein krauses Haar, zur Rechten strählte dir's der Rabe, zur Linken scheitelte dir's die Krähe. Mich reut's, daß ich dich erzogen habe." Der Sohn aber rief: „Ich lasse nicht von meinem Willen bis zu meinem Tod. Gott behüte dich, Vater, die Mutter und eure Kinder."

So trabte er durch das Gatter und ritt auf eine Burg, deren Herr vom Kampf lebte und gerne die behielt, welche Reiterdienste taten. Dort ging der Knappe unter das Gesinde und wurde bald der behendeste Reiter. Kein Raub war ihm zu klein und keiner zu groß, er nahm das Roß, er nahm das Rind, er nahm Mantel und Rock, auch was ein anderer liegen ließ, stopfte er alles in seinen Sack. Es ging ihm das erste Jahr nach Wunsch, mit günstigen Segelwinden floß sein Schifflein. Da begann er nach Haus zu denken, nahm Urlaub vom Hofe und ritt auf seines Vaters Haus. Alles lief zusammen, der Knecht und die Magd riefen nicht: „Sei willkommen, Helmbrecht!" das war ihnen widerraten, sie sprachen: „Mein junger Herr, seid Gott willkommen!" Er antwortete: „Kindeken, ik wunsch üch ein gud Leven*)".

*) Die zierliche Weise, in der hier die alte Sprache mit fremden Dialektklängen gemischt ist, kann nicht wiedergegeben werden.

Die Schwester lief ihm entgegen und umfing ihn mit den Armen, da sprach er zur Schwester: „Gratia vestra!" Die Alten zogen hintennach und umarmten ihn vielmals, da rief er dem Vater zu: „Dieu vous salue!" und zur Mutter sprach er böhmisch: „Dobra ytra!" Vater und Mutter sahen einander an; die Mutter sprach zu ihrem Mann: „Herr Wirt, uns sind die Sinne verstört, es ist nicht unser beider Kind, es ist ein Böhme oder Wende." Der Vater rief: „Es ist ein Welscher; mein Sohn, den ich Gott befahl, er ist es nicht, so ähnlich er ihm sieht", und seine Schwester Gotelind sprach: „Es ist nicht Euer Sohn, zu mir redete er Lateinisch, es muß wohl ein Pfaffe sein", und der Knecht meinte: „Was ich von ihm vernommen habe, darnach ist er in Sachsen oder Brabant zu Hause, er sprach ik und Kindeken, es wird sicher ein Sachse sein."

Da rief der Wirt mit schlichter Rede: „Bist du's, mein Sohn Helmbrecht? Ehre deine Mutter und mich, sprich ein Wort Deutsch, und ich selbst will dir deinen Hengst abwischen, ich und nicht mein Knecht." „Ei wat segget ihr Gebureken, min Parit*), minen klaren Lif fall kein Burenmann nimmer angripen." Da erschrak der Wirt gar sehr und sprach wieder: „Bist du Helmbrecht, mein Sohn? Noch heut nacht will ich dir ein Huhn sieden und eins braten. Seid Ihr aber ein Fremder, ein Böhme oder ein Wende, so fahrt hin zu den Winden. Seid Ihr ein Sachse oder ein Brabanter, so müßt Ihr Euer Mahl mit Euch führen, von mir erhaltet Ihr nichts, und währte die Nacht ein ganzes Jahr. Für Euch, Junker, habe ich keinen Met noch Wein, den müßt Ihr bei den Herren suchen!"

Nun war es spät geworden und kein Wirt in der Nähe, der den Knaben behalten hätte; so überlegte er und sprach: „Freilich bin ich der, ich bin Helmbrecht, einst war ich Euer Sohn und Knecht." Der Vater sprach: „Ihr seid es nicht." — „Ich bin es doch." — „So nennt mir erst die vier Namen meiner Ochsen." Da nannte der Sohn die vier Namen: „Auer, Räme, Erke, Sonne, ich habe oft meine Gerte über ihnen geschwungen, es sind die besten Ochsen der Welt, wollt Ihr mich jetzt erkennen? Heißt mir das Tor aufschließen." Der Vater rief: „Tür und Tor, Gemach und Schrein, jetzt soll dir alles offen sein."

So ward der Sohn wohl empfangen, von Schwester und Mutter weich gebettet, die Mutter rief der Tochter zu: „Lauf, hole ein Polster und ein weiches Kissen." Das ward ihm unter den Arm auf den warmen Ofen gelegt, und behaglich wartete er, bis das Essen bereitet war. Es war ein Herrenessen, klein geschnittenes Kraut mit gutem Fleisch, eine fette Gans am Spieß gebraten, groß wie eine Trappe, gebratenes und gesottenes Huhn. Und der Vater sprach: „Hätte ich Wein, heute müßt' er getrunken werden; so aber trink, lieber Sohn, von dem besten Quell, der je aus der Erde floß."

*) Unser Wort Pferd, damals noch romanisches Prachtwort gegenüber dem deutschen Roß.

Und der junge Helmbrecht packte seine Geschenke aus, dem Vater einen Wetzstein, Sense und Beil, die besten Bauernkleinode der Welt, der Mutter einen Fuchspelz, den er einem Pfaffen abgezogen hatte, seiner Schwester Gotelind eine seidene Binde und eine beschlagene Borte, die besser für eine Edelfrau gepaßt hätte, er hatte sie einem Krämer genommen. Und er sprach: „Ich muß schlafen, ich bin viel geritten, mir ist heute nacht Ruhe not." Da schlief er bis hoch in den andern Tag in dem Bette, über dem seine Schwester Gotelind ein neugewaschenes Hemde ausgebreitet hatte, denn ein Leilach war dort unbekannt.

So weilte der Sohn bei dem Vater sieben Tage.

Darauf fragte der Vater den Sohn, wie der Hofbrauch da sei, wo er bis jetzt gelebt habe. „Auch ich", sprach er, „ging einst, als ich ein Knabe war, mit Käse und Eiern zu Hofe; damals waren die Ritter von anderer Art, höflich und von guten Sitten, sie übten ritterliches Waffenspiel, dann tanzten sie mit den Frauen und sangen dazu, dann kam der Spielmann mit seiner Geige, und wenn er anfing, standen die Frauen auf, die Ritter gingen auf sie zu, nahmen sie zierlich bei der Hand und tanzten artig, und wenn das vorbei war, kam wieder einer und las aus einem Buche vor von einem, der Ernst hieß*). Alles war damals in fröhlicher Geselligkeit. Die einen schossen mit dem Bogen nach dem Ziel, andere gingen jagen und pürschen, der schlechteste von damals wäre jetzt wohl der allerbeste. Denn jetzt wird wert gehalten, wer horchen und lügen kann, Treue und Ehre sind in Falschheit verkehrt, jetzt sind die Turniere nach alter Art nicht mehr Brauch, dafür sind andere im Schwange. Sonst hörte man im Ritterspiel so rufen: Heia, Ritter, sei froh! Jetzt schallt es durch die Lüfte: Jage, Ritter, jage, jage; stich, schlage, verstümmle den, schlag' mir dem den Fuß ab, hau' diesem die Hände ab, den sollst du mir hängen, diesen reichen Mann fangen, der zahlt uns wohl hundert Pfund. So war es, denke ich, früher besser als jetzt. Erzähle du, mein Sohn, mehr von der neuen Sitte."

„Das will ich tun. Jetzt ist der Hofbrauch: Trink, Herr, trinke, trink; trink du dies, so trink' ich das. Man sitzt nicht mehr bei den Frauen, nur bei dem Weine. Das Leben der Alten, glaubt mir, die da leben, wie Ihr, das ist jetzt bei Frau und Mann so verhaßt wie der Henker. Bann und Acht ist jetzt ein Spott."

„Sohn," sprach der Vater, „laß den Hofbrauch fahren, er ist bitter und sauer. Viel lieber bin ich ein Bauer als ein armer Hofmann, der jederzeit um sein Leben reiten muß und darum sorgen, daß ihn seine Feinde fangen, verstümmeln und hängen."

„Vater," sprach der Junge, „ich danke dir, aber es ist länger als eine Woche, daß ich keinen Wein getrunken, seitdem habe ich den Gürtel um drei Löcher zurückgeschnallt. Ich muß Rinder erbeuten, eh'

*) Herzog Ernst von Schwaben, berühmtes Gedicht des Mittelalters.

der Ring wieder an der Stelle steht, wo er früher war. Mir hat ein Reicher schweres Leid getan: über die Saat meines Paten, des Ritters, sah ich ihn einst reiten, er bezahlt mir's teuer, seine Rinder, seine Schafe und Schweine sollen traben, weil er einem lieben Paten von mir so den Acker zertrat. Ich weiß noch einen reichen Mann, der tat mir auch schweres Leid: er aß Brot zu Kräpfeln, bei meinem Leben, das will ich rächen. Noch einen andern Reichen weiß ich, der hat mir mehr Schmerz zugefügt, als irgendein anderer; ich wollte es ihm nicht schenken, und wenn ein Bischof für ihn bekete, denn als er einst bei Tische saß, hat er recht unanständig seinen Gürtel niedergelassen. Wenn ich erwische, was sein heißt, soll es mir zu einem Weihnachtskleid helfen. Und da ist noch ein anderer einfältiger Narr, der blies in einem Becher so unschicklich den Schaum vom Biere. Räche ich das nicht, so will ich nimmer ein Schwert um meine Seite gürten und einer Frau wert sein. Man hört in kurzem Kunde von Helmbrecht."

Der Vater sprach: „Ei! nenne mir doch die Knaben, deine Gesellen, die dich gelehrt haben, einen reichen Mann zu berauben, wenn er Krapfen und Brot zusammen ißt!" Da nannte der Sohn seine Gesellen: Lämmerschling und Schluckdenwidder, Höllensack und Rüttelschrein, Kühfraß, Knickekelch und Wolfsgaumen, Wolfsrüssel und Wolfsdarm*), — diesem gab seinen Hofnamen die edle Herzogin von Nonarra Narreia, — „das sind meine Schulmeister."

Der Vater sprach: „Und wie nennen sie dich?"

„Ich bin genannt Schlingdengau, bin nicht die Freude der Bauern, ihre Kinder müssen Wasserbrei essen, was die Bauern haben, das ist mein, dem einen drücke ich das Auge aus, dem andern haue ich in den Rücken, den binde ich in den Ameisenhaufen, den hänge ich bei seinen Beinen an die Weide."

Da brach der Vater los: „Sohn, die du da nennst und rühmst, wie hitzig sie auch sind, doch hoffe ich, wenn ein gerechter Gott lebt, es kommt der Tag, wo der Scherge sie faßt und von seiner Leiter hinabstößt."

„Vater, Gänse und Hühner, Rinder und Futter habe ich dir oft vor meinen Gesellen bewahrt, jetzt tue ich's nimmermehr. Ihr sprecht zu sehr gegen die Ehre frommer Gesellen. Eure Tochter Gotelind wollte ich meinem Gesellen Lämmerschling zur Frau geben, bei ihm hätte sie das beste Leben gehabt. Das ist jetzt vorbei, Ihr habt zu gröblich gegen uns gesprochen." Und seine Schwester Gotelind nahm er beiseite und sagte ihr heimlich: „Als mein Geselle Lämmerschling mich zuerst um dich bat, da sprach ich zu ihm: Du wirst gut mit ihr fahren; nimmst du sie, so sei ohne Sorge, daß du lange am Baume hängst, sie wird dich mit ihrer Hand abnehmen und zum Grabe auf die Wegscheide ziehen,

*) Die wilden Namen sind schwerlich von dem Dichter erfunden, um die Räuber zu charakterisieren, es ist aus dem Folgenden wahrscheinlich, daß sie durch die Laune der ruchlosen Burgleute selbst gegeben und als Korpsnamen gebraucht wurden.

mit Weihrauch und Myrrhen umschreitet sie räuchernd dein Gebein ein ganzes Jahr. Und hast du das Glück, nur geblendet zu werden, sie führt dich an ihrer Hand auf Wegen und Stegen durch alle Länder; wird dir der Fuß abgeschlagen, sie trägt dir die Stelzen alle Morgen zum Bett, und nimmt man dir auch noch die Hand, sie schneidet dir Fleisch und Brot bis an dein Ende. Da sprach Lämmerschling zu mir: Ich habe drei volle Säcke schwerer als Blei mit feiner Leinwand, mit Röcken, Hemden und kostbaren Kleidern, mit Scharlach und Zobel, ich habe sie in einer nahen Schlucht versteckt, die will ich ihr zur Morgengabe geben. Um das alles, Gotelind, bist du durch deines Vaters Schuld gekommen; jetzt nimmt dich ein Bauer, bei dem du Rüben graben mußt, und in der Nacht liegst du an dem Herzen eines Unedlen. Wehe über deinen Vater! Denn mein Vater ist er nicht. Ich bin sicher, daß ein Hofmann zu meiner Mutter geschlichen ist, von ihm habe ich den hohen Mut."

Und die törichte Schwester sagte: „Lieber Bruder Schlingdengau, mache, daß mich dein Geselle heiratet, ich verlasse Vater, Mutter und Verwandte." Die Eltern vernahmen nicht die Rede, der Bruder beriet heimlich mit der Schwester. „Ich will dir meinen Boten senden, dem du folgen sollst, halte dich bereit. Gott behüte dich, ich ziehe dahin, der Hauswirt hier gilt mir sowenig als ich ihm. Mutter, Gott segne dich!" So fuhr er seinen alten Strich und sagte seinem Gesellen den Willen der Schwester. Der küßte sich vor Freuden die Hand und verbeugte sich vor dem Winde, der von Gotelind her wehte.

Manche Witwe und Waise ward ihres Gutes beraubt, da der Held Lämmerschling und sein Gemahl Gotelind auf dem Brautstuhl saßen. Die Knappen fuhren und trieben auf Wagen und auf Rossen emsig gestohlenen Trank und Speise in Lämmerschlings Vaterhaus. Als Gotelind aber kam, ging der Bräutigam ihr entgegen und empfing sie: „Willkommen, Dame Gotelind." „Gott lohne Euch, Herr Lämmerschling." So begrüßten sie einander freundlich, und ein alter Mann, weise in Worten, stand auf und stellte beide in einen Ring, und fragte dreimal den Mann und die Magd: „Wollt ich euch zur Ehe nehmen, so sprechet Ja." So gab er sie zusammen. Alle sangen das Brautlied, der Bräutigam trat der Braut auf den Fuß*). Darauf wurde das Hochzeitsmahl bereitet. Aber seltsam war es, vor den Knaben schwand die Speise, als wenn sie ein Wind vom Tische wehte, sie aßen unendlich, was ihnen der Truchseß von der Küche auftrug, und es blieb nicht so-

*) Der altdeutsche Brauch der Vermählung. Die Kirche wurde im 13. Jahrhundert bei der Trauung der Landsleute wie der Hofleute noch durchaus nicht immer in Anspruch genommen. Erst im 14. Jahrhundert galt es für ungebildet, nicht von einem Geistlichen eingesegnet zu sein. Noch im 15. war möglich, daß Bauern ihren Pfaffen höhnten, weil er nach einer solchen Vermählung im Kreis der Genossen forderte, daß ein Aufgebot wegen möglichen Einspruch erfolgen müsse. Die Bauern lachten und riefen: „Bevor es Mönche und Pfaffen gab, ist die Ehe gewesen!" Der Ring S. 145. — Wenn unsere Junker gegen die Zivilehe eifern, so haben sie vergessen, daß bereits ihre Ahnen sich so vermählten.

viel daran, daß der Hund die Knochen abnagen konnte. Man sagt, jedem Menschen, der so unmäßig ißt, dem naht sein Ende*). Der Braut Gotelind begann zu grausen und sie klagte: „Wehe! uns naht ein Unheil, mir ist das Herz so schwer! Wehe mir, daß ich Vater und Mutter verlassen habe; wer zu viel will, dem wird wenig, diese Gierigkeit führt in den Abgrund der Hölle."

Noch eine Weile saßen sie nach dem Essen, schon hatten die Spielleute von Braut und Bräutigam ihre Gabe empfangen: da sah man den Richter mit fünf Männern kommen. Es war ein kurzer Kampf, mit den fünfen siegte der Richter über zehn, denn ein rechter Dieb, wie kühn er auch sei und schlüge er auch ein ganzes Heer, ist wehrlos gegen die Schergen. Die Räuber schlüpften in den Ofen und unter die Bank; wer sonst nicht vor vieren floh, den zog jetzt der Knecht des Schergen allein bei seinem Haare hervor. Gotelind verlor ihr Brautgewand, an einem Zaune fand man sie, erschreckt, entblößt, verachtet. Den Dieben aber wurden die Häute der Rinder, die sie geraubt, an den Hals gebunden, als der Gewinn für den Richter. Der Bräutigam trug seinem Tage zu Ehren nur zwei, die andern aber mehr. Der Scherge hing neune, den zehnten ließ er am Leben nach Henkersrecht, und dieser zehnte war Schlingdengau Helmbrecht. Der Scherge rächte den Vater an ihm, er stach ihm die Augen aus, er rächte die Mutter und schlug ihm eine Hand und einen Fuß ab. So führte den blinden Helmbrecht ein Knecht am Stabe heim vor seines Vaters Haus.

Hört, wie ihn der Vater grüßte: „Dieu salue, Herr Blinder. Geht von dannen, Herr Blindeken; wenn Ihr Euch säumt, so lasse ich Euch durch meinen Knecht fortschlagen, hebt Euch weg von der Tür."

„Herr, ich bin's, Euer Kind."

„Ist der Knabe blind geworden, der sich nannte Schlingdengau? Jetzt fürchtet Ihr nicht des Schergen Drohen, nicht alle Richter der Welt! Hei, wie Ihr Eisen aßet, als Ihr auf dem Hengste rittet, um den ich meine Rinder gab. Weicht und kehret nimmermehr wieder."

Und wieder sprach der Blinde: „Wollt Ihr mich nicht als Kind erkennen, so laßt mich als einen elenden Mann in Eurem Hause kriechen, wie Ihr mit armen Kranken tut. Die Landleute sind mir gram, ich kann mich nicht erretten, wenn Ihr mir ungnädig seid."

Dem Wirt bebte sein Herz, denn der blind vor ihm stand, war doch sein Blut und sein Sohn, und doch rief er hohnlachend: „Ihr fuhrt so trotzig in die Welt, manches Herz seufzte um Euch, mancher Bauer ist durch Euch seiner Habe beraubt worden. Gedenkt an meinen Traum. Knecht, sperr' ab und stoß' den Riegel vor, ich will heut nacht Ruhe haben. Eher behielte ich bis an meinen Tod einen Fremden, den sonst nie mein Auge sah, ehe ich Euch ein halbes Brot gäbe." Und er schlug den Knecht des Blinden. „Zieh von mir ihn, den die Sonne haßt; ich

*) Uralter Volksglaube. Ähnlich die Freier in der Odyssee vor ihrem Ende.

täte so deinem Meister, nur daß ich mich schäme, einen Blinden zu schlagen." So rief der Vater, und die Mutter gab ihm doch ein Brot in die Hand wie einem Kinde. So ging der blinde Dieb dahin, die Bauern riefen ihm nach und höhnten.

Ein Jahr litt er Not. Einst an einem Morgen früh ging er durch den Wald um Brot zu betteln, da sahen ihn Bauern, die Holz lasen; einem von ihnen hatte er eine Kuh genommen, die siebenmal gekalbt hatte, der rief jetzt die andern, sie sollten ihm helfen. Alle hatte er sie gekränkt, dem einen hatte er die Hütte aufgebrochen und ganz ausgeraubt, einem andern die Tochter entehrt; der vierte zitterte vor Begier wie Laub und sprach: „Ich töte ihn wie ein Huhn, er stieß mein schlafendes Kind bei Nacht in einen Sack, und als es erwachte und schrie, schüttete er es aus in den Schnee, daß es gestorben wäre, wenn ich ihm nicht zu Hilfe kam." Alle wandten sich gegen Helmbrecht: „Jetzt hüte deine Haube." Die Stickerei, die einst der Henker unberührt gelassen hatte, wurde zerrissen und auf den Weg gestreut mit seinem Haar. Seine Beichte ließen sie den Elenden sprechen, der eine brach einen Brocken von der Erde und gab diesen dem ehrenwerten Mann in die Hand als Torgeld für das Höllenfeuer. So hingen sie ihn an einen Baum. —

Wo noch ritterlustige Kinder bei Vater oder Mutter sind, die seien gewarnt durch Helmbrechts Geschick.

So endet die Geschichte vom jungen Helmbrecht, der ein Ritter werden wollte. Noch heut' wissen die alten Leute der Umgegend von einem Bauernsohn zu erzählen, der unter die Räuber ging, und im Walde, eine halbe Stunde vom Helmbrechtshofe, steht eine Kapelle, dort, sagen die Leute, sei ein Soldat gehenkt worden, der seinen Eltern entlaufen war.

Man würde irren, wenn man dieses Bild, das mit erschütternder Wahrheit ein wirkliches Ereignis schildert, für Überlieferung eines Ausnahmefalles halten wollte. Zahlreiche Berichte der Zeitgenossen lehren, daß im 13. Jahrhundert ähnlicher Übergang in den Ritterstand sehr häufig war. Er gelang in anderen Fällen besser und vollzog sich ohne auffälligen Verderb des Bauern. Ein Edler z. B. oder ein großer Dienstmann brauchte Geld, der Bauernsohn, der als reisiger Knecht bei ihm diente, half ihm mit dem Gut seines Vaters aus der Not; oder der Herr sollte zum Fürstenhof reiten, und sein Stolz machte ihm wünschenswert, mit zahlreichem Gefolge von Rittern einzuziehen; oder ein ritterliches Lehn war erledigt und die ritterbürtigen Familien seiner Lehnsherrschaft schienen dem Herrn nicht ergeben und nicht zuverlässig: In diesen und ähnlichen Lagen gab er Ritterschwert und Lehngut dem rüstigen Landmann. Auch die Ehe half diesen Übergang fördern. Hatte der Ritter eine arme Verwandte zu heiraten, dann erinnerte er sich wohl einer reichen Bauernfamilie im Dorfe, die ihm selbst verschwägert war. Wir vermögen ganz genau Worte und Gebaren anzugeben, mit

denen er um 1300 einen Bauer in seine Verwandtschaft suchte*). Er ritt vor das Bauernhaus: „Gott grüße dich, Muhme, wie gehabst du dich?" — „Gut, lieber Herr." — „Kennst du mich noch?" — „Nein, lieber Herr." — „Ich bin es ja, dein Oheim; sage mir, lebt noch deine Schwester, meine Muhme Hedwig?" — „Ja, Herr, erst gestern sah ich sie." — „Nun, wie geht's deinem Sohn Ruprecht?" — „Ei, Herr, das ist ein tüchtiger Gesell, er ist heuer älter als er vordem war, er trägt sein erstes Schwert, hohen Hut und zwei Eisenhandschuh, er ist den Mädchen Vorsänger beim Reihen und Liebling der Nachbarn." — „Nun, Muhme, ich weiß eine junge Maid, eine Tochter meines Bruders, sie war ihrem Vater und mir sehr lieb und oft hat man uns um sie gebeten, sie ist von Gott Euch aufbewahrt. Die sollten wir deinem Sohn zum Weibe geben." — „Gott helfe mir, Herr; wenn ich das erleben könnte, ich wollte ja meinen Sohn um so reicher ausstatten." — „Gut, liebe Muhme, ich muß fortreiten, gib meinem Pferde ein Futter und mir ein Huhn, und du komm nächstens zu mir, dann laß uns das mit der Maid besprechen." Darauf füttert er, reitet von dannen in sein leeres Haus, und die Ehe wird geschlossen.

Auch der Ritter verschmähte nicht, seine Truhen damit zu füllen, daß er mit einer reichen Bauerstochter in den Ring der Zeugen trat und sie zu rechter Ehe empfing. — Die Kinder aus allen solchen Verbindungen wurden von höfischen Dichtern gern mit der Elster verglichen, deren Gefieder aus weiß und schwarz bunt gemengt ist. Wenn sie Söhne von Bauern waren, wurden sie Ritter „mit einem Schild", und diesen Neuen ward gern Arges nachgesagt, auch daß gerade sie die ärgsten Landplacker wären. — Lange hat sich in einzelnen Landschaften solcher Übergang der Familien erhalten. In Rügen z. B. taten es noch zu Luthers Zeit die wohlhabenden Bauern dem Adel gleich. Sie lebten, wie ein Edelmann jener Zeit berichtet, übermütig und streitlustig, und die beklagenswerten Ehen waren nicht selten.

Aber sogar der Bauer, welcher kein Ritterlehn nahm und nicht bei Hofe unter Schilde ging, wurde Rival der rittermäßigen Familien, wenn er freier Eigentümer seines Grundes war oder mit gutem Dienstrecht auf dem Erbgut saß. Er verglich sein altes Recht mit dem der Dienstmannen und der freien Vasallen des Adels, und er fand, daß er das bessere Recht hatte. Diese freien Bauern saßen nach 1200 ungleich verteilt auf deutschem Boden, sie fehlten aber in keiner Landschaft, sie stellten in einigen den Kern der Landbevölkerung dar. In dem fränkischen Gebiet freilich, das unter Merowingerkönigen den Thüringern, Schwaben, Burgundern und Alemannen abgenommen war, lagerten die reisigen Franken als Edle und Reichsritterschaft dichtgedrängt über der unterworfenen Bevölkerung; in diesem Teil Deutschlands, der die größte Zersplitterung in kleine Territorien erfuhr, wurde auch das gute Recht fränkischer Landsiedler niederge-

*) Renner des Hugo von Trimberg, v. 1605.

drückt und die Lage der Bauern war unter den kleinen Tyrannen nicht günstig. Auch in Thüringen und einem Teil des Sachsengebietes war viel Land durch Okkupationen und Landanweisungen mit fremden Ansiedlern besetzt. In sehr früher Zeit hatte dort ein erobernder Stamm einzelnen seiner Krieger die Dorffluren in Besitz gegeben, die seitdem die Endung -leben führen. Dazwischen hatten fränkische Lehnsleute ihre Höfe mit -heim und -hausen erbaut, dort waren viele Unfreie, arme Leute der Ritter, darunter auch Slawen, dazwischen kräftige Bauerndörfer der Kirche und des Landgrafen mit geringer Dienstpflicht. Auch in Schwaben wurde die Lage der Landleute durch Teilung des Herzogtums unter kleine Gebieter seit Rudolf von Habsburg schlechter. Aber in der Schweiz, im südlichen Alemannien, in Oberschwaben, vor anderen in Bayern, in dem altfränkischen Gebiet am Niederrhein und wieder in weiten Landstrichen der Sachsen, bei Friesen und den Nordalbingen der Westsee war der freie Bauer wohlhabend und mächtig, ja neben der Kirche hie und da der einzige Herr des Bodens.

In besonderer Lage waren Österreich, Salzburg, Steier, Kärnten. Dort in der Ostmark waren die Awaren unter den Karolingern getilgt, die Ungarn unter den Sachsenkaisern erschlagen, das Land durch bayrische Kolonisten besiedelt worden, auch die friedlichen Slowenen waren unter günstigen Bedingungen dem Reiche angeschlossen, der Bauer in Österreich wußte wohl, daß er ein freier Mann war. Dasselbe Selbstgefühl erhob von 1200 bis 1400 die deutschen Ansiedler in Schlesien und Böhmen. Dagegen war in den eroberten Landschaften der untern Oder, in der Mark Brandenburg, in Mecklenburg und Pommern die Germanisierung nicht durch friedliche Bauernsiedlung, sondern entweder durch kriegerische Bewältigung der Slawen oder durch Belehnung deutscher Ritterfamilien erfolgt. Dort saßen die räuberischen Lehnsleute trotzig über den Bauern.

Längs den Alpen und am Nordmeer dachte der Bauer wohl daran, daß er der ältere Herr des Bodens war. Auch seine Vorfahren waren vielleicht zu Roß in dem Kreuzzuge geritten, — wenigstens werden von den Geschichtschreibern dieser Fahrten außer Rittern und ihren Knechten noch andere Reitermassen erwähnt, — er hatte am Giebel seines Hauses ähnliche Geschlechterzeichen, wie sie alte Ritterfamilien in ihrem Schilde trugen, ja auch aufgemalte Schildfarben von den Vätern her.

Diese alten Freisassen wurden überall dem Lehnswesen unbequem. Sie schienen weder Bauern noch Ritter, saßen stolz zu Roß und setzten ihre Hausmarken oder ein Tierbild auf ein dreieckig Brettlein oder gar an ein Fahnentuch. Auch sie nahmen zuweilen die herrschenden Laster des Ritterstandes an und wurden Räuber und Brenner ohne Ritterrecht*).

*) Renner des Hugo von Trimberg, v. 1091.

Noch in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, wo die Ritterbürtigen zwar vom Adel unterschieden, aber im Tagesverkehr hie und da bereits Edelleute genannt wurden, dauerten die reisigen Ansprüche der freien Landleute fort. Und man sagte manchen der Fürsten nach, daß sie zu ihrem Schaden lieber mit den Bauern Ritterwerk trieben als mit ihren alten Vasallen, diesen Schildbauern aber, daß sie unzuverlässig im Kampfe wären und nur die Privilegien, nicht die Lasten des Ritterstandes tragen wollten. Und man wußte über sie ein bedenkliches Gleichnis zu erzählen: Die Vögel hatten einst Krieg, luden dazu und sandten auch zu der Fledermaus. Diese sprach, man möge ihr den Zug freundlich erlassen, denn sie sei eine Maus. Da mutete man ihr den Streit nicht zu. Darauf kamen die Mäuse in Zwist. Auch dazu wurde die Fledermaus geladen. Wieder sprach sie: „Was gehts mich an? Seht ihr nicht, daß ich Flügel habe? Ich stehe in Pflicht bei den Vögeln." So treiben es die Bauernritter. Wenn der Fürst in Landesnot alle aufbietet, die in reisigem Dienst stehen, so gehn sie an die Arbeit, denn sie haben kein Ritterlehn. Der Fürst läßt sie also zu Hause und er legt auf das Land eine große Steuer. Und wieder sagen sie: „Wir sind zu gut, um mit den Bauern zu zinsen, wir müssen mit Schild und Speer zu Felde dienen, wir edlen Leute; wir wagen unsere Haut, darum sind wir steuerfrei." Da war auch ein Bauer, der hieß lange ein ritterlicher Mann; dem sagte der Richter bei einer Buße, als Edelmann müßte er 10 Mark geben, wäre er aber Bauer, so käme er mit 60 Pfennigen davon. Ehe der Gesell die 10 Mark gab, erklärte er, er sei keines von beiden, sondern er sei ein Edelknecht*).

Für den fleißigen Landmann kam seit Kaiser Friedrich II. eine harte Zeit. Die wilden Gewaltaten und der Druck des räuberischen Adels treiben viele Hilfesuchende in die Städte, die Unternehmenden in die Fremde. Noch immer ist Gelegenheit, unter dem Kreuzeszeichen gegen Slawen, Wenden und Polen zu kämpfen, und im Osten der Elbe öffnen sich weite Länder für die Waffen und den Pflug des deutschen Landmanns. Auch in den Geistern arbeitet eine Aufregung. Der neue Despotismus der römischen Päpste und der fanatischen Bettelorden drängt am Rhein die Katharer, in Niedersachsen die Stedinger bis zum Abfall von der Kirche. Wo die freien Bauern dicht zusammensitzen und durch die Natur ihres Landes begünstigt werden, erheben sie sich in Waffen gegen den Druck der feudalen Herren. In den Tälern der Schweiz, in den Marschländern der Nordsee erkämpfen die Landgenossen Sieg über die gepanzerten Reiter, die noch jetzt zu den glorreichen Erinnerungen des Volkes gehören. Aber im Innern Deutschlands wird der Bauer unter steigendem Druck, den der Adel und eine enfartete Kirche auf ihn ausüben, schwächer, unrüchtiger, roher; immer mächtiger erheben sich über ihn die Burgherren, selbst

*) Heinrich der Teichner nach 1350. (Auszüge nach Karajan S. 19.)

der altangesessene Freibauer der Niedersachsen wird tief herabgedrängt von der Ehrenstelle, die er einst über dem ritterlichen Dienstmanne behauptet hat. Auch der Städter gewöhnt sich im Gefühle einer höheren Bildung und kunstvolleren Sitte den Landmann zu verhöhnen, seine ungeschlachte Eßlust, plumpe Einfalt und betrügerische Pfiffigkeit werden mit endlosem Spott übergossen, in Liedern, Erzählungen, Schwänken, Fastnachtspielen.

Und doch war dem Landmann noch im 15. Jahrhundert viel von gutem alten Recht und einiges von der alten Kraft geblieben. Noch stellt er in seinen Liedern den eigenen Beruf hoch, und ist geneigt, mit Laune das unstete Treiben der andern zu betrachten. Von drei Schwestern heiratet in bekanntem Volksliede die eine den Edelmann, die andere den Spielmann, die dritte den Bauer; die beiden Schwäger kommen mit ihren Frauen zum Besuch auf den Bauerhof, „da spielte der lustige Spielmann, da tanzte der hungrige Edelmann, da saß der Bauer und lachte." Und am Ende des 15. Jahrhunderts schildert das Gedicht eines Städters eine Tanzszene im Dorfe, ähnlichen Brauch wie in den Zeiten Neidharts, nur wilder und roher. Die stolzen Knechte kommen von verschiedenen Dörfern bewaffnet mit Hellebarden und Spießen unter die Linde zum Tanz, die Parteien sind durch Abzeichen geschieden, Weiden und Birkenreiser und Hopfenblätter an der Schulter und auf der Mütze, aus dem einen Dorf sind alle vierundzwanzig Knechte in rotes lundisches Tuch gekleidet, mit gelbem Wams und Hosen. Eine schmucke Dirne, beliebte Tänzerin, will nur mit der einen Partei tanzen: so kommt es zu Stachelreden, die Waffen werden gezogen, der Schreiber aus der Stadt mit so nachdrücklicher Drohung verfolgt, daß er sich den wilden Gesellen durch schnöde Flucht entzieht*).

Und sind nun Tanz und Zank zu Ende, dann setzen sich die Männer nieder, die Frauen aber bleiben stehen. Hat man ausgeruht, dann tritt die Gesellschaft zum Ringelreihen an. Alle fassen einander bei den Händen, singen im Wechsel und gesellen die Paare, welche den Reihen springen**).

---

*) Es gibt mehrere Schilderungen dieser Art, eine hessische in: Kormann, Frau Venus-Berg.

**) Als Beispiel des einfachen Textes, der bei solchen Ringelreihen gesungen wurde, das Folgende:

Vorsänger: Wem soll ich's geben,
Zu Freude seinem Leben?
Chor: Was ist das?
Sagt uns, Herr, was?
Vorsänger: Es ist Frau Gretel Ehrenpreis,
Wem paßt sie baß?
Einer: Keinem andern als wie mir,
Sie ist meines Herzens Gier.
(Das Paar springt den Reihen.)
Vorsänger: Wem soll ich's geben usw.

Vergleiche: Den Ring von Heinrich Wittenweiler. S. 169.

Der Spielmann, der mit seiner Geige in das Dorf kam oder sich unter den Bauern niedergelassen hatte, brachte ihnen neue Lieder und Melodien; und der unendliche Vorrat heimischen Liederstoffes: die letzten Trümmer der alten Heldensage, was der wandernde Landsknecht über eine neue Fehde oder Schlacht zu singen wußte, dann solche Lieder, welche die Stimmungen des eigenen Lebens ausdrückten, klangen unter der Dorflinde und beim Rocken in der Spinnstube. Die alte Freude an dem Leben der Natur war unvermindert, der Gesang der Stubenvögel, die Zucht seiner Tiere waren dem Bauer regelmäßige Hausfreude; noch zu Luthers Zeit, wenige Jahre vor dem großen Bauernkriege, begegnete einem treuherzigen Bauer, daß er in der Freude sein schmuckes Füllen auf den Hals küßte; ein lauernder Mönch hatte es gesehen, der Bauer wurde vor das geistliche Gericht zitiert und mit einer harten Geldstrafe belegt, weil dergleichen unschicklich sei. Karsthans ballte deshalb die Faust gegen die Pfaffen*).

Der Bauer fühlte sich damals als bewaffneter Mann. Zwar war er auf freiem Felde schutzlos dem Überfall Gepanzerter preisgegeben, aber in der Schar der Dorfgenossen wußte er seine Wehr wohl zu brauchen, und in dem größten Teil Deutschlands, wo die Häuser des Dorfes in Gassen aneinander lagen, war sein Dorf nicht nur durch Zaun, oft durch Mauer, Graben und Tor geschützt, und vor den Toren standen zuweilen auch Blockhäuser, in denen er einen andringenden Haufen abzuwehren versuchte. Inmitten dem Dorfe war die hohe Kirchhofmauer wieder zur Verteidigung eingerichtet, zuweilen mit Türmen besetzt, und wenn das Dorf angesengt war, rettete er Weib und Kind, Vieh und Habe in die Nähe des Heiligen und stand in Krebs und Eisenkappe hinter der Mauer, sein Liebstes zu verteidigen, während die Sturmglocke den Überfall auf Feldern und in benachbarten Gemeinden verkündete.

Noch war das Leben des Landmanns innerhalb der Dorftore reich an Festen und poetischen Bräuchen, sein Recht, so es nicht durch Gewaltat gekreuzt wurde, war ihm sicher und wert, und jede Tätigkeit seines Lebens durch Herkommen und Etikette, durch Repräsentation und dramatisches Zusammenwirken mit den Dorfgenossen befestigt.

Und doch erhob sich eine neue Gefahr für sein Behagen, für die Ehre und Geltung seines Berufes, größer als die Raubsucht der Edelleute und der Landsknechte, eine Gefahr, die keine menschliche Weisheit und Kraft von ihm abhalten konnte, die ihm heraufstieg aus den unverständlichen Schriftzügen alter Pergamentbände, von dem Arbeitstisch stiller Gelehrten und den engen Stuben lateinischer Schulmeister. Und was den Landmann zunächst herabdrücken sollte, das war ein neuer großer Fortschritt der gesamten Nation, es war die lateinische Schule und der neue Stand von Gebildeten, den diese schuf. Durch die

*) Dialog: Neu Karsthans.

Humanisten kamen den Deutschen die Anfänge einer Gelehrsamkeit und Kultur, an der die anderen Stände sämtlich eher teil hatten oder erlangen konnten, die aber dem Bauer nur langsam, spät, auf weitem Umwege den Segen gönnen sollte, den sie früher und reichlicher allen übrigen gab. Die deutsche Gelehrtenbildung wollte ihm nicht Feind sein, ja sie kämpfte auch für seines Lebens Heil, wenn sie den Papst befehdete und dem Knaben Beispiele von Männergröße und Edelmut aus der Römerzeit in das Herz legte; aber sie schied doch alle, die an ihr teil hatten, von der Masse des Volkes, sie warf allmählich die Schranke, welche die übrigen Stände voneinander trennte, nieder, aber sie zimmerte unbemerkt eine neue Schranke zwischen dem einfachen Arbeiter und dem Gebildeten. Sie hob die anderen und deshalb drückte sie zunächst den Landmann herab. Zwischen dem Urteil des Junkers und seines Bauern war im Anfang des 15. Jahrhunderts der Unterschied, der zufällig zwischen den Rechten des „Hauses" und des Meierhofes bestand, beide sprachen denselben Dialekt, sangen dieselben Lieder und waren häufig nur in Tracht, Vorurteilen und Ansprüchen ungleich. In der Zeit, welche kommen sollte, lernte — nach längerem Sträuben — auch der Edelmann ein wenig Lateinisch sprechen, und er vergaß Siegfried den Drachentöter und Herrn Tristan über Scipio Africanus und den Liebeshändeln Martis und Veneris. Der Edelmann und der Bürger wurden Mitarbeiter an neuer Sitte, neuem Recht, neuer Poesie und Kunst, zuletzt an einem neuen Staat, und dies alles blieb dem Bauer lange fremd.

Aber bis zum Unerträglichen fühlbar wurde ihm der Druck, unter dem er stand. Seit dem Ende des 15. Jahrhunderts begann er sich gewalttätig gegen seine Herren zu erheben.

3. Aus der Heimat der Habsburger

Die großen Herrengeschlechter der Sachsen, Franken, Schwaben waren vergangen, eine lange Reihe von starken und dauerhaften Männern hatte in heißem Kampf gerungen, die alte Idee der römischen Weltherrschaft von deutschem Boden aus lebendig zu machen. Allen war zum Verhängnis geworden, daß sie dem Zuge einer Idee folgten, die nicht politisch, sondern poetisch war und doch als ein Erbe aus grauer Vorzeit ihnen und ihrem Volke übermächtig Gedanken und Willen beherrschte. Jetzt war das Traumbild der Deutschen verdämmert. Die früheren Kaiser hatten ihr Kaiseramt hoch gefaßt, ihr Stolz war gewesen, als weltliche Gebieter der römischen Christenheit zu herrschen, die eigene Hausmacht, die jeder von ihnen zu verstärken rang, war ihnen ein Mittel, das höchste Erdenamt gegen die Fürsten ihres Landes zu behaupten und gegen eine Kirche, welche ähnlich wie sie selbst die Oberhoheit im römischen Reiche beanspruchte.

Im Jahre 1273 war die Frage, ob Kaisermacht oder Papstmacht die höchste auf Erden sei, und ob der Kaiser oder die Landesfürsten auf deutschem Boden die Herrengewalt besitzen, zum Nachteil für die Kaiserwürde entschieden. Die Reichsfürsten waren in Wahrheit die Gewaltigen Deutschlands, das Reich lag zerfallen in eine Anzahl von Landeshoheiten. Fortan wurde auf Jahrhunderte Grundsatz der wählenden Reichsfürsten, die Attribute der römischen Königsmacht einem Fürsten zu geben, der nicht so mächtig war, die Gewalt seiner Mitfürsten niederzuzwingen. Jeder der Wählenden wußte, daß der erkorene König eine Hausmacht bedürfe, um überhaupt als König unter ihnen zu bestehn, und daß er mit allen Mitteln darnach ringen würde, diese Hausmacht zu vergrößern, sie hatten deshalb zu sorgen, daß die Krone nicht in seinem Hause blieb.

Nach volksmäßiger Auffassung war das Reich von Anbeginn ein Wahlreich gewesen, und einigemal hatten die Fürsten das Heraufkommen eines mächtigen Geschlechtes zu verhindern gesucht und wenigstens verzögert; aber so groß war in früherer Zeit der Zuwachs an Macht und Hoheit gewesen, den ein Landesherr durch die Kaiserkrone erhielt, daß deren Vererbung an seine Söhne und nächsten Magen nicht auf die Länge zu verhindern war. Jetzt wurde Deutschland bis zur Schlacht am Weißen Berge in Wirklichkeit ein Wahlreich. Und das Reich verwandelte sich Schritt für Schritt in einen

lockern Bundesstaat, in dem sieben der vornehmsten Fürsten die Wahl eines höchsten Repräsentanten vollzogen.

Doch der geistliche Oberherr Deutschlands war geblieben. Er versuchte auch als weltlicher Gebieter in dem Reiche, dessen Zusammenhang er verdorben, zu schalten. Er hatte den Fürsten befohlen, den Engländer Richard von Cornwallis zum römischen König zu machen; er befahl ihnen, als die klägliche Regierung des Fremden geendet hatte, wieder einen König zu küren, sonst werde er das mit seinen Kardinälen selbst besorgen. Aber die Macht des Papstes, die so gebieterisch heischte, war in ihren politischen Grundlagen fast ebenso unterwühlt, als die der kaiserlichen Würde.

Und gerade deshalb, weil sie das Kaisertum so klein gemacht hatte. Denn bis dahin war der Vorteil des Landesfürsten dem Papste verbündet gewesen; seit die Fürsten sich gegen einen Kaiser stark fühlten, wurden sie lau, der undeutschen ränkevollen Politik des römischen Stuhls zu dienen. Zwar arbeitete das Interesse der hunderttausend, die dem Stellvertreter Christi Gehorsam gelobt hatten, die deutsche Christenheit in treuer Vasallenschaft zu erhalten, aber in Wahrheit lenkte der Papst nicht mehr als Herr die Seelen der Deutschen. Wer eigene Gedanken hatte, wer patriotisch empfand, wer mit frommem Herzen ein Reich Gottes auf der Erde ersehnte, der sah mit Mißtrauen, mit Zorn und Haß nach den Bergen, über welche die hochmütigen Legaten zogen, die Bannbullen und Ketzerdekrete in das Land fielen, das Geld der Deutschen weggeführt wurde. Während das Reich am wehrlosesten schien gegen die Befehle des Papstes, kümmerten die deutschen Fürsten sich sehr wenig um seinen Bannstrahl, und fahrende Schüler sangen an den Höfen geistlicher Herren die keckesten Spottlieder auf die Simonie und die sittenlose Wirtschaft des römischen Hofes, der schwarze und der weiße Mönch klagten über die Parteilichkeit und den Geldwucher Roms, die Volksprediger wagten auf offenem Markte ketzerische Lehren zu verkünden; auch die sich mit der Geißel schlugen und die verlorene Gnade ihres Gottes suchten, achteten Papst und Geistlichkeit gering und erdachten einen eigenen Gottesdienst. Die Bürger in den Städten liefen in der Zeit der Not zur Beichte, aber sie schlugen und verjagten gleich darauf ihre nichtsnutzigen Geistlichen; der Bauer, dem sein Geistlicher die Sakramente verweigerte, murmelte trotzig: „Nu hilft uns doch der alte Gott"*), und als des Papstes Ketzerrichter die Glaubenspolizei zu arg trieb und die Scheiterhaufen zahlreich flammten, da erschlug das Volk den finstern Mann.

Im Jahre 1273 war der Zustand des Reiches für alle Teile unleidlich geworden, für den Papst, die Fürsten, das Volk. Nur wer gezwungen wurde, steuerte und zinste, die Einnahmen der Kirchen wurden gering, die Reisigen zwackten dem Kirchengut ab, die geistlichen Herren weh-

*) Noch im 15. Jahrhundert. Vergl. Der Ring von Heinrich Wittenweiler. S. 228.

klagten oder ritten selbst im Harnisch. Unendlich war Zwist, Fehde, Sorge um die Zukunft. Denn jedes Rechtsverhältnis im ganzen Reiche drohte unsicher zu werden. Der Kaiser war Erteiler und Bestätiger aller Privilegien und Rechte; was sich Fürsten und Städte errafft und erkämpft, das bedurfte der Weihe seines Insiegels und seines Gerichtes. Und jeder der Besseren fühlte, daß ein Mann fehlte, dem sein Amt gebot, den gemeinen Nutzen zu vertreten. Keiner gedachte die eigenen Ansprüche aufzugeben, jeder wollte die der andern gebändigt sehen, jeder war für seine Person mehr auf eigenen Nutzen als die Ehre des Reiches bedacht, aber wahrscheinlich entbehrte keiner ganz den Stolz, daß das Deutsche Reich aus der Verwüstung wieder auferstehn müsse und gegen die Nachbarn, die Ungarn, Böhmen und Welschen, seine alte Ehre behaupten.

Die Mehrzahl der deutschen Fürsten hatte aber nicht nur um das Reich, auch, was ihnen wichtiger war, um die eigene Dauer zu sorgen. Einer von ihnen war in der Zeit der Verwirrung übermächtig geworden und sie durften fragen, ob er überhaupt einer von ihnen war. Unter der Lehnshoheit des Reiches stand ein König, der seine Königskrone in einem Volke trug, das seit vielen Jahrhunderten in Deutschland gelagert, nicht mit deutscher Zunge sprach. Die Herrschaft König Ottokars II. von Böhmen reichte vom Meißner Land über die Alpen bis zum Mittelländischen Meere, von der Thaja bis über einen Teil Bayerns. Die Bischöfe von Freisingen und Salzburg waren hart bedrängt, die Herzöge von Bayern suchten im Anschluß oder Widerstand gegen ihn ihre Rettung; er regierte mit harter Hand, hielt glänzenden Ritterhof und weit reichte sein Einfluß nach Ungarn und Polen. Und er war der Mann, für sich die Herrschaft im Reiche zu begehren, obgleich er bei dieser Königswahl aus Gründen, die wir nicht übersehen, sich zurückhielt. Ihn zum König machen hieß einen fremden Herrn und die Völker des Ostens zu Gebietern Deutschlands erwählen.

Da wurde Friedrich von Hohenzollern der tätigste Werber für seinen Verwandten, einen elsässischen Grafen, den Fähnrich der Stadt Straßburg und Landvogt im oberen Elsaß. Mit Hilfe des Erzbischofs von Mainz wurde bei den Fürsten, die in Frankfurt versammelt waren, durchgesetzt, daß man den Rudolf von Habsburg wohl zum König wählen wolle, wenn er sich den Forderungen der großen Wahlherren füge.

Er war kein gewöhnlicher Mann und nach den Begriffen der Zeit besonders geeignet, das verzweifelte Wagnis der Königskrone auf sein Haupt zu nehmen. Graf Rudolf war damals 55 Jahre alt. Er war sein Lebtag einer der unruhigsten unter den kleinen Herren gewesen, die in ihren Landschaften Gewalttat übten, um ihre Herrschaft zu vergrößern, so rastlos und frei von Bedenken, daß er sogar damals auffiel, der Schrecken seiner Nachbarn und Verwandten. Einer nach dem andern

hatte er sie überzogen und aus ihrem Besitz gedrängt. Nicht nur durch Gewalt, sondern, was bei den deutschen Herren nicht gewöhnliche Eigenschaft war, planvoll, ohne Hitze, mit einer innern Freiheit und ruhiger Überlegung. Er war ein bewährter Kriegsmann. Man kannte schwerlich die ganze Tüchtigkeit seiner Feldherrnnatur, aber er war erprobt als unermüdlich, immer voran im Kampf und in Ertragung von Reiterbeschwerden, als Führer von schnellem Entschluß und eisenfestem Griff, als durchaus und in allen Lagen mutig.

Rudolf verdankte einen Teil seiner Erfolge der besonderen Stellung, in der er, wie vor ihm sein Vater, zu den Bürgern der größten Stadt des Elsasses stand. Seit er die reisigen Burgmannen und Kaufleute Straßburgs befehligte, hatte er für die Stadt harte Kämpfe gegen ihren Bischof durchgeführt und war bei den Bürgern ein populärer Mann. Ihr Lob verdiente er, denn er stand gleichgültiger als vielleicht irgendein Landherr seiner Zeit zu dem spielenden Idealismus des Rittertums, ein nüchterner, praktischer Geschäftsmann. Seine Stellung als Hauptmann einer Stadt hatte ihm Gelegenheit gegeben, den Wert bürgerlicher Arbeit zu erkennen und die Erwerbenden in ihrem Verkehr zu beschützen. Seit er sich in Besitz der Kyburgischen Erbschaft gesetzt hatte, war er mächtig im Aargau und Thurgau. Dort wurde er Schirmherr der Kaufleute, welche über den Gotthard aus Italien zogen, er wußte die Warentransporte, die sein Geleit erkauft hatten, vor dem räuberischen Adel zu sichern, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß das achtungsvolle Geleit, das er einmal dem Erzbischof von Mainz zur Romfahrt gab, ihm die persönliche Neigung und die Wahlstimme des geistlichen Fürsten gewonnen hat.

Die rastlose Rührigkeit, mit der er seine Nachbarn befehdet hatte, war damals gute Empfehlung für den unsicheren Thron, zumal da ihr kluge Pläne nicht fehlten. Und Rudolf besaß noch andere Eigenschaften, die ihn seinen Zeitgenossen wert machten. Er war seinen untergebenen Freunden zuverlässig, ein bequemer und billiger Mann, wo ihn nicht sein eigener Vorteil zur Partei machte. Seine Milde zwar rühmten die Sänger nicht, denn seine Hand war in der Regel leer und seine Eigensucht entbehrte den Schimmer höfischer Freigebigkeit, er war in harter Zeit heraufgekommen und für Kunst und feinen Schmuck des Lebens wenig gebildet; aber er verstand leutselig zu sein, unterzog sich jeder harten Arbeit eines Kriegsmanns, aß im Notfall Rüben vom Felde und flickte selbst sein gescheuertes Wams. Wie er sein Leben lang arm an Würde und frei von Bedenken blieb, wo es seinen Nutzen galt, so war er auch merkwürdig frei von Vorurteilen bei Schätzung einer Menschenkraft. Und er besaß in ruhigen Stunden trotz aller Selbstsucht die gemächliche Gutherzigkeit einer frohen Natur, er machte und vertrug einen groben Scherz, damals unter Deutschen nicht die letzte Eigenschaft, populär zu werden.

Er hatte zur Hohenstaufenpartei gehört; man erzählte später, daß Kaiser Friedrich II. bei seiner Taufe Pate gewesen sei. Noch im Jahre 1267 hatte der Vorsichtige sich von dem armen Konradin das zweifelhafte Recht seiner Kyburger Lehne bestätigen lassen für den Fall, daß Konradin König würde. Jedenfalls hatte er den Zorn der Kirche auf sich geladen, er war zweimal, 1249 und 1254, in Bann getan worden, das letztemal, weil er mit seinen Spießgesellen das Magdalenenkloster zu Basel bei Nacht überfallen, angezündet und beraubt hatte. Der letzte Kirchenbann war, wie ihm seine Gegner vorwarfen, gar nicht aufgehoben.

Seitdem hatte sich seine Stellung zum Papst geändert. Um Konradin hatte seine Partei keine Hand gerührt, der Kirche drohte in dem unbändigen und mächtigen Ottokar ein neuer Gegner, wie sorglich auch dieser um die Freundschaft des Papstes bemüht war, und die Unordnung im Reiche bedrängte die geistlichen Fürsten und verminderte die Einnahmen Roms. So kam es, daß in dem Jahr 1273 die Trümmer der Hohenstaufenpartei, in denen die Traditionen der deutschen Reichsherrlichkeit noch am lebendigsten waren, dem Papst eher als Verbündete wie als Gegner erscheinen mußten.

Rudolf war unter den Grafen am Oberrhein einer der mächtigsten, aber er war gegen die großen Reichsfürsten doch nur ein kleiner Herr, und er sollte den Mangel an eigener Hausmacht, solange er lebte, empfinden. Es gehört zu seinen besten Eigenschaften, daß ihn die Enge seiner Mittel und die Leere seiner Geldtruhe bei einigen großen Gefahren nicht gehindert hat, das Höchste zu wagen.

Selbst von dem kleinen Landgebieter forderten die deutschen Fürsten vor der Wahl Sicherheit und Belohnung. Herzog Albrecht von Sachsen und Pfalzgraf Ludwig von Bayern, derselbe, welcher in früheren Jahren sein unschuldiges Weib in einem Anfalle eifersüchtiger Wut getötet hatte, versicherten sich seiner guten Dienste dadurch, daß sie Töchter von ihm zur Ehe nahmen. Die übrigen Wahlfürsten wurden durch Geldsummen und Verträge erkauft, worin der König ihnen alte Usurpationen und Rechte bestätigte oder neue verlieh. Aber damit nicht genug. Die Wahlfürsten stellten den neuen König völlig unter ihre Kuratel, indem sie wichtige Verträge und neue Verleihungen nicht nur wie bisher von der Bestimmung des Reichstages, sondern von ihrer, der Wahlfürsten, schriftlichen Beistimmung durch Willebriefe abhängig machten.

Das Rudolf für sein Haus einen Landbesitz brauchte, um sich in dieser demütigen Königstellung zu behaupten, mußte jedem einleuchten. Solche Ausstattung war aber nur in dem süddeutschen Erwerb König Ottokars zu finden, und diesen konnte der König erst im Kriege gewinnen, und zwar in einem Kampfe, den die große Mehrzahl der deutschen Fürsten tatlos anzusehen geneigt war.

Es waren also in Wahrheit verzweifelte Verhältnisse, unter denen Rudolf die Königskrone empfing. Das Volk sammelte sich in endloser Menge bei der Krönung zu Aachen, aber die Ausstaffung des neuen Königs, welche die Städte des Rheins in Geld, Lebensmitteln und Wein zufuhren, war ein guter Zehrpfennig für den Grafen, kläglich für einen römischen König. Doch Rudolf war ganz der Mann, sich aus solcher abenteuerlichen Lage heraufzubringen. Er hatte nicht die Art von fürstlichem Sinn, dem Demütigungen unerträglich sind, er war sein Lebtag ein wageluftiger Spieler gewesen, hatte mit nichts angefangen und vieles durchgesetzt, und war geneigt seinem alten Glück zu vertrauen. Er hatte höchstens einige hundert Ritterpferde und als König auf sehr wenig Einnahmen zu rechnen. Aber er hatte zehn Kinder und er fand als König in vier Söhnen und sechs Töchtern ein reiches Kapital, das er zu großen Familienverbindungen umsichtig verwandte. Und er hat durch diese Politik sein Geschlecht groß gemacht und von dem deutschen Reiche in seinen Jahren eine große Gefahr abgewehrt.

Bevor er den Kampf mit Ottokar begann, mußte er sich mit dem Papst stellen. Er warb demütig um die römische Gunst und ließ es an Versprechungen nicht fehlen. Im Jahre 1275 ging er nach Lausanne, wohin der Papst über die Alpen gekommen war; dort erwies er dem Statthalter Christi jede wünschenswerte Demut, leistete den Eid des Gehorsams und empfing die Bestätigung der Königskrone. Er ließ sich das Kreuz anheften und gelobte nebst vielen Fürsten und Edlen nach dem Morgenlande zu ziehen, was er schon bei der Krönung zu Aachen der Kirche in Aussicht gestellt hatte, als seine Fürsten ihn auf eine glänzende Wolke in Kreuzesform aufmerksam machten. Aber im Ernst dachte er so wenig daran, unter dem Kreuz dahinzufahren, als die Mehrzahl seiner Fürsten, von denen einige ihre Kreuzespflicht im nächsten Jahre nur als Vorwand benutzten, ihm den Kriegszug gegen Böhmen zu weigern. Er versprach dem Papst, nach Rom zu kommen und dort die Kaiserkrone zu empfangen, aber er wies nachher, wie der Fuchs, seine Getreuen auf die Fußspuren, die nach der Löwenhöhle führten. Solange er lebte, war er an der Reise verhindert. Er bestätigte auch dem Papste alle alten Landansprüche in Italien, außerdem Sardinien und Korsika und einen großen Kreuzzehnten in Deutschland, diesen sollte sein Vertrauter, der neue Bischof von Basel erheben und ihm zur Romfahrt 10 000 Mark abgeben. Endlich scheint er, was für Deutschland wichtiger war, für uns aber nur aus den Folgen erkennbar ist, sich auch zur Unterdrückung der Ketzereien in Deutschland verpflichtet und in diesem Punkte sein Wort nach Kräften gehalten zu haben. Dieselbe Politik der Nachgiebigkeit beobachtete er auch später gegen Rom, er enthielt sich ernstlicher Einmischung in die italienischen Geschäfte mit Recht, war immer devot gegen die kirchliche Autorität, und als einst ein widerwärtiger Legat des Papstes durch schamlose

Habsucht und Wucher so laute Zornesausbrüche der deutschen Fürsten erregte, daß der König den Erschreckten bei der Hand aus der Versammlung führen mußte, da entging der König nicht dem Vorwurf seiner eigenen Partei, daß er teilhabe an den unwürdigen Praktiken des päpstlichen Legaten.

Erst nach großen Opfern an königlicher Autorität konnte er den Feldzug gegen Ottokar beginnen, der bis dahin in hochmütigen und fruchtlosen Verhandlungen seinem tätigen Gegner Zeit gelassen hatte. Rudolf wußte sich für den Feldzug dadurch den Rücken zu decken, daß er den gefährlichen deutschen Verbündeten Ottokars, Herzog Heinrich von Bayern, durch einen Separatfrieden auf seine Seite brachte. Auch hier war ihm eine Tochter das Mittel, den wetterwendischen Fürsten an sein Interesse zu fesseln. Der König hütete sich, Böhmen zu betreten, brachte, sehr ungenügend von deutschen Fürsten unterstützt, durch eine schnelle Anstrengung Österreich und die Nebenländer in seine Hand, erhielt Neustadt durch Überraschung, und Wien, das Ottokar nicht zu entsetzen vermochte, durch Vertrag. Die Fürsten vermittelten Frieden mit Ottokar, der Österreich, Steier, Kärnten, Krain als erledigtes Reichsgut in der Hand König Rudolfs ließ und die Bestätigung seines Königreiches Böhmen von Rudolf empfing.

Aber die Bedingungen dieses Friedens, wieder Familienheiraten und daran geknüpfte Aussicht für den Böhmenkönig, einen Teil des verlorenen deutschen Gebietes zurückzugewinnen, wurden von beiden Teilen nicht gehalten.

Es ist charakteristisch, daß durch diese Erfolge des Jahres 1276 die Stellung König Rudolfs nicht befestigt, eher verschlechtert wurde. Ein Teil seiner Nachbarn, die Städte am Oberrhein und seine Schwiegersöhne hatten ihm im Jahr 1276 Zuzug geleistet, so lange wirkten die Verträge und Spenden der Krönung nach. Jetzt war der König im Besitz einiger wichtiger Reichslande, man wußte, daß er sie für seine Familie behalten wolle, König Ottokar hatte aufgehört, übermächtig zu sein. Rudolf vermochte den begehrlichen Fürsten nichts Neues zu bieten, seine Versuche, Frieden im Reiche zu erhalten und kleineren Übergriffen entgegenzutreten, erregten Gegner, Ottokars Gold tat das übrige. So geschah es, daß im Jahr 1278, als der neue Krieg ausbrach, Rudolf wahrhaft hilflos war; die Ritterschaft Österreichs, verwildert und unzuverlässig, bot ihm keine Stütze, auch die Treue der Wiener war zweifelhaft, Heinrich von Bayern war wieder zu Ottokar gefallen, im Elsaß rührten sich alte Gegner, nur in dem König von Ungarn hatte er einen schwachen Verbündeten gewonnen. Die Ungarn des Ladislaus standen bei ihm, ein Teil der kriegerischen Kumanen auf böhmischer Seite. Hier aber bewährte der sechzigjährige König glänzend seine kriegerische Tüchtigkeit, mit schwachem Zuzug aus seiner Heimat wagte er die entscheidende Schlacht bei Wien, die König Ottokar in Siegeshoff-

nung ersehnt hatte. Und nach hartem Kampfe gewann Rudolf die Schlacht, Ottokar verlor sein Leben.

Diese Schlacht auf dem Marchfelde ist nicht nur ein politischer Glanzpunkt in Rudolfs Leben, sie ist auch in anderer Hinsicht merkwürdig. Es war die letzte deutsche Ritterschlacht, in der die alte Turnierweise einen großen Erfolg brachte. Von den Heereshaufen, welche die Könige gegeneinander geführt hatten, zählten Ungarn und Kumanen, Bürger und Bauern zu Fuß auf beiden Seiten fast nur als Ziffern und bei der Verfolgung. Die Schlacht selbst wurde entschieden durch den Speerkampf einiger gepanzerter Reiterhaufen, von denen die deutschen und böhmischen Ritter Ottokars etwa 900, die ungarischen und deutschen Ritter des Königs Rudolf noch weniger Mann zählten. In dem Durcheinander dieses Schlachtturniers wurde Rudolf vom Rosse geworfen, Ottokar „gezäumt" und im Getümmel getötet. Rudolf entschied den Erfolg durch einen Durchbruch à travers mit 50 Rittern.

Erst durch diese Schlacht wurde die Wahl des Habsburgers bestätigt. Seinem Hause waren jetzt die österreichischen Landschaften nicht zu nehmen. Er hütete sich, mehr zu begehren, bestätigte den Nachfolger Ottokars in Böhmen und verwandte wieder eine seiner Töchter, um Böhmen mit seiner Familie zu befreunden.

Er hatte sich als König durchgesetzt. Doch er wurde für Deutschland kein Schirmer, wie die stärkeren unter den alten Königen hatten sein können. Er zerstörte eine Anzahl Raubburgen und verkündigte wiederholt seinen Landfrieden, er vermochte nirgend durchgreifend und dauerhaft zu helfen; aber er machte für den Südwest Deutschlands seine Regierungsjahre zu einer besseren Zeit als die Jahrzehnte vorher und nachher gewesen, und diesem Segen seiner Herrschaft bewahrte das Volk ein treues Gedächtnis. Für seinen guten Willen lohnten die Städte dadurch, daß sie ihm in seinen endlosen Geldverlegenheiten Darlehne schafften, er war gern bereit, den Städten größere Rechte einzuräumen und sich dafür von ihnen bezahlen zu lassen, und er sorgte dafür, daß die Begnadigungen, die er der einen Stadt gewährte, die Schulden bezahlten, die er bei einer andern gemacht hatte. Dieselben Geldquellen hatten auch die stolzesten Kaiser der Hohenstaufen benutzt, neu war nur, daß Rudolf reichlicher bewilligen und größere Rücksicht darauf nehmen mußte, seine Schulden zu bezahlen. Dennoch muß ihn der fortwährende Geldmangel zu Maßregeln verleitet haben, welche mit Recht Unwillen erregten. Wir sind darüber ungenügend unterrichtet, aber der Ton, in dem sein warmer Lobredner, Ellenhard von Straßburg, im Jahre 1286 seine Protektion der Wuchergeschäfte des Legaten Johannes Tusculanus hervorhebt, und jene Katastrophe auf dem Konvent von Würzburg lassen schließen, daß die Sache arg war. Gelegentlich wird erwähnt, daß ihn seine Kinder viel Geld kosteten.

Seit der König die böhmischen Angelegenheiten geordnet, war sein

unabläſſiges Beſtreben, für ſeine Familie neue Beſitzungen vom Reiche zu erwerben. Aber er hatte darin nicht das Glück ſeiner erſten Regierungsjahre.

Seine Anſtrengung, ein Herzogtum Schwaben für einen ſeiner Söhne aufzurichten, ſcheiterte an dem Widerſtand der ſchwäbiſchen Grafen. Schon wurde die Ländergier des Königs getadelt, größer noch war die Mißbilligung, als er um kleine Beute mit dem Abt von St. Gallen in Zwiſt geriet und ſeine königliche Würde benutzte, um den Gegner in einer Fehde zu verderben, wie ſie einſt dem Hauptmann von Straßburg geläufig war.

Aber er verlor die kluge Vorſicht nicht, die ihn abhielt, bei ſeinen Landgeſchäften zu viel auf das Spiel zu ſetzen, und nicht die alte eiſenfeſte Tüchtigkeit eines Kriegsmanns; wenn er den Harniſch trug, war er den andern wie der jüngſte voran. Das bewies er noch in den letzten Händeln. Seine feindlichen Nachbarn im Elſaß und der Schweiz waren Savoyen und Hochburgund, beide dem Reiche entfremdet, im Einverſtändnis mit Frankreich. Rudolf zwang in drei Fehden den Herzog Philipp von Savoyen und den Pfalzgraf Otto in Hochburgund dem Reiche den Lehnseid zu leiſten. Als ſein Heer in einer Burgunderfehde auf ſteiler Höhe über dem Doubs lag, von der kein Roßpfad zu den Feinden im Flußtal führte, unterwarfen ſich dieſe dennoch und ſagten: „Wir kennen dieſen König, er klettert auf Händen und Füßen herab, um uns anzugreifen.“ Es gelang dem König aber nur vorübergehend, den Schatten einer Reichspflicht wieder herzuſtellen, längs dem ganzen Rhein zog übermächtig der Einfluß von Paris. Und er vermochte noch weniger Burgund an ſein Haus zu feſſeln, obgleich er hier wieder ſein Hausmittel, eine Heirat, verſuchte. Diesmal war er ſelbſt fröhlicher Bräutigam.

Auch andere Pläne, die er ſtill gehegt, wurden ihm vereitelt. Seine Söhne ſtarben vor ihm dahin bis auf den hochfahrenden Albrecht, den Herzog des Oſtreichs. Die Mühe des Königs, dem gefürchteten Mann die römiſche Königskrone und die Nachfolge im Reiche zu ſichern, war fruchtlos. Die Mehrzahl der Fürſten war diesmal für die Diplomatie des Greiſes unzugänglich. Auch ſein anderes, groß angelegtes Unternehmen, das er bereits für gelungen hielt, dem Sohn die ungariſche Krone zu erhandeln, wurde vereitelt. Er hatte ſeinem Sohn Albrecht ſchon die Lehnbriefe des Reiches für Ungarn ausgeſtellt, da erhielt der Gegenkönig Andreas die Oberhand und der Papſt erklärte die Königskrone Ungarn nicht für kaiſerliches, ſondern für päpſtliches Lehn. Rudolf hinterließ ſeinem Hauſe nur die großen Projekte, für die er als Kaiſer gearbeitet, eine Familienverbindung mit Böhmen, eine Partei und Anſprüche in Ungarn, und den Wunſch, Burgund durch Vermählung zu erwerben. Was der große Planmacher ausgeſonnen, das wurde eines nach dem andern in den nächſten Jahrhunderten erreicht, und

es wurde erreicht genau mit denselben Mitteln, die er angegeben, durch ein System von Heiraten und Verschwägerungen und durch Fügsamkeit gegen Rom, erreicht in Gleichgültigkeit gegen die deutschen Interessen des Reiches und trotz aller Geldbedrängnisse. Mehr als einer der Nachkommen hat dieselben tiefen Demütigungen erfahren, denen der Alte sich fügen mußte; Kaiser Friedrich III. fuhr auf einem Ochsenwagen in das Reich, und dem ritterlichen König Max steckten seine eigenen Landsknechte einen Strohwisch an die Tore der Stadt Arras und boten die Stadt einem zahlungsfähigen Bieter feil. Dennoch wurde mit den Mitteln König Rudolfs sein Geschlecht das erste und stolzeste Herrengeschlecht von Europa. Die Erfolge und die welthistorische Bedeutung der Nachkommen haben auch das Bild des Ahnherrn in der Phantasie der Geschichtschreiber mit fremden Zügen versehen. Für das edle Haus Habsburg war er der große Ahn, nicht ebenso groß ist er für uns Deutsche. Und wir haben für seine Beurteilung bei der Mangelhaftigkeit der Quellen einen zwar in Einzelheiten versagenden, aber im ganzen untrüglichen Maßstab.

Zu dem Wesen des alten Reiches gehörte, daß es nach keiner Seite feste Grenzen hatte, sie verliefen allmählich in Unbotmäßigkeit und fremder Herrschaft. Es hatte auch keine Hauptstadt und festen Mittelpunkt, wo sich die Lebenskraft der Nation am stärksten regte. Des Reiches Herz war bald hier, bald dort, immer in dem Stamm, dessen Herrengeschlecht gerade die Kaiserkrone trug. In der Sachsenzeit griff der deutsche Norden erobernd über Skandinavier und Slawen, unter den Schwaben war die schaffende und erhaltende Kraft des Reiches beim Süden. Ein starker Fürst trieb das Lebensblut bis in die entferntesten Glieder des Reiches, ja darüber hinaus, dann mußten die Könige von England, Ungarn, Polen, Dänemark dem Reiche Gehorsam schwören. Darum messen wir die segensvolle Wirkung eines Königslebens darnach, ob ihm gelang, den ganzen Leib des Reiches in Gehorsam zu vereinen und die Außenländer wenigstens in Scheu und Frieden zu erhalten. Da König Rudolf die Krone nahm, gehörten die Provence, Burgund und Dauphiné, Hennegau, Flandern und Lothringen nur nach alter Volksmeinung zum Deutschen Reich, und im Osten war die Zugehörigkeit Böhmens, Mährens, Schlesiens fast ebenso zweifelhaft. Als Rudolf die böhmische Macht brach und Österreich, Steier, Krain für seinen Sohn erwarb, und als er später die Verbindung Schlesiens mit Böhmen vorbereitete und den König von Böhmen durch Reichsschenkenamt und Wahlstimme von neuem in das Reich fügte, da tat er etwas Großes für das zerrüttete Reich. Aber den Westgrenzen ist er ein Wiederhersteller nicht geworden. Er vermochte nicht sich im Elsaß eine Hausmacht zu gründen, die den Schwerpunkt dahin gelegt hätte, wo er am nötigsten war, an den Rhein; einige Jahre nach seinem Tode begannen die Hirten und Bürger der Täler, in denen er seine

treueste Mannschaft gefunden hatte, den siegreichen Freiheitskampf gegen seine Nachkommen. Auch im Innern Deutschlands blieb seine Tätigkeit für das Reich in so engen Grenzen, daß man kaum sagen darf, Rudolf habe über dem deutschen Reiche als König gewaltet. Erst zwei Jahre vor seinem Tode hatte er Zeit und Willen, die kaiserliche Macht bis nach Thüringen auszudehnen, wo die Verwirrung unerträglich geworden war. Über Thüringen hinaus ist er nie persönlich gereist, in ganz Norddeutschland war sein Regiment und Einfluß nicht der Rede wert. Wie wenig er sich um die Hälfte des deutschen Bodens gekümmert hat, das zeigt jeder Blick auf die erhaltenen Urkunden und landesherrlichen Akte seiner Kanzlei. Die norddeutschen Städte suchten in dieser Zeit der Königslosigkeit sich selbst zu helfen, sie zogen die Bande alter Handelsgenossenschaft enger, in denen allmählich die Hansa zusammenwuchs.

Lange hofften die Gegner des Alten vergebens auf seinen Tod. Mit 66 Jahren hatte er noch ein 14jähriges Kind, die schöne Isabella von Burgund, zur Gemahlin genommen, und die Hofleute lachten spöttisch, wenn er seine junge Frau, oder nach dem Rat gefälliger Ärzte auch andere Frauen vor aller Augen liebkoste. Aber der an seinem Hofe so würdelos tändelte und zu Erfurt mit dem Bierkruge auf der Gasse lief, blieb zu Rosse ein Feldherr, im Rat der kluge Geschäftsmann bis an sein Ende. Als ihm der Arzt meldete, daß seine Lebenskraft zu Ende gehe, — wie erzählt wird, während er neben seiner jungen Gemahlin am Schachbrett saß, — da fügte er sich vorsichtig und geschäftsmäßig in das Unvermeidliche, wie er sich als König dem übermächtigen Willen des Papstes und seiner Fürsten gefügt hatte, und er eilte, sich beizeiten das letzte zu sichern, was ihm übrig blieb, ein Kaisergrab zu Speier. Wohl hatte er sich in Kampf und klugem Rat ein Recht erworben, neben den ältern Kaisern zu ruhen, denn er hatte durch Kriegszüge, Familienverbindungen und Verträge mit den Fürsten die Grundlagen eines neuen Reichslebens geschaffen, das, wie ungenügend immer, dem deutschen Volke die Möglichkeit gab, selbständig zu dauern, bis die Arbeit von Millionen Kleiner sich in der Kraft eines Mannes zusammenschloß, der Reformator und Bildner des deutschen Lebens werden sollte; aber dieser eine war kein Habsburger und kein König, sondern ein thüringischer Mönch.

Wie König Rudolf durch das Volk seiner Zeit angesehen wurde, soll der folgende Bericht deutlich machen. Es sind seine treuen Landsleute im Elsaß, die von ihm melden. Unter den Quellen für seine Geschichte haben zwei aus seinem Heimatland hier besonderes Interesse. Das eine ist die Chronik, welche Ellenhard, ein rittermäßiger Straßburger, Vorsteher der Bauhütte des Doms, anfertigen ließ, das andere sind Aufzeichnungen der Predigermönche von Kolmar, beide lateinisch geschrieben. Die letzteren sind hier zugrunde gelegt, aus der gebilde-

keren Chronik Ellenhards nur wenige Sätze zur Vervollständigung des Zusammenhanges eingefügt. Die Aufzeichnungen von Kolmar, die unter dem Titel „Jahrbücher", „Chronik" und „Beschreibung des Elsasses" von Jaffé*) herausgegeben sind, wurden nicht deshalb gewählt, weil sie die Geschichte König Rudolfs am besten erzählen, sondern weil sie in naiver Weise eine volksmäßige Behandlung der Geschichte zeigen, die seit den Hohenstaufen in lateinisch und bald in deutsch geschriebenen Städtechroniken in den Vordergrund tritt. Es sind nicht mehr die vornehmen Benediktiner, die schreiben, sondern kleine Leute, Bettelmönche, Stadtschreiber und ehrliche Bürger, die aus dem Gesichtskreise ihrer Mauern die Weltereignisse beurteilen. Ihre Handschriften geben uns das Kleinleben der Geschichtschreibung, eine Auffassung, die geneigt ist, den historischen Stoff in Anekdoten umzubilden, mit der behaglichen Zurichtung, durch welche das Volk sich große Ereignisse verständlich macht. Aber diese Erzählung ist doch nicht mehr die alte epische, es ist bereits viel von dem guten Gedächtnis und der scharfen Beobachtung der Details darin, die der nüchterne Realismus des letzten Mittelalters nirgend verleugnet. Die „Beschreibung des Elsasses" und die „Chronik von Kolmar" erzählen folgendes:

„Es gibt eine Gegend in deutschen Landen, Elsaß genannt, sie ist vom großen Meere 61 Meilen oder 70 Meilen entfernt, so daß ein Mann den Weg gut in drei Wochen machen kann. Diese Gegend liegt zwischen der Stadt Straßburg und Basel, ist 16 Meilen lang und 3 breit, wie man insgemein rechnet. Sie liegt am Rhein. Noch vor kurzer Zeit schied der Rhein die Stadt Breisach von dem Elsaß, im Jahr 1295 zog er sich an dieser Stelle auf die andere Seite des Berges. Er hatte keine Brücke, sondern die Leute setzten auf Schiffen über. Der Fluß Rhein entspringt aber im Süden und fließt gen Norden drei Tagereisen von Kostnitz bis zum Elsaß, und er geht mitten durch Deutschland.

Um das Jahr des Herrn 1200 waren die Städte Straßburg und Basel gering an Mauern und Kirchen, aber noch geringer an Häusern. Die festen und guten Häuser hatten wenige und kleine Fenster und Mangel an Licht. Kaufleute waren wenig und fast alle galten für reich. Meister im Handwerk gab es wenige, auch sie wurden unter die Reichen gerechnet. Wenig Wundärzte, noch weniger Ärzte, wenig Juden. Ketzer waren an vielen Orten in Fülle, diese aber rotteten die Brüder vom Predigerorden mit großer Hilfe der Landesherren ruhmvoll aus. Die Handwerker waren ohne große Kunst, aber später kamen sie darin viel weiter. Die Edlen hatten in den Dörfern kleine Türme,

*) Bei Pertz, Monum. script. XVII. Da die Berichte von Kolmar, wie sie uns erhalten sind, aus verschiedenen Aufzeichnungen zusammengeschrieben sind und die Beschreibung des Elsasses aus kurzen Notizen locker zusammengestellt ist, so war es für den vorliegenden Zweck erlaubt, in der wortgetreuen Übersetzung einiges wegzulassen, an anderen Stellen die Reihenfolge der Sätze anders zu ordnen.

die sie vor ihresgleichen kaum verteidigen konnten. Die Ritter trieben Jagd, Fischerei, Turniere, Kampfspiele, Frauenliebe, und fast alle hielten einfache Unzucht für gar keine Sünde. Jeder Knecht warb um wessen Magd er wollte, und wenn er sie durch Bitten oder Gaben gewonnen hatte, kam er bei Nacht und Tage zu ihr. Dafür besorgte er ihr das nötige Schuhwerk, und so befreite der Liebhaber die Herrin von diesem Aufwand. Die Ritter hatten Panzer von großen, dichten und schweren Ringen.

Karren waren wenig und die Elsässer gebrauchten ihre Wagen ohne Eisen. Mit Eisen beschlagene Wagen kamen später aus Schwaben nach Elsaß. Man hatte nur eine Art kleiner Hühner, aber später wurden Hühner mit Bart und Kamm und ohne Schwänze, sehr groß mit gelben Beinen aus entfernten Ländern durch Fremde hergebracht. Man sah auch nur eine Art von Tauben und Ringeltauben, die griechischen Tauben aber, die gefiederte Beine haben, und viele andere Arten wurden später nach dem Elsaß gebracht. Es gab um 1200 viele Wälder im Elsaß, die das Land an Korn und Wein unfruchtbar machten. Man fand große und hohe Bäume, die 9 oder 10 Fuß in der Dicke hatten. Die Bauart der Häuser mit Gips war noch nicht bräuchlich, denn erst viel später, um 1290, wurde in der Stadt Dürckheim von den Einwohnern Gips gefunden, d. h. die Erde, aus welcher der Zement gemacht wird; auch die Erde, die Mergel heißt und durch welche die Äcker von den Bauern gedüngt werden, wurde nach 1200 gefunden.

Um das Jahr des Herrn 1200 waren im Elsaß wenige Geistliche, und einer genügte in 2 oder 3 kleinen Dörfern, die Messe zu lesen. Viele Geistliche waren in Wissenschaft schwach, weshalb sie nicht klugen Rat geben konnten. Auch hatten die Geistlichen insgeheim Beischläferinnen, weil die Bauern sie dazu gewöhnlich anhielten; denn sie sagten: der Pfaff kann nicht enthaltsam sein, deshalb ist besser, daß er nur ein Weib hat, als daß er die Weiber von allen versucht oder erkennt. Die Stiftherren und die Ritter erkannten Nonnen von Adel. Herr Heinrich, der Bischof von Basel, hinterließ bei seinem Tode 20 Kinder als Waisen der Sorge ihrer Mütter.

Daselbst war Graf Rudolf von Habsburg aus dem Geschlechte des Herzogs von Zähringen im April des Jahres 1218 seinem Vater, dem Grafen Albrecht von Habsburg, geboren. Dieser war Landgraf in Ober-Elsaß und von Kindheit in reisigem Dienst erzogen, denn er war bei seinen Lebzeiten Hauptmann der Reisigen [und Fähnrich]*) der Stadt Straßburg. Nach dem Tode des Vaters folgte Rudolf in seiner Stelle und wurde ebenso Hauptmann der Reisigen von Straßburg. Es war dieser Mann lang von Leibe, sieben Fuß groß**), hager, mit kleinem

*) Das Eingeklammerte bei Fritsche Closener, Straßb. Chronik.

**) In einer Handschrift steht der Zusatz: „Er hatte 7 Fuß weniger 2 Finger, der Jud Ebenlang 7 Fuß, der Herr von Baldeck $7\frac{1}{10}$ Fuß, Ritter Kunrad im Gefolge des Kaisers $3\frac{1}{2}$ Fuß. Im Durchschnitt haben die Männer 6 Fuß und zwei Fingerbreiten, kleine Leute

Kopf, bleichem Antlitz und langer Nase, hatte wenig Haare, schmale und lange Hände und Füße. In Speise, Trank und anderen Dingen war er enthaltsam, ein weiser, fürsichtiger Mann, er erwarb die größten Reichtümer und war doch immer in der größten Bedrängnis. Er hatte viele Söhne und Töchter, die er alle mit großem Vermögen und Ehren ausstattete. Da nun Graf Rudolf sah, daß die Grafen, seine Nachbarn, viel Reichtum hatten, er aber gegen andere in Armut und Dürftigkeit steckte, so dachte er darauf, wie er zeitliche Schätze erfassen könnte. Er erwog auch, daß er große Habe durch Gebet oder Gerechtigkeit schnell zu ergreifen nicht vermöge, und bedachte bei sich, daß er seine Nachbarn mit Fehde überziehen wollte.

Damals lebte ein edler und reicher Jüngling mit Namen von Tufenstein, und er hatte eine Burg, auf die er sehr vertraute. Der Graf Rudolf aber hätte seine Güter gern gehabt, wenn er sie an sich bringen konnte. Da er Gelegenheit fand, begann er den Jüngling zu belagern, aber da er ihn mit Gewalt nicht bewältigen konnte, machte er einen falschen Frieden mit ihm und legte ihm durch einige aus seinem Gesinde einen Hinterhalt, und diese erschlugen den Jüngling schmachvoll. Darauf begann Graf Rudolf den Grafen Gottfried von Lauffenberg zu befehden, einen wackeren Knappen, den Sohn seines Oheims, und verwüstete ihm viele Dörfer. Der Graf Hartmann der Ältere von Kyburg hatte sich mit einer Tochter des Grafen von Savoyen vermählt; da er aber sah, daß er von ihr keine Söhne haben könnte, gab er seine Besitzungen dem Herrn Bischof von Straßburg, wie man sagte unter der Bedingung, daß die Gräfin einige Güter auf Lebenszeit frei besitzen sollte, und später sollten die Besitzungen den Nachfolgern der Straßburger Bischöfe zukommen. Als aber der Graf von Kyburg gestorben war, nahm Graf Rudolf von Habsburg fast alle Habe und Güter mit Gewalt, obwohl viele sagten, daß er nicht der rechte Erbe sei. Der Graf Rudolf hat, wie man weiß, mit verschiedenen Herren Zwist und Fehde gehabt, mit den Grafen von Savoyen, von Rapperswyl, von Hohenberg oder Homberg, mit dem Abt von St. Gallen, mit Eberhard Bischof von Konstanz, mit den Bürgern von Bern, mit dem Bischof Heinrich, seinem Vetter.

Nach dem Tode des Kaisers Friedrich nahm jeder der Herren vom Reichsgut, was er fassen konnte, in Besitz. Graf Rudolf aber nahm Breisach und behielt es einige Zeit in seiner Gewalt. Der ehrwürdige Herr Heinrich Bischof von Basel sagte dem Grafen Rudolf: „Breisach

findet man von 4½ Fuß. — Da nach einer Zeichnung in der Handschrift der damalige elsässische Fuß 10½ Zoll rheinländ. Maß ausmacht, so wissen wir, daß Rudolf von Habsburg grade 6 Fuß preuß. Maß hielt; für Durchschnittsmaß eines Mannes aber galt 5 Fuß 4½ Zoll preuß. Es scheint, daß seit dem Jahr 1300 die Manneslänge in Deutschland nicht verringert ist. Allerdings meldet diese Notiz nichts von dem Zahlenverhältnis zwischen dem mehr und minder des mittleren Durchschnitts. — Viele der erhaltenen Rüstungen und Helme sind auffallend klein.

gehört mir, weil ich es nach Erbrecht besitze." Der Graf Rudolf aber sagte: „Wenn du mir 1000 Mark Silber für mein Recht geben willst, so verspreche ich Stadt und Burg in deine Gewalt zu geben." Der Bischof gab ihm 900 Mark und erhielt so die Stadt, die er behielt, bis Rudolf zum römischen König gewählt wurde. Da aber unterdes der Graf Rudolf den Bischof wieder ungebührlich belästigte, lud ihn der Bischof zu sich und sagte: „Vetter, höre auf, mich zu quälen und ich will dir freiwillig 100 Mark Silber geben." Der Graf war willig und hielt dieses Jahr Ruhe. Im folgenden Jahr fing der Graf zum zweitenmal an, den Bischof zu beunruhigen. Wiederum gab er 100 Mark damit er ihn nicht mehr quälen sollte, und wieder gab ihm dieser eine zweite Ruhe von der Quälerei. Im dritten Jahr forderte der Graf Rudolf von dem Bischof 200 Mark, weil er sie brauche, denn er sei in viele Schulden verstrickt. Da sagte der Bischof: „Ich schäme mich ferner zinspflichtig zu sein, mit 200 Mark will ich mich so umschanzen, daß ich keine Gewalt fürchte." Darauf fing Graf Rudolf an, seinen Vetter, den Bischof von Basel, nach Kräften zu befehden. Der Bischof aber und die Bürger von Basel drangen mit Macht in das Dorf Blotzheim am Rhein, welches damals neu verschanzt war durch Graben und Brustwehr, und verwüsteten alles, was darin war. Darauf belagerte der Graf Rudolf die Herren von Toggenburg, die Schwestersöhne des Herrn Bischofs, und bedrängte sie hart, der Bischof dagegen zerstörte aus Haß gegen den Grafen Rudolf die Veste Vertenberg, die neu erbaut und schön vollendet war. Darauf nahm der Bischof die Veste Rheinfelden, die unüberwindlich schien, mit Gewalt ein und zog sie an sich. Da Graf Rudolf sah, daß er mit Gewalt dem Bischof Heinrich nicht widerstehn konnte, so gab und verhieß er Geschenke den Rittern und Bürgern des Bischofs. Die Ritter des Bischofs waren dem Grafen insgeheim günstig und achteten den Bischof nicht. Da der Bischof das merkte, traute er sich nicht mit seinen eigenen Leuten gegen den Grafen zu ziehen, und da Graf Rudolf das wußte, so ging er unbesorgt seine Wege.

[*) Unterdes versammelten sich auf Befehl des Papstes die Fürsten zu Frankfurt, um über die Wahl eines römischen Königs zu handeln. —

Die Wählenden hielten untereinander verschiedene Handlungen und Versammlungen und konnten über die Wahl nicht einig werden, und sie brachten einander in das Gedächtnis alle Edlen in allen Kreisen deutschen Landes. Da kam auf göttliche Eingebung der Burggraf Friedrich von Nürnberg, und als er vernahm, daß sie unter sich nicht einig werden konnten, mahnte er sie, daß alle übereinkämen, einhellig den Herrn Rudolf Grafen von Habsburg zum römischen König zu wählen, der von alters her bewährt sei durch Gerechtigkeit, Billigkeit und Rechtschaffenheit. Sobald die Fürsten, die gegenwärtig waren, seinen

*) Das Eingeklammerte aus Ellenhard und Fritsche.

Namen hörten, stimmten sie mit geneigtem Sinne überein und wählten diesen Herrn Rudolf zum König der Römer; nur allein Ottokar König von Böhmen nicht, der war nicht zugegen und wollte auch seine Stimme nicht geben zu dieser Wahl. Eiligst sendeten die Fürsten den genannten Burggrafen zum Grafen Rudolf wegen der Bestätigung ihrer Wahl.

Der Burggraf machte sich also auf, kam in den oberen Elsaß und fand den Herrn Rudolf vor Basel bei der Belagerung dieser Stadt. Der Burggraf sprach:] „Die Wahlfürsten tun Euch kund: wenn Ihr Eure Töchter diesen und diesen Herren vermählen wollt, so werden sie Euch zum König der Römer wählen." Dieser antwortete: „Dies und alles andere werde ich erfüllen." Da zeigte der Bote allen die Wahl und den Bestätigungsbrief. Als der König diese sah, sagte er allen seinen Leuten: „Haltet Friede mit allen und laßt alle Gefangenen frei." Als die Herren dies hörten und sahen, riefen sie: „Es lebe der König!" und erwiesen ihm königliche Ehre. —

[Als die Mär nach Basel kam, erschrak der Bischof Heinrich so sehr, daß er aus großem Kummer einige Zeit darauf starb, und er sagte zu denen, die bei ihm waren: „Niemand ist ärger, als der Arme, wenn er erhöht wird", und er murmelte, wandte sich hin und her und sprach: „Wenn einem lebenden Menschen möglich wäre, auf Gottes Stuhl zu kommen, so würde der Herr Rudolf auch Gottes Nachfolger werden."]

Als Graf Rudolf am Tage vor Allerheiligen zum König Deutschlands gekrönt wurde, erschien um die neunte Stunde eine große weiße Wolke, wie ein Kreuz gestaltet, die später in blutrot sich umwandelte. Als dies die Fürsten dem Herrn König meldeten, sagte er: „Wenn der Herr mir Leben und Glück beschert, so will ich übers Meer ziehen, dann will ich für meine großen Sünden mein Blut dem Herrn Jesu Christus weihen."

Vor der Geburt des Königs Ottokar hatte seine Mutter einen Traum, daß sie einen Wolf statt eines Knaben empfangen habe. Dieser Wolf unterwarf sich das Böhmerland und verschlang die benachbarten Länder mit Gewalt, aber über diesen Wolf kam ein Löwe, zerriß ihn mit seinen Klauen und nahm sein Gut. Darauf wurde dem König von Böhmen ein Sohn geboren (1230), den er zärtlich liebte; dieser war ein schöner Jüngling von brauner Farbe, mittler Größe, breiter Brust, stattlichem Antlitz, tapfer, weise, an Beredsamkeit übertraf er die Weisen und Philosophen. Diesem gab der Vater eine Frau und machte ihn zum Markgraf in Mähren. Der Jüngling begehrte das Königreich des Vaters und zwang endlich seinen Vater das Land zu räumen. Aber der Vater erwarb die Hilfe der Markgrafen von Brandenburg und Meißen und sie belagerten die Stadt Prag und den Sohn mit einem Heere. Der Sohn floh aus der Stadt und ließ das Königreich dem Vater. Darnach vermehrten sich in Böhmen die Deutschen, durch diese erhielt der König einen unermeßlichen Schatz aus Gold- und Silberbergwerk.

Als der König gestorben war, bemächtigte sich sein Sohn Ottokar (II.) des Königreiches, er verjagte die Deutschen und bekämpfte den Adel und unterjochte die Nachbarn, vielen wurde er Feind, und treue Diener hatte er wenige. Als seine Frau ohne Kinder starb, erhielt er vom Papst Dispens, eine Nonne aus dem Kloster der Predigermönche in Trier zu heiraten, die Schwester Margarethe, die einst Königin von Deutschland gewesen war.*) Wenige Jahre darauf erwarb er durch sie Österreich.**) Da er von dieser keine Kinder hatte, so forderte er von den Bischöfen Erlaubnis eine andere zu heiraten. Diese antworteten: „Was Gott zusammengefügt, das soll der Mensch nicht scheiden." Darauf räumte ihr der König die Stadt Krems mit ihren Erträgen ein, dort lebte sie wie eine Witwe und starb nach wenig Jahren. Der König aber nahm die Tochter eines Kumanen zur Frau, von der er viele Söhne und Töchter erhielt. Durch seine Frauen hatte er viel Land erworben, und wie die Leute sagten, besaß er Türme voll Gold und Silber und hatte fast alle seine Feinde besiegt.

Als aber die Edlen, die unter Herrschaft oder Gewalt des Königs von Böhmen lebten, von der Wahl des Königs Rudolf hörten, freuten sie sich sehr, weil sie hofften, von der Herrschaft des Böhmenkönigs befreit zu werden. Sie sandten Briefe und Boten zum römischen König und baten demütig, daß er in ihr Land komme, weil sie das Reichsgebiet, das der Böhmenkönig durch Gewalt besaß, seiner Herrschaft unterwerfen wollten. — Denn der König von Böhmen besaß Bayerland, Kärnten, Krain, Steier viele Jahre in sicherem Besitz. — Jetzt erschrak er und versammelte einen Rat seiner Fürsten und sagte: „Schwört mir Treue." Da schworen alle. Auch die Bürger aller Städte schworen ihm Treue und gaben ihm ihre Söhne als Geiseln. — Und der König von Böhmen forschte fleißig bei den Predigermönchen, bei den Minderbrüdern und anderen, die er für kundig hielt, nach der Art dieses Königs. Da sagte ihm ein Predigermönch mit Namen Rüdiger, der ein großer Redner war und den Grafen Rudolf genau kannte: „Herr König, wenn Ihr mir es verstattet und nicht zürnt, so will ich Euch die Art seines Landes und seine Art berichten." Darauf sprach der König von Böhmen: „Sprich frei, und ich werde dir deshalb nicht feind sein." Da sagte der Bruder Rüdiger: „Herr König, Graf Rudolf von Habsburg ist mager, lang, hat eine große Adlernase, ist enthaltsam in Nahrung, an Jahren alt, aber noch kein Sechziger, er hat viele, nämlich neun Kinder***), ward von Jugend auf in große Dürftigkeit gestellt, ist den Seinen treu und von Kindheit an mit Waffen, Krieg, Fehde, mit Unglück und unendlicher Arbeit vertraut. Er siegt mehr durch

*) Es war die Witwe des Hohenstaufen Heinrich VII., des Sohnes von Kaiser Friedrich II. Die Heirat fand vor Ottokars Thronbesteigung statt.

**) Er hatte Österreich schon 1251 gewonnen.

***) Das zehnte wurde unter der Königskrone geboren.

klugen Rat als durch Heereskraft, und außerdem wird er durch Glück gestärkt. Am Sonnabend begeht er kein Unrecht, wie man sagt, und läßt die Seinen keines begehn, aus Scheu vor der heiligen Jungfrau Maria." Da sprach der König von Böhmen: „Gutes und Übles hast du von diesem Grafen gesagt, aber mehr als alles andere müssen seine Feinde fürchten, daß er Glück hat."

Als König Rudolf die Botschaft der edlen Böhmen erhalten hatte, wäre er ihnen stracks zu Hilfe gekommen, aber er konnte das Rheinland nicht verlassen. Da er aber in eigener Person nicht zu den Böhmen hinüberziehen konnte, kamen einige von ihnen selbst nach dem Elsaß und baten den König flehentlich, er möchte nicht aufschieben, in die Länder des Böhmenkönigs zu kommen, und sie wollten ihm ihr ganzes Land übergeben. Der Römerkönig Rudolf war den Bitten der Herren geneigt, er warb selbst alle Ritter, die er werben konnte, und befahl den Seinen allen in Waffen mit ihm aufzubrechen, weil er eilig in fremdes Land reisen müsse. Viele versprachen ihm Geld, aber sie konnten es nicht aufbringen.

Der König Rudolf fuhr aus seinem Land mit wenigen, aber von Tag zu Tag warb er mehr Ritter. Da er aber nach Mainz kam, sagte zu ihm der Herr von Klingen: „Herr, wer ist der Hüter Eures Schatzes?" Da antwortete ihm der König: „Ich habe nicht Schatz, nicht Geld, nur fünf Schillinge in schlechter Münze." Da sagte ihm der Herr von Klingen: „Wie wollt Ihr dann für Euer Heer sorgen?" Da antwortete der König: „Der Herr hat immer für mich gesorgt, er kann auch auf dieser Fahrt für mich sorgen." Freudig zog der König vorwärts und blieb immer in der größten Bedrängnis.*) —

Der römische König aber zog mit dem genannten Heere vor die Stadt Wien und belagerte sie so stark, daß auf der einen Seite der Stadt niemand sicher ein und aus gehn konnte ohne seinen Willen. Die Wiener aber in der Gefahr wußten nicht, was sie tun sollten, endlich hielten sie einen Rat, vertrugen sich mit dem römischen König und ehrten ihn mit großen und schönen Geschenken. Da aber der Böhmenkönig sah, daß er dem römischen König nicht widerstehn konnte, demütigte er sich und übergab sich seiner Gnade. Die Fürsten aber versöhnten die Könige unter diesen Bedingungen: der Böhmenkönig sollte seine Tochter einem Sohne des Königs Rudolf verheiraten, sein Königreich, wie es recht war, von ihm als Lehn zurückempfangen und 300 Ritter mit verdeckten Rossen zum Heer des Königs führen, wenn dieser wollte.

Der König von Böhmen bereitete sich sogleich mit vielen Rittern und Rossen, geschmückt mit goldenem Gewand und Edelsteinen, das Königreich Böhmen vom römischen König als Lehn zu erhalten. Als dies die Vornehmen des Königs Rudolf merkten, berichteten sie es

*) Es ist ein Bettelmönch, der hier zum Leser spricht, ihm wird die fröhliche Armut des Königs zu einem poetischen Refrain.

freudig dem Könige und sprachen: „Herr, rüstet Euch mit köstlichem Gewande, wie einem König ziemt.“ Da sprach der König: „Der Böhmenkönig hat mein graues Kleid oft verspottet, jetzt aber soll mein graues Kleid ihn verspotten.“ Darauf sagte er seinem Schreiber: „Gib mir deinen Mantel, damit der Böhmenkönig über meine Armut lache.“ Als der Böhmenkönig herankam, sagte der römische König seinen Rittern: „Wappnet euch, rüstet eure Rosse und macht euch so schön ihr könnt, wie zum Kampf, dann stellt euch in Reihe auf beide Seiten des Weges, da der König kommt, zeiget den Ruhm deutscher Waffen diesen Barbarenvölkern.“ Die Ritter taten nach dem Willen des Königs; da kam der König von Böhmen in goldenem Gewande, glänzend in Königspracht, fiel dem römischen König zu Füßen und bettelte demütig von ihm die Verleihung seines Königlehns. Da bewilligte der Römerkönig dem Böhmenkönig sein Königreich und die Königrechte, und rühmte ihn vor allen Umstehenden als seinen lieben Freund. Als der römische König das tat, trug er ein graues Wams, sah gemein und demütig aus und saß auf einem Dreibein.

Nach wenigen Wochen reute den Böhmenkönig, daß er sich dem Römerkönig unterworfen hatte. Denn er sah, daß König Rudolf zwar viel Gutes gewonnen hatte, aber doch immer in der größten Bedrängnis war. Darum und wegen anderem machte er seine Tochter zur Nonne, die er dem Sohn des Königs Rudolf zur Ehe versprochen, und weihete sie feierlich in ein Frauenkloster vom Orden der Minderbrüder.

Und da er auch sah, daß König Rudolf nicht durch Heimlichkeit noch durch Rat und Gewalt zu besiegen war, so wollte er ihn durch Bestechung besiegen. Und er sandte einigen Rittern in Österreich vieles Geld, damit sie im Kampfe den König verließen oder womöglich durch ihren Rat hinderten. Er versprach auch sechzehn Rittern 1000 Mark Silber, wenn sie ihm den König Rudolf lebend oder verwundet oder tot brächten. Er sandte auch den Rittern in Ungarn Geld, daß sie ihn selbst nicht angreifen oder doch nur schwach beunruhigen sollten. Dies erwies später der Ausgang. Er sandte auch und versprach den Herren Bischöfen, Grafen und Freien am Rheine, damit sie dem König Rudolf nicht zu Hilfe kämen oder ihn gar nach Kräften angriffen. Das taten auch einige nach ihren Kräften, und sie hätten es ärger getan, wenn es der König in etwas versehen hätte. Deshalb kamen auch dem König Rudolf nur 200 Ritter zu Hilfe.

Als dies der römische König vernahm, befahl er seinen Fürsten, als dem Ungarkönig, dem Sachsenherzog, dem Bayerherzog, vielen Rittern, dem Bischof von Basel, seinem Sohn dem Landgrafen von Elsaß, mehreren Bischöfen und allen Getreuen und dem Herrn von Baldeck, ihm eilig mit aller Rüstung, die sie aufbringen könnten, zu Hilfe zu kommen. Er sagte aber: „Wenn ihr um Mariä Geburt nicht da seid, kann mir der größte Schaden geschehen.“ Der Ungarkönig

hörte günstig auf den König Rudolf und kam mit 14 000 gerüsteten Männern nach Wien. Aus Österreich hatte der König viele Ritter mit verdeckten Rossen gesammelt. Er hatte außerdem die Stadt Wien mit vielem Kriegsvolk, aber auf sie alle verließ sich der König nicht und traute nicht, mit ihnen den Böhmenkönig zu bestehen. Er hoffte nämlich, daß sein Sohn mit vielen Rittern kommen werde, für ihn Gut und Leben zu wagen. Da aber zur gesetzten Zeit die erwähnten Ritter nicht kommen konnten, wurde der römische König unmäßig betrübt, denn er war verlassen und ermangelte des Rats und der Hilfe. Dazu kamen die Bürger von Wien zum Könige und sprachen: „Herr, die Euren haben Euch verlassen und Ihr habt keine Mannen, mit denen Ihr dem Böhmenkönig widerstehn könnt. Wir bitten Euch, wir wollen uns selbst einen Herren wählen, damit wir nicht mit Eurem Gesinde umkommen." Da bat der König sie flehentlich und sagte: „Harret nur noch kurze Zeit, damit wir sehen, was sich tun läßt." Darauf ließ er die Burg sorglich bewachen und befahl den Knechten, kleinen und großen, daß keiner einem Bürger bei irgendeinem Anlaß trotzig oder verächtlich antworte, „denn das könnte uns allen an Gut und Leben gehn."

Da König Rudolf so in Gefahr stand, sammelte der Herr Bischof von Basel, ein Bruder des Minoritenordens, ein weiser und vorsichtige Mann und treuer Freund des Königs, und Herr Konrad Wernher, Untervogt des Elsaß, genannt von Hattstedt, einen Haufen von 200 wohlgerüsteten Rittern mit verdeckten Pferden. Diese beiden vereinigten sich in Basel, zogen zusammen nach Schwaben, dort gesellte sich ein Graf mit 100 Rittern auf verdeckten Rossen zu ihnen und sie fuhren zusammen vorwärts. Auf der Fahrt hatten diese Ritter Sorge vor vielen Herren und zogen mehrere Tage ihren schweren Harnisch nicht aus. Da sie nach Wien zum deutschen König kamen, hatte dieser große Freude. Da fragte der König: „Weshalb ist mein Sohn nicht in eurer Gesellschaft gekommen?" Da antworteten sie ihm: „Euer Sohn rüstet sich mit 500 Rittern zu kommen, und der Graf von Pfürt und der Graf von Mömpelgard und die andern sind mit vielen trefflichen Rittern auf der Fahrt." Insgeheim aber meldeten sie dem König das Gegenteil von allem und sagten: „Herr König, nicht Euer Sohn und nicht ein anderer Eurer Freunde kann Euch alsbald in Euren Nöten zu Hilfe eilen, erwägt also, was Ihr tut." Da antwortete er ihnen und sprach: „Ich will, daß ihr einen Tag rastet und darauf in die Schlacht zieht, mir ist Genüge, daß ich euch habe mein Haupt zu beschirmen. Ich vertraue auf Gott, der mich wunderbar zu dieser Würde auserwählt und wunderbar in ihr gestärkt hat, ich hoffe, er wird in seiner Gnade auch jetzt mir durch ein Wunder helfen." Dies sagte er und sie meldeten seine Worte den Ihren: „Wappnet euch alle morgen zur Schlacht, denn wir müssen tapfer mit dem Gesinde des Königs von Böhmen kämpfen." Da liefen alle Knechte des Königs Rudolf zu den

Beichtigern, meldeten ihre Sünden, verziehen ihren Feinden und bereiteten sich gläubig zur Kommunion. Denn Todesgefahr schien über allen zu schweben. Das ganze Heer des Königs Rudolf trug ein weißes Kreuz, aber das Heer des Königs von Böhmen ein grünes Kreuz. Der König von Deutschland stand in größter Sorge um sich und die Seinen, der König von Böhmen aber war des Sieges sicher, weil er guten Verheißungen der Feinde wunderlich vertraute. Darum sprach er: „Wer mir wahr verkündet, daß König Rudolf mit den Seinen die Donau überschritten hat, dem will ich gern 20 Mark spenden."

Am dritten Tage nach der Ankunft des Herrn Bischofs von Basel und des Herrn Konrad Wernher von Hattstadt, als am Tage vor St. Bartholomäus, zog König Rudolf mit seinem Heer aus Wien, um mit dem König von Böhmen eine Schlacht zu liefern. Denn der König von Böhmen war mit seinem Heere in mehrere Scharen, nämlich in drei, geteilt, denn er hatte viele tausend kumanisches Fußvolk, dann hatte er eine Schar von verschiedenen Reitern und Fußvolk, dann hatte er eine Schar von verdeckten Rossen und ungefähr 900 Ritter. König Rudolf teilte sein Heer ähnlich in drei Teile. Er hatte den König von Ungarn mit 15 000 Ungarn. Dieser König war ein Jüngling von achtzehn Jahren und ging nicht in die Schlacht, weil König Rudolf das nicht wollte. Der Herr und Bischof von Basel saß auf einem verdeckten Rosse, mit schönen Waffen angetan, und wäre sehr gern in die Schlacht gezogen, wenn der Wille des Königs ihm das erlaubt hätte. König Rudolf hätte gern gesehen, wenn die Ungarn mit den Kumanen zusammengeschlagen hätten, aber sie wollten diese nicht angreifen. Der König Rudolf hatte eine zweite Schar und diese stellte er gegen das Heer des Böhmenkönigs. Das Heer des Böhmenkönigs aber war stärker und zwang sie zu weichen. Da König Rudolf die Seinen wanken sah, führte er seine dritte Schar, 300 Ritter mit verdeckten Rossen, auf die er sich zumeist verließ, gegen den Böhmenkönig und traute mehr auf den Herrn als auf die eigene Macht. Als der Böhmenkönig den König Rudolf gegen sich ziehen sah, griff er allein trotzig die Feinde an und durchstach viele; dreißig Ritter, seine Leibwache, halfen ihm kräftig. Endlich war der König von Böhmen ermattet, wurde von einem Unedlen gefangen und seiner Waffen beraubt. Und der König wurde so entgürtet geführt. Da folgte ihm ein Ritter und rief: „Das ist der König, der meinen Bruder schändlich getötet hat, er büßt die Tat." Er zog sein Schwert und schlug dem König ins Antlitz eine schwere Wunde. Ein anderer aber folgte ihm und durchbohrte den Leib des Königs mit dem Schwerte. Der Mann aber, der den Böhmenkönig gefangen hatte, zürnte sehr und hätte ihn gern verteidigt, aber er vermochte es nicht.

König Rudolf kämpfte tapfer gegen seine Feinde. Endlich kam ein tapferer Mann und stach nach dem König, aber da er ihn nicht be-

wältigen konnte, durchbohrte er das Roß des Königs mit dem Speer. Da stürzten der König und das Roß, und der König lag auf den Boden gestreckt ohne jede Hilfe und legte seinen Schild auf sich, damit er nicht unter den Rosseshufen schmählich umkam. Nachdem die Rosse vorüber waren, wollte ihn einer von der Todesgefahr befreien und hob ihn, so gut er konnte, vom Boden. Da rief der König: „Rüstet mir schnell ein Roß." Dies geschah, er stieg sogleich auf und rief stark die Seinen zur Hilfe. Es kamen aber von den Seinen etwa fünfzig zu ihm. Mit diesen brach der König von der Seite in das Heer des Böhmenkönigs und teilte es in zwei Teile und bedrängte stark den hinteren Teil. Der vordere Teil des böhmischen Heeres aber schrie: „Sie fliehen, sie fliehen!" und wollte das Heer des Königs Rudolf täuschen. Aber je mehr sie schrien, desto mehr stachen die Deutschen in sie. König Rudolf aber jagte den hinteren Teil des Heeres in die Flucht. Da sie aber den Rücken wandten, folgten ihnen die Ungarn. Sie drängten die Kämpfenden und verfolgten die Flüchtigen, sie nahmen gefangen, schlugen nieder und töteten. Und es war eine gemeine Rede, daß in diesem Treffen 14 000 Menschen geblieben sind. —

So erzählten um 1300 die kleinen Mönche des Elsaß von ihrem königlichen Landsmann, stolz auf ihre deutsche Art und auf die Kriegstaten ihres alten Nachbars.

Aus der Mitte des alten Reiches waren die Könige des sächsischen, fränkischen, schwäbischen Stammes heraufgewachsen; Rudolf stammte vom linken Rheinufer, und die bedeutsamste Tat seines Lebens war, daß er seine Hausmacht vom deutschen Westen in den Osten an die böhmische und ungarische Grenze verlegte. Von ihm bis zu dem böhmischen Winterkönig bestimmen die Interessen von Österreich und Böhmen die Geschicke Deutschlands.

Es war nicht sein Haus allein, das aus den Grenzländern Frankreichs nach Osten herübersprang, denselben Weg und dieselben Mittel der Herrschaft suchte nach ihm das Grafengeschlecht der Luxemburger. Rudolfs Nachkommen wußten dies neuere Königsgeschlecht durch Heirat und Erbschaft in sich aufzunehmen.

Der Fritz Hohenzollern von Nürnberg war es, der die Erhebung des Hauses Habsburg betrieb. Als 400 Jahre nach Rudolf das Kaisergeschlecht der Habsburger die Kraft verlor, sein altes Geburtsland, den Elsaß, vor dem Einbruch der Franzosen zu retten, da war es wieder ein Nachkomme jenes Friedrich, der diese Schmach Deutschlands am tiefsten empfand. Seitdem ging allmählich die Leitung der höchsten Interessen Deutschlands von der Ostmark an der Donau über auf die andere Ostmark an der Oder, in der die Zollern ihren Staat gegründet hatten.

Auch darum beginnt mit dem Dreißigjährigen Kriege und dem Großen Kurfürsten die neue Geschichte Deutschlands.

4. Auf den Straßen einer Stadt

(Nach 1300)

Zwischen dem Jahrhundert der Hohenstaufen und dem Jahrhundert des ersten Bücherdrucks liegt ein Zeitraum, der uns in vieler Hinsicht weniger bekannt ist als die große Zeit vorher. Alles scheint in Auflösung, überall Krieg, Fehde, Zerstörung, und doch wachsen in dieser Zeit die Städte und deren friedliche Arbeit gedeiht reichlicher und kunstvoller; hart ist der Egoismus, arm an Zucht und guter Sitte scheint das Leben, und doch weiht dieselbe Zeit fast jedes menschliche Verhältnis durch feste Ordnungen und sinnvollen Brauch, und frommer Tiefsinn ist geschäftig, dem Glauben und Gewissen der Menschen reinere Lehre und innigere Frömmigkeit zu erringen. Überall Zersetzung und Vernichtung alter Lebensformen und wieder daraus die großartigsten politischen Bildungen, die Germanisierung weiter Landschaften, das Ordensland Preußen, die Hansa. Das Reich war nie machtloser und doch hat es nie eine Periode gegeben, wo die Herrschaft der Deutschen sich so weit über die alten Grenzen nach Norden und Osten ausbreitete.

Noch auffallender werden diese Gegensätze, wenn wir die Menschen nahe betrachten, welche sich in dieser Zeit tummeln. Keine Periode ist so arm an Charakteren, die als Führer über das Volk hinaufragen, und doch empfinden wir überall die Wirkungen der tüchtigsten Menschenkraft. In keiner Zeit, seit das deutsche Volk die Erbschaft des Altertums übernommen hat, treten die Individuen so sehr zurück; es ist auch nicht mehr wie in der Urzeit gemeinsames Bedürfnis und gemeinsamer Inhalt der Seelen, der in praktischer und idealer Tätigkeit zutage kommt, die schöpferische Kraft ist in viele einzelne Kreise geteilt, deren Interessen oft feindlich gegeneinander arbeiten; was schafft und groß macht, sind nicht die einzelnen, nicht das ganze Volk, es sind die Vereine. In der Genossenschaft sucht der einzelne Schutz, Herrschaft, Behagen und derben Genuß, so die Handwerker, Kaufleute, die Städte, die Ritter.

Es sind auch andere Schichten des Volkes, die das neue Leben darstellen. Fürsten, Adel und Ritter haben aufgehört, eine freie und edle Bildung zu haben, Bischöfe, Stiftsgeistliche und alte Mönchsorden sind reich und bequem geworden, ja in wüstes Schwelgen, in Roheit und Unwissenheit zurückgefallen. Es sind jetzt Tausende von Kaufleuten,

Handwerkern und kleinen Bettelmönchen, welche die besten Interessen des Volkes vertreten, indem sie für sich selbst sorgen.

Die Morgensonne, die seit Karl dem Großen über dem deutschen Volke steht, erleuchtet nicht mehr die hohen Gipfel mit glänzendem Strahl, das eintönige matte Licht des aufsteigenden Tages fällt in die dämmrigen Täler, ein gleichförmiges Grau liegt über dem deutschen Lande, überall rührt sich darin die Tagesarbeit des jungen Volkes, aber dem entfernten Auge sind viele Einzelheiten schwer erkennbar.

Die Menschen sind uns einförmiger und ärmer an Gemüt, der Sinn der großen Mehrzahl ist nach außen gekehrt; hart und rücksichtslos suchen sie ihren Vorteil, überall geht der Streit um Geld und Gut, Habe und Hufen, sehr nüchtern und realistisch ist der Grundzug der Zeit. Auch der Genuß scheint einesteils der Poesie entkleidet, die der Deutsche sich so leicht um seine Freuden spinnt. Es ist ein Geschlecht arm an Illusionen und arm an schöner Erfindung, aber unermüdlich rührig, hartnäckig, unzerstörbar, von großartiger Willenskraft.

Ärmlicher ist der schriftliche Ausdruck eigener Gefühle und Gedanken, als in früherer Zeit. Ein Mann der Geschäfte, der anderen gebietet, ergreift nur selten die Feder, der kleine Bürger und der arme Mönch erzählen, was ihre Stadt durch Fehden und Unglücksfälle gelitten, oder was ihnen sonst als ungewöhnlich auffiel, aber sie haben nicht das Bedürfnis aus dem Privatverkehr zu berichten. Am wenigsten die Ereignisse ihres eigenen Lebens, das verdeckt dahinfließt unter der Strömung städtischer Interessen. Längere Zeiträume, große Landschaften, gewaltige Taten fanden unter den Zeitgenossen keinen erträglichen Geschichtschreiber, die norddeutschen Kaufleute und deutschen Kreuzritter haben die großartigsten Erfolge durch sehr männliche Arbeit errungen, die Kunde davon auf andere Völker und spätere Menschen zu bringen, hat ihnen nicht am Herzen gelegen. Im Gegenteil. Sie wollten nicht, daß man die Pfade ihrer Heere und Flotten erkenne. Auch das ideale Schaffen des einzelnen zeigt dieselbe Armut. Diese ganze Zeit hat in Deutschland keinen starken Dichter hervorgebracht, nur wenige, die so viel Originalität haben, wie Heinrich der Teichner, ihr eigenes Urteil über die Welt gegen das Treiben der andern zu setzen; fast nur in Schwänken und kleinen Geschichten erreicht die gestaltende Kraft wirksame Darstellung. Die zahlreichen gereimten Chroniken in deutscher Sprache haben bei unbehaglicher Breite doch fast sämtlich rohe Form und dürftigen Inhalt. Nur das Lied, das auf den Straßen gepfiffen und gesungen wird, kann die treuherzige Innigkeit deutscher Menschen nicht verleugnen; auch der Sänger ist einer aus der Menge, ein fahrender Schüler, ein Reiterknecht, ein Bürgersohn oder Handwerksgesell, das sagt er wohl selbst in dem letzten Vers und freut sich, daß es ihm mit dem Liede so wohl gelungen ist.

Wo der Mann sich dem Behagen der Stunde hingibt, liebt er derben und massenhaften Genuß, an die Stelle verfeinerter Empfindung ist eine grobe Laune getreten, Neigung zu Possen und Eulenspiegeleien; sogar in das Ritual des Glaubens dringt frech das burleske Spiel der Straße, aus ernster und harter Arbeit sucht der Deutsche Erholung in Narrheit. Aber der Grundzug deutschen Wesens ist in dieser Zeit massiver Menschenverstand und praktische Klugheit.

Überall, in Kampf und Arbeit, in Poesie und Genuß, gilt der einzelne an sich wenig, alles seine freie Bruderschaft, die sich gegen andere abscheidet und bei jeder Macht der Erde Begünstigung sucht gegen die andern. Unter seinen Gesellen reitet und hämmert, singt und zecht der Mann, und einer sieht vielen andern ähnlich.

In dieser Periode sind die Städte Bewahrer der besten treibenden und bildenden Kraft, alle große Erfindung, fast jeder Fortschritt wird durch sie geschaffen oder doch gefestigt.

Unter den Sachsen- und Frankenkaisern hatte der König seine Reichsstadt, der Bischof oder Herzog seine Landschaft unter den Schutz einer Burg gestellt, sein Graf oder Dienstmann führte die Stadtreisigen, erhob Torzölle und Abgaben vom Grunde und von Verkaufsbänken, sein Schultheiß oder Vogt saß den Schöppen der Stadt vor, die das Recht fanden über Bürger und in Händeln des Marktes. In der Stadt standen obenan die reisigen Burgmannen und freien Kaufleute, sie zumeist bildeten den Reitertrupp der Gemeinde und waren Beisitzer des Schöppengerichts, neben ihnen siedelte die Masse der Angezogenen: Handwerker, Knechte, Tagearbeiter, ursprünglich selten Freie, sondern Hörige und Unfreie.

Die Handwerker aber hatten um 1300 sämtlich die Rechte freier Leute. Und die Städte waren geschäftig, ihren geldbedürftigen Herren Besitz der Burg, Zollrecht, Steuern, Gericht durch Kauf, zuweilen in offener Auflehnung durch Blut und Waffen abzuringen. Das Regiment der Stadt ging auf die reisigen Dienstmannen und Kaufleute über, die sich zu einer regierenden Aristokratie verbunden hatten. Die reisigen Burgmannen, die gewöhnlich in der Stadt oder in der Markung ein festes Haus zu Lehn besaßen, suchten, wie ihre Genossen auf dem Lande, den Ritterschild, sie waren die Vornehmen in jeder ansehnlichen Stadt, außer wo sie durch Bürgerzwist ausgetrieben waren, wie eine Zeitlang in Köln, oder wo sie sich gar nicht einbürgern durften, wie in Hamburg, und noch bestand in vielen Städten ein verfassungsmäßiger Unterschied zwischen ihnen und den Kaufleuten. Wer Handelschaft trieb, durfte nach Lübischem Recht nicht Mitglied des Rates werden, und Spuren ähnlicher Zurücksetzung des Kaufmanns finden sich in anderen alten Stadtrechten.

Dafür gab es, nach Auffassung jener Zeit, einen unwiderleglichen Grund. Der Kaufmann konnte seinem Beruf nur in des Königs Frie-

den nachgehen, er bedurfte den Schutz anderer und konnte nicht Schutz gewähren wie ein Ritter. Wenn er mit seinen Wagen und Knechten auf der Reichsstraße dahinfuhr, sollte er sein Schwert nicht an der Seite tragen, sondern am Sattel, damit er es etwa gegen Räuber ziehen konnte. Bot er an fremdem Markt seine Waren feil, so fand er nur Sicherheit durch den Königsfrieden, er war nach alter Anschauung durch sich selbst in fremdem Lande rechtlos, er konnte kein Lehn erwerben und wurde neben dem Juden und dem fahrenden Manne genannt; in der Fremde war er Händler, dessen Heimwesen man nicht kannte, der große Kaufmann wie der heimatlose Krämer hatten nur das Marktrecht. Das verschlechterte sein Ansehen.

Aber der reisende Kaufmann war auch in seiner Heimat nicht wohl geeignet im Rat zu sitzen, denn er war einen großen Teil des Jahres auswärts, vielleicht in Italien, in Polen, unter den Nordleuten. Es erschien nicht seßhaft und bürgerlich, daß er umherschweifte und in der Fremde seine Barschaft mehrte, und man behauptete, daß ihm bei der häufigen Abwesenheit nicht immer die Ordnung seines Hauses gedieh; kam er von weiter Fahrt zurück, so fand er wohl unerwartet einen neuen Inlieger in der Wiege seines Hauses, oder die gestorben, für deren Zukunft er Gut erworben.

Aber derselbe Mann war an Weltklugheit leicht den Fürsten und Bischöfen überlegen, er kannte Sprache, Recht, Sitten der fremden Völker, war an ein hartes Leben in Gefahren und unsicherem Rechtsschutz gewöhnt, zäh, gewandt, unerschrocken. Er wußte in der Fremde mit jedermann zu verkehren, mit dem König und dem wilden Reiter in einsamer Herberge; überlegen wußte er seinen Vorteil zu verfolgen, mit spähem Auge und unablässiger Selbstbeherrschung. Und er brachte heim, was einen Zauber ausübte, wie ihn unsere geldreichere Zeit gar nicht begreift. Die Kostbarkeiten, die er mit sich führte, waren Sehnsucht und Poesie von jedermann, durch ihn kam alles Seltene und ganz Unerhörtes in die Landschaft; er besaß das Geld, womit man die Höchsten der Erde gewinnen konnte, den Papst, daß er Nonnen verheiratete, den Kaiser, daß er ganze Haufen Unedler zu Rittern machte und Pate stand bei den Kindern eines Bürgers. Geld erwarb, wie man klagte, die Liebesgunst edler Frauen und alle denkbare Herrlichkeit der Welt. Der Kaufmann verlieh und verschenkte, er gewann guten Willen, wo er ihn nur brauchte, kaufte Häuser und Güter und machte einen großen Teil der Bürger abhängig von seinem Wohlstand und seinem Geschäft. Seine Erfahrung und seine Geldmittel waren der Stadt in gefährlicher Zeit unentbehrlich, und er wußte wieder zu machen, daß die Stadt ihre ganze Kraft daran setzte, seine Geschäfte zu fördern.

Es war also natürlich, daß er mit dem übrigen aristokratischen Teil der Stadtbevölkerung eng verwuchs. Auch die Familien alter Lehnsleute und Burgmannen in der Stadt trieben Kaufmannschaft. Der eine

Sohn trug den Schild und besaß Lehngüter, der andere ritt mit den Frachtwagen auf der Straße; wer nicht selbst reisen wollte, legte einen Teil seines Vermögens in Genossenschaft zum Handel an, oder er ließ seine Söhne, Vettern, Diener reisen und saß als großer Herr im Rat.

In wenigen Städten überdauerte der alte Unterschied zwischen den Familien der großen Geschlechter das 14. Jahrhundert.

Ritterbürtige der Stadt und Kaufleute sind eng verschwägert, ihre Blutsfreunde sind in anderen Städten mächtig, sie regieren die Städte im Frieden, führen häufig die bürgerlichen Heerhaufen im Kriege, sind einflußreiche Diplomaten am Kaiserhofe. Auch gesellig schließen sie sich gegen die übrige Bürgerschaft ab. Die Kaufleute haben ihre besondere Innung und ein Heiligtum, — schon um das Jahr 1000 ist in Magdeburg eine Kirche der Kaufleute, — ihre Söhne behaupten Stellen in den geistlichen Stiften der Stadt, sie leben stolz, reichlich, gastfrei in ihren Trinkstuben und Höfen. Durch sie werden die großen Bündnisse der fränkischen, schwäbischen, rheinischen Städte, der Hansa möglich, sie bilden seit 1300 die Geldmacht Deutschlands.

Neben den Geschlechtern stand die regierte Bürgerschaft, gegliedert in Innungen, in diesen die Männer des besitzenden Mittelstandes als die Herren. Die Innungen waren Genossenschaften derer, welche ähnliche Erwerbsinteressen hatten in Handwerk und Kramhandel, auch sie hatten gemeinsamen heiligen Altar oder Kapelle, um das Wohl ihrer Mitglieder im Jenseits zu fördern, und eine Kasse zur Unterstützung für Kranke und Hilflose und zu ehrlichem Begräbnis.

Wer Handwerk gewinnen wollte, der mußte wenigstens drei Jahre als Kind lernen, bevor er Knecht wurde. Als Knecht arbeitete er dann nach Handwerksordnung bei einem andern, der das Handwerk selbständig betrieb. Schnell wurde das Wandern der jungen Gesellen Brauch und Gesetz. Es war sicher uralt, wir finden es aber erst seit dem 13. Jahrhundert erwähnt.

Einst hatten die Handwerker im Hofe oder unter der Burg eines Herrn gesessen, da war denen von gleichem Gewerb ein oder mehrere Meister gesetzt worden; seit die Handwerker persönliche Freiheit und selbständige Ordnung ihres Handwerks gewannen, wurde bei den meisten Handwerken Meister allmählich ein Ehrentitel nicht nur der Innungsvorsteher, sondern jedes, der das Handwerk mit Bürgerrecht in selbständigem Haushalt betrieb. Nur in der großen Genossenschaft der Bauhandwerker, die in ihrer Bauhütte gern Maurer, Tüncher, Zimmerleute, Steinmetzen vereinigte, blieb der Name Meister länger ehrende Bezeichnung des obersten Vorstehers, der um 1300 wohl einer aus den Geschlechtern war.

Nicht jeder Handwerker der Stadt brauchte um 1300 zu der Innung seines Handwerks zu gehören, nicht jedes Handwerk war als Innung geeinigt, und nicht jede Innung bestand aus Männern desselben Hand-

werks, oft waren mehrere zu einer Brüderschaft verbunden. Und noch machte die Stadtgemeinde den Anzug fremder Arbeiter leicht. Da bemühten sich die Innungen zuerst durchzusetzen, daß jeder, der ihr Handwerk trieb, Mitglied ihrer Brüderschaft werden mußte, demnächst, daß die Aufnahme in der Brüderschaft abhängig wurde von den Vorschriften, die sie für Lehre und Ausübung des Handwerks gesetzt hatten.

Dieselben Genossenschaften hatten seit früher Zeit auch eine militärische Bedeutung, denn der Bürger war verpflichtet, unter dem Banner seiner Innung Kriegsdienst zu leisten, die Knechte, wie es scheint, in leichterer Rüstung. Die Bürger auch darin im Gegensatz zu den Geschlechtern, daß sie in der Regel zu Fuß kämpften.

Endlich, jede dieser Innungen war nach deutscher Weise eine Schwurgenossenschaft, deren Mitglieder gelobt hatten, „Liebe und Leid" miteinander zu tragen, sie umfaßten mit ihren Knechten und abhängigen Leuten die große Mehrzahl der Städter; jedem einzelnen Meister waren die Genossen seiner Werkstatt und seines Hofes wieder durch Gelöbnis verbunden. Eine Bürgerschaft, so fest gegliedert, in dem Selbstgefühl des Wohlstandes und physischer Überlegenheit, konnte auf die Länge nicht ertragen, von der Regierung der Stadt ausgeschlossen zu sein. Die Geschlechter aber gaben Veranlassung zu gerechten Beschwerden, ihr Regiment wurde als hart und parteisüchtig verklagt und ihre Verwendung der Stadtgelder als höchst gewissenlos. Sie wählten aus ihrem kleinen Kreise den Rat, oder der Rat, dessen Mitglieder jährlich wenigstens teilweise wechselten, bestimmte selbst die Nachfolger. Gegen diese alten Schäden, die überall der Herrschaft regierender Familien anhängen, vereinigten sich die Innungen sämtlich oder in der Mehrzahl zu Klagen, endlich zu offenem Aufstand. Kaum eine Stadt auf deutschem Boden, in der nicht Bürgerkrieg die Straßen blutig färbte und die Ratsstühle umwarf; in den meisten Stadtmauern wechselten wilde Aufstände und erzwungene Teilnahme der Handwerksmeister am Rat, gänzlicher Ausschluß der Geschlechter von der Regierung und kurze Zeiten einer patrizischen Reaktion. Aus diesen inneren Kämpfen erwuchs eine gemischte Verfassung, die den Innungsgenossen eine Teilnahme am Schöppengericht und der Verwaltung sicherte, den Geschlechtern doch den Hauptteil der Geschäfte überließ, aber mit dem Gefühl größerer Verantwortlichkeit.

Freilich war in den Städten noch weniger möglich als auf dem Lande, den Übergang aus einem Beruf und Stand in den andern zu hindern. Wer heut Handwerker und Zunftgenosse war, wurde morgen Kaufmann und konnte in wenig Jahren Reichtum und Bedeutung gewinnen, die ihn zum Eidam alter Geschlechter machten; und wieder einzelne Geschlechtsgenossen versanken in Dürftigkeit oder traten in das Handwerk ein. Zumal in den Ehen war Ebenbürtigkeit gar nicht zu erhalten; dieser Umstand verdarb dem Geschlechter in der Folge das Turnierrecht, aber er sicherte ihm auf Jahrhunderte die Verbindung

mit neu angesammeltem Kapital und führte unablässig frisches Blut in seine Häuser. Wer das Leben der vornehmen Stadtfamilien in diesem und den nächsten Jahrhunderten mustert, der bemerkt mit Verwunderung, wie schnell — verhältnismäßig — die Namen der Familien in einer Stadt sich ändern, sie sterben aus oder ziehen weg und neue Namen treten an ihre Stelle. Und dieser Wechsel wird auffälliger, da die Ehen der Geschlechter, früh geschlossen, bei verhältnismäßig größter Sicherheit des Lebens häufig einen erstaunlichen Kinderreichtum zeigen. Es war wohl ein seltener Fall, daß Konrad, der Ahnherr der Stromer in Nürnberg, von drei Frauen 33 Kinder hatte, sein Sohn 15 Kinder, und wieder dessen Sohn 18 Kinder, die den Vater überlebten. Aber auch in anderen Familien war die Vermehrung oft ungewöhnlich stark; und es sieht aus, als ob die Jugendkraft der Nation damals, wo der einzelne weniger galt und mehr gefährdet war als jetzt, leichter einen Überfluß an Menschen hervorbrachte, die zu vielen Tausenden über die Elbe und Oder und talab der Donau ziehen konnten und die ungeheuren Verluste einer Pest in den Jahren 1349 und 1350 ergänzten.

Auf einer fast unabsehbaren Verschiedenheit der lokalen Verhältnisse regt sich die gestaltende Kraft in den Städten, jede Stadt hat ihre eigene Geschichte, in keiner ist Recht, Entwicklung, Schicksal den Nachbarstädten völlig gleich. Jede der größeren bildet einen kleinen Staat, hat eigentümlichen Anteil an der großen Entfaltung der Produktion in den nächsten Jahrhunderten und zeigt dem Beschauer einen originellen Charakter. Zuweilen gliedert sich das Leben einer Landschaft durch zwei Hauptstädte, in Schwaben sind Ulm und Augsburg, in Franken Nürnberg und Frankfurt, die als Reichsstädte das ältere Bamberg überwachsen, in Bayern das herzogliche München und das freie Regensburg, das um 1300 nebst Erfurt wohl die größte Stadt Deutschlands war, die Mittelpunkte der Landschaften. Dann die beiden Endpunkte des Elsaß, Basel und Straßburg, in der Schweiz Zürich und Bern, am Mittelrhein Mainz und Köln, daneben die alte Kaiserstadt Aachen, unter allen Reichsstädten am meisten durch kaiserliche Privilegien begnadigt. In Thüringen Erfurt und an der Elbgrenze Magdeburg, im Gebiet der Saale Halle und Leipzig, an der Nordsee Hamburg und Bremen, an der Ostsee aber die jüngste der Hansaschwestern, die alle an Macht und Ruhm überwuchs, die Furcht der Könige, Lübeck. Endlich in dem östlichen Deutschland, das fremdem Volkstum abgerungen war oder jetzt kolonisiert wurde, an der Donau der große Markt Wien, an der Moldau das vieltürmige Prag, das durch ein halbes Jahrhundert für die Hauptstadt Deutschlands gelten konnte, und noch weiter im Osten der neue Markt Breslau, erst vor kurzem nach deutschem Stadtrecht geordnet, aber bereits ein wichtiger Vorposten deutscher Kultur.

Bei großen Verschiedenheiten ist aber doch sehr auffallend, wie viel Gemeinsames diese Städte in Aussehen und Wandlungen haben. Nicht

nur in den Ordnungen, die eine Stadt von der andern entlehnt, auch in den inneren Kämpfen, den Fehden mit äußeren Feinden und in der Veränderung, die ihre Verfassung und Produktion erfährt, steht das Gleichartige für uns obenan. Deshalb wird hier der Versuch gemacht, das Tagesleben einer ansehnlichen Stadt im Anfang des 14. Jahrhunderts in kurzem Bilde zu schildern. Wie wenig ein Tag, der ruhig verläuft, in dem Leben einer Stadt bedeutet: Uns, den späten Nachkommen, gewährt er doch manchen lehrreichen Eindruck, der vielleicht dazu hilft, das Fremdartige jener Zeit zu verstehen.

Noch liegt die Stadt um 1300 zwischen Wald und Wasser, von Holz, Teich, Bruch und Heide umgeben. Aus der Heide führt die Straße durch die Landwehr, einen Wall mit Graben, der die Flur und ihre Gemarkung in weitem Kreise umzieht, der Wall ist mit Dornengebüsch und Knien besetzt, die Feinde abzuhalten. Über die Baumgipfel des Waldes und auf den benachbarten Höhen ragen einzelne Wartürme, schmucklose Steinbauten, zuweilen mit hochgelegener Tür, die nur durch eine Leiter zugänglich wird, oben mit Umgang oder Plattform. Hinter der Landwehr zeigt sich die Stadt, die Morgensonne glänzt von hoher Kuppel der Stadtkirchen, von dem riesigen Holzgerüst des neuen Doms, an dem gerade gebaut wird, und von vielen großen und kleinen Türmen der Stadt. Sie stehen, aus der Ferne betrachtet, dicht gedrängt, nicht nur an Kirchen und Rathaus, auch zwischen den Häusern, als Überreste alter Befestigung, oder an einer Binnenmauer, welche die alte Stadt von einem neueren Teile scheidet; dann hat die innere Mauer auch Tore, die bei Nacht zu großer Belästigung der Bürger noch geschlossen werden. Sehr groß ist die Zahl der Mauertürme und die Menge wird noch vermehrt — München hatte damals gegen 100, Frankfurt zwischen 60 und 70, kaum eine menschenreiche Stadt weniger. — Diese Türme, quadratisch oder rund gebaut, von ungleicher Höhe und Dicke, sind bei einer reichen Stadt mit Schiefer oder Ziegeln gedeckt, vielleicht mit metallenen Knäufen versehen, die im Sonnenlichte wie Silber glänzen, kleine Fahnen darauf und hie und da ein vergoldetes Kreuz. Auch Erker springen aus der Mauer vor dem Stadtgraben, sie sind zum Teil heizbar, zierlich gedeckt und mit metallenen Kugeln geschmückt. So wird die alte Stadt gewaltig dem Anblick, und der Buschreiter, der von seinem Klepper auf den ungeheuren Steinkasten schaut, denkt begehrlich bei blinkenden Kreuzen und Knöpfen an die tausend herrlichen Dinge, welche die Stadtmauer seinem Wunsch vorenthält. Aber zwischen ihm und der Stadt steht auf einer Anhöhe der Rabenstein, und schwarze Vögel fliegen dort um formlose Bündel an dem hohen Stadtgalgen. Beim Hochgericht vorbei führt der Weg durch Acker, Weiden und Gemüsegärten. Noch außerhalb der Mauern sind Menschenwohnungen, hier ein Ackerhof mit Steinhaus, Stall und Scheuer, wahrscheinlich Landbesitz eines Geschlechters, auch er mit Mauer, Graben und Zugbrücke umgeben. Auf luftigen Stellen drehen

nahe der Mauer Windmühlen ihre Flügel, wo ein Bach durch Wiesen läuft, klappern die Räder der Wassermühlen. Liegt die Stadt an größerem Fluß, dann sind Schiffsmühlen mit gewaltigen Radschaufeln gebaut, im Schutz der Mauern und Türme, damit die Stadt in einer Notzeit nicht des Brotes entbehre. Und führt außerhalb der Mauer eine Brücke über den Fluß, so hat sie unten schwache Eisböcke zum Schutz und bildet oben einen gedeckten Gang, mit Türmen an beiden Ufern; in der Mitte der Spannung steht wohl das Bild des Schutzheiligen, mit Kruzifix und einem Opferstock, in den der Bürger, stolz auf seine stattliche Brücke, freiwillig einlegt, damit der Stadt die Erhaltung der Brücke leichter werde.

Doppelt sind alle größeren Tore, um das Außentor steht ein festes Werk, ein dicker Turm oder ein Wighaus, dahinter liegt die Brücke über den breiten Stadtgraben, in dem der Rat Fische hält, trotz dem Schlamm.

Wer am Morgen die Stadt betritt, der begegnet sicher zuerst dem Stadtvieh. Denn auch in den großen Reichsstädten treibt der Bürger Landbau auf Wiesen, Weiden, Äckern, Weinbergen der Stadtflur, die meisten Häuser, auch vornehme, haben in engem Hofraum Viehställe und Schuppen. Der Schlag des Dreschflegels wird um 1350 in Nürnberg, Augsburg, Ulm nahe an dem Rathaus gehört, unweit der Stadtmauern stehn Scheuern und Stadel, jedes Haus hat seinen Getreideboden und häufig einen Kelterraum. Denn der Weinbau wird damals, wie bekannt, in fast ganz Deutschland versucht, nicht nur in Thüringen, auch in der Mark und Pommern, ja sogar in dem neuen Ordensland Preußen. Begeht die Stadt frohe Weinlese, dann rücken Bewaffnete in das Feld, damit die schwärmenden Städter vor einem Überfall sicher sind. Von außen sieht die Stadt aus wie der prächtige Steinpalast eines Riesenkönigs, von dem kleinen Platz am Binnentor wie ein großes Dorf, trotz der höheren Häuser. In den Gassen der Stadt traben die Kühe, ein Schäfer führt mit seinem Hunde die Schafherde auf die nahen Höhen; auch im Stadtwald weidet das Vieh, aber das wird gerade in diesem Jahrhundert als schädlich für das Holz erkannt und hier und da verboten, ja kluge Städte säen sogar Wald an, z. B. Nürnberg im Jahr 1368 mehrere hundert Morgen. Große Flüge von Tauben heben sich aus den Gassen, sie sind Lieblinge der Bürger, seltene Arten werden gesucht, einer sucht sie dem andern abzufangen und der Rat hat zu schlichten. Noch mehr Mühe machen dem Rat die Borstentiere und ihr Schmutz, denn die Schweine fahren durch die Haustüren in die Häuser und suchen auf dem Weg ihre unsaubere Nahrung, der Rat verbietet zuweilen Schweineställe an der Straße zu bauen, — so 1421 in Frankfurt, — auch im reichen Ulm laufen die Schweine übelriechend auf den Straßen umher bis 1410, wo ihnen dies Recht auf die Mittagsstunde von 11—12 beschränkt wird. In den Flußarmen, die durch die Stadt führen, hat das Vieh seine Schwemmen, dort brüllt und grunzt es und verengt den Weg für Menschen und

Karren. Da fehlt auch der Mist nicht, auf abgelegenen Plätzen lagern große Haufen, und wenn die Stadt sich einmal zu einem Kaiserbesuch oder einer großen Messe schmückt, dann läßt sie, um säuberlich auszusehen, nicht nur die Gehängten vom Galgen abnehmen, sondern auch den Dünger von Straßen und Plätzen der Stadt schaffen. Dabei soll nicht verschwiegen werden, daß das Anstandsgefühl unserer Vorfahren auch kleine Gemächer in den Straßen errichtete; diese „Profeien" wurden ebenfalls bei besonderer Gelegenheit gereinigt.

Die Hauptstraßen der Stadt sind hier und da gepflastert, längs der Häuser besondere Steinwege, und vornehme Städte, wie Aachen, Nürnberg, Ulm halten städtische Pflasterer und lassen sich die Straßenbesserung etwas kosten. Aber nicht überall war man soweit, in Frankfurt wurden die Hauptstraßen bis 1399 nur durch Holzwellen, Sand und kleine Steine gebessert; doch muß der Weg oft schwierig gewesen sein, es gab für die Domherren eine gesetzliche Entschuldigung beim Konvent zu fehlen, wenn der Straßenschmutz arg war. Wurde auf einem Platze der Stadt ein Fest gefeiert, ein Stechen oder Schauspiel, dann wurde der Platz mit Stroh belegt; dasselbe durfte jeder Bürger vor seinem Hause tun. Wer bei schlechtem Wege ausging, fuhr in schwere Holzschuhe; von den Ratsherren wurde gefordert, daß sie diese vor der Sitzung auszogen.

Auf den Straßen sind die Brunnen häufig, es sind einfache Ziehbrunnen mit Rolle, Kette und Doppeleimer, wird der eine heraufgewunden, so fährt der andere zur Tiefe; wo gutes Wasser fehlt, sind die Städte seit ältester Zeit bemüht gewesen, reine Quellen und Bäche in die Stadt zu leiten. Dafür sind sogar Hebemaschinen errichtet — seit 1292 in Straßburg, der Meister, der sie erbaute, verunglückte bei dem kunstvollen Werke. — Oft haben die Bürger darum große Anstrengungen gemacht. Sogar das kleine Gotha hat sich mit Hilfe eines kunstreichen Mönches durch Visierrute und unendliche Arbeit eine Wasserader wohl zwei Stunden weit über Täler und zwischen Höhen herzugeführt. Denn an reichlichem Wasser hing das Gedeihen der Stadt. Für das Vieh und gegen Brandunglück, zum Schutz gegen außen, vor allem aber für städtische Gewerbe war es unentbehrlicher als jetzt. Ohne Stadtmühlen war nicht auszukommen, die Gerber, Weber, Färber, Wollspinner siedelten am Wasser. Deshalb wurden der Fluß oder die nahen Bäche bei Anlage und bei jeder Vergrößerung einer Stadt in vielen Armen zwischen den Straßen und um die Mauer geleitet, und gern die hintere Seite der Höfe an das Wasser geführt. Auf den Plätzen der Stadt standen bei laufenden Brunnen Schöpftröge von Stein und Metall, und an gelegenen Stellen gefüllte Wasserbottiche für den Fall einer Feuersgefahr.

Sehr unähnlich moderner Bauweise sind die Straßen der Stadt, sie ziehen sich in der Mehrzahl enge gewunden dahin; die Häuser sind oft klein, von Fachwerk gebaut, mit Stroh gedeckt, — im Jahr 1362

ließ der Rat in Frankfurt bei seinen Bauten selbst noch mit Stroh decken, 1351 wurden in Erfurt Bretter- und Strohdächer verboten, — die Häuser stehen mit dem Giebel auf die Straße, in der Regel nicht dicht aneinander, denn zwischen ihnen sind Schlupfe, in denen das Regenwasser herabgeleitet wird, die Eingänge sind häufig mit einer Halbtür versehen, über der Tür hängt an einem Schild das gemalte Zeichen des Hauses, oft wird der Besitzer nach seinem Hausbilde genannt. Die Häuserlinie läuft nicht glatt und senkrecht, ein Oberstock oder zwei — die Gadem — springen über das unter Stockwerk vor, der zweite wieder über den ersten, und darin sind wieder Erker und Söller. Diese Überhänge, Ausschüsse und Erker brechen die Fluchtlinie bei jedem Hause anders, verengen das Licht und nähern die obern Stockwerke der gegenüberliegenden Häuser. Die Söller werden bei Neubauten bald verboten, bald erlaubt, und die erlaubte Breite bestimmt. An dem Erdgeschoß der Häuser aber sind auf der Straße Schuppen, Vorkräme, Buden angebaut, auch die Hauskeller öffnen sich auf die Straße, und die Kellerhälse ragen bis an den Fahrweg. Das ärgert in dieser Zeit den Rat, und er befiehlt vielleicht, sie sämtlich auf einmal abzubrechen. Zwischen den kleineren Häusern stehen einzelne größere Steinbauten im Besitz der Stadt oder wohlhabender Bürger, sie sind aber, auch in den größeren Reichsstädten, selten, ihre feuerfesten Gewölbe und der Steinzierat ihrer Front sind Stolz der Besitzer. In den Städten der Niedersachsen, der Thüringer und Franken ist alter Brauch, daß die Straßenwand der vorgerückten oberen Stockwerke durch Pfeiler gestützt wird; dann entsteht zwischen dem eingerückten Unterstock und den Pfeilern ein gedeckter Gang, die Löben, Lauben, die an Hauptstraßen und am Markte geschützten Durchgang gestatten. Ist eine Stadt durch große Feuersbrünste verwüstet worden, dann beschließt sie wohl, daß alle neuen Häuser aus Ziegeln erbaut werden — so Breslau schon im Jahr 1271 nach dem großen Brande; aber das ist eine Ausnahme und nicht auf die Länge durchzusetzen, auch in den stolzen Reichsstädten stehen auf den Hauptstraßen sehr schlechte und verfallene Häuser neben größeren Neubauten. Wie reich sich in dieser Zeit das Leben der Stadt entfaltet, das Privatleben und Behagen des einzelnen tritt auch im Häuserbau auffallend zurück vor den Arbeiten der Gemeinde. Denn zwischen Herden und Strohdächern erheben sich großartige Kirchen, riesige kunstvolle Bauten, in denen die Bürgerschaft mit Stolz zeigt, was Geld und Arbeit in ihr vermag. Unter den alten Kaisern der Sachsen, Franken, Hohenstaufen sind die großen Paläste der Stadtheiligen mit edlen Kuppeln, starken Säulenreihen und hohem Mittelschiff aufgerichtet worden, jetzt aber baut nach verändertem Geschmack die Stadt ihren Dom mit Strebepfeilern und ungeheuren Fenstern, die durch Glasgemälde geschlossen werden, mit hohen Spitztürmen, deren kunstvolle Gliederung und durchbrochene Steinmetzarbeit über alle anderen Türme gegen die Wolken ragen soll. Es ist

ein riesiges Werk, berechnet auf die frommen Beiträge vieler Geschlechter. Der Meister, der den Plan gezeichnet, lebt nicht mehr, aber die Bauhütte, mit der er gearbeitet, pocht und meißelt unermüdlich; wer weiß, ob die Enkel die Vollendung des Gebäudes schauen werden, denn das Leben wird teurer, die Genüsse mannigfaltiger, die Frömmigkeit geringer.

Zahlreich sind die Gotteshäuser, außer den Stadtkirchen kleinere Kirchen und Kapellen, auch solche, die von Gesellschaften und Privatleuten unterhalten werden, mehrere vornehme Stifter und mehrere Klöster der Bettelorden, die Klöster und ihre Kirchen womöglich durch eine Mauer abgeschlossen, der Bürger ist gewohnt, Mönche und Nonnen von verschiedener Tracht zu sehen. Bis zu ihrem Unglück hatten die Templer ein Haus in der Stadt, jetzt noch die Johanniter und der Deutsche Orden, auch den Benediktinern gehört ein Freihaus, Laienbrüder und Schwestern, die in Klosterordnung leben, aber mit dem Recht in die Welt zurückzukehren, die Begharden und Beguinen, sind in Häusern angesiedelt. Sie üben Frömmigkeit nach neuer Regel, aber sie stehen nicht in gutem Ruf, selbst nicht die Beguinen. Neben frommen Frauen, die Wolle spinnen und fasten, und wenig ärgere Sünde zu beichten haben als ihre Träume, treiben sich andere auf den Gassen umher, laufen in die Mönchsklöster und halten verstohlene Zusammenkünfte mit Schülern. Denn die Stadt hat nicht nur einige Stadtschulen, die von den Pfarrgeistlichen beaufsichtigt werden, auch eine höhere lateinische Schule mit einem lateinischen Lehrer, einem angesehenen Mann, der nicht mehr wie bei den alten Domschulen von der Kirche unterhalten wird, sondern vom Rat. Er lehrt seine Schüler Lateinisch aus der Grammatik des Donat, und nach alter Mönchsweise die vier Wissenschaften des Quadriviums. Er hat großen Zulauf von armen Schülern aus der Fremde, die bei den Bürgern betteln und durch fromme Almosen erhalten werden, darunter sind alte Knaben; viele verbringen ihr Leben, indem sie von einer Stadt zur andern ziehen, Söhne der Bürger unterrichten oder Schreiberdienste tun, sie sind weit umhergekommen, in Frankreich und Italien, unter Polen und Ungarn, sie verfertigen Gedichte für ihre Gönner, erzählen Lügen und reden Übles nach, sie sind mit allen Geheimnissen der Stadt und den Schlupfwinkeln, mit den Schenken und dem Frauenhause wohl bekannt und in jedem Schelmenstreiche wohl erfahren, aber sie sind nicht nur frech und verschlagen, auch lustig und als witzige Possenreißer oft die gelehrteste Unterhaltung der geistlichen Herren. Denn die Wahrheit zu sagen, in diesem Jahrhundert steht die gesamte Geistlichkeit, die Orden und was irgend Kleriker heißt, in sehr schlechtem Ruf als profan und frech und mit allen ungeistlichen Neigungen übermäßig behaftet, und je vornehmer um so ärger. Der Stadtrat hat bittere Beschwerden über Unzucht, nächtlichen Straßenlärm gegen sie gesammelt. Die wenigen Gottseligen unter ihnen aber werden von den Laien sehr geachtet und haben großen Zulauf von bedrängten Seelen.

Auch für eigenes Regiment baut die Stadt gerade jetzt ein schönes Rathaus, zierlich und schmuckvoll, darin einen Saal für die großen Feste der Stadt und ansehnlicher Bürger. Aber zwischen Dom und Rathaus verhält sich eine kunstlose Wasserpfütze mit schwimmenden Enten, und daneben steht der deutsche Dorfbaum, die alte Linde; sie ist dem Bürger Erinnerung an eine Zeit, wo seine Stadt noch nicht war und wo die Waldvögel in den Zweigen sangen, auf denen jetzt nur die Sperlinge sitzen und im Winter die Krähen. Ländlich sind auch die Umfriedungen der Stadt, sogar bei Kirchhöfen oft Holzzäune. In dem neuen Stadtteil liegen zwischen den Häusern Gärten für Gemüse, Obst und die Lieblingsblumen der Frauen: Nelke, Lack, Rose und Lilie, dort stehen auch Sommerhäuser.

Der Morgen wird den Bürgern durch Geläut verkündet und die Glocken der zahlreichen Gotteshäuser tönen fast den ganzen Tag hindurch, bald mahnt die eine, bald die andere zum Gebet und Kirchgang. Ihr Ton ist dem Bürger herzlich lieb, er umklingt ihm das ganze Leben, wie er seinen Vorfahren getan; unten ändert sich unablässig der Menschen Treiben, von der Höhe ruft immer dieselbe Stimme, eifrig mahnend in hohem Klange, oder in tiefen langsamen Schwingungen das Ohr erschütternd. Wenn der Heimkehrende den Glockenklang seiner geliebten Stadt auf dem Felde hört, dann hält er still und betet. Darum ehrt der Deutsche seine Glocken wie lebende Wesen, er gab ihnen Frauennamen, den großen am liebsten die Namen Anna, Susanna, und er war geneigt, ihnen ein geheimnisvolles Leben anzudichten, denn sie läuten noch in versunkener Stadt, tief unter der Erde oder im Wasser, ja sie steigen dann zuweilen aus der Tiefe herauf bis an das Sonnenlicht.

Aber während der Bürger gedankenvoll dem hergebrachten Läuten seiner Glocken lauscht, wird ein neuer Gruß derselben, den sie gerade in diesem Jahrhundert lernen, der bedeutsamste von allen, so schnell alltäglich, daß nur selten ein Chronist seiner erwähnt. Die Turmuhren werden allmählich eingeführt. Bis zu ihnen hat nur das Geläut die neun Tageszeiten der Kirche gemeldet und daneben das Horn oder die Trompete der Türmer. Die Sonnenuhr und vielleicht eine große Sanduhr am Rathause haben den Verlauf den Stunden von 1 bis 24 gewiesen, in die nach römischem Brauch Tag und Nacht geteilt war. Im 14. Jahrhundert war die Kunst der Turmuhren bereits erfunden, sie scheint in Deutschland sich nur langsam verbreitet zu haben, wir erfahren in dieser Zeit kaum, wenn sie zuerst in einer Stadt geschlagen. Aber seit dieses Zifferblatt weist, zählen die Bürger nach 12 Stunden wie wir, und gewöhnen sich bei Berichten über Erlebtes die Tageszeit in Stunden anzugeben.

Die Stadt hat ihren Markttag, am Rathause ist die rote Fahne ausgesteckt, solange sie hängt, haben die fremden Verkäufer das Marktrecht. Zu allen Toren ziehen die Landleute der Umgegend her-

ein, auch die Landbäcker und Metzger, die heute an besonderen Plätzen feilhalten dürfen. Auf Ständen, Tischen, in Krambuden und den Stadtbänken sind die Waren ausgelegt, das kleine Handwerk der Stadt zeigt heut im Gewühl der Fremden und Einheimischen, was der Fleiß des Bürgers in der Woche geschaffen. — Jeder ältere Handwerksmann wußte damals, daß sein Handwerk seit Menschengedenken große Veränderungen erfahren hatte. Überall größere Kunst und Reichlichkeit des Lebens, neue Handwerke waren entstanden, unaufhörlich änderte die Mode. Aus dem Handwerk der Eisenschmiede waren wohl zwölf jüngere gekommen, vom Sarwürker, der die Kettenpanzer verfertigte, bis zum Nestel-(Heftel-)macher. Die Riemer, Sattler und Beutler hatten sich getrennt, und die Beutler verfertigten Handschuhe und zierliche Ledertaschen für die Frauen und parfümierten sie mit Ambra; die Glaser, sonst geringe Werkleute, waren hoch heraufgekommen, sie verstanden durchsichtiges Glas in den schönsten Farben zu verfertigen, sie setzten diese Farben kunstvoll in Blei zu Bildern zusammen, malten Gesichter und Haare, schattierten die Gewänder mit dunkler Farbe und schliffen helle Stellen aus. Die Schneider, eine sehr wichtige und ansehnliche Innung, waren zumeist durch die Mode geplagt; schon damals war Klage, daß ein Meister, der im vorigen Jahre noch zur Zufriedenheit gearbeitet hatte, jetzt gar nichts mehr galt, weil er die Kunst der neumodischen gerissenen und geschlitzten Kleider nicht verstand. Sogar die Schuster waren sehr kunstreich geworden, ihr Handwerk war schwierig, sie hatten Schnabelschuhe zu nähen von buntem Leder, deren Spitzen sich zuerst etwas in die Höhe erhoben und dann wie der Kamm eines Truthahns hinabhingen. Es war Rittertracht, der Rat wollte für die Bürger nur geringe Länge der Schnäbel zulassen, aber das war vergeblich, die Zierlichkeit war nicht aufzuhalten. Auch die Schuster hatten sich geteilt, wer moderne Schuharbeit von buntem Leder verfertigte, nannte sich, nicht überall, aber z. B. in Bremen, Korduaner, die anderen hießen schwarze Schuhmacher; sie hatten wieder die Altbüßer von sich ausgeschlossen, diese saßen als kleine Leute in besonderen Ständen bei ihrer Bastelarbeit.

Auch das Publikum hatte ein Gefühl, daß es mit der Kunst und Erfindung rasch vorwärts ging, und wenn der Predigermönch Denkwürdigkeiten in die Jahrbücher seines Klosters eintrug, bemerkte er neben den politischen Ereignissen des Jahres nicht nur, daß er selbst einen großen Atlas auf zwölf Pergamentblätter gezeichnet, und daß die Schreiberin eines benachbarten Nonnenklosters ein ganzes Buch mit einer einzigen Feder geschrieben hatte, sondern auch, daß der Töpfer gestorben war, der im Lande zuerst tönernes Geschirr mit Glas umkleidete, und daß ein Meister einen kostbaren Käfig um dreißig Pfund Silber für den Vogel des Königs verkauft habe. Und er sah mit Erstaunen auf die Arbeit der Bergleute aus Goslar, die in das Land gerufen waren, um den Stein zu sprengen, auf dem eine feste Raubburg

stand, und er vernahm von den Fremden, daß der Böhmenkönig steinreich werden müsse, denn er hatte 60 000 deutsche Bergleute, die ihm in Körben Gold und Silber aus den Schächten trugen.

Daß die Handwerker sich stolz in ihrer Kunst fühlten, sah man schon auf der Straße an den Häusern, wo ihre Innungsstuben waren. Denn sie hatten, wie die Geschlechter, ein schönes Wappen darangemalt. Das hatten sie sich selbst gesetzt nach alter Überlieferung, vor anderen die Schmiede, die Hammer und Zange in einem Schild führten, nach dem Sagenhelden ihres Handwerks, dem Witege, dem Sohn Wielands des Schmiedes, oder es war ihnen neulich gar von einem deutschen König verliehen worden, weil sie ihm tapfer beigestanden; so sahen die Weißbäcker freudig auf ihre gekrönte Brezel, denn sie wurde von zwei schreitenden Löwen gehalten, die in den anderen Pranken ein Schwert hielten, und war ihnen von Kaiser Karl IV. wegen ihres Löwenmuts zugeteilt worden.

Hundert Geräte und Erfindungen, die wir noch heut gebrauchen, waren auf dem Stadtmarkt des 14. Jahrhunderts feil, und hundert andere Formen des Schmucks, der Kleidung und des Hausrats, die uns fremd geworden sind und die wir erst deuten müssen. Und wer damals vom Lande kam, der staunte über die Pracht und Fülle begehrenswerter Dinge und fühlte tief den Zauber des Geldes. Aber das Wertvollste war auch damals in dunklen Stuben und Gewölben der großen Kaufherren, in eisernen Truhen und hinter festem Verschluß aufbewahrt. Und wer den Reichtum und Wert der Stadt für den friedlichen Verkehr der Nationen ermessen wollte, der mußte die Waren da suchen, wo sie unscheinbar in Hülle und Kasten lagen, denn Schaufenster gab es nicht; nur der Goldschmied stellte vielleicht kleine Becherlein und Ketten hinter die grünen Fensterrauten der Werkstatt, vorsichtig und unter Aufsicht, damit nicht ein fremder Strolch hineinschlage und mit der Beute entlaufe.

An dem Stadttor ist Aufenthalt und Gedränge, denn jeder Wagen, der den engen Durchgang passieren soll, wird von den Torhütern sorglich beschaut wegen der Waren und daß keine Arglist eingefahren werde. Der Fuhrmann zahlt einen Torzoll und eine Abgabe von den Waren, die Lebensmittel aber, welche die Stadt nicht entbehren kann, werden — zum Teil — frei eingeführt, auch einzelne Rohstoffe, die eine begünstigte Innung für ihre Arbeit bedarf. Den Karren der Landleute folgen große Frachtwagen, ihr Inhalt ist unter einer Leinwanddecke verborgen, es ist wertvolles Kaufmannsgut, eine schwere Ladung, denn viele Pferde waren nötig, um die Wagen auf den schlechten Wegen fortzuschaffen; bewaffnete Reiter des nächsten Landesherrn haben der Karawane das Geleit bis an die Stadtmark gegeben. Sorgenvoll hat der Eigentümer die Ankunft erwartet, er ist mit seinen Knechten hinausgeritten an die Landwehr, dort hat er das Geleit empfangen und zieht jetzt freudig bei den Wagen ein mit Trabanten der Stadt und

seinen Knechten. Der Zug windet sich mühsam durch die Straßen bis zu der Ratswage, wo die Waren gewogen werden und ihre Steuer errichten. Es ist gute Teilnahme in der Bürgerschaft und am Rathause bemerkbar, und der Kaufmann wird viel beglückwünscht. Denn obgleich dieser Kaufherr seine Feinde hat, und der Handwerker wenig Untugenden christlicher Menschen so sehr haßt als den Hochmut seiner Geschlechter, so ist glückliches Einbringen einer wertvollen Ladung in die Stadttore ein ebenso freudiges Ereignis, als die Heimkehr eines Schiffes aus dem Nordmeer. Der Rat hatte mehrmals Boten abgefertigt und Briefe darum geschrieben, und die Bürgerschaft dachte, daß gesichertes Gut der ganzen Stadt zur Ehre gereichte, verlorenes Gut aber mit Gefahr jedes einzelnen gerochen werden muß. Es gab deshalb in der Nähe der Ratswage manchen Freudentrunk.

Durch die Marktleute und Buden reitet ein edler Herr aus der Umgegend mit seinem Gefolge ein, auch Frauen zu Pferde darunter, er hat einen Reiter vorausgeschickt, dem Rat seine Ankunft zu melden; jetzt steigt er vor ansehnlicher Herberge ab, in der die Fremden vom Adel und Ritterstand einzukehren pflegen — sie gilt der Stadt nicht für die beste, und der Wirt, ein reicher Mann, keineswegs für sicher, die Aufnahme in den Rat ist ihm versagt. Kurz darauf schreiten zwei Beamte des Rats würdig die Ratstreppe herab durch die Menge, von Dienern gefolgt, die den Willkommen tragen, die Weinspende, womit die Stadt den Fremden begrüßt.

Ja, diese Gastspenden! Sie sind von der Urväterzeit schönes Zeichen eines freundlichen Herzens und achtungsvoller Gesinnung, aber der Stadt wird das Herz zuweilen schwer bei dem Betrage dieser endlosen Geschenke. Denn jedem vornehmen und ehrbaren Fremden wird geschenkt, jedem, der irgendwie zum Vorteil der Stadt ihre Mauern betritt, und der Vornehmste wie der kleine Bote der Nachbarschaft rechnen sehr genau, ob sich die Stadt mit Schenken auch ehrlich gegen sie gehalten. Ist der Fremde ein kleiner Mann, so erhält er das einfache Trinken, d. i. ein Maß oder zwei Seidel Wein, aber der Ritter, Gelehrte, Prälat, auch die fremde Priorin und Ordensschwester den gewöhnlichen Satz von zwei Trinken, ein Graf in der Regel vier. Kommt aber gar ein geistlicher oder weltlicher Fürst zu mehrtägigem Aufenthalt, dann ist es nicht mit dem Weine abgetan, ihm gebührt auch Hafer für seine Rosse, eine Spende an Fischen und Küchenspeise, Gewürz und vielleicht eine Handwerksarbeit, um welche die Stadt berühmt ist. Erwies gar der Kaiser der Stadt die Ehre, oder hatte sie die Gunst eines großen Herrn zu suchen, dann wurden die Geschenke massenhaft. Der Kaiser erhielt ein Prachtstück der Goldschmiedekunst, einen Becher oder eine Schüssel, gefüllt mit Goldstücken, die Kaiserin ein kleineres Geldgeschenk, außerdem Stücke kostbarem Zeuges, beide viele große irdene Krüge mit Wein; die Königskinder ebenfalls Becher und Stücke Zeug, ihre Amme, die Kammerfrauen, die Hoffrauen, das

ganze Gefolge je nach ihren Würden große oder kleine Becher oder Stoffe und immer Wein. Auch wenn angesehene Nachbarn in ihren Höfen irgendein Familienfest feierten, wenn ein junger Edler zum Ritter geschlagen wurde oder ein Grafenkind heiratete, wurde dies der Stadt angezeigt in Erwartung eines Geschenkes, und der Rat sandte eine Summe Geld oder silbernes Gerät, um seine Achtung zu erweisen. In der Form von Geschenken wurden auch viele Dienste bezahlt, die der Stadt geleistet waren von Fremden und Einheimischen. Wer eine gute Neuigkeit brachte, erhielt sein Botenbrot in Geld und Wein, sogar wer auf häufigen Reisen in der Umgegend Neues zu erfahren pflegte, dem wurde gelohnt, wenn er vor dem Rat seinen Sack auftat, er empfing ein Trinken oder Badegeld zur Erfrischung. Diese Geschenke waren der Stadtkasse die größte Last, sie ruinierten mehr als einmal die Finanzen, und gerade sie wurden von den Geschlechtern zu ihrem eigenen Vorteil unmäßig verwandt und machten die Bürgerschaft aufsässig.

Wer vom Lande in die Stadt kam, der fand unter den fleißigen Bürgern auch allerlei Lust. In manchen Herbergen war Essen und Trinken rühmlich. Dann waren leider die Frauenhäuser, unter strenger Aufsicht des Rates, die zuweilen zu einer gemütlichen Vorsorge wurde und fast wie Wohlwollen aussah. Dann waren zahlreiche Badestuben, den Bürgern weit wichtiger als jetzt, mit einfacher Einrichtung, sonst ähnlich den modernen irischen Bädern. Aber sie standen nicht immer in gutem Ruf. Es gab ohne Zweifel ehrbare, wo nur die entkleideten Badergesellen den Dienst versahen, aber es werden auch andere gerühmt, wo hübsche Jungfräulein den Ankommenden badeten und strichen. Trat er aus dem Bade, so kam ein freundlicher Barbier und rasierte, dann legte sich der Gast auf ein Ruhebett, und wieder trat ein hübsches Fräulein ein und kämmte und kräuselte ihm die Haare*).

Auf der Straße aber zogen sich durch das Gedränge der Bürger und Landleute auch fremde Gesellen, die mit Kaufmannsgut nicht nach Stadtbrauch sondern nach Waldesrecht handelten. Ein Ritter aus der Nähe, gefolgt von seinem Knechte, sah spöttisch auf die Bürger, deren Gesichter sich bei seinem Anblick finster zusammenzogen. Er war ein berüchtigter Fehder, mehr als einmal hatte er der Stadt abgesagt, hatte Bürger gefangen und in seinen Turm gelegt, Bauern der Stadt erschlagen und verstümmelt, er war mit einzelnen Geschlechtern der Stadt tödlich verfeindet. Die letzte Fehde jedoch war vertragen, er genoß jetzt den Frieden der Stadt, aber er wußte, daß er hier wenig guten Willen fand, und die Bürger argwöhnten, daß er nur eine Gelegenheit erwartete, um aufs neue nach Stadtgut zu jagen, und sie achteten wohl auf den schnellen Blick, den er mit seinem Knechte aus-

*) So um 1300 in Erfurt, beschrieben in dem lateinischen Gedicht eines fahrenden Schülers, herausg. von Höfler: Carmen historicum. v. 1850.

tauschte, als er bei den Arbeitern an der Stadtwage vorüberkam und als er vor dem Turme stand, in dem er früher einmal verstrickt gewesen war. Wohl noch sorgenvoller als der Bürger sah dem hageren Gesellen ein wohlhäbiger Zisterzienser nach, der auf seinem Saumtier aus seinem Ordensstift eine Weile Wegs nach der Stadt geritten war, vielleicht um ein geistliches Geschäft für den Keller des Klosters zu besorgen. Zwischen seinem Kloster und dem Hause des weißen Dominikaners, der neben ihm stand, war keine Freundschaft, aber die Mönche grüßten einander doch höflich und klagten, leise sprechend mit geneigtem Haupt, wie Mönchsbrauch war. Auch die Dominikaner der Stadt hatten sich Wein zu Schiffe aus der Fremde kommen lassen, und wie der weiße Mönch versicherte, mit schweren Unkosten. Aber sie konnten doch in dem Vertrauen leben, daß sie ihn selbst austrinken würden, der graue Mönch vom Lande hatte dies Vertrauen nicht. Und er gestand dem Bruder arge Bedrängnisse seines Klosters durch die Genossen des erwähnten Landbeschädigers*).

Denn sie kamen unaufhörlich in Freundschaft zu Gaste. Der eine kam, sich einige Mark Silber zu leihen, ein anderer, um Getreide oder hundert Schafe zu nehmen; einer forderte Bauholz als nachbarliche Beisteuer nach altem Herkommen, wenn das Kloster fischte, schickte der andere leere Tonnen mit ernstem Verlangen, ein dritter begehrte Tuch zum Wamse, das seine Familie aus alter Zeit alle Jahre bekäme, und dabei höhnten diese Schildträger noch die Mönche mit übermütigen Worten. Auch die großen Landgrafen waren Räuber geworden wie ihre Ritter, sie kamen bei Nacht mit Haufen von Jägern und Jagdhunden, die Hunde fraßen so viel Brot als zwei Knechte tragen konnten, dem Gesinde der Herren aber war das Brot des Klosters zu schwarz, der Wein zu sauer, dann lagen sie die Nacht an der heiligen Stätte, sangen und brüllten gottlose Lieder und beim Aufbruch entführte der Graf noch den Zelter des Abtes mitsamt dem Sattel. Auch der Räuber kam, der mit seinem Bogen im Walde lag, er forderte den Räubersold und drohte mit hundert Genossen in der Nacht über die Mauer zu springen. Auch die Frauen kamen, Gräfinnen und Ritterfrauen in Karren und Wagen mit schönen Kränzen auf dem Haupt und in reichem Gewande, sooft irgendein Kirchenfest einfiel oder eine vornehme Leiche. War der Gottesdienst vorbei, der Tote begraben, so verlangten sie, daß ihnen vor der Klausur ein Mahl aufgestellt werde; nüchtern haben sie geweint und voll und lachend ziehen sie ab.

Und während die geistlichen Brüder einander so klagen, versäumen sie wahrscheinlich nicht von der Seite auf die Stadtfrauen zu blicken, die wohlgeziert und wohlgebunden, die Ledertasche an der Seite, von einer Magd mit gefülltem Korbe begleitet, den Einkauf heimtragen und vor den Brüdern fromm und zutraulich ihr Haupt neigen.

---

*) Die folgende Klage aus dem Kloster Pforta in Thüringen.

So knarren die Wagen und handeln die Menschen, bis die Marktfahne am Rathause abgenommen wird oder ein Glöcklein den Markt ausläutet. Da ziehen auf allen Straßen die Karren und Menschen zu den Toren hinaus, Stadt und Land haben ihren Bedarf ausgetauscht, die Sonne hat freundlich geschienen, der Handwerksmann hat manches Geldstück in seinen Kasten hinter das kupferne Zahlbrett geschoben, auch der Rat ist zufrieden, es ist nur einer tödlich verwundet worden, dagegen einige Marktdiebe gefangen, schlechtes Volk, das hier und da daheim ist, der Nachrichter wird keine große Arbeit haben.

In der Stadt aber dauert die Bewegung; wie die Sonne sinkt, treibt heitere Aufregung die Bürger wieder in die Straßen, jetzt freuen sie sich geschäftslos des milden Abends, und jetzt erst beginnt ihnen der Genuß des Tages. Nicht im Hause, und nicht bei Weib und Kind, sondern auf der Straße unter den Genossen. Auch das ist charakteristisch.

Dem Leben des deutschen Hauses fehlte damals sicher nicht feste Neigung, große Leidenschaft des Mannes und nicht anmutige Wärme und Innigkeit der Frau, aber wir sehen sie nicht in den alten Berichten. Ein Witwer rühmt seine verlorene Frau als gut und liebevoll. Ein Kaufmannsdiener hat ein armes Mädchen geheiratet gegen den Willen seines und ihres Brotherrn, er verliert darum den Dienst; da beweist das junge Weib den Mut einer wackeren Hausfrau, sie tröstet den Gatten, sie werde ihm wohl durch Wollspinnen zu Hilfe kommen. Er findet einen gelehrten Pfarrer, der ihm ein Buch zum Abschreiben gibt und einen Gulden, um Papier zu kaufen. „Also kam ich heim zu meiner Hausfrau und sagte ihr, was ich erreicht hatte, da war sie froh. Und ich hub an zu schreiben und schrieb in derselben Woche vier Sexfern des großen Papiers Karta regal und brachte sie dem Herrn. Das gefiel ihm wohl. Und mein Weib und ich saßen zusammen und ich schrieb und sie spann, und wir gewannen oft drei Pfund Pfennige (2 Taler 10 Sgr.) in einer Woche, doch sind wir oft die ganze Nacht zusammengesessen." Solch treue Genossenschaft in dem Ernste des Lebens war die Gattenliebe gewiß vielen Millionen, aber die Überlieferungen des 14. Jahrhunderts melden wenig davon. — Die Einrichtung der Wohnung, Gerät und Ausstattung sind im Anfange des Jahrhunderts selbst bei Wohlhabenden dürftig, die Räume schmucklos, wenig Gerät darin, eng das Zusammenleben. Erst während dieses Zeitraumes beginnt in den Häusern der Kaufleute, zumal derer, die mit dem milden Süden verkehren, bessere Ausstattung. Der Stubenofen, kein häufiges Gerät des alten Bürgerhauses, in älterer Zeit von Ziegeln oder schwärzlich glasierten Kacheln in schmuckloser Kuppelform, der verkleinerte Backofen, wird in wohlhabenden Häusern größer, buntfarbig, mit ehrenvollen Sitzen an der Seite. Er und bunte Glasrauten der Fenster in Blei gefaßt, die zuerst die Muster eines Teppichs nachbilden, dann Wappenbilder in schöner Ausführung zeigen, sind der

größte Schmuck eines stattlichen Hauses. Die Stuben werden am Ende des Jahrhunderts wohl schon mit Kalkfarben gemalt*), die Möbel sind einfach, Tisch, Holzstühle, Bänke, die Schränke seltener als Truhen und Kästen, das Geschirr ist von zierlich gemaltem und glasiertem Ton oder von Zinn. Im Erdgeschoß ist die Werkstatt oder Arbeitstube, außerdem eine Schlafkammer und eine Hinterstube für die Frauen und zur Gesellschaft, das ist auch in wohlhabendem Haushalt der Wohngelaß; viel Raum des Hauses wird durch Wareniager und Vorräte gefüllt.

Weit wichtiger aber als in der Gegenwart ist dem Menschen jener Zeit die geschmückte Kleidung, Männer und Frauen sind um die Wette bemüht, sich, wo sie vor andern erscheinen, kostbar zu halten. Der Verbrauch an bunten und teuren Stoffen ist verhältnismäßig sehr groß. Dieser Drang, sich vor andern bemerklich zu machen und über die Kräfte stattlich zu erweisen, steht im Widerspruch zu der Neigung des Mittelalters, jeden Mann auch durch bezeichnende Tracht nach Beruf und Geltung kenntlich zu machen. Wie der Leibeigene, der Jude, der Geistliche durch besondere Tracht erkennbar sein soll, so will auch der Fürst, der Ritter, der Kaufmann für sich und seine Frau in Stoff und Schmuck ein Vorrecht haben, und unablässig suchen andere Kreise dieselbe Auszeichnung für sich zu gewinnen. Damals begannen die Kleiderordnungen der Städte und Landesherren, die erst mit der französischen Revolution aufhörten.

Ebenso wichtig war vornehme Speise und Trank. Der gute Bissen beglückte solche, die ihn in der Regel entbehrten, wie die Kinder. Den kleinen Dichtern, die von Helden und Vornehmen reimen, ist die Aufzählung der guten Dinge, die von ihren Helden verzehrt werden, zuweilen das wichtigste. Aber auch die Freude des Gaumens gönnte sich der Deutsche fast nur im Verein mit andern, sie war die Grundlage aller Geselligkeit; Verschwendung und Völlerei, die dabei geübt wurden, veranlaßten wieder beschränkende Verordnungen des sorgsamen Rats, die von den Gesetzgebern selbst nicht beachtet wurden.

Die Kochkunst jener Zeit gedieh am besten in den großen Städten, die Geschlechter hatten zu den heimischen Gerichten fremde eingeführt; Reis in griechischer Weise, französisches Blancmanger, orientalisches Konfekt in Rosenöl parfümiert. Aber ihre gute Küche wäre uns unerträglich, denn die Vorliebe für starkes Gewürz war übergroß, außer den heimischen Küchenkräutern und dem milden Safran wurden die indischen Baumgewürze in unglaublichen Massen verbraucht, und zu den Geschenken der Stadt an vornehme Gönner gehörten deshalb auch Pfeffer, Zimt, Nägelein, Muskatnuß.

Ob uns die Getränke besser munden würden? Im Norden des Thüringer Waldes herrschte das Bier, fast jede Stadt braute mit beson-

*) Die Hinterstube des Burkhart Zingg in Augsburg wurde — freilich erst im 15. Jahrhundert — grün gemalt.

deren Vorteilen und war auf ihre bessere Sorte stolz. Erst aus dem Ende des nächsten Jahrhunderts sind uns zahlreiche Scherznamen überliefert, mit denen die berühmten Biere bezeichnet wurden, aber die Erfurter wußten wohl, daß ihr öliges schwarzes Bier den greisen König Rudolf bei seinem Besuch im deutschen Norden begeistert hatte. Im Norden hatte auch der alte Met sein Ansehen bewahrt, der Heidehonig dazu wurde durch eine Genossenschaft mit merkwürdigen Bräuchen, die Zeidler, gesammelt, er ward von geistlichen Herren mit wohlverdienter Achtung getrunken, obgleich ihm sehr ungeistliche Tugenden zugeschrieben wurden. Und die Stadt Aachen, die dem Met besondere Pflege angedeihen ließ, spendete ihn jährlich als Delikatesse an Kurfürsten, Bischöfe und einige andere Vornehme*).

Der schlechte inländische Wein wurde oft mit Kräutern, Gewürz und Honig versetzt, er hieß dann Lauertrank, eine Erinnerung daran dauert in unserem Maitrank; fremder Würzwein, kunstvoll aus französischem Rotwein verfertigt, wurde als Claret und Hippokras eingeführt; über Maulbeeren abgezogener Wein hieß Moraß; außerdem wurden viele andere Arten von aromatischen Tränken verfertigt, auch mit gekochtem Wein, zum Teil nach Rezepten, die aus dem römischen Altertum stammten; sie galten für medizinisch hilfreich, waren auch von Frauen begehrt, mehr als jetzt die Liköre. Im Süden des Thüringer Waldes machte dem Landwein der Birnmost und Apfelwein Konkurrenz, er war z. B. der herrschende Trank in Bayern, wo erst später das Bierbrauen überhandnahm, der Bock aus der Stadt Eimbeck erlernt wurde.

Von ungemischten Weinen waren außer dem deutschen vom Rhein und der Mosel, vom Neckar und dem Würzburger vom Main**), noch

*) Im Jahre 1385 mehr als 29 Ohm im Wert von 1068 Mark, d. i. a. 284 unsrer Dukaten Goldwert; es war also ein kostbares Getränk.

**) Die atmosphärische Beschaffenheit unseres Landes mag sich in der Tat zum Nachteil für den Weinbau mit der Zeit etwas geändert haben. An der Nordgrenze der Weinkultur wurde der Wein damals mit Erfolg gebaut, wo er unter sich Wasserspiegel, über sich schützendes Holz hatte. Nicht die Sonnenwärme scheint ihm jetzt zumeist zu fehlen, sondern während der ersten Entwicklung bis zur Blüte eine gleichmäßigere feuchte Temperatur, langsamer Übergang von Mittagswärme zu einem kürzeren Nachtfrost. In den entholzten und entwässerten Landschaften wird durch strengere Nachtluft die Entwicklung der Blüte zu lange aufgehalten. — Auch in Süddeutschland war die Weinlese im 14. Jahrhundert früher als jetzt, in Frankfurt z. B. in der zweiten Hälfte des September. — Der Erfurter Wein galt um 1300 einem fahrenden Schüler, der viermal in Rom gewesen war und besseren Wein kannte, für ein Getränk, das ihm gar nicht mundete. Bis zum Jahre 1336 soll er so sauer gewesen sein, daß er die eisernen Schnauzen der Gefäße, aus denen er gegossen wurde, abfraß; nach diesem Jahr sei er auf einmal besser geworden. Um 1500 war aber Erfurt ein großer Kelterplatz und Markt für heimischen Wein, obgleich dort gutes Bier gebrannt wurde und die Anfuhr des Würzburger Weins nicht gerade teuer kam. Noch zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges war der wackere Superintendent Müller in Sangerhausen der besonderen Güte des heimischen Weines froh. — In jenen Jahrhunderten wurden, nebenbei bemerkt, die Menschen sehr häufig wegen Steinbeschwerden behandelt, es gab besondere Ärzte dafür.

der von Rivoglio (Reifall genannt) und von Bozen, die französischen Muskatel und Malvasin und der Osterwein aus Ungarn wohlbekannt, außerdem viele italienische Sorten, von Ankona, von Tarent usw., endlich griechische Weine, darunter der berühmte Zyperer. Ulm war der große Weinmarkt, von dort gingen die Fässer bis hinauf in das Ordensland Preußen und in die fernsten Handelsstationen der Ostsee.

Auf der Straße und in der Trinkstube wurde das Leben genossen. Darum füllten sich Marktplätze und Straßen der Stadt am Abend, der Handwerksgesell und der junge Schreiber gassierten und zeigten sich den Mädchen, die an Fenster und Tür standen und die Grüße und Scherzreden empfingen. Bei solchem Durcheinander der Männer wurden die Neuigkeiten ausgetauscht, was ein Reisender aus der Ferne zugetragen hatte, daß auf einem Dorfe in der Nähe ein unförmliches Kind geboren war, daß in Bern ein Weib mit einem Mann im Gottesgericht gekämpft, der Mann nach altem Recht mit dem halben Leib in einer Grube, das Weib mit ihrem Schlüsselbund bewaffnet, der Mann sei erschlagen. Und wieder, daß die reitenden Boten des Rates, der Christian und der Gottschalk, ausgeritten waren nach großen Nachbarstädten, um dort Kunde einzuziehen, ob man etwas Neues aus Frankreich wisse oder von dem Anzuge abenteuerlicher Schwärme von singenden Büßern. War ein Fehdebrief am Stadttore abgegeben, dann war die Aufregung groß, wer einen Verwandten auf der Landstraße hatte, der wurde Mittelpunkt eines Kreises von Teilnehmenden und Neugierigen, ob der Reisende durch den Rat gewarnt sei, ob er gutes Geleit zu erhalten hoffe.

Diese große Börse für Neuigkeiten verbreitete auch kleinen Familienklatsch, der in der abgeschlossenen Stadt die größte Bedeutung hatte, daß der alte Ratsherr Muffel von neuem heiraten werde, daß die Stromer und die Nützel sich wegen ihres gleichen Wappens auf der Gesellenstube heftig gezankt hätten. Auch das Regiment der Stadt war in diesen Stunden Gegenstand einer Beurteilung, die nicht immer wohlgeneigt blieb, und in unzufriedener Zeit wurde in den Haufen Empörung gemurmelt, die in den Schenken und Zunftstuben ausbrach und langgetragenem Leid und verstecktem Haß blutige Sühne verschaffte.

War einmal etwas Merkwürdiges zu beschauen, dann kam die Stadt in helle Bewegung. Fremde und kunstfertige Tiere wurden gern bewundert. Man lief in den Garten der Predigermönche, wo ein Schwein mit Stacheln gezeigt wurde, damit man an ihm Gottes wunderbare Schöpfung schauen könnte. Ein fahrender Klerikus wies an der Marktecke einen Kasten mit Schlangen, die er angeblich in der Nähe gefangen hatte, sie gehorchten seinem Befehle, tanzten und hüpften. Und wieder war ein Mann zum Markte gekommen, dem der Rat erlaubt hatte, kleine Vögel zu zeigen, die lachen konnten. Wenn ihr Herr sprach: „Komm Heinrich und lache!“ so trat eins dieser Vöglein vor, neigte den Kopf zur Erde, erhob ihn wieder und lachte herzlich.

Sprach dann der Meister: „Lache doch weiter!" so sprach das Vöglein: „Ich tu's nicht!" Vor solchem Wunder vergaßen der reisige Stadtfeind, der Bürger und der Mönch ihren Groll und sahen vergnügt und erstaunt einer den andern an. — Auch ungeheure Tiere aus fremden Ländern waren nicht unerhört. Die Großeltern erzählten, daß sie in ihrer Jugend den Hohenstaufen Kaiser Friedrich II. gesehen hatten, wie er — es war im Jahre 1235 — mit einer Menge von Kamelen in die Stadt einzog. Der Herr hatte diese Tiere der Morgenländer — in Italien sogar einen Elefanten — als königlichen Schmuck gepflegt; ach er selbst war den Enkeln bereits zum Märchenbild geworden, zu einem abenteuerlichen König aus dem Morgenlande! Und Rudolf von Habsburg hatte als König dieses Beispiel seines vornehmen Gönners nicht vergessen, auch ihm mußte ein Kamel Gepäck durch sein Heimatland tragen, es war erst dreijährig, aber ungeheuer groß; denn seit ältester Zeit galten die Kamele für einen Hofschmuck vornehmer Herren, die Merowinger hatten ihren Hausschatz an die Höcker gehängt, Karl der Große hatte sie Steine tragen lassen, da er Dom und Königspalast zu Aachen baute, und als der junge Otto III. die Huldigung des Polenherzogs Miseco empfing, brachte dieser seinem kleinen Kaiser zu herzerfreuendem Geschenk wieder ein Kamel dar. Die Pisaner waren die Vermittler für den Import aus Afrika. Auch Menschen aus heißem Lande waren in den Städten nicht unerhört, ein vornehmer Bischof unterhielt sogar einen Mohren, der bei Hoffesten in weißen Kleidern ging. Dergleichen Heidenvolk war seit den Fahrten nach Palästina eine Unterhaltung der Großen. — Bis die Sonne sank, spielten die Kinder vor den Straßenküren und auf den Kirchhöfen, auch die Erwachsenen vergaßen die Würde des Friedhofs, wenn ein Spielmann mit Geige oder Sackpfeife an dem Zaune lehnte oder ein lustiger Geselle die Weise pfiff. Dann tanzte alt und jung neben den Gräbern, jauchzte heidnisch um das Gotteshaus und sprang den Reihen. Dagegen half kein Verbot.

War die Sonne gesunken, dann wurde es finster und leer in den Straßen der Stadt, denn Beleuchtung gab es noch nicht; nur wenn eine Menge vornehmer Gäste oder fremdes Kriegsvolk am Orte lag, und in Nächten, wo Feindesgefahr drohte, befahl der Rat, daß jeder eine Laterne vor sein Haus hänge, eine Fackel oder Blech mit brennendem Kienholz.

Wer am Abend Geld im Beutel hatte, ging in die Trinkstuben. Sie waren zahlreich und für jede Art von Ansprüchen*). Die Vornehmen schritten in ihre Geschlechterstuben, dort war geschlossene Gesellschaft, seltene Speise und teurer Wein. Der Handwerker suchte die Zechstube seiner Innung. Wer in eine öffentliche Schenke trat, fand laute Geselligkeit und allerlei Gäste. Dort saß die Wirtin des Dorfgeistlichen

*) Um 1300 war in Erfurt keine Straße, worin nicht fünf bis sechs Schenken lagen.

und vielleicht neben ihr ein Schüler der lateinischen Schule; am andern Tisch rittermäßige Leute und ihre Knechte, wildes Volk, wenn man sich neben sie setzen wollte, mußte man sein Messer an der Seite haben. Und wieder gesondert Bürger und Bauern mit ihren Frauen. Dazwischen zweideutige Gesellen, von denen der Verständige wegrückte, fahrende Strolche und wüste Gesichter. Es war arger Lärm in dem gefüllten Raum um die dicken Holztische, ein unablässiges Kommen und Gehen. Der eine sang, der andere tanzte, ein dritter aß; dort erzählte einer Lügengeschichten vom Weigger, dem Vorgänger des Münchhausen, wie der einst im Winter bei großem Schnee durch einen Wald ritt. Und als er so ritt, stieg er einmal ab und band das Pferd an einen Baumast, der durch die Schneelast herabgedrückt war. Während Weigger beiseite ging, rückte das Pferd am Aste, der Schnee fiel herab, der Ast erhielt seine Spannkraft wieder, fuhr in die Höhe und schleuderte das Pferd in den Baumgipfel. Der Weigger sah sich erstaunt nach seinem Pferde um, konnte es nirgends entdecken und mußte zu Fuß nach Hause gehen. Im nächsten Sommer kam er an dieselbe Stelle, da erblickte er im Baumgipfel etwas Fremdes, stieg hinauf und fand die Haut seines Pferdes, die ein Bienenschwarm mit Honig gefüllt hatte. Er schnitt vergnügt den Honig aus, lud ihn auf seinen Karren und schaffte ihn nach Hause. Dabei hatte er sich die Kleider mit Honig beleimt, und plötzlich kam ein großer Bär und begann an den Kleidern zu lecken. Weigger fuhr ruhig fort und strich sich nur immer etwas Honig an das Gewand. Da folgte ihm der Bär bis zu seinem Haus Landsberg. Dort rief der Weigger seiner Frau: „Öffne die Tür und bring ein Beil", schloß hinter sich zu und schlug den Bär tot. So hatte er durch Honig und Bär seinen Schaden wieder gut gemacht*). — Während die Umsitzenden lauschten, entstand am nächsten Tisch heftiger Streit, weil einer dem Zutrinkenden Bescheid versagte und erklärte, daß er mit niemand anderem trinke als mit seiner eigenen Frau. Sie warfen die Krüge einander ins Gesicht, stießen Tische und Bänke um, die Weiber kreischten und fielen den Gegnern in die Haare; da sprang der starke Wirt dazwischen und stiftete Frieden. Die Gäste gehorchten und verlangten einen Becher Johannesminne zur Versöhnung, dann gingen sie nach der Prügelei voll nach Hause. Der Wirt aber kommt nicht zu Schaden, denn es ist Gesetz der Schenke, daß kein Fremder, und sei er noch so gut bekleidet, einen Trunk bekommt, wenn er nicht das Geld hinlegt; eine Zechschuld aber muß den nächsten Tag eingefordert werden.

Das lustige Leben der Schenke hört auf, sobald die Ratsglocke zum ersten Male läutet, dann müssen alle Häuser geschlossen werden und kein Wirt darf im Hause schenken, nur über die Straße. Nach dem letzten Läuten soll niemand auf der Straße sein, er wird angehalten und

*) M. Haupt, Zeitschrift. N. F. I. S. 578. — Carm. hist., v. 1880.

auf die Wache geführt, nur der Rat ist frei. Auch war es nicht ganz ratsam, bei Nacht in der Stadt zu wandeln. Es gab unsichere Leute, die kein Nachtquartier bezahlen konnten und in den Schrannen oder in dunklen Ecken Unterschlupf suchten. Aber es war doch nicht leicht, die Nachtschwärmer zu bändigen, denn trunkene Gesellen zogen trotz allem Verbote umher und fielen an, wen sie trafen; am ärgsten trieben das, wie der Bürger klagte, die Geistlichen mit Messern in der Hand und wildem Toben*).

Das Hämmern in der Werkstatt und der Lärm auf den Gassen war vorüber, nur die Stadtwache schritt durch die menschenleeren Gassen und der Nachtwächter, dessen Amt zu den ältesten der deutschen Städte gehörte; der reiche Patrizier breitete die seidene Decke von Arras über sein Lager, der Handwerker lag mit seiner Frau in der Kammer unter dem deutschen Federbett, sein Knecht auf dem Hausboden. Dann bellten die zahlreichen Hofhunde einander zu, vom Flusse her drang die kühle Nachtluft in die leeren Gassen und auf dem Turme hielt der Wächter seinen Umgang und spähte in die dunkle Landschaft, bis sein Hornruf und das Frühgeläut der kleinen Glocken das Anbrechen eines neuen Arbeitstages verkündeten.

Es ist eine mächtige Stadt nach den Begriffen jener Zeit, in der das kleine Leben sich in solcher Weise regt. Uns freilich würde ihr Mauerkreis eng dünken. Schwerlich zählte die größte Stadt Deutschlands im 14. Jahrhundert mehr als 40—50 000 Einwohner. Nürnberg hatte im Jahr 1450, fast auf dem Höhepunkt seiner Macht, nicht viel mehr als 20 000 Menschen, Knechte und Dienstboten eingerechnet. Denn die deutschen Städte waren nicht, wie die großen Märkte des Ostens, schnell entstandene Wohnsitze zugelaufener Menschenschwärme, es waren feste, kunstvoll gegliederte Vereinigungen privilegierter Genossen, von denen fast jeder das Gefühl einer ansehnlichen Bedeutung in sich herumtrug. Sie machten den Zugang zu sich leicht, dem ehrlich Geborenen und Friedlichen standen die Tore gastfrei geöffnet, aber gedeihen konnte in ihnen nur, wer den Ordnungssinn und die Bescheidenheit jener Zeit hatte, d. h. wer sich als Arbeiter in das große Räderwerk einzufügen wußte.

Wir aber sehen mit Teilnahme auf diese bescheidene Arbeit des kleinen Mannes zurück. Nicht in der Poesie und nicht in der Wissenschaft, ja vielleicht nicht in Geselligkeit und Familienleben jener Jahre gewannen die liebenswerte Innigkeit des deutschen Gemütes und die opfervolle Hingabe an frei erwählte Pflicht ihren höchsten Ausdruck. Sie gewannen ihn aber in der Werkstatt, wo der Deutsche meißelte, schnitzte, in Formen goß und mit Zirkel und Hammer bildete. Seine Freude am Schaffen und die Achtung vor dem Geschaffenen, in das er

*) Allgemeine Klage, z. B. C. Jäger, Ulm im Mittelalter, S. 501; C. Grünhagen, Breslau unter den Piasten, S. 115.

eigentümliches Leben sinnig hineinbildete, das war auch eine echte Poesie. Und wenn es nur ein neues Hufeisen oder ein Radbeschlag war, die ein anderer verfertigt hatte, es ziemte ihm nicht, achtlos darauf zu treten. An einfache Waren und schmuckloses Gerät gaben Millionen Arbeiter ihre beste Kraft hin, aber sie taten es mit dem Gefühl, eine Kunst zu besitzen, die sie vor den meisten voraus hatten, sie saßen als Bewahrer seiner Geheimnisse, vieler kluger Vorschriften und Handgriffe, die kein anderer kannte als ihre Brüderschaft, und die der übrigen Welt so unentbehrlich waren. Sie waren stolz darauf, unter ihren Genossen die tüchtigsten zu sein, und sie wußten, daß ihre Kunst redlich geübt nach Handwerksbrauch, ihnen ein mannhaftes Leben sichere, Achtung guter Leute, eigenen Haushalt und eine ehrliche Stellung in ihrer Stadt. Und wenn ihnen Gelegenheit wurde, die erworbenen Geheimnisse ihrer Kunst an einem besonderen Stück zu erweisen, da schufen sie, gehorsam den alten Gesetzen und doch mit einziger sinnvoller Erfindung, ein Werk, in dem wir noch heut die Sorgfalt und Liebe der Arbeit und eine sichere Zweckmäßigkeit bewundern, die zuweilen zur Schönheit wird. Der Türbeschlag eines bedächtigen Schlossers, der Löffel eines Nürnberger Goldschmieds, der Tonkrug, den ein alter Töpfer mit Figuren versehen bunt glasiert hat, zeigen diese Poesie des alten Handwerks. Denn während die gewöhnlichen Erzeugnisse jeder einzelnen Handwerkerindustrie nach Stoff, Form und Preis aufs genaueste bestimmt und die schöpferische Kraft des einzelnen völlig in die Überlieferung seiner Stadt und Innung gebannt war, kam eine eigentümliche Originalität bei allem zur Erscheinung, was einer sorgfältigern Behandlung wert schien. Und daneben eine erstaunliche Vielseitigkeit der technischen Kenntnisse. Noch rieb der Maler seine Farben selbst, kochte den Firnis, aber er schnitt auch in Holz und gravierte Kupferplatten; Albrecht Dürer verkaufte in der Marktbude Bilderbogen mit Holzschnitten, zu denen er vielleicht selbst den Text gemacht hatte. Der Goldschmied war auch Zeichner und Modelleur, es war seine Freude, aus jedem wertvollern Stück ein kleines Kunstwerk zu bilden, in das er einen Teil seiner Seele hineinlegte. Wenn die Einrichtung der Häuser, der Kirchen in allen Grundformen bis auf das Verhältnis der Maße feststand, zeigt sich um die Arabesken der Steinarbeit in zahllosem, oft überreichem Detail das Behagen, mit dem die Seele des Erbauers, wo ihr freies Schaffen erlaubt war, dem Drang folgte, eigentümliches Wesen auszudrücken. Gerade in dieser Verbindung von beengender Tradition und von freier Erfindung wurde die Handarbeit den Städten zum Segen, überall höheren Wohlstand, Gesittung, Bildung entwickelnd. Und die Städte standen durch das ganze Land als zahllose Knotenpunkte eines Netzes freier Genossenschaften, zwischen denen das flache Land, in seiner Entwicklung zurückgeblieben, fast feindlich lag.

Nur selten haben wir Gelegenheit, an solcher Arbeit eines einzelnen Handwerkers aus dem 14. Jahrhundert die Tüchtigkeit der Kleinen zu

schauen und uns zu erinnern, daß unsere gesamte Produktion, die nicht nach jeder Richtung jener Zeit überlegen ist, auf den Werkstätten beruht, in denen das deutsche Handwerk zuerst stolzes Selbstgefühl gewann. Wir wissen auch wenig von dem Treiben in der Werkstatt und von der allmählichen Ausbildung der Handwerksordnung. Wie der Arbeiter lebte bei seinem Gerät, unter seinen Genossen, möchten wir gern aus den spärlichen Trümmern alter Handwerkersitte erraten, die uns überliefert sind. Was uns davon wie durch einen Zufall bewahrt wurde, ist freilich nicht in jener alten Zeit niedergeschrieben. Erst um das Jahr 1700 kam ein Konrektor in Altenburg auf den Einfall, einiges Zeremoniell des Handwerks, das zu seiner Zeit noch vorhanden war, aufzuzeichnen. Das wenige, was er drucken ließ, weist alten Brauch in verkommenem Zustande, durch spätere Zusätze entstellt, aber an einigen Stellen vermag man leicht den guten Kern auszusondern. Und darum soll hier ein Stück der mittelalterlichen Handwerksgewohnheit nach dem Buch des Frisius: Der vornehmsten Künstler und Handwerker Zeremonial-Politika, Leipzig 1708, mitgeteilt werden.

Es ist die Ansprache, die einer der alten Handwerksknechte dem Jungen hält, der in die Brüderschaft der Schmiedeknechte aufgenommen wird*). Das Zeremoniell beim Freisprechen wurde früh possenhaft und roh, die Gebräuche der Deposition auf den lateinischen Schulen waren ganz nach dem Geschmack der Zeit und drangen auch in das Handwerk; hier durften wenige Stellen, die durch ihren anderen Ton als spätere Zusätze kenntlich sind, weggelassen werden.

Wenn die Meister und Knechte versammelt waren, den jungen Gesellen freizusprechen, so ging der Altknecht, nachdem er mit Gunst um Erlaubnis gebeten hatte, in die Schmiede und setzte den Blasebalg in Bewegung; denn allen Schmieden, die an der Esse arbeiteten, ziemte die Herdflamme bei ihrer Vorsorge, aber den Kessel- oder Kaltschmieden nicht. Sobald die Kohlen auf dem Herde glühten, wurde „der jung Gesell in die Versammlung eingeführt, und der Altknecht begann mit diesen Worten seine Vorsage“:

Glück herein! Gott ehr' ein ehrbar Handwerk. Mit Gunst! Meister und Gesellen, stillet euch ein wenig. Jung Gesell, ich will dir Handwerks-Gewohnheit sagen, wann gut wandern ist; zwischen Ostern und Pfingsten, wenn es fein warm ist und die Bäume Schatten geben, da ist wandern gut. So nimm einen ehrlichen Abschied von deinem Meister, Sonntag zu Mittage nach dem Essen, denn es ist nicht Handwerksgebrauch, daß einer in der Woch' aufsteht. Und sprich, wenn er dein Lehrmeister ist: „Lehrmeister, ich sag' Euch Dank, daß Ihr mir zu

*) Die ältesten Ansprachen bei Frisius sind die der Schmiede und Faßbinder, sie waren ursprünglich gleichlautend, wie denn überhaupt die Gleichheit vieler Formeln in den verschiedenen Handwerken auffällt. Hier sind einige Lücken der ersten Ansprache aus der zweiten ergänzt. — Ähnliche Ansprachen bei Ch. L. Stock, Grundzüge des Gesellenwesens, 1844.

einem ehrlichen Handwerk geholfen habt, es stehet heut oder morgen gegen Euch und die Eurigen wieder zu verschulden." Und zur Meisterin sprich: „Lehrmeisterin, ich sage Dank, daß Ihr mich in der Wäsche freigehalten, so ich heut oder morgen möchte wiederkommen, stehet es um Euch wieder zu verschulden." Willtu dein Bündel nicht auf die Herberge tragen, so sprich den Meister an und sage: „Meister, ich will Euch angesprochen haben, ob Ihr mein Bündel eine Nacht wollt beherbergen?" Darnach gehe zu deinen Freunden und zur Brüderschaft, bedanke dich bei ihnen und sprich: „Gott behüte euch, saget mir nichts Böses nach." Wenn du dann Geld hast, trinke Valet mit ihnen und frisch an und wandere zum Tor hinaus.

Wenn du aus dem Tor kommst, so nimm drei Federn in die Hand und blase sie auf in die Höhe, die eine wird fliegen über die Stadtmauer zurück, die andere über das Wasser, die dritte gerade hinaus; stoße nicht mit dem Kopf durch die Mauer, und eh du über das Wasser fährst, wirf einen Stein hinein, trägt's den Stein, dann trägt's auch dich. Frisch an und ziehe gerade hinaus.

Und wenn du deine Straße gehst, wirst du kommen an einen dürren Baum, darauf sitzen drei schwarze Raben und schreien: „Er zieht dahin, er zieht dahin." Du sollst deinen Weg fortgehen und gedenken: „Ihr schwarzen Raben, ihr sollt mir keine Botschaft sagen." — Dann wirst du kommen an ein Dorf, an des End steht eine Mühle, die wird immer gehen und sagen: „Kehr um, kehr, kehr, kehr um." Du aber sollst fortziehen und sagen: „Mühle, geh du deinen Klang, ich will gehen meinen Gang." Und wenn du weiter kommst, da werden drei alte Frauen sitzen und sagen: „Jung Gesell, weich von dem Wald, die Winde wehen sauer und kalt;" du aber wirst weiter gehen und sagen: „Im grünen Wald, da singen die Vögelein jung und alt, ich will mich mit ihnen lustig erweisen."

Und wenn du in den dicken Wald kommst, da wird ein Reiter geritten kommen in rotem Samtmantel und sprechen: „Wie so lustig, Landsmann?" Darauf wirst du sagen: „Soll ich nicht lustig sein, ich habe all Gut meines Vaters bei mir." So wird er dir einen Tausch anbieten, tu es aber nicht flugs zum erstenmal, das andere Mal auch nicht; bietet er dir aber das drittemal Tausch an, so bis kein Tor und gib ihm deinen Rock zuerst, sondern laß dir seinen Mantel zuerst geben. Wenn du nun von ihm erlöst bist, so geh immer fort und sieh nicht um, denn er möchte dir nachreiten, könnte dich auch wohl um dein Leben bringen.

Wenn du nun weiter läufst, wird der Wald finster und ungeheuer werden und kein Weg daraus, und dir wird zu gehen sehr grauen. Die Vögelein werden singen jung und alt, der Wind wird wehen gar sauer und kalt, die Bäume gehen die Winke die Wanke, die Klinke die Klanke, mit Brasseln und Brausen. Da wird es sein, als wollte alles über den Haufen fallen und du wirst gedenken: „Ach wär' ich daheim

bei der Mutter geblieben." Du sollst aber doch nicht umkehren, sondern deinen Weg fortgehen. Schmied, schlag hierher!

Bist du aus dem Wald hinaus, dann kommst du auf eine schöne Wiese, darauf wird ein Birnbaum stehen mit schönen gelben Birnen. Da krieche nicht hinauf, schüttle den Baum ein wenig und lies nicht alle Birnen auf, die herabfallen, denn es könnte nach dir ein anderer guter Gesell unter den Baum kommen, der nicht so stark wäre, so würde es ihm ein guter Dienst sein, wenn er etwas Vorrat findet. Darnach wirst du kommen vor einen großen Berg, da wirst du denken: „Lieber Gott, wie werd' ich mein Bündel hinaufbringen auf den hohen Berg." Hänge es aber nicht irgend an ein Schnürlein und schleppe es hinter dir her, sondern behalte es fein auf dem Rücken und trage es hinauf, so nimmt dir's niemand. Wenn du nun fortgehest, so wirst du kommen vor einen Brunnen, da wird dich sehr dürsten; wenn du nun trinkest, so lege dein Bündel ab und behalte es nicht auf dem Rücken, denn wenn du trinkest, möchte das Bündel den Schwang nehmen und dich hinabreißen. Jedoch lege es nicht zu weit von dir, sonst möchte einer kommen und dir's wegnehmen, so kämest du um dein Bündel. Und wenn du trinkst, so halte dich sauber dabei und den Brunnen rein, denn es möchte nach dir ein anderer guter Gesell kommen und gerne trinken wollen. Schmied, schlag hierher!

Fasse dein Bündel auf und gehe immer fort, so wirst du sehen einen Galgen. Du sollst dich nicht darum freuen noch traurig sein, daß dort einer hanget, sondern du sollst dich darum freuen, daß du auf eine Stadt oder Dorf kommst. Wenn du nahe hinzu bist, setze dich eine Weile nieder, lege ein gut Paar Schuh an und geh in die Stadt hinein.

Da wird dich der Torwart anrufen: „Woher, jung Gesell?" So nenne dicht nicht von weit her, sondern sprich immer daher: „vom nächsten Dorf," so kommst du am besten aus. Nun ist an manchen Orten der Brauch, daß der Torwart einen nicht zum Tore hineinläßt, man lege denn sein Bündel ab und hole ein Zeichen. Darum frage du und sprich: „Mein gut Freund, berichtet mich doch, bei welchem Meister ist wohl die Herberge?" Darnach lege das Bündel ab und gehe auf die Herberge und hole ein Zeichen bei dem Herrn Vater.

Wenn du auf die Herberge kommst, so sprich: „Guten Tag. Glück herein. Gott ehre das Handwerk, Meister und Gesellen. Herr Vater, ich bitt', Ihr wollet mir doch ein Gesellenzeichen geben, daß ich mein Bündel kann zum Tore hereinbringen." Alsdann wird dir der Herr Vater ein Hufeisen oder einen Rinken als Zeichen geben. Wirstu das Zeichen aufweisen, so werden sie dir das Bündel folgen lassen.

Darnach mußtu wieder auf die Herberge gehen und sprechen: „Ich bedanke mich ganz freundlich, daß Ihr mir das Zeichen geliehen habt. Auch wollte ich Euch angesprochen haben um das Handwerk, ob Ihr mich heute wollt beherbergen, mich auf die Bank und mein Bündel unter die Bank; ich bitte, der Herr Vater setze mir nicht den Stuhl vor

die Tür, ich will mich halten nach Handwerksbrauch, wie ehrlichem Gesellen zukömmt."

Dann wird der Herr Vater sagen: „Wenn du willt ein frommer Sohn sein nach Handwerksbrauch, so geh hinein in die Stube und lege dein Bündel ab in Gottes Namen." Wenn du nun in die Stube kommst und die Frau Mutter ist drinnen, so sprich: „Guten Abend, Frau Mutter", hänge dein Bündel aber nicht an die Stubenwand, sondern lege es fein unter die Hammerbank; verliert der Herr Vater seine Hämmer nicht, so wirst du dein Bündel auch nicht verlieren. Wenn du es nun abgelegt hast und der Bruder arbeitet, so schlage ein oder zweimal mit und frage dann, ob hier der Brauch ist, daß man aufs Geschenk geht.

Wenn du auf das Geschenk gehst, um Gabe und Trunk, so gehe nicht zuerst in die nächste Werkstatt, sondern gehe fein in die weiteste Werkstatt, damit du der Herberge immer näher und näher kommst. Wenn du auf dem Geschenk in eine Werkstatt kommst und ein Stück Schmiedearbeit im Hause liegt, so hüte dich, mit Füßen darauf zu treten oder zu spuken, sonst möchten die Schmiede sprechen: „Ei, wer weiß, ob er's selber so gut kann machen als das ist." Wenn du nun ein- oder zweimal getrunken hast, so sprich, wenn der Meister in der Werkstatt ist: „Meister, ich sage Dank Eures Geschenkes, Eures guten Willens, es stehet heut oder morgen gegen Euch und die Eurigen wieder zu verschulden." Darnach bedanke dich bei den Knechten auch und sprich: „Schmied, ich sage dir Dank deines Geschenkes, deines guten Willens, wenn du heut oder morgen zu mir kommst und ich in Arbeit stehe, will ich dir wieder ausschenken eine Kanne Bier oder Wein, was in meinem Vermögen soll sein."

Wenn du nun wieder auf die Herberge kommst, so wird der Bruder sprechen: „Wie ist's, Bruder, haben dir die Knechte auch geschenkt?" Sprich immer „ja", wenn du gleich keinen Trunk gesehen hast.

Wenn sie nun des Abends zu Tische gehen, so setze dich an die Stubentür. Spricht der Herr Vater: „Schmied, komm her und iß mit", so lauf nicht flugs hinzu, sondern kannst sagen: „Herr Vater, ich sag' Euch Dank davor"; spricht er's aber zum andernmal, so geh immer hin und iß mit. Wenn du nun satt bist, so stecke dein Messer nicht ein, ehe die andern satt sein, sonst möchten sie sprechen: „Das ist ein kleiner Esseschmied, er will gewiß einen ausstechen, weil er so wenig ißt." Wenn dir's hernach der Herr Vater zutrinkt, so kannst du wohl trinken; hastu aber Geld, so kannst du austrinken und sprechen, ob man einen Boten kann haben, du wolleſt auch eine Kanne Bier geben.

Wenn es nun auf den Abend kömmt, so wird dir der Herr Vater lassen das Bett weisen. Wenn dir nun die Schwester auf den Boden leuchtet und du das Bett gewahr wirst, so wünsche ihr eine gute Nacht und sprich: sie soll in Gottes Namen hinabgehen, du willst dich schon ins Bett finden. Am Morgen steh zur Zeit auf, und wenn du in die Stube

kömmst, so wünsche allen guten Morgen, da werden sie dich vielleicht fragen, wie du geschlafen hast; so sage ihnen auch, was dir geträumet hat.

Wenn du nun wieder fortläufst, so sprich: „Herr Vater, ich sag' Euch Dank, daß Ihr mich und mein Bündel habt geherbergt, es stehet heut oder morgen gegen Euch und die Eurigen wieder zu verschulden." Lauf also fort. Wenn du nun in das Tor kommst, so werden sie dich fragen, „wo zu?" Sprich nur, du weißt es selbst nicht. Und lauf immer zu. —

Alles mit Gunst. Ich wünsche dir Glück zu Wege, zu Stege, zu Wasser und Land, wo dich der liebe Gott hinsendt. Und wo du heut oder morgen möchtest hinkommen, da Handwerksgewohnheit nicht ist, so hilf sie aufrichten. Hilf Handwerksgewohnheit stärken und nicht schwächen. Hilf eher zehn ehrlich machen als einen unehrlich, wo es kann sein; wo es aber nicht kann sein, so nimm dein Bündel und lauf davon.

Soweit die Vorsage der Schmiedegesellen.

Durch ähnliche Vorsage der Zucht ist das ganze Leben des Handwerkers in seiner Innung gefestigt. Nach erlerntem Wortlaut wird jede Zusammenkunft der Meister und Knechte geleitet, Gruß und Einführung des Zuwandernden, Aufnahme des neuen Meisters. Wenn die Lade geöffnet ist und Handwerksgebrauch geübt wird, steht Strafe darauf, daß keiner Ungebührliches rede oder tue. Auch der Tagesverkehr des Meisters und seiner Knechte, alle Leistung, ja alle Gunst und Gefälligkeit ist in herkömmlicher Weise geordnet, durch Spruchwort und Wechselrede bestätigt.

Diese Ordnung bildet ein eisenfestes Band, das die harten Gesellen aneinander fesselt. Dieselben Formeln sind dem kleinen Mann aber auch Zauberworte, die ihm sein Herrengefühl in der Welt geben; der sonst in der Fremde rechtlos und schutzlos wäre, er findet damit, soweit die deutsche Zunge reicht, überall solche, welche wie Brüder und Väter um ihn zu sorgen verpflichtet sind. Und er wandert mit Handwerksgruß und Erkennungszeichen, mit leichter Habe und leerem Beutel Hunderte von Meilen, bis er eine Werkstatt findet, in der er als Genosse der Familie eintritt, oder bis ihm sein Glück ein eigenes Geschäft vergönnt.

Es war natürlich, daß der Handwerksbrauch, der solche Vorteile bot, immer künstlicher wurde. Ebenso wie die Arbeit der Innungen unter dem Zunftzwang erstarrte, wurde auch mit den Ansprachen und Bräuchen des Handwerks ein kleinliches Spiel getrieben, der Formelkram zuletzt den Gescheiten lästig. Es kam die Zeit, wo die Arbeit der Privilegierten nicht mehr dem Bedürfnis der Nation genügte, wo neue Staaten mit größerer Sicherheit des Verkehrs, bessere Schule und freierer Intelligenz auch die höhere Idee der freieren Konkurrenz und Arbeit vertreten konnten. Jene alten Formeln und Bräuche des deutschen Handwerks sind dem Geschlecht der Gegenwart veraltet. Wir

aber denken daran, daß sie dem deutschen Handwerksgesellen einst die Kraft gegeben haben, mit dem Bündel über Berg und Tal, durch den ungeheuren Wald zu fremden Völkern zu ziehen und dort auf fremder Erde in der Gemeinschaft mit seinen Brüdern so lange zu hämmern, zu messen und zu nähen, bis große Stücke Land, auf denen jetzt das Leben unserer Nation reichlich und kräftig erblüht, dem deutschen Volke zugemessen, angehämmert und eingenäht waren.

Nicht der Handwerker allein trug deutsche Sprache und Kultur über die Elbe und Oder, auch der Kaufmann blies vor den Toren der Stadt seine Federn in die Luft und er wagte sich sogar auf die gefahrvollen Wege, die der Handwerker vermied, er brach durch die Mauern der Städte und fuhr über das grundlose Wasser, auch er, um in der Fremde seinen Genossen ein Kaufhaus zu gründen, einen deutschen Markt, eine deutsche Stadt. In der alten Heimat haderten der Geschlechter und der Handwerker durch Jahrzehnte in erbitterem Streit, in der Fremde waren sie Kampfgesellen für heimisches Recht und die Freiheiten deutscher Städte.

Sie gingen voran, die Ritter und die Bauern folgten.

5. Besiedelung des Ostens

Schlesien

Während die Landschaften an der Westgrenze des Reiches unsicher zwischen deutschem und gallischem Wesen, zwischen dem römischen Reiche deutscher Nation und dem Frankenreich mit romanischer Nationalität schwankten, war das deutsche Volkstum gegen Osten in unaufhaltsamem Fortschritt. Als Heinrich, der erste Sachsenkönig, die Krone empfing, waren Schlesien, Mähren, Böhmen, das ganze Gebiet im Osten der Saale und Nordelbe und das östliche Holstein von slawischen Völkern besetzt. Und slawische Kolonien reichten nach Sachsen, Thüringen, Franken und Hessen bis über den Main, entweder weil in der letzten Zeit der Völkerwanderung einmal eine slawische Völkerwelle so weit herübergeschlagen hatte, oder weil die fränkischen Könige und Kaiser unterworfene Slawen auf leerem Boden angesiedelt haben, — sie erhielten sich in Thüringen bis in das 14. Jahrhundert, kenntlich durch Sprache, Tracht und Brauch.

Seit Heinrich ruhten die Grenzkriege zwischen Deutschen und Slawen selten, Ströme von Blut wurden bei dieser Reibung zweier kriegerischer Völkermassen vergossen, nicht immer waren die Deutschen im Vorteil. Aber sie hatten für sich, was auch dem tapfersten Feind auf die Dauer den Widerstand unmöglich machte, sie bewahrten trotz der wilden Grausamkeit, mit der sie ihre Beutezüge ausführten, die höhere Kultur. Die Weltsprache jener Zeit, das Latein, der Glaube des gekreuzigten Christus, alle Wissenschaft, Verkehrsrecht und Kriegführung, Kunst und Handwerk mußten aus deutschem Land zu den Slawen kommen. Von Sachsen und Franken zogen die Sendboten der neuen Lehre in die runden Dörfer der Wenden und in die große Tschechenburg an der Moldau, noch vor ihnen der Kaufmann mit flamändischen Tüchern, mit Goldschmuck und Waffen, die er teuer gegen Wachs, Honig und Pelzwerk der östlichen Heiden verkaufte. Mehr als zwei Jahrhunderte bedurften die Deutschen, von König Heinrich I. bis auf Heinrich den Löwen, um die Grenzen Norddeutschlands über die Oder auszudehnen. Und die Methode der Besiedelung war nicht dieselbe im Meißner Land, in den Marken, in Wagrien, Mecklenburg, Pommern. Aber gemeinsam ist allen Okkupationen vom 10. bis 12. Jahrhundert, daß sie im Interesse des Reiches und großer deutscher Landesherren gemacht wurden; auch wo man das besetzte Land nicht

Mark des Reiches nannte, war die Germanisierung Folge eines Einschlusses in die Reichsgrenzen, in der Regel Folge eines Reichskrieges.

Weit anderen Charakter hat die Kolonisation des 13. Jahrhunderts. Damals wurden neue große Landschaften, Schlesien und die Küstenlande der Ostsee bis hinauf zu dem Finnischen Meerbusen, für deutsche Kultur gewonnen, beide ohne Zutun des Reiches, beide in gewissem Sinn als Privatunternehmungen mit dem Überschuß an deutscher Volkskraft, der freiwillig kam und zweckvoll hingeleitet wurde. In beiden Ländern schufen alle Stände und Berufsklassen als Kolonisten, in Livland und Preußen vorzugsweise die Eroberungslust kriegerischer Mönche und die Interessen großer Kaufleute, in Schlesien hauptsächlich Einwanderung der kleinen Arbeiter, der Handwerker und Bauern. Im Ordensland Preußen vernichtete die eiserne Faust der Eroberer das frühere Volksleben und zwang durch Gewalt das deutsche Wesen auf, Schlesien wurde Mittelpunkt einer friedlichen geräuschlosen Kolonisation, die ihre Wirkungen weit über die Grenzen der großen Landschaft hinauf nach Osten äußerte. In Schlesien war das politische Verhältnis zum Reich beim Beginn dieser Besiedelung sehr locker und unsicher, das Ordensland Preußen war der Oberhoheit des Reiches förmlich enthoben.

Diese Erweiterung des deutschen Bodens, die der Hauptsache nach in einem Jahrhundert von 1250 bis 1350 vollendet wurde, ist die größte Tat des deutschen Volkes in jenem Zeitraum, sie hat ein weites Ländergebiet mit hunderten deutscher Städte und tausenden deutscher Dörfer besetzt und unlösbar an Deutschland gekettet, sie hat auch das politische Schicksal aller übrigen Deutschen entschieden. Von dem Ordensland Preußen holte ein deutsches Fürstengeschlecht die Königskrone, durch die Eroberung Schlesiens gewann es sein Anrecht auf das Herrenamt in Deutschland.

Seit in dem ersten Kreuzzuge der alte Wandertrieb der Deutschen wieder mächtig geworden und Hunderttausende von Landleuten mit Weib und Kind, mit Karren und Hunden nach dem goldenen Osten gezogen waren, hatte in dem kleinen Mann die Unruhe und Reiselust nicht aufgehört. Groß war die Zahl der Wanderer auf der Landstraße, die weit hinaus über die Grenzen des Reiches liefen, dort Brot, Habe und Glück zu finden, der schweifende Mönch, der Handwerksgesell, der lateinische Schüler wanderten zwischen Kriegshaufen über die Alpen, über die Oder und Weichsel; der Bergmann von Goslar, hochberühmt wegen seiner Kunst, hatte in den Kreuzzügen als Minenarbeiter Felsenschlösser der Sarazenen untergraben, auch er wurde seitdem in fremde Berge gerufen, um Kupfer und Gold zu suchen. Der Holländer und der Flamänder hatten an vielen Stellen des norddeutschen Tieflands ihre eigentümliche Bodenkultur der Moore und Sanddünen eingerichtet; große Scharen norddeutscher Landleute waren die Donau hinabgezogen und hatten an den Grenzen Siebenbürgens ein neues Sachsenland ge-

gründet. Dem deutschen Ordensritter und Kaufmann waren alle Küsten des Mittelmeeres, die Landwege durch Ungarn und Romanien fast so wohlbekannt wie die deutsche Heimat. Zahllose Verbindungen waren angeknüpft, überall traf man Deutsche. Nach dem ganzen Osten ging der Zug des Volkes von dem Schwarzen Meer bis zum Nordmeer; Ofen, Lemberg, Krakau, Warschau wurden für deutsche Kaufleute und Handwerker mit deutschen Ordnungen versehen. Es war also kein neues Wagnis, dem sich die Auswanderer nach dem Oder- und Weichseltal unterzogen, aber die Auswanderung nahm in dieser Zeit große Verhältnisse an.

Wenn der Deutsche jetzt diese Resultate unendlicher Arbeit des Krieges und Friedens überschaut, mehr als ein Drittel des gegenwärtigen Deutschlands — Böhmen ungerechnet —, Länder, die so deutsch geworden sind, daß nur an ihrem Saum und hie und da abseits dem großen Verkehr kleine Reste undeutscher Bevölkerung geblieben sind, Menschen, die so deutsch sind in ihrem Gemüt, ihrer Sprache, ihrer Bildung, daß sie seit Jahrhunderten einen Herrenanteil an der nationalen Tätigkeit auf jedem Gebiete des geistigen und materiellen Schaffens in Anspruch genommen haben, dann liegt die Betrachtung nahe, daß dies ganze Gebiet ostwärts der Elbe nur wiedergewonnenes Land ist, fast mit denselben Grenzen, die germanisches Volkstum zur Römerzeit gegen Osten hatte, wenn man von den östlichen Gotenvölkern absieht. Denn in diesem Neuland lagen einst die Wohnsitze großer und edler Stämme, der Rugier, Heruler, Gepiden, Longobarden, Semnonen, Burgunder, Vandalen, es ist das alte Stammland der jetzigen Oberbayern und Schwaben. Und wir fragen: War die neue Germanisierung nur eine Bezwingung fremder Völker, die in dem Lande, das seit der Wanderzeit menschenarm lag, die darin zurückgebliebenen Deutschen ausgerottet und slawisiert hatten? Oder wurde die Germanisierung gefördert durch Reste deutschen Volkstums, die sich unter den Slawen erhalten hatten und nach vielen Jahrhunderten einer isolierten Dauer sich noch ihres deutschen Blutes bewußt waren? Und wurde die Widerstandskraft jener Slawenvölker dadurch geschwächt, daß in ihnen selbst gemischtes Blut war und daß überwiegendes Slawentum und ein germanischer Überrest in Sprache, Recht, Sitte und Neigungen einander feindlich hinderten? Die Geschichte verweigert jede sichere Antwort. Es gibt in unserem Mittelalter kein folgenschweres Ereignis, worüber wir so gänzlich ohne Nachrichten sind wie über die slawische Einwanderung; selbst die Sage der Slawen — die ungefälschte — schweigt. Und es ist kein Zufall, daß die gesangfrohen Slawen im Norden der Donau ganz ohne Heldensagen aus ihrer Wanderzeit sind, sie haben offenbar in jener Zeit das Selbstgefühl eines starken Volkstums nicht gehabt. Daß sie schon im 5. Jahrhundert, als Attila über Schlesien und Böhmen gebot, bis in ihre gegenwärtigen Sitze vorgedrungen waren, ist durch nichts erwiesen. Wir wissen nur, daß von 563 bis nach 600 die Awaren

in Mähren und Böhmen hausten. Wahrscheinlich über Slawen und die übriggebliebenen Deutschen.

Denn um das Jahr 623 wird ein fränkischer Kaufmann Samo als ein mächtiger Kriegsherr unter Slawen im Norden der deutschen Donau erwähnt, er kämpft glücklich gegen die Awaren, wird König eines ausgedehnten Slawengebietes, das er ein ganzes Menschenalter regiert und gegen die Angriffe der fränkischen Merowinger tapfer behauptet. Solche Herrschaft eines zugewanderten oder gerufenen Fremden wird nur wahrscheinlich unter einem Volk, dem eigene Herrengeschlechter fehlen und das außerdem mit Volksgenossen des Fremden stark versetzt ist*). Wir haben dafür bei anderen Slawenstämmen weiter im Osten einen unzweifelhaften Beweis. Wie der Franke Samo im 7. Jahrhundert unter Slawen in Deutschland ein Reich gründete, ebenso gründeten im 9. Jahrhundert Haufen von Nordmannen über slawischen und finnischen Stämmen um Nowgorod eine mächtige Herrschaft. Auch diese Warägerscharen des Rurik, Askold und Dir fanden dort Landsleute ihres Stammes vor, und ihr Reich aus einem Mischvolke wurde in den folgenden Jahrhunderten Hauptmarkt des deutschen Handels im Osten und gastliche Heimat des deutschen Kontors im Neugarten.

So wissen wir nicht, ob sich die Deutschen der obern Elbe und Oder unter den Slawen und Awaren verloren oder erhielten. Es wird keine patriotische Fiktion sein, wenn wir annehmen, daß zahlreiche Trümmer derselben bestanden. In Meißen, im nördlichen Böhmen, am Saum des Riesengebirges, in dem Berglande der Grafschaft Glatz, überall, wo die Germanisierung später besonders rasche Fortschritte machte. Auch Aberglauben und verdämmerte Bilder des deutschen Heidenglaubens sind längs dem schlesischen Gebirge genau so reichlich und eigentümlich, als in irgendeinem andern Teile Deutschlands, ja die Gestalt des schlesischen Rübezahl, wie sie in Volkssagen bis zur Neuzeit lebendig war, hat nicht das teuflische Aussehen, das ähnliche Phantasiegebilde des Volkes seit dem 13. Jahrhundert in Deutschland selbst erhielten und Kolonisten jener Zeit nach Schlesien gebracht hätten, sondern ein viel älteres Gepräge, wie es in deutschen Volkssagen aus der ersten Zeit des Mittelalters überliefert wird**). Daß diese Reichlichkeit mythischer Erinnerungen nicht in jedem Gebiet der kolonisierten Länder vorhanden ist, lehrt wieder die Mark Brandenburg; dort sind inner-

*) Der Name Samo ist ein deutscher Name, wahrscheinlich wie Hammo, Immo, eine Abkürzung. Daß dieser Samo ein Franke war, wird durch den einzigen gleichzeitigen Schriftsteller, den sog. Fredegar, bezeugt, der ebenfalls ein Franke und verhältnismäßig gut über seinen Landsmann unterrichtet ist. Möglich, daß sogar der Name Tschechen gar nicht alter Volksname des Chrobatenstammes in Böhmen, sondern umgelautete Form eines awarischen Stammnamens ist, gerade wie der Name Russen ursprünglich Bezeichnung der germanischen Waräger am Ilmensee war.

**) Er ist Häuptling eines Zauberreichs, weise und hilfreich, neckisch und schadenfroh wie ein Riesenkönig, es ist genau dieselbe Gestalt, mit der der Spielmann Vollark um das Jahr 1000 verkehrte. Vergl. den späteren Abschnitt: Fahrende Leute.

halb eines Terrains, welches durch denselben niedersächsischen Volksstamm germanisiert wurde, lokale Gebiete für verschiedene altgermanische Götternamen und Sagen nachgewiesen, die sich nicht gut anders erklären lassen, als daß sich Erinnerungen aus verschiedenen Stämmen heidnischer Germanen über die slawische Okkupation hinweg bewahrt haben*). Und sehr sind andere Teile der Mark von diesen verschieden, in denen die alten Erinnerungen ganz slawisch sind.

Das sind unsichere Spuren eines Zusammenhanges zwischen der deutschen Urzeit und der deutschen Besiedelung im Mittelalter; die Geschichte weiß zur Zeit aus ihnen wenig zu machen, aber sie durften hier nicht übergangen werden.

Wir vermögen auch nicht nachzuweisen, aus welcher Landschaft der Hauptstrom der schlesischen Einwanderer auszog. Wir erkennen nur zuweilen die Gestalt eines frommen Mönches, eines unternehmenden Landherrn oder einer jungen Fürstenbraut, die an die Bauernhütten ihrer Heimat pochten und junge Feldarbeiter mit gutem Versprechen unter das slawische Volk riefen. Viele Ansiedler kamen vom Niederrhein und aus Nordsachsen, in den Städten fanden sich sofort Zugewanderte aus allen Teilen Deutschlands; im ganzen war es wohl ein Vorrücken der Bevölkerung aus den nächsten Landschaften Mitteldeutschlands, aus Meißen, Thüringen, Franken. Aber sehr merkwürdig und unerklärt ist, daß der schlesische Dialekt, seit er in den Schriftdenkmälern erscheint, keineswegs als neue Mischsprache, sondern sofort in einheitlicher und durchgebildeter Eigentümlichkeit redet, und daß er in seinen ältesten Formen nicht mit der Sprache des näheren Thüringen-Meißen, sondern mit der des entfernteren Franken größere Ähnlichkeit erweist. Der Sprache nach stammt die Hauptmasse der deutschen Schlesier von Franken oder ist diesen am nächsten verwandt.

Schlesien war um das Jahr 1200 nicht stark bevölkert und war arm an Arbeitskraft. Nicht nur die Höhen der Riesenberge, sondern auch das Flachland der Oder waren noch mit dichtem Wald bedeckt, von dem befestigten Grenzwald, der Preseka, welche die ganze Landschaft umsäumte, dehnten sich meilenweit wüste Heiden, in den Waldsümpfen hatten zahlreiche Herden von Wildschweinen ihr Lager, am Rand der Heide steckte der braune Bär seine Schnauze in die hohlen Baumstämme und suchte den wilden Honig, und die Kieferäste auf der Heide zerriß das Elen mit seinem unförmigen Geweih, an den Flüssen aber baute zahlreich der Biber und um die Teiche schwebte der Fischadler und über ihm der edle Jagdfalke. Biber und Falke waren den Fürsten zuweilen teurer als ihre Leibeigenen, und mit Scheu sah der Kmete aus seiner elenden Hütte auf die Herren des Wassers und der Luft, für deren Bau und Nest er selbst und seine ganze Nachbarschaft stehen mußte bei schwerer Strafe.

*) A. Kuhn hat in seinen Norddeutschen Sagen die Grenzen angegeben.

Die polnischen Städte waren gewöhnlich einer Burg angebaut, mit einem Graben und Palisadenzaun umgeben. Auch in den Städten war der größte Teil der Bewohner nach polnischem Recht unfrei, doch hausten im Schutz der Burgen auch wohl Gutsbesitzer und Vornehme der Umgegend, zwischen den leibeigenen Handwerkern mehr Freie, und freie Kaufleute, diese schon oft Deutsche. Wenn ein Feind nahte, flohen die Bauern vom Land hinter den Graben der Stadt. In ruhiger Zeit aber wurden dort die Märkte gehalten. Bis gegen das Ende des 12. Jahrhunderts zahlte der Käufer zuweilen, wie in Polen, statt mit Gelde mit den Schwänzen der Marder und den Fellen der Eichhörnchen; aber schon waren schlesische Bergwerke eröffnet, etwas Silber und Kupfer wurde gewonnen, der Bergbau, das Recht der Herzöge, wurde durch Deutsche betrieben. Auch Münzstätten waren errichtet an allen größeren Marktorten, wie in Polen wurde das Geldblech jährlich, ja an jedem Jahrmarkt, verändert und schnell umgeschlagen. Und schon bezogen die Fürsten einige Einkünfte vom Marktzoll, von der Fleischbank und der Schenke. Aber diese Marktorte und die Dörfer herum waren deutschen Städten und Dorfgemeinden in nichts ähnlich als etwa in äußerem Aussehen. Denn hinter dem Graben und Pfahlwerk war nicht zu finden eine freie Bürgerschaft, ein geordnetes Gemeinwesen, das fest in sich steht, das Recht hat sich zu regieren und Besitztümer zu erwerben, seinen Bürgern Recht zu sprechen und gegen fremde Gewalt Recht zu schaffen; und nichts war von dem zu finden, was sonst einer deutschen Stadtgemeinde ziemt, daß sie ihre Bürger tüchtig, wohlhabend und stark mache und dadurch eine Heimat werde für umsichtige Tatkraft und Reichtum, für Sitte, Gelehrsamkeit und Künste.

Ein solches Land beherrschten die fürstlichen Familien der Piasten damals unter polnischer Oberhoheit, die oft bestritten wurde, endlich ganz aufhörte, eine Zeitlang selbst als Beherrscher Polens. Auch an ihren Häusern konnte ein Gegensatz auffallen. Die Piasten Oberschlesiens schlossen sich enger an Polen und erhielten sich und ihr Land mehr in slawischem Wesen, so daß dort Reste der slawischen Bevölkerung bis in die Gegenwart dauern. Um so lieber lehnten sich die Herren des größern Niederschlesiens an den deutschen Westen. Seit lange war ihre Politik, deutsche Fürstentöchter zu heiraten; der Einfluß der Frauen brachte deutsche Sitte an den Hof. Eifrig erhielt man die Verbindung mit den deutschen Verwandten, die Fürstenkinder reisten in deutschen Ländern, wurden oft in Deutschland versorgt. Schon im Anfange des 13. Jahrhunderts hat das Haus der Piasten Familienverbindungen, Einfluß und Ansehen durch ganz Deutschland. Die Herzöge suchen bei ihren Verwandten im Westen die Umgürtung mit dem Ritterschwert nach und kleiden aus Courtoisie ihr Gesinde in die Farben ihrer Schwertpaten; sie selbst schlagen ihre Adligen mit dem geraden deutschen Schwert und nicht mit dem krummen Slawensäbel zu Rittern, und gewöhnen sie, sich in Malvasier und Reifal statt in

altem Met zu berauschen; die Fräulein am Hofe fordern von dem fahrenden Spielmann deutsche Tanzreigen, ja auch die zierlichen Maße der deutschen Minnelieder werden bewundert, und wir können entscheiden, wie einer der edelsten Piasten mit den Schwierigkeiten der Stollen und Abgesänge fertig wurde.

So zog sich ein zahlreicher deutscher Ritterstand in die Landschaft, seine Herren und abenteuerliche Gesellen. Aus den deutschen Höflingen und ihren Vettern wurden schnell schlesische Grundbesitzer, an die Stelle der slawischen Kastellanei trat das deutsche Lehngut. Mehr aber noch als die fremden Grundherren beförderte die Geistlichkeit deutsche Sitten. Priester und Mönche wanderten unablässig von Westen her in das halbwilde Land; das Bistum Breslau, um das Jahr 1000 gegründet, erwarb um 1200 durch Erbschaft die fürstliche Gewalt über das schlesische Herzogtum Neiße. Bis aus der Grafschaft Artois waren Augustinerchorherren an die Oder gepilgert; auf einer Sandinsel, gegenüber dem großen slawischen Markt, aus dem hundert Jahre später die deutsche Stadt Breslau wurde, hatten sie sich festgesetzt. Aus Pforte an der Saale kamen noch vor dem 13. Jahrhundert arbeitsame Zisterzienser, gründeten das reiche Kloster Leubus und verbreiteten sich schnell im Lande. Schwestern desselben Ordens aus Bamberg rief die heilige Hedwig, Gräfin von Meran, Gemahlin Herzog Heinrichs im Bart, und das prachtvolle Gebäude, das der Herzog den Nonnen in den Waldhügeln von Trebnitz erreichten ließ, die starken Steinmauern und das Dach von Blei, unter dem mehr als hundert Dominas für das Land beteten, erregte noch nach Jahrhunderten die Bewunderung gereifter Männer. Merkwürdig schnell wurde die Landschaft mit Klöstern und frommen Stiftungen besetzt. Und ein Bote des Polenkönigs, der von Krakau her das Land durchzog bis an seine damalige Nordgrenze hinter Müncheberg, der sah wohl mit Bewunderung, in Entfernungen von nur wenigen Meilen, am einsamen Waldstrich oder am fischreichen Fluß die neuen Gebäude eines heiligen Hauses durch die Bäume schimmern und hörte den Klang der Glocke dort, wo sonst nur Schrei der Raben und Geheul des Wolfes die Stille des Waldes unterbrochen hatte. Und jedes Kloster stand als ein Festungswerk für deutsches Wesen. Denn jedem waren die ersten und vornehmsten der Brüder von Westen her gekommen, alle holten von dort Belehrung, Bücher und geistliche Stärkung. Schnell erkannten jetzt die Fürsten, Edelleute und Geistlichen den Unterschied zwischen deutscher und slawischer Arbeit. Große Landstrecken brachten wenig ein, der Wald gab nur Holz für den eigenen Bedarf, die Heide ihren Honig, sonst keinen Ertrag, die unfreien Kmeten bauten wenig Früchte, und der Dezem trug nicht viel, Geld war von den Steuernden schwer zu erhalten. So trieb den Grundbesitzer des Landes die verständige Rücksicht auf den eigenen Nutzen zu neuen Versuchen. Mit Verachtung sah man auf den alten Radlo, den Haken, mit dem die Einheimischen pflügten, und rief nach dem

großen Pfluge der Deutschen und nach stärkern und freien Händen, ihn zu führen*). Hier in Schlesien kam zuerst eine große Wahrheit in die Erkenntnis der Menschen, die Wahrheit, auf der das ganze moderne Leben beruht, daß die Arbeit der Freien allein imstande ist, ein Volk kräftig, blühend und dauerhaft zu machen. Die Grundherren verzichteten auf den größten Teil der Ansprüche, die sie nach polnischem Recht an den Bewohner des Bodens hatten, und die so übergroß waren, daß sie wenig eintrugen. Die Fürsten verliehen ihnen als Gunst das Recht, Städte und Dörfer nach deutschem Recht zu gründen, d. h. freie Kommunen zu schaffen, und als eine fürstliche Gnade wurde dies Privilegium eifrig begehrt, vielleicht, am eifrigsten von der Geistlichkeit, von Zisterziensern, Augustinerchorherren u. a.

Die Anlage aber eines deutschen Ortes geschah regelmäßig nach derselben Methode. Fürsten oder Grundherren machten Kontrakte mit einem Unternehmer (locator). Er hatte die deutsche Stadt oder Bauernschaft einzurichten, dafür wurde er selbst Vogt der Stadt oder Schulz des Dorfes. Wo ein Wald gerodet, eine Heide in Hufenland umgeworfen oder ein verkommenes Slawendorf besetzt werden sollte, da wurde die Hufenzahl der Dorfflur festgestellt, zuweilen in feierlichem Zuge umschritten, und dem Lokator die Schultisei des Ortes mit ihren zinsfreien Hufen zu erblichem und veräußerlichem Eigentum übergeben. Er war Ortsobrigkeit, hatte die Steuern zu erheben und abzuliefern, und in Rechten und Pflichten seine Gemeinde zu vertreten. Die Gemeindegenossen saßen als freie Männer in erblichem Besitz, zur Veräußerung mußte der Grundherr seine Genehmigung geben. Die neuen Ansiedler waren frei von Lasten auf mehrere Jahre.

Wo Gelegenheit zu einem Markte war, oder wo sich hinter dem polnischen Stadtgraben größere Tätigkeit regte und die Fremden zahlreicher wurden, da gaben die Landesherren dem rittermäßigen Lokator die Befugnis zur Anlage einer Stadt nach deutschem Recht. Er bekam die Vogtei der Stadt als erbliches, freies Eigentum, dazu Ackerland, oft ein Freihaus, Revenüen von den Fleisch-, Brot- und Schuhbänken. Auch hier hatte er als Vogt die Gerichtsbarkeit, zuweilen sogar die oberste. Die Städte erhielten außer dem Ackerland oft Wald, Weide, Fischerei und Jagdrecht, zuweilen das Meilenrecht für städtische Gewerbe. Die Bürger waren sämtlich persönlich frei und regierten ihr Gemeinwesen selbst. Statut und Recht holten sie sich bei einer angesehenen deutschen Stadt, und sie bezahlten es der Mutterstadt in der Regel mit gutem Geld. Magdeburg wurde die große Quelle für Statut und Recht der schlesischen Stadtkommunen, und noch lange, nachdem Breslau zu seiner Größe gekommen war, ging man auf Magdeburg zurück, wenn man in schwierigen Fällen einer Entscheidung bedurfte.

*) Der geringe Ertrag der slawischen Wirtschaften und die Untüchtigkeit der einheimischen Arbeiter wird sogar in den Stiftungsurkunden jener Zeit einigemal als Grund der Kolonisation erwähnt.

Nicht gleich war das Schicksal, das die deutschen Städte und Dörfer, die doch beide nach demselben Prinzip gegründet waren, in dem späteren Mittelalter hatten. In den Städten wuchs die enger zusammengefaßte Kraft deutschen Lebens fröhlich empor, Selbstgefühl der Bürger und ihre Rechte wurden immer größer. Die Erbvogteien wurden von ihnen durch Kauf erworben und die Rechte des Vogts, vor allem seine Gerichtsbarkeit, fielen der Bürgerschaft selbst zu. — Die Mehrzahl der Dörfer dagegen vermochte sich in späterer Zeit gegen Übergriffe der Grundherren und gegen Lasten, welche die Fürsten wieder auflegten, nicht zu schützen; sie verloren von ihren Freiheiten, und manches Recht, das sie bei der Gründung im 13. Jahrhundert besessen hatten, wurde ihnen erst im Anfang des gegenwärtigen wieder gewährt.

So schoß seit 1200 zwischen den Riesenbergen und der endlosen polnischen Ebene in der oberen Hälfte des Oderlandes mit überraschender Schnelligkeit ein neuer deutscher Stamm auf. Am Ende des Jahrhunderts war seine Herrschaft über das Land entschieden; aber noch dauerte die Einwanderung fort, und der stille Kampf zwischen deutscher und polnischer Art wurde noch lange, nachdem der Sieg entschieden war, fortgesetzt, ja in einigen Landkreisen dauert er noch heut. Im ganzen folgten die fügsamen Slawenstämme Schlesiens friedlich der neuen Strömung, denn durch Jahrhunderte war es für jeden Slawen vorteilhaft, deutsches Recht zu erwerben. Und der neue deutsche Stamm repräsentierte bald durch seinen Dialekt, seine Sitte, seine Bildung eine neue Schattierung des deutschen Volkscharakters. Leicht vermag man zu erkennen, daß er aus einer Verbindung slawischer und deutscher Art hervorgegangen ist.

Denn zweierlei kann man als charakteristisch für deutsches Wesen im Mittelalter betrachten. Zuerst, wodurch sich alle Germanen von Kelten und Slawen unterscheiden, daß die Bilder der Außenwelt sich am reinsten und vollständigsten in der Tiefe ihres Gemütes spiegeln, und daß sie deshalb vorzugsweise die Befähigung haben, die Welt, in der sie leben, zu verstehen und den eigenen Egoismus zu zügeln durch verständiges Ermessen und Gefühl für Wahrheit und Billigkeit. Die zweite Eigentümlichkeit aber ist vorzugsweise bei den Deutschen des späteren Mittelalters und der Neuzeit ausgebildet, daß sie einen sinnigen Genuß darin finden, sich mit aller Wärme und dem Reichtum ihres Gemütes zu isolieren und mit kleinen Kreisen von Genossen fest abzuschließen gegen das Ganze, diese kleinen ummauerten Kreise ihres Lebens aber so sehr durch Formen, Bilder und Gebräuche zu beschränken, daß sie schwerfällig werden, wo es darauf ankommt frischweg zu wagen und von dem eigenen Wesen zum Nutzen der Gesamtheit zu opfern. Zu solcher Anlage kam den Schlesiern etwas von der leichten Sorglosigkeit der Slawen und von ihrer Virtuosität, die ganze Lebenskraft im Genuß des Augenblicks zu konzentrieren. Daraus entstand ein lebhaftes Volk von gutmütiger Art, heiterem Sinn, genügsam, höflich

und gastfrei, eifrig und unternehmungslustig, arbeitsam, wie alle Deutschen, aber nicht vorzugsweise dauerhaft und nicht vorzugsweise sorgfältig; von einer unübertrefflichen Elastizität, aber ohne gewichtigen Ernst, behende und reichlich in Worten, aber nicht ebenso eilig bei der Tat, mit einem weichen Gemüt, sehr geneigt, Fremdes anzuerkennen und auf sich wirken zu lassen, und doch mit nüchternem Urteil, das ihnen die Gefahr verringerte, das eigene Wesen aufzuopfern; beim Genuß heiterer, ja poetischer als die meisten andern Stämme, aber in seinem idealen Leben vielleicht ohne die Größe massiverer Volksnaturen. Wie das Volk, ist auch sein Dialekt; breit, behaglich, sorglos fallen die Worte von seinen Lippen; er ist reich an liebkosenden Verkleinerungswörtern und an abgeleiteten Verben, die gemütliche Nuancen der Zustände oder Handlungen bezeichnen, er bewahrt manchen altertümlichen Stamm und nicht wenig umgeformte Slawenwörter, und bezeugt noch jetzt durch die vielen Besonderheiten, die einzelne Teile der Provinz, ja einzelne Orte haben, daß das Land durch Kolonisten aus verschiedenen Gegenden der großen Heimat germanisiert wurde.

Dem Volke, das so entstand, wurde ein leichtes Leben nicht beschieden, und alle Beweglichkeit, die sie von den Slawen, und alle höhere Lebenskraft, die sie von den Deutschen geerbt hatten, waren nötig, um sie vor dem Untergange zu bewahren. Wie ein Keil zwischen Böhmen und Polen getrieben bis nahe an Ungarn heran, haben sie sich mit allen drei Völkern gerauft, Schläge ausgeteilt und von den stärkern Nachbarn Schläge erhalten. Nie war es ihnen vergönnt, das Selbstgefühl eines einigen Volkes zu bekommen; wie groß auch die Kraft einzelner Gemeinden und Bünde geworden war, dem äußern Feinde gegenüber waren die Schlesier fast immer geteilt. Hin und her geworfen zwischen polnischer und böhmischer Oberherrschaft, nicht selten im Kampfe gegen den Oberherren, wurde die Landschaft gezwungen, alle schwachen und bösartigen Händel, welche die Fürstenhäuser untereinander und mit den Nachbarn hatten, durch Blut und Geld zu bezahlen. Und die Geschlechter der Fürsten selbst, immer kraftloser durch die Erbteilungen, schwankten zwischen slawischer Zügellosigkeit und deutscher Bedächtigkeit und Unentschlossenheit. Zwar das 13. Jahrhundert segnete mit mehr als einem maßvollen, ja großen Fürsten, und im 14. Jahrhundert, unter dem Schutz des gewissenlosen aber klugen Luxemburgers, Kaiser Karls IV., blühte die Landschaft auf. Noch jetzt können wir mit großer Wahrscheinlichkeit aus einem Landbuch des Fürstentums Breslau schließen, daß zur Zeit Karls IV. das mittlere Schlesien mehr angebautes Ackerland hatte, als vierhundert Jahre später bei der preußischen Besitznahme. Und in jener guten Zeit muß sich bereits viel vom schlesischen Volkscharakter ausgebildet haben. Aber das 15. Jahrhundert brachte dem Land die furchtbare Geißel der Hussitenkriege. Bereits damals, als die fanatischen Krieger des Kelches die Dörfer Schlesiens niederbrannten, die Klöster aussengten und was

geistlich war, in die Flammen warfen, in jener fürchterlichen Zeit, wo nicht die Kriegsschrecken eines Jahres, sondern fast eines Jahrhunderts das Land heimsuchten, ist die eigentümliche schlesische Art zu erkennen, sowohl in der Sprache und Darstellung der einzelnen, die uns die Leiden der Zeit erzählen, als in dem Gegensatze des Volksstammes zu dem feindlichen Nachbarlande.

Kein Land litt mehr unter den Schrecken der Hussitenzeit als Schlesien, und es muß bekannt werden, daß die Schlesier sich in keinem Jahrhundert ihrer Geschichte so wenig zu ihrem Vorteil zeigten als in diesem. Durch die Teilung in viele kleine unabhängige Territorien waren sie politisch schwach und ganz ungeeignet, einem starken feindlichen Angriff aus eigenen Kräften zu widerstehen. Wenn die Gefahr nahe trat, kam ihnen die Empfindung ihrer Lage und sie wurden kleinlaut. Sooft sie aber freier atmen konnten, waren sie übermütig, große Schwätzer und voll hochfliegender Pläne, die ihnen in der Regel kläglich vereitelt wurden. Sie waren als Nachbarn die leidenschaftlichen Feinde der Böhmen und aus Haß gegen diese die eifrigsten Rechtgläubigen; sie waren sehr tätig bei dem ersten schmählichen Verwüstungskriege nach Böhmen gewesen und hatten dadurch und durch Wortbruch die Rache der Böhmen gegen sich herausgefordert. Wie in der Römerzeit die punische Treue, so war damals in Schlesien die böhmische Treue sprichwörtlich, aber die Schlesier hatten kein besonderes Recht, den Böhmen Wortbrüchigkeit vorzuwerfen. Und ihre gefährliche Lage hinderte sie nicht, mit großer Sorglosigkeit und mit einem entschiedenen Mangel an Gemeinsinn diejenigen ihrer Herzogtümer und Städte, welche von den schwarzen Rächern überfallen wurden, durch säumige Hilfeleistung dem Verderben zu übergeben. Und immer wieder waren sie mit der Zunge, mit losen Witzworten und kleinen Perfidien bei der Hand, um die Feinde aufs neue zu reizen und den Strom gegen sie zu leiten. Freilich ihre Lebenskraft und Elastizität war ebenso dauerhaft. So oft ihnen die Böhmen Städte und Dörfer niederbrannten, sie bauten und flickten immer wieder zusammen, was irgend halten wollte. Sie wurden auch später nicht müde, den Ketzer Girsik, wie sie Georg von Podiebrad nannten, zu ärgern und zu reizen. In allen Schenken Breslaus wurden Spottlieder auf ihn verfertigt, und es machte den Bürgern die größte Freude, ihn als ein Scheusal von der Kanzel und auf den Bänken der Zünfte auszumalen. Wenn sie ihn dann einmal brauchten und merkten, daß er sehr zornig war, machten sie ihm schnell ein Geschenk von hundert Ochsen, aber gleich darauf fing das Schelten und Höhnen wieder an. Zuletzt wurde ihr Haß männlicher, sie ergriffen gegen ihn die Waffen und haben sich tapfer mit ihm geschlagen. Und als er endlich in das Grab sank, konnten sie das Behagen empfinden, daß sie von allen am meisten ihm das Leben verbittert und die ehrgeizigen Pläne dieses starken Charakters durch ewiges Widersprechen und Dreinschlagen durchkreuzt hatten.

Der endlose Krieg des 15. Jahrhunderts verdarb das deutsche Schlesien. Das flache Land lag öde und zertreten, die Mehrzahl der deutschen Bauern sank in dieser Zeit des Feuers und des Eisens zu einem Zustand hinab, der von slawischer Unfreiheit nicht weit entfernt war. Die kleinen Städte waren verarmt und ausgebrannt, nur wenige der größern gewannen seitdem ein entschiedenes Übergewicht. Der schlesische Landadel blieb roh und beutelustig, er lernte von den Böhmen Vieh stehlen, Kaufleute anhalten und Städte brandschatzen. Die Fürsten, in ewigen Händeln untereinander, wurden zuweilen Bundesgenossen der Böhmen, teilten mit diesen die Beute, ja einzelne von ihnen fanden Behagen an einem wüsten Räuberleben und hausten wie Mordbrenner in ihrem eigenen Lande. Noch in das 16. Jahrhundert hinein währten die inneren Händel, Räubereien, rohe Gewalttaten und klägliche Katzbalgereien.

Doch auch in dieser Zeit bewahrten die Schlesier ihre Gewandtheit, sich in verzweifelter Lage häuslich einzurichten. Als z. B. im Jahr 1488 Herzog Hans von Sagan, eine wüste Gestalt aus den Grenzkriegen, sieben ehrbare Ratsmänner seiner eigenen Stadt Glogau in den Turm warf und verhungern ließ, weil sie sich geweigert hatten, gegen einen beschworenen Vertrag zu handeln, da war es allerdings recht deutsch, daß die sieben Märtyrer selbst über ihr Verhungern pünktlich und gewissenhaft Buch führten und Gott schriftlich um Barmherzigkeit und ein seliges Ende baten; aber wieder echt schlesisch und fast modern ist es, daß der Schreiber dieses furchtbaren Tagebuchs noch ein gewisses düstres Behagen darin findet, über das Schmerzliche seines Schicksals zu reflektieren, und daß er in den letzten Zeilen, die er vor dem Tode schrieb, das Bedenkliche seiner Lage durch die Mitteilung zu schildern sucht, er habe sich aus der Schwärze des Lichtes die Tinte machen müssen*).

*) Dieses Tagebuch ist uns leider, wie der ganze Bericht des Markus Kintsch von Jobten, nur in schlechter Handschrift und verstümmelt geblieben. Jeder aber wird die Fragmente mit Rührung lesen. Es ist nicht möglich, einfacher und ergreifender zu schreiben, als z. B. in folgenden Stellen: „Hiermit bezeugen wir vor allen, die diese Schrift hören, sehen, lesen, nachsagen, da uns die heiligen Sakramente vorenthalten sind, daß wir sterben in dem heiligen christlichen Glauben und vergehen aller der Sachen und Klagen unschuldig, deren uns unser Herr zeihet und geziehen hat vor dem Rathause auf dem Markte. Und wenn er uns das entgelten läßt, tut er uns Gewalt, das zeugen wir vor unserm Gott, und wollen Herzog Hans, unserm ungnädigen Herrn, vor dem ernsten und gestrengen Gerichte Gottes antworten. Denn ein jeder mag das wohl merken: Hätte er aufrichtige Schuld und Klage gegen uns erheben können, er hätte uns in einem so finstern Winkel so jämmerlich nicht verdammen lassen, denn so wir ans Licht gekommen wären und vor Leute, würde seine große ungestüme Gewalt offenbar worden sein. Da es denn Gott der Allmächtige um unserer Sünde willen also über uns verhänget, wollen wir es geduldig leiden und auf uns nehmen, und seine Barmherzigkeit bitten wir um ein seliges Ende. Amen. Geschrieben in großem Jammer und Not, auch Betrübnis."

„Merkt, ihr frommen Leute, und wisset, daß uns der Durst mehr würgt, denn der Hunger." — —

„In dieser Not und Pein habe ich, Hans Keppel, dies geschrieben, und habe Tinte gemacht von dem Schwarzen am Lichte, das oben verbrannt war. Wie es Gott weiter

Im Jahrhundert der Reformation wurden die Schlesier, wie sich von ihrer lebhaften Empfänglichkeit erwarten ließ, in der Mehrzahl eifrig für die neue Lehre. Sie waren durch stärkere Bande an die alte Kirche gebunden, als die meisten andern Stämme, denn ihre Ahnen waren zum Teil durch die Kirche in das Land gerufen worden; demungeachtet löste sich fast das ganze Land mit großer Behendigkeit von Rom und stand mannhaft mit Gut und Leben für seine Überzeugung ein. Und schwer wurde diese Festigkeit geprüft; denn die Oberhoheit über die Landschaft war aus polnischer und böhmischer Hand in die des österreichischen Hauses gekommen. Von allen Ländern der habsburgischen Hausmacht aber ist Schlesien das einzige, das der eisernen Faust der Reaktion den neuen Glauben nicht geopfert und bis in das 18. Jahrhundert hinein verzweifelten Widerstand geleistet hat. Zwar das 16. Jahrhundert brachte der zerrütteten Landschaft bessere Ordnung, Sicherheit des Verkehrs und lateinische Schulen, welche zu den besten der Zeit gehörten. Aber der Dreißigjährige Krieg legte das Land wieder wüst und öde; was von Menschen den Brutalitäten der Soldaten, den Seuchen und dem Hunger entrann, war schwerlich ein Drittteil der frühern Bevölkerung. Gerade aber in dieser Zeit, wo ganz Deutschland ein großes Leichenfeld war, auf dem nicht einmal mehr der laute Schrei des Schmerzes gehört wurde, da trat das schlesische Naturell auf dem einzigen Gebiet, wo freie Tätigkeit möglich war, als Vertreter Deutschlands für die übrigen Stämme ein. Noch während die Schlesier mit den kaiserlichen Soldaten Hiebe wechselten und als Überwundene den kaiserlichen Kommissarien heimlich die Faust ballten, hatten sie Lust an Versen und Gesang, sie fanden die Schäferinnen Daphne und Chloe anbetungswürdig, und unter den Scherben der Becher, die ihnen die Wallensteiner zerschlagen, und in den geschwärzten Mauern ihrer Häuser, welche die Schweden ausgesengt hatten, riefen sie kräftig nach Hebe und Ganymed und ersuchten diese, Falerner in goldenen Bechern herbeizuschaffen. Schon die feine, gewählte und saubere Sprache des charakterlosen Opitz erfreut unter dem unbehilflichen Geschrei der Gewaltigen, aber wahrhaft herzerquickend ist das kurze, launige Lächeln Logaus in den Jahren, die sonst nichts zeigen als wütende oder gramgefurchte Gesichter. Mit Opitz, Logau, Gryphius und Günther beeiferte sich das ganze gebildete Schlesien, zierlich zu empfinden und heroische Verse zu machen. Was sie sangen, hat für unsern Geschmack nur wenig Reiz; aber daß sie überhaupt die Kraft hatten, in dieser Zeit den idealen Empfindungen der Deutschen Ausdruck zu geben, das wird man ihnen immer danken müssen. Denn es war damals wohl etwas Großes,

machen will, steht bei seiner Gnade und Barmherzigkeit. Aber sie geben uns nicht mehr Speise und Trank, so wird es mit uns nicht mehr lange währen. Gott helfe uns und stehe uns bei. Amen. Hactenus Keppel." — —

Zwei von ihnen starben noch an dem Tage, an dem Keppel dies geschrieben, darnach er und die übrigen zusammen.

der plumpen und fürchterlichen Gemeinheit gegenüber, die auf dem deutschen Leben lag, zu zeigen, daß es noch Schönes auf der Erde gab, geistige und edlere Genüsse als das wüste Zechen und den Verkehr mit entwürdigten Weibern, und daß hinter dem grauen und farblosen Himmel, der das Land bedeckte, noch eine andere Welt zu finden war voll glänzender Farben, großer und schöner Empfindungen.

Während aber den andern deutschen Stämmen der Gesang der schlesischen Schwäne und Nachtigallen ein Vorbild wurde und der Ruhm schlesischer Poeten hoch stieg, war doch die irdische Lage dieses deutschen Stammes in der Tat eine sehr traurige. In einer unausgesetzten hundertjährigen Verfolgung und Bedrückung seit dem Ende des Dreißigjährigen Krieges zog sich die Lebenskraft der schlesischen Kolonisten in immer kleinere Kreise zusammen, und zuletzt schien das deutsche Leben des Oderlandes demselben Schicksal verfallen, welches damals, bevor die Deutschen in das Land kamen, das slawische gebrochen hatte: tödlicher Abspannung, einer Zukunft ohne Hoffnung. Die Schlesier wurden nicht durchweg Kopfhänger, sie suchten eifrig jede Gelegenheit ihre Laune zu erweisen, aber es war eine kümmerliche Lustigkeit bei Essen und Trinken. Da, als die Not sehr hoch gestiegen war, schlugen von der alten Landesgrenze, von Müncheberg her, preußische Trommeln Alarm, und die Trompete der Ziethenschen Husaren schmetterte auf denselben Straßen, auf denen fünfhundert Jahre vorher das erste Lied der deutschen Einwanderer mit den guten Worten erklungen war: „In Gottes Namen fahren wir."

Erst diese letzte Eroberung vollendete die Germanisierung des Landes, erst seit der Zeit erhielten die Schlesier das Selbstgefühl, eine eigene Landsmannschaft Deutschlands zu sein im unauflöslichen Verbande mit ihren Bruderstämmen. Was die slawischen Piasten des 13. Jahrhunderts begannen, beendeten die deutschen Hohenzollern des 18. Jahrhunderts.

6. Besiedelung des Ostens

Aus den Grenzkriegen im Ordensland Preußen

In etwa drei Jahrhunderten entsteht, herrscht und vergeht eine der größten politischen Genossenschaften. Ihr Leben ist reich an fremdartigen Bildern, an stolzen Erfolgen und tiefen Niederlagen, an Schöpfungen, die sie selbst überdauert haben.

In dem Leben des Ordens stehen Berechtigung und Schuld, seine Taten und die Vergeltung, die ihm das Schicksal zuteilt, in so wohlgewogenem und für uns Menschen verständlichem Verhältnis, wie bei wenig politischen Gebilden. Der Orden schuf egoistisch für seine Zwecke wie der einzelne Mann, und er wirkt doch wieder in mehrhundertjähriger Dauer und in übermenschlicher Größe durch viele tausend Einzelleben, die er sich dienstbar gemacht.

Aber sein geschichtliches Leben ist doch grundverschieden von dem eines Volkes und von dem eines starken Mannes. Ein Kulturvolk arbeitet mit einer großen Zahl von leitenden Ideen, die ihm Gedanken, Begeisterung, Willenskraft geben, es ist zeitweise schwach und stark, krank und gesund unter Kampf und Herrschaft seiner wechselnden Ideale. Vielleicht kommt auch ihm die Zeit, wo der Schutt abgelebter Ideen sich in seinem Leben so übermächtig anhäuft, daß es daran zugrunde geht; dann dauern die Individuen desselben und tragen die besondere Bildung, die sie durch ihr Volkstum erhielten, auf ein anderes Volk über, um dieses zu verstärken, weil sie ihm die Einseitigkeit seiner Natur mildern. So lebten und vergingen die Babylonier, die Griechen, Juden, Römer, Araber. Darum ist jedes vergangene Kulturvolk den späteren ehrwürdig und vertraulich.

Auch der einzelne Mann lebt und schafft so, daß ihm sein Verständnis der Welt fortgebildet wird, und daß sein Wille durch Wechsel seiner Erkenntnis und durch Liebe und Haß in jeder Stunde unabläßig reguliert wird. Auch ihm wird zuletzt Einsicht und Gemüt beschränkt durch die Folgen früheren Tuns, die sich auf seinem Haupte sammeln, seine Freiheit, ein Neuer zu werden, hört auf, er verfällt endlich der Summa dessen, was er geworden ist und was er getan hat. Ihm ist der Tod der letzte Erfolg seines Lebens und die letzte Gunst des Schicksals. Und nach seinem Tode betrachten ihn auch spätere Gegner seiner Lebensarbeit mit Teilnahme, er war ein Mensch wie sie, und für menschliche Größe und Tüchtigkeit hat jede Folgezeit eine sympathische Empfindung.

Weit unfreier und einseitiger arbeitet eine Genossenschaft; sie wird durch eine einzige Idee getragen, und sie kann nur bestehen, solange ihre Zwecke nicht in Widerspruch geraten mit stärkeren ethischen Forderungen der Völker. Sie kann ihr Prinzip nicht wandeln, sie vermag nur schwer zu lernen und sich zu verjüngen. Und wie Begeisterung und Fanatismus, die das Prinzip einer Genossenschaft vielen Menschenleben mitzuteilen weiß, mächtiger und furchtbarer sind als die schöpferische Kraft eines einzelnen Lebens, so ist die Herrschaft der Genossenschaft auch von einer fürchterlichen Starrheit und Beschränktheit, und ihr Fall tief, ruhmlos und kläglich, denn sie vergeht durch ihre Schwäche in Verkümmerung, unter Gleichgültigkeit, Widerspruch, Haß, Verachtung der Menschen. Das geschah der Kirche des Mittelalters, dem Römischen Reich Deutscher Nation, dem Innungswesen, der Hansa, dem Deutschen Orden. Was diese Institutionen wollten, wurde durch die Zeit als beschränkt und unwahr widerlegt, was sie für Segen hielten, das ward vielleicht den Enkeln zum Fluch, was ihnen heilig erschien, das erklärten Spätere für ein Werk des Teufels. Und die menschliche Teilnahme, die den gestorbenen Helden zugute kommt, und die Ehrfurcht, womit wir ein untergegangenes Volk betrachten, bewahren wir schwer für Ideen, die uns nichtig geworden sind.

Aber ein guter Trost bleibt bei solcher geschichtlicher Betrachtung. Was je Menschen erwärmt und auf Dauer tatkräftig gespannt hat, das hinterläßt, wenn es vergeht, ein Geschaffenes, das irgendwo, ungeahnt, ganz ohne Wunsch und Willen des Erzeugers sein neues Dasein kundgibt. Die Kreuzzüge eroberten nicht den Orient, aber sie wurden den Völkern Beginn eines selbständigen nationalen Lebens. Die Kirche des Mittelalters hinterließ den deutschen Protestantismus, die freie Wissenschaft und jedem einzelnen die Pflicht, seinen Gott zu suchen; der deutsche Staat des Mittelalters wurde Vorstufe für eine höhere politische Bildung, die gerade jetzt die volle Kraft der Deutschen in Anspruch nimmt; durch die Zunftgenossen und Hansen erblühte die deutsche Städtekraft; der Deutsche Orden vermachte ein großes Kulturland, kräftige Bürgerschaften und deutsche Grundbesitzer dem modernen Staat.

Das Heer der Kreuzfahrer lag im Jahr 1190 an dem Berge Turon vor Accon. Da fühlten Kaufleute aus Bremen und Lübeck Erbarmen mit den Kranken, sie nahmen die Segel aus den Koggen, ihren Seeschiffen, und errichteten daraus auf dem Nikolaikirchhof zwischen dem Heer und dem Fluß Bellus eine Lufthütte, dort pflegten sie die Kranken mit treuer Sorgfalt. Sie stafteten das Hospital mit Betten, Zubehör und Geld aus und stellten es unter den Schutz der Jungfrau Maria*). Und der Hauptmann der Bürger, Siebrand, erwarb für die

*) Doch wohl in Erinnerung an ein früheres deutsches Hospital in Jerusalem unter Leitung der Johanniter, das im Jahr 1187, als Saladin die Stadt eroberte, untergegangen war. Vergl. Scriptt. rer. Pruss. I. 26. — Die folgende Darstellung ist dieser musterhaften Ausgabe der preußischen Chronisten durch Th. Hirsch, M. Töppen und E. Strehlke zu Dank verpflichtet.

Stiftung vom König Guido von Jerusalem Anrecht auf ein Haus des Königs oder eine Straße in Accon und auf vier Morgen Landes in der Stadtflur, sobald die Stadt erobert wäre. Als Siebrand mit den Hansen in die Heimat zurückkehrte, legte er die Stiftung in die Hand des Kaplan Konrad und des Kämmerer Burkhard, die mit Friedrich von Schwaben, dem Sohne Kaiser Friedrich Rotbarts, im Oktober 1190 vor Accon angekommen waren. Burkhard und Konrad verwalteten die deutsche Stiftung nach der Regel der Johanniter, verlegten sie nach Eroberung der Stadt Accon auf erworbenen Stadtgrund, erbauten eine Kirche und Wohnungen und warben durch die Hohenstaufen beim Papst um die Rechte einer geistlichen Genossenschaft für die Brüder des Marienhospitals deutscher Nation. Die Bruderschaft erhielt vom Papst Cölestin III. im Jahre 1196 einen Stiftungsbrief mit den Privilegien einer geistlichen Körperschaft, im Jahre 1199 wurde ihr vom Papst Innozenz III. bestätigt, daß sie einen Orden bilden sollte, der die Ritterregel von den Templern, die Hospitalregel von den Johannitern nähme.

So entstand der Orden, welcher unter allen ritterlichen Bruderschaften die größte Bedeutung gewinnen sollte, aus einer deutschen Bürgerstiftung. Und für seine ganze Geschichte sollte der Zusammenhang mit dem Bürgertum entscheidend werden. Daß er Städtegründer, Schützer und Teilnehmer an dem Großhandel der Nordmeere wurde, das gab ihm die beste Kraft; als die Ordensinteressen und die der Städte sich feindlich schieden, verging er.

Die Dienstleute St. Mariens vom deutschen Hause, wie sie in ihrer ältesten Regel genannt werden, sind begebene Menschen unseres Herrn Christus, sie sind ausgenommen von jedem weltlichen Gericht, ihnen ist geboten Keuschheit, Verzicht auf eigenen Willen und Verzicht auf eigenen Besitz. Nur der Orden darf besitzen Land und Gebäude, Renten, Weib und Mann. Zum Andenken daran, daß der Orden eher Spital hatte als Ritterschaft, soll er in seinem obersten Hause, oder wo sonst der Meister mit dem Kapitel beschließt, ein Hospital halten für alle Zeit.

Wer in das Hospital aufgenommen wird, soll zuerst beichten, wenn er die Kraft hat, seine Habe soll der Bruder des Hospitals verzeichnen. Die Siechen sollen alle Tage ihre Krankenkost bekommen, bevor die Brüder essen, der Orden soll ihnen nach Vermögen Ärzte halten und ein Nachtlicht darf ihnen nie fehlen. Man soll ihnen in Demut und Treue dienen. — Um die großen Kosten des Hospitals zu decken, darf man mit Erlaubnis des Meisters Almosenbitter in das Land senden, Leute von geistlichem Leben, erfahren und mäßig.

Der Orden besteht aus — wenigen — Geistlichen und aus Laien, welche die Hauptmasse und Stärke des Ordens sind; beide sollen fromm ihren Gottesdienst halten, siebenmal im Jahre das Abendmahl nehmen. Wenn ein Bruder stirbt, soll man seine besten Kleider und des Bruders Speise und Trank 40 Tage einem Armen geben.

Die Brüder sollen Hemden, Niederkleid und Beinstrümpfe, Leilach und Bettgewand von Leinwand haben, Pelz, Kürse (Pelzrock) und Bettdecke sollen nur von Schaf- oder Geißfell sein, aber Geißfell soll nur erhalten, wer es verlangt. Von den Laienbrüdern sollen die Ritterbrüder weiße Mäntel tragen, sonst in Kleidern von den übrigen Laienbrüdern nicht unterschieden sein; alle Brüder aber tragen an Mantel, Kappe (Kutte mit Ärmeln) und Wappenrock ein schwarzes Kreuz. Wer neues Gewand erhält, soll das alte zurückgeben für die Knechte und Armen. Alle sollen ihr Haar kurz geschoren tragen, die Brüderpfaffen nicht zu kleine Platte, die Laienbrüder mäßige Bärte. — Der Vollbart wurde bald gegenüber der Rittermode das charakteristische Kennzeichen der Ordensbrüder und „die Bärtigen" ihr Beiname.

Bei Tische sprechen die Pfaffen den Segen und die Laien ein Paternoster und Ave-Maria. Drei Tage in der Woche dürfen sie Fleisch essen, drei Tage Molken und Eier, am Freitag Fastenspeise, bei Schwachen und Kranken darf man die Kost bessern. In ihrem Haus essen die Brüder zwei und zwei miteinander, nur Mus und Trank hat jeder allein. In allen Häusern, wo ein Konvent der Brüder ist, nämlich nach der Zahl der Apostel zwölf Brüder und ein Komtur, soll man die Lektion bei Tische halten und alle Essenden sollen schweigen. Sonst soll man bei Tische wenig reden, wenn nicht der Oberste Gästen zu Gefallen Erlaubnis gibt. Angebrochenes Brot soll man nach Tische als Almosen geben. Außerdem den zehnten Teil alles Brotes, das in dem Ofen des Hauses gebacken wird. An bestimmten Tagen sollen die Brüder fasten, an jedem Fasttage haben die Brüder eine Abendkollation, diesen Trank sollen sie tun zwischen Vesper und Komplet (dem letzten Gottesdienst), und dabei von ehrsamen Dingen leise sprechen. Alle Brüder sollen in einem Raume schlafen, begürtet mit Hemd, Niederkleid und Hosen, jeder in besonderem Bett, ausgenommen die im Dienst des Ordens anderswo schlafen. In der gemeinsamen Schlafstelle soll jede Nacht Licht brennen. Wenn die Komplet gesprochen ist, dann sollen die Brüder schweigen, bis die Prime des nächsten Tages gesungen ist, außer in Notfällen.

Kein Bruder darf ein Siegel haben, keiner Briefe absenden oder lesen ohne Erlaubnis des Oberen, der Vorlesung fordern darf. Die Brüder dürfen tauschen oder verschenken, was sie aus Holz für sich gemacht haben*). Kein Bruder im Hause darf ein Schloß an Truhe und Schrein legen.

Rosse, Waffen, Knechte und was dem Bruder zum Streite nötig und erlaubt ist, soll er nach Landesgewohnheit führen (nicht selbst besitzen). Aber nicht Silber, Gold und weltliche Farben an Schild, Sattel, Zaum. Sattel, Schaft und Schild sollen keine Überdecke haben. Rosse oder Waffen, die einem Bruder verliehen sind, darf der Obere ohne

*) Es sind wohl Armbrüste, Speere und Pfeile gemeint.

Widerspruch anderen geben; niemand soll bestimmte Waffen und Rosse fordern, hat er Einwand gegen die zugeteilte Rüstung, so soll er ihn demütig kundgeben. — Jagd mit Hunden und Federspiel sollen die Brüder nicht üben. Wo Jäger nützlich sind, darf der Orden sie halten und die Brüder dürfen sie zum Schutz geleiten, nur wilde Tiere dürfen sie töten, ohne Jagdhunde, und Vögel schießen zur Übung.

Die Brüder sollen einträchtig leben in Sanftmut, von niemandem Übles raunen, nicht von vergangenen Taten, nicht afterreden, nicht lügen, fluchen, schelten, streiten, prahlen, nicht schlagen und nicht drohen. Hat ein Bruder den andern erzürnt, soll er ihn um Verzeihung bitten, bevor die Sonne untergeht.

Bei allen Geschäften, welche die Ordensgemeinde angehen, bei Einsetzung und Absetzung, bei Landverkauf, bei Aufnahme von Brüdern, soll der Meister alle gegenwärtigen Brüder versammeln, dem besseren Rat der Brüder sollen Meister oder Obere folgen, aber sie selbst sollen entscheiden, welcher der bessere Rat sei.

Brüder auf der Wegefahrt sollen gutes Beispiel geben; Herbergen von bösem Leumund sollen sie meiden. Zu Hochzeiten, Rittergesellschaften und weltlichen Spielen sollen die Brüder selten gehen; wo man Argwohn haben kann, sollen sie das Gespräch mit Frauen, zumeist mit jungen, meiden; Frauen dürfen sie nicht küssen, auch nicht ihre eigene Mutter und Schwester. Gebannte Leute sollen sie meiden, und Gevatter sollen sie nur stehen, wenn das Kind in Todesgefahr ist.

Keinen Knaben soll man vor dem 14. Jahre beim Orden annehmen. Kein Weib soll man zur Gesellschaft in den Orden nehmen, denn oft geschieht es, daß männliche Kraft durch Heimlichkeit des Weibes schädlich erweicht wird. Doch zum Krankendienst und beim Vieh darf man Frauen als Mitschwestern annehmen, sie sollen getrennt von der Wohnung der Brüder hausen.

Auch weltliche Leute darf man in die Heimlichkeit des Ordens aufnehmen, verheiratete und ledige, als Mitbrüder und Mitschwestern, wenn sie darum bitten, wenn sie würdig sind, und wenn sie ihr Gut gegen Leibgedinge oder doch jährliche Spenden dem Orden geben.

Der Meister soll ein Stab sein der Schwachen und ein Züchtiger der Ungehorsamen, deshalb soll er Stab und Gerte in seiner Hand führen. Er hat Gewalt von allen diesen Gesetzen zu dispensieren, nur nicht von Keuschheit, Armut und Gehorsam.

Das war die älteste Regel des deutschen Hauses, wie sie sich zuerst aus den Statuten der Hospitaliter und Templer, demnächst aus Verordnungen der Päpste bis zur Eroberung Preußens bildete, ein ehernes Band, das die Selbstwilligkeit brach und den einzelnen dem Orden als Werkzeug untergab. Diese alte Regel wurde durch spätere „Gesetze", d. h. Bestimmungen, die sich die Brüder selbst gesetzt, und durch „Gewohnheiten" vermehrt und modifiziert, in dem Ordensstatut das Neue an das Alte gehängt. Aber man suchte in jener Zeit nicht System und

Konsequenz des geschriebenen Statuts, das ehrwürdige Alte blieb in den Formeln bestehn, auch wenn es dem Zusatz sich nicht recht fügen wollte. Aus diesen ältesten Zusätzen nur folgendes.

Kein Bruder soll aus Bequemlichkeit oder zum Scherz barfuß gehn, keiner soll mit dem andern auf einem Pferde reiten außer in Not. Der ungelehrte Bruder soll in dem Orden ohne Erlaubnis nicht lernen, die vorher gelehrt waren, mögen das wohl fortsetzen, wenn sie wollen; kein Laienbruder soll Pfaffe werden und kein Pfaffe zur hohen Schule fahren ohne des Meisters Erlaubnis. Drei Tische sollen im Konvent sein, der Meister und alle gesunden Brüder sitzen an der Konventstafel, alle erhalten gleiche Speise, der Meister aber vierfache Portionen, damit er den Brüdern sende, die in Buße sitzen. Nach der Konventstafel essen die dienenden Brüder am zweiten Tisch; die Knechte, welche auf Arbeit waren, am dritten Tisch. Außerdem gibt es eine Tafel von Krankenkost, die Firmarientafel. Bedarf der Meister aber besserer Speise, so mag er an der Krankentafel essen, oder allein. Jeden Freitag, außer an Festtagen des Ordens, soll jeder Bruder seine Juste — die üblichen Ruten- oder Geißelhiebe der Mönchsorden — erhalten.

Wer zur Jahrbuße verurteilt ist, der soll ein Jahr in einem Sklavenmantel gehn, soll dienen mit einer Kappe ohne Kreuz, mit den Knechten essen und auf der Erde sitzen, drei Tage in der Woche mit Wasser und Brot fasten, davon können ihm zwei aus Gnade erlassen werden. Jeden Sonntag soll er von dem Priester in der Kirche vor dem Volk seine Rutenhiebe empfangen. War das Ärgernis, das er weltlichen Leuten gab, nicht so groß, so soll er die Streiche nur vor dem Kapitel erhalten. Die schwerste Schuld des Bruders ist, wenn er durch Simonie oder mit Lüge in den Orden kommt, wenn er einen andern um Bestechung aufnimmt, wenn er verschwiegen hat, was seine Aufnahme gehindert hätte, wenn er feige fahnenflüchtig wird, wenn er von den Christen zu den Heiden fährt ohne seinen Glauben aufzugeben, wenn er geheime Sünde tut.

Wer als Bruder in den Orden aufgenommen wird, der soll vorher von einem Bruder in dem Zeremoniell unterrichtet werden; wird er eingeführt, so soll er niederknien vor dem Meister oder dem Kapitel und soll um Aufnahme bitten um seiner Seele willen. Dann soll der Meister antworten: „Die Brüder haben Eure Bitte erhört für den Fall, daß Ihr nicht Dinge an Euch habt, die ich Euch fragen werde. Das erste ist, ob Ihr Euch nicht in einen andern Orden verlobt habt, oder ob Ihr einem Weibe durch Gelübde gebunden seid, oder ob Ihr eigen seid einem Herrn, oder ob Ihr eine Schuld auf Euch habt, die den Orden beschweren könnte, oder ob Ihr geheime Krankheit habt, und wäre eins dieser Dinge an Euch und Ihr saget uns das nicht, und wir erfahren es später, so könnt Ihr unser Bruder nicht sein und habt den Orden verloren.“ Spricht der Neue aber, daß er dieser Dinge nicht

schuldig ist, so soll ihm der Meister das vorlegen, wodurch er ihn an den Orden bindet. Erstens, daß er gelobe den Siechen zu dienen, zweitens das Heilige Land zu beschirmen und andere Lande, die dazu gehören; das dritte ist, ob er einen Beruf verstehe, den soll er dem Meister angeben und ihn üben nach des Meisters Willen; dann soll er geloben zu hehlen des Kapitels Rat und des Meisters heimliche Tat; nicht aus dem Orden zu treten ohne Erlaubnis in ein anderes Leben, und endlich, zu halten die Regel und die Gewohnheit des Ordens. Darauf erfolgt die Aufnahme mit Probezeit (Probacie), wenn der Neue diese begehrt, und die kirchliche Einweihung. Der Orden aber gelobt dem Bruder, den er aufnimmt: Wasser, Brot und alte Kleider.

Jedermann, der als Bruder in den Orden aufgenommen wird, soll gefragt werden, ob er das Kredo und das Paternoster kann. Kann er es nicht, so soll er es bei den Priestern heimlich lernen in dem ersten Halbjahr. Tut er das nicht und versäumt es aus eitlem Sinn, so soll er dafür drei Tage büßen, und lernt er es nicht auswendig im zweiten Halbjahr, so hat er den Orden verloren, wenn nicht der Meister und die Brüder Gnade üben.

Wer den Orden zweimal verlassen hat und zum zweitenmal wiederkommt, der soll nicht aufgenommen werden, außer wenn er Jahresbuße tut. Geht ein Bruder in einen andern Orden über, so soll er sein Amt abgeben und seine Rüstung, und soll sich melden, wenn der Meister in dem Kapitel spricht: „Hat jemand in dem Orden zu bedenken seiner Seele Heil, der nehme Urlaub.“ Kommt er aber wieder, so soll er in dem Kapitel sprechen: „Brüder, ich bin wiedergekommen mit meinem Willen.“

Wenn ein Meister stirbt, so soll sein Stellvertreter den Komturen von Deutschland, Preußen, Livland einen Wahltag entbieten. Auch soll man besenden die Komture von Apulien und den anderen Landen, daß sie kommen, wenn die Zeit das erlaubt; jeder von ihnen soll erscheinen und mit sich den besten seiner Brüder bringen; sind die Zugereisten und die Brüder in dem Kapitel gesammelt, so soll der, welcher an Meisters Statt ist, einen Ritterbruder zum Wahlkomtur ernennen, und der Wahlkomtur soll einen zweiten Bruder wählen nach seinem Gewissen, die zwei den dritten, die drei den vierten und so fort bis zu dreizehn; einer soll ein Priester sein, acht Ritterbrüder und vier andere Brüder, womöglich jeder von einem anderen Lande, nicht die Mehrzahl von einem, die Minderzahl von einem zweiten. Die dreizehn sollen lautere Wahl beschwören und keinen wählen, der nicht ein ehelich Kind ist oder der wegen Unkeuschheit oder Dieberei Jahrbuße getan hat. Bei der Wahl soll der Wahlkomtur zuerst den Namen nennen, der ihm der beste dünkt, dann soll er jedem befehlen, daß er mit lauterem Herzen sage, wen er zum Meister wolle; ist die Mehrzahl auf einen gefallen, so ist die Wahl vollendet und gültig, dann sollen sie es dem

Konvent verkünden, die Pfaffenbrüder sollen das festliche Tedeum anheben und die Glocken läuten, und der an des Meisters Statt war, soll dem Erwählten vor dem Altar das Amt des Meisters überantworten mit Fingerring und Insiegel und ihn an die Pflicht seines Amtes mahnen, damit er am Jüngsten Tage vor Gott bestehen möge. Dann soll der Meister den Bruder Priester küssen und den, der ihm Ring und Insiegel übergeben hat.

Unter dieser Regel hat die Genossenschaft der Dienstleute von St. Marien Völker bezwungen, Könige besiegt, über große Länder geherrscht; ihre Geschichte ist eng verwachsen mit vielen großen Erinnerungen unseres Vaterlandes. Und doch ist ihre Verfassung oft mißverstanden worden, auch in neuer Zeit*).

Selbstverständlich war der Deutsche Orden während seiner ganzen politischen Größe bis zu seinem Verfall im 15. Jahrhundert kein adliger Orden. Aber er war auch keine Bruderschaft, die nur rittermäßige Leute in sich aufnahm oder nur aus solchen bestand, denen der Hochmeister den Rittergurt verliehen hatte. Die Regel macht zwar freie Geburt zur Bedingung der Aufnahme, aber schon der Meister Hermann von Salza, von dem die Größe des Ordens beginnt, ist wahrscheinlich ein Ministeriale.

Die ersten Meister des Ordens, ein Walpot und Otto von Carpen, waren, wie die Hansen behaupteten, Bürger aus Bremen, dann gewiß rittermäßige Männer; ob der dritte, Hermann, mit dem Beinamen Bart, diese Eigenschaft gehabt hat, ist unsicher, sein Beiname bezieht sich wohl auf die Besonderheit der Ordensbrüder, gegen den damaligen Ritterbrauch einen Vollbart zu tragen. Erst durch Papst Honorius III. wurde 1216 bestimmt, daß der Meister des Ordens ein rittermäßiger Mann und von ehelicher Geburt sein sollte, offenbar, damit er den Ritterschlag erteilen könnte, und damit die unehelichen Kinder der Fürsten oder gar des Großmeisters selbst nicht das Amt des Meisters zu einem Familienbesitz machten.

Aber der Orden stand doch völlig unter Herrschaft der Anschauungen von Ehre des Ritterschildes. Er war nicht nur auf die gute Meinung der Städter, auch auf die warme Teilnahme der Edlen und ihrer Ritter angewiesen, und konnte sich nur durch unablässige Beteiligung des kriegerischen Teiles der Deutschen erhalten. Da ist lehrreich, wie die Verfassung des Ordens Rittertum und Ansprüche der Bürger zu versöhnen sucht.

Höchster Repräsentant und Gebieter der Bruderschaft war der Meister. Zwar war er verpflichtet, vor jedem wichtigen Beschluß den

*) So ist in dem ehrenwerten Werke von de Wal und ebensosehr bei J. Voigt und Späteren die Darstellung der Ordensverfassung häufig dadurch gestört, daß man die modernen Vorstellungen vom deutschen Adel in Zustände des 13. und 14. Jahrhunderts hineingetragen hat.

Rat erfahrener Brüder oder die Erklärung des Konvents oder die Entscheidung des großen Kapitels der Ordensgemeinde einzuholen; aber in der guten Ordenszeit war er doch mit der ganzen Machtfülle eines regierenden Herrn ausgestattet. Erst als der Orden verfiel, wurde der Meister durch Wahlkapitulationen und Mitregierung der großen Ämter eingesegnet.

Unter dem Meister standen die Ämter der Zentralverwaltung. Zuerst der Großkomtur als höchster Verwaltungsbeamter, dann der Marschalk, das vorzugsweise ritterliche Amt des Ordens, er ging im Felde dem Großkomtur vor, im Hause dieser; auch in dem Orden war es schwer, zwischen dem Minister des Innern und dem Kriegsminister, deren Kompetenzen sich oft kreuzten, Eintracht zu erhalten. Ferner der Spittler, Aufseher über die Krankenpflege; der Drapierer, der die ganze Draperie des Ordens unter sich hatte: Waffenröcke, Hauben, Handschuhe und Gürtel, Kleider, Bettgewand usw.; dann der Trisorer (Treßler), Aufseher des geheimen Schatzes; endlich der Kleinkomtur, später Hauskomtur, als Stellvertreter des Großkomturs.

Nach der Okkupation Preußens wurden die Ordensschäffer wichtig, die Großschäffer Handelsminister des Ordens. Die höchsten Gebietiger waren dort — ausgenommen Großkomtur und Treßler — zu gleicher Zeit mit der Verwaltung von Landgebiet betraut, und weilten seitdem nicht mehr in der Umgebung des Hochmeisters. Dadurch erhielten Nebenämter der Zentralverwaltung größere Wichtigkeit.

Außerdem war das gesamte Ordensgebiet in Landeskomtureien geteilt, in späterer Zeit wurden große Gebiete unter das Kommando von Heermeister, Landmeister, Deutschmeister gestellt, das Ordensgebiet in Balleien geteilt; die Befehlshaber der einzelnen Stationen des Ordens waren die Komture, bei kleineren Posten Vögte oder Pfleger.

Die geistlichen Brüder waren in den ersten Jahrzehnten sehr spärlich vorhanden, wenigstens in Deutschland verrichteten Bettelmönche den geistlichen Dienst. Die Geistlichen des Ordens bleiben auch später eine kleine Minderzahl, sie sind abgestuft in Priester (Presbyter) und Pfaffen; man bedarf ihrer, um von den Bischöfen und Mönchsorden unabhängig zu sein, aber man ist bemüht, sie im Orden nicht zahlreich und mächtig werden zu lassen. Daher jene Beschränkung, welche dem Lernen der Ordensbrüder auferlegt wurde, der Orden wollte Krieger ziehen, nicht gemächliche Pfaffen. Die Ordensgeistlichen tragen das Kreuz auf geschlossenem Priesterrock, der bei den Presbytern wahrscheinlich schon früh von weißer Farbe war. Die geistlichen Knaben, welche Schüler heißen, gehören nicht in die Bruderschaft.

Die Laienbrüder, die Krieger und Arbeiter des Ordens, sind Männer aus allen Ständen und jedem Beruf. Für alle Laienbrüder ist Mönchsgelübde, Kost, Wohnung, Tagesleben, Teilnahme an dem Kapitel und dem Prinzip nach auch das Konvent- und Wahlrecht gleich

Auch das Kreuz und die Kleidung*) bis auf den Mantel. Unter ihnen sind die Ritter die Aristokratie. Doch Ritterschmuck ist diesen versagt, nur der Rittergurt gestattet und als Auszeichnung ein weißer Mantel. Sie kämpfen in besonderer Schar als schwere Reiterei mit Ritterwaffen und erhalten beim Feldzug eine größere Zahl Rosse als die übrigen Waffenbrüder. Der Hochmeister — und außer ihm wahrscheinlich jedes große Amt — hatte das Recht, Ordensbrüder und solche, welche es werden wollten, mit dem Ritterschwert zu bekleiden. Dagegen scheint der Orden weltlichen Ritterschlag nicht erteilt zu haben. Den Kreuzfahrern in Preußen schlug der vornehmste oder berühmteste Ritter des Zuges den Ritterschlag. Wir wissen nicht, nach welchem Prinzip während der Heldenkämpfe des 13. Jahrhunderts die Ritterwürde im Orden selbst verliehen wurde, unter den namhaften Brüdern sind nicht wenige mit bloßem Vornamen oder mit einem Beinamen überliefert, der ihre rittermäßige Abkunft zweifelhaft macht. Daß die Bürger, die in ihrer Stadt den Schild trugen, von dem Rittertum des Ordens nicht ausgeschlossen waren, beweist eine große Anzahl von städtischen Familiennamen bei Brüdern und Komturen, und daß in den harten Kämpfen und in der Notzeit des Ordens bis zum Jahre 1274 in Preußen noch weniger auf Herkunft gesehen wurde als in Deutschland selbst, ist begreiflich. Der Orden nahm auch Nichtdeutsche auf, z. B. Polen.

Aber obwohl die Ritterbrüder den Kern der Heereskraft bildeten, sie waren in der großen Mehrzahl wenig geeignet, die vielfachen Geschäfte des Ordensstaates zu besorgen; sie vermochten selten zu lesen und zu schreiben, Handelschaft war ihnen zuwider, Schiffahrt keine Reiterkunst. Und der Orden hatte nach seiner Verfassung und bei seiner Zerstreuung über weite Länder ein System der geschriebenen Berichte und Rechnungen nötig, das mehr an modernes Beamtentum erinnert, als irgendeine andere Landesorganisation jener Zeit. Deshalb waren dem Orden technische und geschäftskundige Arbeiter aus den Städten unentbehrlich. Und diese Helfer konnte er nur dann zuverlässig machen, wenn er sie in unbedingte Gewalt und Gehorsam der Bruderschaft aufnahm.

---

*) Die Regel schrieb für die Kleidung geistliche Farbe vor, diese scheint bei den Brüdern im 13. Jahrhundert braun gewesen zu sein. — Die geistlichen Farben des frühen Mittelalters sind weiß, schwarz, grau, braun (violett) bis zum Purpur; unter den weltlichen Farben — alle Wappenfarben sind weltlich — gilt gelb für die heidnische. Gelbe Schleier erregen den Zorn der Volksprediger und werden von den fahrenden Schülern umgeschlungen, die aus dem Frau-Venusberg zu kommen behaupten. — Das schwarze Kreuz des Ordens besteht aus zwei Bandstreifen von etwa ¾ Ellen Länge und Fingerbreite rechtwinklig übereinander auf die linke Brustseite so genäht, daß die vier Schenkel fast gleich sind. — Dem Kreuz der weltlichen, zuweilen verheirateten Mitglieder, die nicht die drei Gelübde abgelegt hatten und als Mitbrüder, später als Halb-Brüder und Schwestern dem Orden affiliert waren, fehlte — wenigstens seit dem 14. Jahrhundert — der obere Schenkel und es glich einem T.

Doch selbst für den Krieg reichte der rittermäßige Dienst nicht aus. Sowohl im Orient als in Wald und Heide Preußens war leichte Reiterei unentbehrlich*). Auch unterhielt der Orden schon im Orient, wie die Templer und Johanniter, ein leichtes Reiterkorps, die Turkopolen, aus Orientalen und heimischem Zulauf. In Preußen schloß er wenigstens einen Teil der Leichtbewaffneten in die Bruderschaft ein.

Deshalb bildeten unter den nicht rittermäßigen Brüdern eine eigene Abteilung die Sarjanten**), sie dienten zu Roß unter besonderem Hauptmann. Wahrscheinlich waren in Preußen viele von ihnen Wikinge, Söhne heimischer Grundherren, denen der Orden aus Politik oder weil sie nicht von christlichen Vorfahren waren, die Ritterwürde ungern erteilte. Die Sarjanten trugen wie alle Brüder, die Nichtritter waren, grauen Mantel mit dem ganzen Ordenskreuz.

Die Mehrzahl der übrigen Brüder bestand aus Technikern und Handwerkern, sämtlich Mitgliedern der Konventstafel, endlich aus einer besonderen Klasse, den dienenden Brüdern, auch diese noch durch höhere Tafel vor den reisigen Knechten ausgezeichnet, wahrscheinlich seit dem 14. Jahrhundert durch das Halbkreuz von den übrigen Brüdern unterschieden. Über Zahl und Bedeutung der nichtritterlichen Elemente im Orden bis zum Jahre 1400 wissen wir wenig. Aber wir dürfen schließen, daß die Kämpfe zwischen ritterlich und bürgerlich, welche diese ganze Periode der deutschen Geschichte unerfreulich füllen, auch in den Ordensburgen nicht gefehlt haben. Denn sorgfältig achten die ältesten Statuten des Ordens darauf, den Nichtrittern sowohl Anteil an der Verwaltung zu sichern, als sie nicht übermächtig werden zu lassen. Beim Heerzuge werden die Adjutantenposten für Hochmeister und Marschalk gleichmäßig mit Rittern und Nichtrittern besetzt, dann sind die Ritter die Kompane, die Nichtritter die Schäffer (Schaffner) der Würdenträger; wenn der Hochmeister das Geheimnis des Ordensschatzes jemandem anvertrauen will, so sollen diese Vertrauten außer den vier höchsten Würdenträgern ein Priester und zwei Nichtritter des Ordens, nämlich der Hauskomtur und ein anderer, sein. Bei der entscheidenden Wahl, der des Hochmeisters, sollen zu den 13 Mitgliedern des Wahlkonvents 1 Priester, 8 Ritter, 4 andere Brüder ernannt werden. Sogar an den Zentralämtern hatten die Nichtritter etwa zu einem Drittel Anteil.

*) Wie unpraktisch die schwere Bewaffnung der Ritter für den Waldkrieg war, lehren unter anderem die Verhandlungen vor dem unglücklichen Treffen des 13. Juli 1260 am Durbin.

**) Sarjant, romanisiertes Wort, das an Stelle deutscher ähnlich lautender Wörter: sarling Krieger, gisaro Gerüsteter, sarawant? trat, bedeutet jeden Krieger, der das Sar (saro sarawi, das Kettenhemd) ohne Ritterwaffen trägt, den bewaffneten Bürger, Fußsoldaten, zuweilen den Knappen. Das alte germanische Wort, in deutscher Sprache verloren, wurde von den Romanen durch serviens, Diener, gedeutet. — Die Knappen der Ordensritter gehörten gar nicht zur Bruderschaft, sie hielten in der Schlacht unter Befehl eines Sarjantbruders hinter der Schar ihrer Herren.

Denn nicht nur die technischen Ämter des Krieges und die der Ordensschäffer wurden, wie es scheint, lange Zeit grundsätzlich an Nichtritter gegeben, es ist auch das Bestreben sichtbar, den höchsten Würdenträgern einen nichtritterlichen Stellvertreter als Gehilfen beizufügen, dem Marschalk den Turkopolier oder Untermarschalk, dem Großkomtur den Haus- oder Kleinkomtur*).

In dieser Weise gab die Bruderschaft jedem brauchbaren Manne Gelegenheit zur Teilnahme und bewahrte sich doch einen vorwiegend aristokratischen Charakter. Diese Organisation, die Ritter, Bürger und Bauern für die Zwecke des Ordens zu verwenden wußte, scheint bis zum Beginn des 15. Jahrhundert im ganzen unverändert bestanden zu haben. Wenn aber auch der Orden seinen Brüdern Wappen und Farben verbot, es war nicht zu verhindern, daß die veränderten Anschauungen über Rittermäßigkeit, die sich im 14. Jahrhundert in Deutschland ausbildeten, eindrangen; wurde doch der Orden um diese Zeit die hohe Schule für ritterlichen Sport. Jeder Hochmeister und jede Generation der Brüder folgte der Stimmung ihrer Zeit und den Bedürfnissen des Ordens. War der Zudrang deutscher Ritter groß und fand der Hochmeister Freude darin, vornehmen Ritterhof zu halten, so beschränkte man die Annahme der Nichtritter, soweit die großen Geschäfte dies gestatteten, erteilte ihnen im Orden seltener den Ritterschlag und besetzte die Ämter nur mit Rittermäßigen. Vollends seit sich die Ritterbürtigen in Deutschland zu erblichem Adelsstand abschlossen und geneigt waren, die Balleien und Revenüen des Ordens als ihr Privilegium zu betrachten, kam die Ansicht auf, daß die Bruderschaft und Konventstafel nur den Weißmänteln und dem Adel gehören solle, und erhielt in Zusätzen zum Ordensstatut vorsichtigen Ausdruck.

Aber selbst im 15. Jahrhundert war der Ausschluß der Bürger- und Bauersöhne lange nicht durchzusetzen. Schon deshalb nicht, weil die deutschen Rittermäßigen nicht mehr nach Preußen ziehen wollten, um dort die Gelübde auf sich zu nehmen. So groß war im Jahre 1406 der Mangel an schildbürtigen Ordensbrüdern, daß der Hochmeister Konrad von Jungingen zwei Ritter — ein Haßfeld und ein Rammingen — durch Deutschland senden mußte, um Brüder für den Orden zu werben, es sollten aber nur solche von rittermäßigem Geschlecht sein. Diese Beschränkung hinderte nicht, daß die Graumäntel, die ohnedies für die Geschäfte nicht zu entbehren waren, im Orden ihre Bedeutung behaupteten. Und zwar in Deutschland nicht weniger als in Preußen. Denn im Jahr 1450 war unter den Wahlbedingungen, welche die Gebietiger dem zu wählenden Hochmeister vorlegten, auch die, daß man wenigstens in Deutschland nur rittermäßige Leute, nicht Bürger und Bauern in

*) Der Hauskomtur wird z. B. in den Gewohnheiten § 4 gekennt von den übrigen Würdenträgern hinter dem Priester neben einem Bruder, der nicht Ritter ist, aufgeführt.

den Orden nehmen solle. Und es war Grund zu solcher Beschwerde, denn unter dem Hochmeister Konrad von Erlingshausen berichtete ein Visitator, daß in einer der größten Balleien, der zu Koblenz, alle Ämter und der ganze Konvent nur aus nichtadligen Brüdern bestünden, daß der Komtur selber ein Bürger aus Köln sei, und daß die Graumäntel dort seit Jahren systematisch darauf gearbeitet hätten, die Weißmäntel gänzlich zu entfernen, bis dies gelungen sei zum großen Ärger der rittermäßigen Umgegend. — Endlich um 1500, als man gerade durchgesetzt hatte, die Bürger fast ganz vom Orden auszuschließen, verging der Orden.

Erst unter dem vierten Meister, Hermann von Salza, wuchs die Bruderschaft zu politischer Bedeutung. Ob das warme Interesse, das Gregor IX. für den Orden zeigt, auf die ungewöhnliche Persönlichkeit dieses Meisters zurückgeführt werden darf, ja ob dem Meister überhaupt der erste Gedanke gehört, Landbesitz im heidnischen Preußen zu erwerben, wissen wir nicht; als Treibender erscheint der Papst, der künftige Lehnsherr. Auch die Besiedelung Preußens durch den Orden erfolgte in sehr eigentümlicher Weise, und diese Methode der Kolonisation soll hier, wo nicht Geschichte erzählt werden darf, gezeigt werden.

Wir dürfen annehmen, daß der Orden in Europa einen Landbesitz ersehnte, den er von keinem weltlichen Herrn zu Lehn trug. Um das Jahr 1222 hatten die Brüder versucht, sich im siebenbürgischen Burzenland festzusetzen, das ihnen König Andreas von Ungarn zögernd geschenkt, der Papst aus dem Verband mit Ungarn gelöst und für ein Lehn des Heiligen Stuhls erklärt hatte. Fünf Burgen hatte der Orden gebaut, da wurde er durch den Widerstand der Ungarn und der niederdeutschen Bauern, die dort angesiedelt waren, vertrieben.

Seit dem Jahr 1226 liefen Unterhandlungen mit Herzog Konrad von Masovien, der an der Weichsel von seinen christlichen Nachbarn und den heidnischen Preußen bedrängt wurde. Im Jahr 1230 trat der Herzog eine Grenzlandschaft im Norden von Masovien an dem Ostufer der Weichsel, das verwüstete Kulmer Land, an den Orden ab, und Papst und Kaiser verhießen dem Orden die Herrschaft über alles Land, das er den Preußen abnehmen würde.

Die Heiden, die das Küstenland von der Weichsel bis zur Memel bewohnten, hatten früheren Versuchen, sie zu bekehren, hartnäckig widerstanden, sie saßen in kleine Völkerschaften geteilt, die ihre Landesgrenzen zum Teil durch Verhaue gegeneinander abgeschlossen hatten, unter Häuptlingen, also oft entzweit und schwer zu gemeinsamer Tat zu stacheln. Aus den spärlichen Überresten ihrer Sprache und ihres Götterglaubens schließen wir, daß sie ein Zweig des großen litauischen Stammes waren, der in Sprache und Sitte Uraltes bis in die neue Zeit bewahrt hat und damals den slawischen Nachbarvölkern fremder gegenüberstand als jetzt; aber sehr vieles in dem Leben der Preußen stimmt auffallend zu den ältesten Zuständen der heidnischen Germanen, die vor ihnen — es war der gotische Stamm der Gepiden — an der

Weichselmündung gewohnt hatten: die Gastfreundschaft, die Zechlust, daß der Krieger im Hause an besonderer Bank speist, die heiligen Haine, die Opferung eines einzelnen bewaffneten Feindes, die Leichenverbrennung mit Sklaven, Hunden, Falken, auch die Pflicht der Frau, den gestorbenen Gatten nicht zu überleben, endlich die Achtung vor fremdem Volkstum, selbst vor den Göttern der Feinde. Doch sie saßen friedlicher als die Germanen und ohne Eroberungslust zwischen Wald, Sumpf und See in ihren Lichtungen, und waren erst durch die Bekehrungsversuche der Fremden und durch frühere Einbrüche der Polen aufgeregt worden. Das Volk galt damals für menschenreich, es hauste in vielen Dörfern und umschanzten Burgen. Und es lebte auch nicht ganz ohne Verkehr mit den christlichen Völkern, die Ströme führten Schiffe der Nordleute und Hansen zu ihnen, und Landwege schafften Reisende und Waren durch die litauische Wildnis nach Nowgorod und in das Polenland*).

Aber nicht nur von Süden und Westen her wurden die Preußen schon vor Ankunft des Ordens durch die Polen und deutsche Kolonisten des Bischofs von Kulm bedroht, auch weiter im Nordosten hatten sich die Küste entlang christliche Germanen angesiedelt, die Dänen und Hansen hatten unter dem Schutz kluger Bischöfe in Livland ihre Kontore eröffnet; dort war auch ein ritterlicher Schwerterorden vom Bischof von Riga gestiftet worden nach der Regel der Templer; er breitete deutsche Sprache und Herrschaft aus über Kuren, Letten und Esthen, von denen die schwarzröckigen Esthen ein finnischer Stamm, die weißen Letten und Kuren Mischvölker aus litauischem und finnischem Blut waren. In Livland blieb der Bischof Landesherr und eifriger Städtegründer. Der Kampf der Deutschen gegen die Russen und Litauer wurde dort erschwert durch die Entfernung von dem deutschen Mutterland und durch die Opposition der Schwertbrüder gegen den Bischof. — Die Brüder vom Marienhospital aber dachten im Jahre 1230 gar nicht daran, die heidnischen Preußen durch die Waffenmacht des Ordens zu unterwerfen, sie hüteten sich auch, ihre geringe Heereskraft für dieses neue Wagnis zu vereinigen, ja sie hatten überhaupt keine Heereskraft zu verwenden. Denn die persönliche Anwesenheit von Ordensbrüdern war überall, wo der Orden Besitzungen hatte, durchaus notwendig, und in jener glaubenskalten Zeit hatte ein geistlicher Orden immer nur ungefähr so viel Mitglieder, als er in seinen Häusern nicht unbehaglich zu ernähren vermochte. Zumal die Besitzungen des Ordens in Deutschland waren damals fast nur Schenkungen für Hospitale, und die Tätigkeit, die ihn beliebt machte, war die milde Krankenpflege. Ja, die Zahl

*) Das Kulmer Land und die Löbau waren bereits polnisch, auch nicht das ganze Land zwischen Weichsel und Memel von Preußen bewohnt. Von den Völkern, welche Dusburg nennt, scheinen nur Pogesanen, Pomesanen, Warmier, Barten, Natangen, Sambiten, Galindier Preußen gewesen zu sein. die Sudauen aber Jadzwinger, die Nadrauen und Schalauen Litauer.

der kriegstüchtigen Brüder in Palästina war bis 1227 nur klein, denn die deutschen Kreuzfahrer umschanzten ihnen damals auf dem Berge Turon ihre erste namhafte Burg, und die Zahl der Kriegstüchtigen außerhalb des Heiligen Landes reichte schwerlich über das zweite Hundert, auch diese waren auf weitem Terrain von den Inseln des Mittelmeeres bis zum Nordmeer zerstreut. Erst um das Jahr 1230 beginnt das starke Wachstum des Ordens, zuerst durch Verleihung der Güter, die der Kaiser in Sizilien und Unteritalien den feindseligen Templern und Johannitern genommen hatte, dann durch den Landgewinn und Burgenbau in Preußen. Leider fehlen uns sichere Angaben über die Gesamtzahl der Ordensbrüder in jener Zeit; doch sind wir nicht ganz ohne Anhalt. In einem Bericht aus dem 14. Jahrhundert, in dem eine verlorene Aufzeichnung des Ordensmeisters Hartmann von Heldrungen (1274—82) benutzt ist, wird zuletzt erzählt, wie Hermann von Salza sich — in seinen letzten Lebensjahren — über das unerhörte Gedeihen des Ordens freute, und der Berichterstatter fügt als seine Überzeugung hinzu, daß es damals mehr als 2000 Brüder gab. Ferner gibt die ältere Chronik von Oliva, die 1348 geschrieben ist, an, daß durch Hermann von Salza der Orden bis auf 600 Ritterbrüder angewachsen sei*). Beide Angaben haben nur den Wert sagenhafter Überlieferungen, aber sie mögen sehr wohl der Wahrheit entsprechen, und sie stehen auch miteinander nicht im Widerspruch; denn waren bei Hermanns Tode 2000 Brüder vorhanden, so konnten 600 davon sehr wohl den Rittermantel tragen. Nur muß man auch diese Anzahl in allen Besitzungen des Ordens verteilt denken, und dabei sind noch die Schwertbrüder von Livland eingerechnet, die 1237 in den Orden aufgenommen wurden. Auch in den Jahrzehnten nach der ersten Unterwerfung Preußens darf man die Zahl der Brüder sich nicht zu groß vorstellen, im Jahre 1242 war nach Ordenstradition die härteste Niederlage des Ordens ein Verlust von 40 Brüdern, in der Notzeit von 1260 ein Verlust von 80 (oder 150) Brüdern. Die Zahl von 150 Ausziehenden ist die größte, die bei einem Feldzug des 13. Jahrhunderts angegeben wird. Die Brüder sind in dieser ganzen Zeit nur ein Generalstab der Kreuzheere, die Führer kleinerer Expeditionen von Kolonisten, die Wächter der Ordensburgen.

In diesem Sinne entspricht der klagende Ausruf, den Hermann von Salza in den ersten Jahren seines Amtes (nach 1210) getan haben soll: Er wolle ein Auge darum geben, wenn der Orden nur zehn Ritterbrüder marschfertig im Stegreif erhalten könne, auch noch für das Jahr 1230 der wirklichen Sachlage, und die Ordenssage berichtet mit gutem Grund, daß für Preußen zunächst nur sieben Brüder disponibel waren. Nicht sie hatten das Land zu erobern, sondern die Kreuzfahrer, deren

*) Dusburg erzählt die Überlieferung Hartmanns von Heldrungen ungenau nach, daß kurz nach Hermanns von Salza Tode „2000 Brüder vom deutschen Adel(!)“ gewesen seien.

Strom der Papst dahin zu richten suchte; Brüder des Ordens sollten zur Stelle sein, die Heere geleiten, die Rechte geltend machen und die Verwaltung des gewonnenen Landes übernehmen. Wuchs der Besitz, dann wuchs entsprechend die Zahl der Brüder. Das war bewährte Praxis vom Orient her.

Aber trotz der geringen Zahl der verfügbaren Ordensbrüder war der Plan, das heidnische Preußen zu erobern, keineswegs ein tollkühnes Abenteuer, wie 300 Jahre später die Eroberung von Mexiko und Peru durch die Konquistadoren. Schon darum nicht, weil die heidnischen Preußen in ihrer Waffentüchtigkeit den Deutschen gar nicht weit nachstanden, sie hatten sich jedenfalls in der Verteidigung stärker erwiesen als die christlichen Polen im Angriff. Die Überlegenheit des Ordens beruhte darauf, daß er eine Genossenschaft war, deren Mitglieder, durch eine große Idee gehoben und zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet, einem einheitlichen konsequenten Willen gehorchten. Das machte ihn in einer Zeit, in welcher der unvollständig gebändigte Egoismus jede große politische Kraftentwicklung höchlich erschwerte, immerhin zu einer ansehnlichen Macht. Der Orden hatte seine Mitbrüder, Gönner und Freunde überall, an Fürstenhöfen wie in den Städten. Er verstand die junge und tatkräftige Brüderschaft der Franziskaner für seine Zwecke zu benutzen, und war des guten Willens der Kreuzprediger im mittleren Deutschland versichert. Sein Meister Hermann von Salza endlich war um das Jahr 1230 der einflußreichste Mann in Italien und Frankreich, der größte Diplomat seiner Zeit, dabei ein zuverlässiger Charakter, der Vertrauen nicht nur erweckte, sondern auch zu bewahren wußte. Und das preußische Unternehmen wurde zugleich durch den guten Willen des Kaisers und durch den größten Eifer des Papstes gefördert.

Die Brüderschaft hatte, wie die Ordenssage meldet, bereits im Jahre 1226 zwei Brüder zu Konrad von Masovien gesandt, diese nisteten sich auf der Westseite der Weichsel in einer kleinen Holzburg ein, die sie Vogelsang nannten, von dort blickten sie über den Strom auf Hügel und Wald des Kulmer Landes. Von da begannen zunächst Verhandlungen und der Erwerb von Urkunden. Denn wer in jener Zeit einen Landbesitz einnehmen und behaupten wollte, der hatte sich gegen die verschiedensten Ansprüche, die mit und ohne Berechtigung erhoben wurden, vorsorglich zu sichern. Konrad von Masovien und sein Geschlecht, ein Zisterzienser Christian, der früher mit Anrechten auf Preußen begabt worden war und dort als neuer Bischof eine schwache Kolonisation begonnen hatte, andere geistliche und weltliche Nachbarn mußten zu Zessionen bewogen werden, denen der Papst gern seine Bestätigung gab.

Im Jahre 1230 zog ein Bruder Hermann Balko mit vier Brüdern den ersten beiden an die Grenze nach. Die Brüder gewannen auf dem linken Weichselufer eine andere Burg, Nessau, und einen zweiten Stützpunkt im Süden der preußischen Grenze, das Fort Dobrin. Dort

hatte Konrad von Masovien zwei Jahre vorher nach dem Muster des livländischen Schwertordens einen kleinen Ritterorden gegründet, bei der Stiftung waren 15 Brüder eingekleidet worden; aber der Orden wollte nicht gedeihen. Jetzt wurde er und sein Landbesitz mit dem deutschen Hause vereinigt. Im Jahre 1231 wagten sich die Brüder über den Strom in das Kulmer Land und setzten sich auf einer Höhe fest, unweit der Stätte, wo später Thorn gebaut wurde. Nach der Sage war die erste preußische Warte des Ordens ein mächtiger Eichbaum, der Gipfel wurde zu einer Laube gemacht, um den Stamm lief ein Verhau, in dem die Rosse standen; Kähne lagen am Ufer, damit man bei einem Überfall weichen könne*).

Im Jahre 1232 kam der erste Schwarm Kreuzfahrer und Kolonisten, er baute Burg und Stadt Kulm; ihm folgte eine Schar unter dem Burkhard von Magdeburg, ihre Kolonisten besiedelten die Städte Kulm und Thorn und nahmen von der Mutterstadt Magdeburg ihr Stadtrecht. Im Jahr 1233 zogen mehr polnische Fürsten unter dem Kreuz zu Hilfe, darunter ein Piastenherzog mit vielen Schlesiern, Herzog Swantepolk von Pommern u. a., man wagte den ersten Winterfeldzug über das Eis und schlug die Preußen an der Sirguna. Und wieder ein Zug unter dem Markgrafen von Meißen, Pomesanien ward erobert und zwei Kriegsschiffe gezimmert — die ersten deutschen Kriegsschiffe, deren Namen wir wissen, der „Pilgrim" und „Friedeland", mit ihnen wurden die Burgen Elbing und Balga gebaut. Und wieder 1237 kam ein stattliches Kreuzheer, diesmal Sachsen unter einem Herzog Otto von Braunschweig, das gab kräftige Hilfe, seine lübischen Kolonisten erbauten die Stadt Elbing. Unterdes war im Jahr 1237 nach längern Verhandlungen die Vereinigung mit dem livländischen Schwertorden durchgesetzt, der Landmeister von Preußen wurde auch Meister von Livland. Es waren großartige Ansprüche, die der Orden dadurch auf sich nahm, aber auch endlose neue Verwicklungen, und obgleich jetzt e i n Orden über den deutschen Eroberungen waltete, wurde doch die Feindschaft mehr als die Kraft gesteigert; noch waren die beiden Gebiete durch heidnische Landschaften getrennt, auch als die Verbindung längs der Küste hergestellt war, entwickelte sich das deutsche Leben in den hinteren Ostseeländern in anderer Weise. Livland mußte doch wieder einem eigenen Meister unterstellt werden, und nicht immer gedieh einheitliches Zusammenwirken der beiden Provinzen.

Unter dem Ein- und Ausströmen der deutschen Kreuzfahrer entstand eine sehr eigentümliche Kriegführung und Kolonisation. Waren keine

*) Die Benützung großer Baumgipfel zu Sommerhäusern war gewöhnlich, selten fehlte einem stattlichen Hofe die Linde, von deren Wurzeln eine kleine Treppe zum gedielten Raum in der Krone führte, der durch Biegen und Flechten junger Äste geweitet und gedacht war. Es war auch ein rittermäßiger Raum, die treue Sigune wohnte in solcher Baumhütte mit ihrem einbalsamierten Geliebten. — Vogelsang war ein hübscher Name dieser Waldwarten; er bewahrt als häufiger Ortsname im Osten der Elbe die Erinnerung an die Abenteuer der ersten Kolonisten.

großen Kreuzscharen im Lande, dann saßen die Brüder auf ihren Burgen, in unverhältnismäßig geringer Zahl, etwa durch kleineren Anzug verstärkt, über einer unsicheren Bevölkerung, der sie in dieser ersten Zeit milde Behandlung angedeihen ließen, eng verbunden mit den deutschen Kolonisten, die als ihre beste Stütze zurückgeblieben waren.

Unterdes warben Papst und Orden Anzug. Wer seine Sündenlast unleidlich fand, wer ein Gelübde getan oder etwas Besonderes vom Himmel begehrte, der verwandte ein Jahr zur Kreuzreise nach Preußen. Auch wer als Handwerker oder Landbauer sein Glück versuchen wollte, der heftete sich ein Kreuz an und fuhr mit Weib und Kind in dem Haufen dahin. Kam ein starker Schwarm von Christen in das Land, dann gewann der Orden plötzlich Kraft sich auszudehnen, dann flatterte das Kriegsbanner, das Heergebot lief durch die Städte und Dörfer des Ordens, und der vornehmste Fremde wurde dem Namen nach Feldherr einer Kriegsfahrt. Dann brach das Heer durch Wald und über Wasser in das Heidenland. Es suchte die Feinde zu täuschen und in ihrem Gebiet wohlgelegene Punkte zu besetzen, an Vorsprüngen der Flußufer und auf Hügeln, die Umschau erlaubten; gern benutzte man dazu alte Ringwälle und die Trümmer von Befestigungen, die vielleicht noch aus der Gotenzeit stammten. Schnell wurden die Gräben gezogen, der Wall geschlagen, Palisaden und Blockhäuser errichtet. Im Schutz der neuen Burg wurden die Kolonisten des Kreuzheers in einer Unterstadt angesiedelt, auch ihre Hütten mit Graben und Pfahlwerk umschlossen. Eifrig hämmerten Fremde und Brüder, damit der neue Bau Widerstandskraft erhalte, solange das fremde Heerlager sicherte. Unterdes wurden die Umwohner von den Kreuzfahrern zur Taufe gedrängt, durch Geiseln zur Treue verpflichtet, guter Wille der Häuptlinge ward durch Begünstigungen gewonnen. Kaum ein Jahr war dem jungen Leben Frist gewährt sich einzurichten, denn nur einen Feldzug dauerte die Pflicht der Kreuzfahrer. Dann schlug die Menschenwelle wieder westwärts, die Brüder suchten aus der Rückflut soviel als möglich für sich zu sammeln, Ansiedler und Vorräte. Und wieder begann ihnen eine Zeit der Schwäche und Sorge; denn jetzt drangen die erbitterten Heerhaufen der Heiden in das Ordensgebiet, sie umstellten die neuerbauten Burgen, wachten, daß keine Kunde des Überfalls in das Land kam, brachen die Gegenwehr der kleinen Besatzung, verbrannten das Kastell, raubten die Unterstadt aus, erschlugen die Männer und führten Weiber und Kinder in die Wildnis. Unterdes überschwemmten andere Haufen das offene Land, überall loderten die Dörfer, die Brüder saßen eng umschlossen und spähten sorgenvoll nach den Boten, die den Anzug eines neuen Kreuzhaufens melden sollten.

Da dies Fluten und Ebben sich fast regelmäßig wiederholte, so richteten sich die Bewohner der Landschaft so gut wie sie mochten darauf ein. An geschützten Stellen, auf Höhen oder Inseln der Seen und Flüsse standen Fliehhäuser oder Umwallungen, wohin sich die Kolonisten bei

einem Alarm mit der besten Habe retten konnten. Auf den Bau dieser Blockhäuser wurde große Sorgfalt verwandt, noch sind Lehnbriefe erhalten, worin die Beliehenen verpflichtet werden, daran zu helfen. In der ersten Zeit flüchteten die unterworfenen Preußen und die Deutschen mit gutem Grunde gesondert. Wie die harte Zeit dergleichen Schlupforte ansah, kann man daraus schließen, daß Schenkwirte nicht nur für sich, auch für ihre Nachkommen das Privilegium erwirkten, zur Zeit einer Flucht in diesen Häusern allein ausschenken zu dürfen.

Diese unsichere Lage bestimmte auch die Politik des Ordens und der Kolonisten gegen die unterworfenen Preußen. Die Deutschen waren die kleine Minderzahl, und sie mußten die Herrscher bleiben. Sie waren deshalb nicht geneigt, die gefangenen und leibeigenen Preußen, die von der Taufe Verbesserung ihrer Lage hofften, zu Christen zu machen und von den Lasten der Leibeigenschaft zu befreien. Schon im Jahr 1237 mußte der Papst zugunsten dieser armen Preußen einschreiten. Schon damals begann die innere Unwahrheit des Ordens.

Ohne gefährliche Kämpfe blieb der Orden bis zum Jahr 1241 in unaufhaltsamem Fortschritt, er unterwarf fast alles Land, das von den eigentlichen Preußen bewohnt war. Da kam die erste Reaktion. Die Unterworfenen und Bedrohten vereinigten sich im Aufstande, elf Jahre dauerte die erste Notzeit, aber die Deutschen behielten die Oberhand. Und wieder kamen mehrere Jahre siegreicher Eroberung mit Hilfe neuer Kreuzfahrer, unter ihnen war 1254 auch König Ottokar von Böhmen mit vielen anderen deutschen Fürsten, das größte Kreuzheer, was je nach Preußen gezogen ist, der Angabe nach 60 000 Mann. Zur Erinnerung an den König wurde nach seiner Abreise die erbaute Burg am Pregel Königsberg genannt. Aber im Jahre 1260 begann der zweite allgemeine Aufstand der Preußen und Einbruch der Litauer, und es folgte eine furchtbare Zeit von vierundzwanzig Jahren, in welcher alle Schrecken eines Rassenkrieges im Lande tobten, auch der schwache Anzug von Kreuzfahrern nicht helfen wollte. Von Schalauen bis zum Kulmer Land wogte das Volk in Empörung, eine Burg nach der andern ging verloren, immer neue Heerhaufen des Ordens wurden aufgerieben, das Land verwüstet, die Menschen erschlagen oder nach Litauen geschleppt. Der Brüder wurden wenige, die Verluste waren nicht mehr zu ergänzen; ängstlich sahen die belagerten Brüder nach fremder Hilfe aus, sie aßen in der Not ihre Rosse und nagten am Leder ihrer Schuhe. Die Heiden griffen nicht mehr in ungeordneten Haufen an, sie handelten planmäßig, hatten einige Kriegskunst vom Orden gelernt und verstachen wie die Brüder ihren Speer, war doch mancher von ihnen als Geisel in deutscher Sprache und Sitte auferzogen zu Lübeck oder Magdeburg.

Endlich kamen die Brüder wieder obenauf. Wir wissen nicht, wie der Umschwung möglich wurde, wohl weniger durch deutsche Hilfe, als durch die Kraft der Verzweiflung und durch Uneinigkeit der Feinde;

aber sie siegten vollständig, sie unterwarfen in den nächsten Jahren auch die hinteren Landschaften an der Memel; die Kraft des Preußenvolkes war gebrochen, es nahm das Christentum an und fügte sich dem strengen Lehnsjoch, das ihm die Brüder auferlegten.

Diese Jahre der Not und die folgenden Siege sind die Heldenzeit des Ordens. Gemütlos war der Glaube und weltlich der Sinn vieler Brüder gewesen, in der Gefahr flammte der Enthusiasmus des Christentums und der ritterlichen Hingabe oft zu hellen Gluten auf. In belagerter Burg, ohne Hoffnung auf Entsatz, lagen die Brüder an der Mauer, flehten zum Christengott und zu der Jungfrau, schlugen mit der Rute ihre Rücken blutig und sprangen dann fröhlich auf, dem Feind zum Todeskampf entgegenzuziehen. Mehr als einmal sah ein betender Bruder, daß sein Erlöser am Kruzifix die Arme liebevoll nach ihm ausstreckte. Bruder Hermann der Sarazene aus Schwaben, ein tüchtiger Kämpfer, stand in einem persönlichen Dienstverhältnis zur Jungfrau Maria; wer ihn in ihrem Namen bat, wurde erhört, als Ordensbruder warf er für sie in einer Tjost einen Frauenritter vom Roß und gewann Roß und Waffen des Herausforderers seiner Herrin; dafür erschien sie ihm vor der verzweifelten Schlacht am Durbin und sprach: „Hermann, ich lade dich in die Kompanei meines Sohnes," er aber sagte ausreitend den Brüdern: „Lebt wohl, wir sehen uns nicht wieder, die Gottesmutter lud mich ein zur ewigen Freude." Und als darauf ein ehrlicher preußischer Landmann ein Gesicht von der Schlacht hatte, schaute er das Kampfgewühl, wie die Preußen des Ordens flohen, und die Brüder und ihre Knappen auf einem Wall von Leichen starben. „Da sah ich heilige Frauen und Engel die Seelen der Brüder hinauftragen in den Himmel, und mächtiger als die andern strahlte die Seele des Sarazenen, den die Jungfrau trug."

Und als ein Kolonistenweib zur Walstatt eilte, ihres Mannes Leib zu suchen, da fand sie den Wunden noch lebend, er aber weigerte sich zurückzukehren und sprach: „Die Jungfrau sah ich auf der Walstatt gehen, zwei Frauen trugen ihr die Kerzen, sie umschritt mit Weihrauch räuchernd das Gebein der Toten und sprach zu mir: „Freu dich, in drei Tagen fliegst du auf zu ewiger Freude." Und eine Frau in Deutschland, deren Bruder im Orden stand, hörte in der Nacht das wilde Heer mit Saus und Braus an ihrer Klause vorüberziehen und frug hinaus: „Wohin?" Da riefen die Geister: „Nach Preußen, dort ist morgen große Schlacht." Sie sprach: „Kehrt ihr zurück, so kündet mir den Ausgang." Und als die Geister zurückfuhren, riefen sie: „Die Christen haben den Sieg verloren, die Seelen aller Toten sind hinauf zum Himmel, nur drei nicht, die um eitler Ritterkunst willen in die Schlacht geritten sind." Auch die Bürger von Elbing sahen von der Stadtmauer, als ihre Genossen draußen kämpften und von den Heiden in der Mühle verbrannt wurden, den Himmel geöffnet und die Engel, welche die Toten hineintrugen.

Es war ein hartes und blutiges Geschlecht, das in diesen Fehden heraufwuchs: ein Bruder Engelko, ein Westfale, trug ein eisernes Panzerhemd statt seinem Hemde Tag und Nacht auf der bloßen Haut, bis es ganz zerrieben und verrostet war, er verbrauchte vier solcher Hemden; ein anderer war in Schlaf und Wachen mit dicker eiserner Kette gegürtet. Der Komtur Grumbach ließ zwei Ordensbrüder, die einer Verbindung mit den Preußen beschuldigt waren, lebendig vor allem Volk verbrennen, so daß der Papst zornig wurde, den Komtur absetzte und ihn mit dem Konvent, der beigestimmt, zur Jahrbuße verurteilte. — Wenn die Männer einer Stadt von den Feinden erschlagen sind, wird den Frauen gestattet, daß sie ohne Sünde sofort die Knechte und Buben der Stadt heiraten, damit die Kolonie nicht untergehe. Da sahen zwei Frauen in Kulm auf dem Wege zur Kirche einen schönen Knappen in ärmlicher Kleidung mit Knöcheln spielen, beide wollten ihn haben; die eine ließ ihn heimlich in ihr Haus führen, bekleiden, und verlobte sich ihm — wie Brauch war — vor der Kirche. Er wurde ein so wackerer Mann, daß er seinesgleichen in Preußen nicht hatte. In Elbing waren die Männer ausgezogen, da verteidigten die Frauen ihre Stadtmauer; und gefangene Weiber warfen sich in den Einöden der Grenze auf die Wachen der Litauer und erschlugen sie.

In dieser Periode des Blutes und der Zerstörung, heimlicher Überfälle und tückischer List wurde viel Unmenschliches begangen; Greueltaten auf beiden Seiten; aber es muß doch erwähnt werden, daß die Preußen im Gegensatz zu den wilderen Litauern nicht selten eine Rücksicht und Schonung zeigten, die uns überrascht. Neben einzelnen Fällen von brutaler Grausamkeit gegen gefangene Ordensbrüder, die wahrscheinlich Akte persönlichen Hasses waren, melden die christlichen Berichterstatter auch andere Züge von freundschaftlicher Behandlung der Gefangenen. Die Preußen kannten die einzelnen Ordensbrüder ziemlich genau, ein guter Mann darunter war ihnen wert, und sie ließen ihn dies in der Gefangenschaft wohl entgelten. Auch den Preußen waren diese Jahre des nationalen Todeskampfes eine Heldenzeit. Und nicht alle fielen von dem Orden ab, eine Minderzahl brachte das eigene Leben den Brüdern und dem Schwur, den sie geleistet, zum Opfer. Zumal ein Teil der alten Häuptlingsfamilien stand auf seiten des Ordens, nach dem Siege wurden diese Treuen durch Lehnsbesitz mit besserem Rechte und durch Landschenkungen belohnt. Und es wurde Grundsatz des Ordens, unter den Eingeborenen die Getreuen ohne Rücksicht auf ihren Volksadel aus der Menge der Unterworfenen hervorzuheben.

Diese Zeit zog eine Menge Sagen herauf, die noch lange in den Ordensburgen und den Trinkstuben der Kolonisten erzählt wurden. Die Helden waren nicht immer Brüder des Ordens, auch kleine Leute, zumal die Parteigänger beider Teile, die den Krieg, d. h. die Raubzüge mit ihrer Bande auf eigene Faust führten, von den Deutschen

Struter, von den Preußen in ihrer Sprache „Räuberchen" genannt. Die Strauchdiebe des Ordens dienten als Späher, Boten, Wegweiser, den Bürgern verkauften sie ihren Raub. Unter ihnen war Martin von Golin mit seinen Gesellen, Konrad dem Teufel, Stäubemehl, Kudar und Nakam, Held vieler Sagen. Er war 1243 als Knabe mit seiner schwangeren Schwester von den Preußen fortgeschleppt worden, als die Schwester nicht folgen konnte, zerhieb ihr der Preuße den Leib, ihr Kind fiel lebend in den Sand und starb; da kam dem Bruder ein grimmiger Haß gegen die Heiden und er wurde der Schrecken ihrer Dörfer. Er überfiel ein Sudauendorf mit wenig Genossen, erschlug mit seiner Hand zehn Männer im Bade und raubte das Dorf aus. Als ein Litauer sich an seinem Stamm rächen wollte, erbat er vom Königsberger Komtur den Martin nebst dem Teufel, dem Stäubemehl und zwanzig andern, sie überfielen eine Hochzeit, bei der fast alle Häuptlinge der Litauer waren, erschlugen siebzig Häuptlinge in Rausch und Schlaf und führten Braut und Bräutigam mit hundert Rossen und vielem Gold und Silber mit sich fort. Auf einem Streifzuge tief nach Litauen setzte Martin mit seinen Gesellen über drei Wasser, kam endlich auf den Bug, wo er ein Schiff mit Kaufmannsgut sah, überraschte und tötete das Schiffsvolk, fuhr das Schiff nach Thorn und verkaufte die große Beute. Ein andermal raubte er mit vier Deutschen und elf Preußen ein Sudauendorf aus, erschlug und fing. In ihrem Versteck wurde seine Bande von den Sudauen überfallen, die Deutschen fielen, die Preußen entliefen. Martin entfuhr den Feinden, suchte zornig im Walde umher und gab seinen Flüchtlingen so lange den Ruf, bis er sie zusammen hatte. Mit den Waffenlosen ging er auf der Spur der Sudauen, und in der Nacht, als diese in ihrer Rast schliefen, schlich er allein über sie, stahl ihnen Schilde, Schwerter und Lanzen, sprang dann mit seiner Bande heran, tötete alle und gewann seinen ersten Raub und die neue Beute. Einst ritt er mit einem Ordensbruder spähend im Walde, da wurden sie von fünf Preußen ergriffen und gebunden, zwei Preußen blieben als Wächter bei den Gefesselten, drei folgten dem flüchtigen Roß des Bruders. Die zwei Wächter wollten dem Martin den Kopf abhauen. Er fand das in der Ordnung, rief ihnen aber, als ein in solchen Geschäften erfahrener Mann, ihm vorher die Kleider auszuziehen, damit diese nicht durch sein Blut unbrauchbar würden. Als sie ihm dazu die Arme losbanden, schlug er sie beide tot, löste die Bande des Bruders und beide töteten noch die drei übrigen und kehrten in die Burg zurück. Einmal wurde er mit einer Bande von 17 Genossen durch 20 Preußen auf der Rast überfallen, weil seine beiden Wachen geschlafen hatten, einer der Wächter wurde von den Preußen getötet, der andere an den Baum gebunden. Martin und die Seinen stritten hart, dreimal schlossen die Überlebenden beider Teile aus übergroßer Ermüdung einen Vertrag auszuruhen, bevor sie wieder zusammenschlügen. Zuletzt verstummte der Kampflärm, der Gebundene vermochte seine Bande zu lösen, lief zur

Kampfstatt und fand alles tot, nur Martin lag wund aber lebend über den Leichen. — Nach ihm gab es manchen Helden des preußischen Urwaldes, Mucko aus Warmland war um 1324 auch ein berühmter Schlaukopf, aber an des Martin Ruhm kam keiner.

Mit dem 14. Jahrhundert begann für das Ordensland eine große Zeit. Der Hochmeister nahm seinen Sitz in Preußen, jetzt regierte im fürstlichen Haushalt der gewählte Herr der Bruderschaft mit seinen Gebietigern über ein aufblühendes Land. Pomerellen wurde bis 1310 erworben, in gesicherter Herrschaft wuchs die Städtekraft, Thorn, Elbing, Danzig und einige kleinere bildeten eine Partei in der Hansa, zahlreiche deutsche Grundbesitzer nahmen Landgüter vom Orden zu Lehn. Fast ein Jahrhundert konnte Preußen für das bestregierte Land der Deutschen gelten. Während Fehden und Straßenraub fast überall die Entwicklung aufhielten, sicherte der Orden mit fester Hand die Ruhe im Lande. Noch war sein Interesse eng mit dem der Städte verbunden, er ließ die Bürger gewähren, die preußischen Hansen standen zu ihm mehr als Verbündete wie als Untertanen, auch der Orden rüstete Schiffe und trieb Kaufmannschaft wie sie, und beide hatten im ganzen dieselben Handelsinteressen, wenn es auch einmal vorkam, daß die Städte mit dem König von Dänemark Krieg führten, während der Orden mit ihm befreundet war; dann kaperten die Dänen Gut der preußischen Hansen, aber sie respektierten die Warenballen des Ordens. Auch für den Landbau seiner abhängigen Leute sorgte der Orden väterlich, viel Getreide ward ausgeführt und die Preußen freuten sich ihres guten Obstes, die Komtureien wurden modernen Kreisämtern ähnlich und die Arbeitsteilung in der Zentralstelle und den großen Ämtern, die sorgfältigen Rechnungen und geschriebenen Berichte erhielten eine Energie und Ordnung in den Geschäften, die in jener Zeit einzig war.

Und dennoch blieb ein unsühnbarer Gegensatz zwischen der Aufgabe des Ordens, das gewonnene Land dadurch zu behaupten, daß er sich mit den Interessen desselben innig verband, und zwischen seiner mönchischen Verfassung. In dem Orden wurde kein Nachwuchs erzeugt, der dem Lande deutsche Lehnsherren und Bürger gab, ja der Orden hatte sich zu wahren, daß die Söhne preußischer Gutsherren und Städter in ihm selbst nicht zu einflußreich wurden und den Zusammhang der preußischen Ordenskapitel mit den deutschen Häusern lockerten. Denn der Orden war nicht ganz preußisch geworden und konnte es nicht werden, der Widerspruch seiner Balleien in Deutschland und Österreich konnte bei jeder Hochmeisterwahl die Bruderschaft in Zwist und Verfall bringen. Er war also auf ein unablässiges Zuströmen deutscher Brüder angewiesen, wenn er sich gegen die Slawen, gegen die deutschen Städte und gegen die rittermäßigen Familien seiner Landschaften behaupten wollte. Aber das Material, das die Deutschen lieferten, wurde untüchtiger. Der Deutsche, der jetzt noch die Ordensgelübde auf sich nahm, wollte genießen. Die alte Zucht hatte aufgehört, zu den Schwä-

chen, die privilegierter Wohlstand entwickelt, kamen in den Komtureien die Ausschweifungen des Zölibats. Auch die kriegerische Energie der Schildträger hatte sehr abgenommen, aber ihre Ansprüche wurden größer. Der Orden brauchte mehr als je die Arbeit seiner Brüder aus den Städten für Großhandel, Schiffahrt, Verwaltung, — noch Winrich von Kniprode, der rittermäßigste aller Hochmeister, sah sich genötigt, auf einmal 70 Graumäntler einzukleiden, — und doch nahm in dem Orden die Tendenz überhand, daß seine Würden nur den rittermäßigen Familien gebührten. Das Rittertum wurde zu eitlem Schmuck und das Mönchstum des Ordens eine Lüge, und der Orden wurde unablässig durch die Kreuzfahrten verweltlicht und verdorben, die ihm doch unentbehrlich waren.

Die großen Kreuzzüge hatten aufgehört, aber die Kreuzfahrten einzelner Edlen und ihrer Reiterscharen dauerten bis an das 15. Jahrhundert. Sie wurden zu einer kriegerischen Spielerei, bei welcher der Ritterschlag, den der Orden erteilte, reiche Feste, Tjost und Turnier fast wichtiger waren als der Krieg gegen die Heiden. Für solchen Zug nach Preußen suchte man allen Glanz des Rittertums, der in Deutschland geschwunden war, lebendig zu machen. Große Summen wurden auf Rosse, Rüstung und Gewand der Schar verwendet, Geld wurde geliehen und Güter verpfändet, um das Reisegeld zu schaffen, und doch hatte man wahrscheinlich während der Heimkehr mit Geldnot zu kämpfen. Auch eigentümlicher Ritterbrauch bildete sich dabei in Preußen aus. Denn dorthin kamen die reichen Niederländer, die stolzen Normannen, die noch lange die höfischen Spiele trieben, als sie den Deutschen entfremdet waren. Die fahrenden Leute wurden Lobredner des Ordens. Sie lockte nicht am wenigsten der ungeheure Schatz, der auf der Marienburg verwahrt sein sollte. Er übte in einer Zeit, in der Fürsten und Edle Schätze sehr vermißten, märchenhaften Zauber auf alle, die um Gabe reisten. In der Tat wurde er um 1364 durch heimlichen Einbruch angegriffen*).

Vor der Fahrt wurde Botschaft gesandt an den Orden und an Fürsten und Städte, deren Gastfreundschaft man in Anspruch nehmen wollte; zu der Reise nahm man seine gemalten Wappenschilde in großer Anzahl mit, denn es war Brauch, die Schilde an die Herbergen zu hängen, in denen man rastete. Der vornehme Reisende wurde unterwegs überall von Herolden, Spruchsprechern und den Spielleuten der Städte mit wohlgesetzten Worten und Musik begrüßt und hatte dafür stattliche Geschenke zu geben; Graf Wilhelm von Ostervant, später Wilhelm IV. von Holland, gab auf seinem Preußenzuge, der fünf Monate währte und ohne Kampf war, an Pfeifer, Fiedler, Sänger und Herolde auf der Straße 576 Dordrechter Gulden aus, die ganze Reise hatte

*) Nach den Ordensschätzen suchten die Schatzgräber noch in der neuen Zeit. Eine vielbesprochene Schatzgräberei im Jahre 1713 forderte von den Mauern der Marienburg sogar einen Schatz, der noch vor dem Deutschen Orden daselbst deponiert sein sollte.

freilich über 25 000 Gulden gekostet. Auch unsicher waren die Reisen, denn die Raubjunker der Landschaft, durch die der Kreuzfahrer zog, nahmen wenig Rücksicht auf die Ritterlichkeit der Fahrt, und wer nicht eine große Schar mitbrachte, dem wurden leicht sein neuer Goldstoff und die Beutel mit Gulden geraubt, und statt gegen die Heiden zu turnieren, wankte der Kreuzfahrer in den finstern Turm eines westfälischen oder märkischen Raubhauses. So wurde im Jahre 1343 dem Grafen Wilhelm IV. von Holland ein Junker, den er mit Bewaffneten vorausgesandt hatte, von böhmischen Raubrittern an der Grenze von Schlesien abgefangen, die Lösung aus dem Gefängnis von Werdenstein betrug 1500 Dukaten und der entblößte Gesandte mußte neu ausgerüstet werden. Im Jahre 1353 wurde eine vorausgesandte Schar des englischen Grafen Derby von 400 Rossen durch die westfälische Genossenschaft, die sich später als „Benglerbund" eine Ordnung gab, auf der Lippspringer Heide überfallen; es war ein harter Speerkampf, die Englischen wurden gefangen, ein großer Schatz von ihnen genommen und die Räuber sämtlich reiche Leute; einer kaufte von dem Lösegeld die Burg Loen bei Soest und eine ganze Herrschaft. — Endlich im Jahr 1388 wurde sogar Herzog Wilhelm von Geldern selbst, der erste aus dem Jülichschen Hause, bei Stolpe aufgefangen und von Ekart von Walde auf die Falkenburg geschleppt — nicht ohne Mitwissen vornehmer Ordensfeinde. Die Sache machte großen Lärm, der Orden zerstörte eine Anzahl Raubnester, Ritterschaft und Städte von Geldern schrieben eine außerordentliche Steuer für das Lösegeld aus, und der Herzog mußte durch 6000 Mark losgekauft werden und, wie gewöhnlich, Urfehde schwören, daß die Tat ungerochen bleiben werde. — Kam die kriegslustige Schar in Preußen an, so fand sie vielleicht keine Expedition vorbereitet und den Orden nicht in der Lage seine Mannschaft herzugeben. Dann wartete man auf weiteren Anzug oder kehrte nach Ritterspiel und Banketten friedlich zurück.

Einem klugen Hochmeister mochten diese vornehmen Kreuzfahrten wohl lästig werden. In der Tat wurden sie ein Verhängnis für den Orden. Er konnte das Ansehen, das sie ihm gaben, nicht missen, er mußte unablässig als Vorkämpfer der Christen gegen die Heiden erscheinen und er mußte sich die Heiden als Feinde bewahren, damit ihm der gute Wille der Christen blieb. An eine Unterwerfung der kriegerischen Litauer war nicht mehr zu denken, seit die große Pest von 1350 den Überschuß an deutscher Menschenkraft vernichtet hatte, — von dieser Zeit hörte überall der Fortschritt deutscher Bauerkolonien auf, — die Kriegsfahrten des Ordens konnten nichts weiter sein als Grenzfehden von kurzer Dauer.

Womöglich veranstaltete der Orden den Fremden diese Art Kreuzzug. Solche Reisen in das Slawenland forderten in einer Zeit, in der es keine Terrainkarten gab, besondere Vorbereitungen. Der Orden hielt, ähnlich wie jetzt die Nordamerikaner in ihren hölzernen Indianer-

forts, besondere Pfadfinder, die Nachkommen der „Räuberchen", ausgewetterte Gesellen, die in Urwald, Sumpf und Heide Bescheid wußten und Sprache und Brauch der Litauer kannten. Diese „Leitsleute" waren Witunge im Dienst des Ordens, oder flüchtige Litauer, häufig „Tolke", d. h. Dolmetscher. Sie wurden heimlich ausgesandt, die Wege für den Zug auszukundschaften. Kamen sie zurück, so berichteten sie, wie lang der Weg, wie breit der Fluß, der Morast, die Furt, der Wald sei, wo ein Pfad mit Äxten geräumt, wo überbrückt werden mußte, ob Futter, Nahrung, Wasser vorhanden, wo günstige Stelle für das Lager am See oder Flusse zu finden. Ihre Aussagen wurden niedergeschrieben und an den Hochmeister gesandt.

Das Ordensgebiet wurde an seiner Ostgrenze von Litauen durch eine Wildnis getrennt, die mehrere Tagemärsche breit war. Dies wilde Grenzland begann im Osten einer Linie, die von Labiau und Wehlau nach Rastenburg reicht. Einen Tagemarsch davon lagen binnen der Grenze die starken Ordensburgen Ragnit, Insterburg, Nordenburg, Angerburg, Lötzenburg, Eckersberg, Johannisburg, deren Gebiet durch „Hegene", Baumverschanzungen geschützt wurde; wieder eine Tagefahrt weiter nach Osten erstreckte sich von Norden nach Süden der verschanzte Grenzwald, der Baike, oder Baitin (von gotisch baidei, die Zwinge, Sperre), der nach der litauischen Seite durch Verhaue, große Schüttungen und Gräben geschlossen war. Er war außerdem durch eine doppelte Reihe von Wildhäusern oder Warten da gedeckt, wo Waldwege den Aus- und Eingang gestatteten. Diese Straßensperren, die im 14. Jahrhundert in Deutschland Schläge, in Preußen gewöhnlicher mit slawischer Aussprache jenes altgermanischen Wortes oder einer Ableitung desselben Baitschen oder Waitschen genannt wurden, waren die vorgeschobenen Posten der Christenheit gegen die Heiden*); sie enthielten einige Mannschaft und wenige Standarmbrüste hinter den Wällen von Holz und Erde und wurden vom Ordensmarschalk mit dem Schnitzmeister, dem Ingenieur des Ordens, zuweilen bereist. In Waldeslichtung oder auf kahler Heide, in einer Einsamkeit und Stille, die monatelang nur durch die Laute der Natur belebt wurde, durch das Geheul des Sturmes, das Dröhnen eines zusammenbrechenden Baumstammes, den Schrei des Vogels und das Kläffen eines Rudels Wölfe. Selten kam ein fahrender Händler, ein Fallensteller, der Eichhörnchen- und Marderfelle sammelte, oder ein Jagdzug der Brüder. Bis einmal ein unheimlicher Morgen die Haufen der Litauer auf der Außenseite des Grabens wies. Dann gellte der Kriegsruf, die Besatzung tat ihr Bestes im Kampfe, wurde sie bewältigt, dann rächten die Feinde grausam den Brand und Tod, den die Christen in litauische Dörfer ge-

*) In Schlesien, wo einst die Vandalen gewohnt, hießen die Grenzfestungen Bitum, jetzt Beuten, die Sperren: Bitschen oder Pitschen. — Die Stammgenossen der Vandalen, die Burgunder, brachten dieselben Namen an die Grenzen des Elsaß: Bit — und Bi.sch.

tragen, und die Stätte der zerrissenen Blockhäuser wurde unheimlich für spätere Wanderer.

Noch außerhalb dieser befestigten Grenzen versuchte der Orden sich auf litauischem Grunde festzusetzen, er baute am Memelstrom mit Hilfe deutscher Kreuzfahrer die Baierburg, die von St. Georg, St. Marien und den Ritterwerder, aber dieser äußere Landerwerb blieb sehr unsicher. Denn auch die kriegerischen Litauer waren auf den Schutz ihrer Grenzen bedacht, auch auf der litauischen Seite standen feste Grenzburgen, die litauischen Grenzer hielten Wache an den Straßen und hinter ihren Hegenen, die litauischen Fürsten bezahlten Späher in den Burgen des Ordens und wußten Leitsleute zu bestechen. Auch sie rüsteten ihre Überfälle mit größter Heimlichkeit; als der schlaue Kynstut einen Einbruch ins Ordensland bereitete, stellte er sich vorher krank und ging auf Krücken, um die Ordensbrüder sicher zu machen. Und diese List gelang.

Da man bei den „Reisen" in Feindesland mehrere Tagemärsche durch eine Wildnis ziehen mußte, die für ein Heer pfadlos war und nirgend für die Menschen, nur an einzelnen Stellen für die Tiere Nahrung bot, so waren besondere Maßregeln nötig. Bei einem Einbruch in das Auxtote, das litauische Oberland, oder in Samaiten, das Unterland, wohin gewöhnlich die Reisen gingen, mußten dem Heere Scharen von Landleuten mit Äxten vorausgehen, welche die Wälder und die Hegenen der Litauer „räumten". Futter und Kost wurde auf mehrere Tage mitgenommen, auch die Stellen bestimmt, wo diese für die Heimreise bewahrt werden konnten. Dazu wurden im Urwald Blockhäuser zusammengeschlagen oder sichere Verstecke gewählt, in denen die „Maja"*) niedergelegt wurde. Denn Hinweg und Rückweg mußten vorher sorglich erwogen sein bei einem Zug durch pfadlosen Wald, zwischen Seen, Moor und Sumpf und zwischen weiten Wasserlachen, die nach jeder Überschwemmung andere Ausdehnung hatten. Deshalb war auch Heimlichkeit des Zuges und Überraschung der Feinde unerläßlich; war die Fahrt den Feinden berichtet und merkte man das bei der ersten Begegnung, dann war ratsam, auf der Stelle umzukehren, denn die Beute wurde unsicher, die Rückkehr sehr gefährdet.

Auf weiten Strecken war Einbruch nur bei starkem Frost möglich, welcher Fluß, Sumpf und See mit fester Eiskruste überzog. Es war unheimliche Fahrt im Winter des Nordlandes durch tiefen Schnee, der wie ein Totentuch die einförmige Landschaft umgab, durch dichten Urwald, über Bruch, Moor und See und grundlose Tiefe, die kurzen Tage noch dunkler durch eine schwere Wolkendecke, die langen Nächte für die Südländer durch roten Nordschein schreckhaft.

Fiel Tauwetter ein, so kehrte man in der Regel ebenfalls schnell zurück, um nicht in den Sümpfen zu verderben. Beim Überschreiten des

*) Schlesisch noch jetzt Mauke, Erdversteck.

Eises wurde das Heer in breiter Strecke gedehnt, um die Last auf größeren Raum zu verteilen. In der Not geschah es einmal, daß ein Heer mitten in der Nacht in Kolonne über das Eis der Memel zog; als die Christen am Morgen hinter sich sahen, war die Eisdecke verschwunden und offene Strömung. Zuweilen hob und senkte sich das Stromeis unter den Füßen zu Berg und Tal von den Wellen darunter. Auch die feste Eisdecke war dem Zuge gefährlich, wenn die Feinde angriffen, denn sie suchten das Eis zu brechen und das Heer zu versenken; wurde das Heer auf dem Zuge an solcher Stelle überfallen, dann warf es sich mit aller Kraft dem Feinde entgegen und suchte ihn auf festem Land zu schlagen, um sichere Fahrt zu gewinnen.

War das ausrückende Heer an der Grenze des Ordenslandes angekommen, dann wurde nach alter Sitte eine Beratung mit der Mannschaft angestellt, ob es ratsam sei, die Grenze zu überschreiten. Dies bedeutsame Heergespräch hieß mit einem preußischen Wort „Karigewayte". Sonst folgten die Brüder in Lager und Marsch altem Brauch, der aus dem Heiligen Lande stammte. Setzte sich das Heer im Felde nieder, dann wurden zuerst die Fahnen eingesteckt, daneben das Allerheiligste mit den Reliquien unter einem Zelt, der Kapelle, aufgestellt, über der Kapelle das Glöcklein, mit dem der Bruder Priesterkapeller die Tageszeiten läuten ließ, der geweihte Raum mit der Kapellenschnur umgeben. Um die Schnur lagen die Brüder im Ringe, die Hütten für Rosse und Rüstung auf der innern Seite des Ringes. Keiner durfte sich weiter vom Lager entfernen, als die Stimme des Rufers gehört wurde oder der Klang des Glöckleins. Denn neben dem Marschalk lagerte ein Rufer, der die Befehle ausgab.

Beim Aufbruch durfte niemand sich wappnen und aufsitzen, bis Befehl gegeben ward, ebenso ohne Befehl sich nicht entwappnen. Auf dem Marsch ritt der Ritter hinter seinen Knechten und jeder mußte seinen Platz halten, niemand durfte ohne Erlaubnis sein Roß umwenden. Kam man vor die Feinde, so führte ein Sarjantbruder die Knechtsfahne, unter dieser harrten die Knechte, „bis Gott Ihre Herren aus dem Treffen zurückbrächte"; die Schar der Ritter oder der fremden Gäste führte der Marschalk, die Schar der Sarjanten der Turkopolier oder der Untermarschalk. Der Marschalk durfte die Fahne nicht in die Feinde sprengen, d. h. reiten lassen, ohne Befehl des Meisters, wenn dieser gegenwärtig war, auch kein Bruder durfte sprengen, bevor die Fahne sprengte. Den Vorstreit hatte die Fahne der Grenzburg Ragnit, sie zog auch auf dem Marsche voran, nächst ihr die Fahne von Insterburg und die der Wituuge. In der Hauptschar war die Ordensfahne, ein schwarzes Kreuz auf weißem Tuch, und wenn der Hochmeister zugegen war, sein geschmücktes Banner mit goldnem Kreuz. Die Gäste, welche nicht unter besonderem Banner zogen, wurden unter der St. Georgen- und St. Marienfahne gesammelt. Außerdem führte jede Landschaft und größere Stadt Preußens ihr Banner. — Der

Transport von Geschützen durch die Wildnis war nicht leicht, doch nahm man bei größeren Zügen einige Standbogen und zuweilen einen Tummler mit, im Jahr 1381 zum erstenmal Bombarden, diese nicht nur zur Belagerung, auch für das Treffen, wo sie eiserne Pfeile schossen.

Traurig wie die Landschaft war die Arbeit des Herreszuges, denn er hatte in der Regel keinen kriegerischen Zweck als Beute und Verwüstung und keinen politischen Zweck als die Wunden in Litauen offen zu halten und eine Versöhnung des Volkes mit der Christenheit zu verhindern. War der Zug nicht verraten, so wurden eine Anzahl Dörfer verwüstet, bevor die Feinde sich sammelten. Kam man vor die erste Burg der Litauer, dann wurden die Banner des Ordens und der Gäste auf eine Höhe gepflanzt, wo sie von Morgen bis Mittag trotzig zu wehen hatten; dann erteilte der vornehmste Ritter der Kreuzfahrer vielen Knappen den Ehrenschlag. Sammelten sich die Feinde, so suchte man sie zu werfen, vor allem aber nicht den Rückweg und nicht die Beute zu verlieren.

Im Jahr 1304 begannen diese unrühmlichen „Reisen" für Kreuzgäste, und sie wurden leider wegen Zügellosigkeit der kreuzfahrenden Haufen übel berüchtigt. Was die heiligen Fahrer sich gegen die Heiden erlaubten, das dürfen wir aus den Klagen der christlichen Polen nach dem Einfall der Kreuzheere in den Jahren 1329 bis 1332 schließen. Dort plünderten sie auch christliche Kirchen, entwendeten die Gefäße und Bücher, trieben Spott mit dem Heiligtum, und sie taten, was in jener wilden Landschaft laute Klagen aufregte, sie entehrten Frauen und rissen ihnen die Kleider vom Leibe, so daß diese nach Aussage der empörten Zeugen um die Trümmer der niedergebrannten Kirche saßen, „entblößt wie der Finger an der Hand". Schon im Jahre 1343 erhob sich die Klage in der Christenheit, daß der Orden dem König von Litauen und seinem Volk die Taufe verweigert habe, und es sei in den Grenzlanden wohl bekannt, daß der Orden sogar seine Leibeigenen verhindere Christen zu werden, wie flehentlich diese darum bäten, weil er von ihnen eine Heidensteuer beziehe, die er nicht aufgeben wolle.

Der ehrliche Sinn der Deutschen aber war durch diese Karikaturen der alten Kreuzfahrten nicht mehr zu täuschen. „Selten freut sich ein kluger Mann", schrieb nach dem Jahr 1350 Heinrich der Teichner, „über die Preußenreisen. Für die Jungfrau Maria fährt der Herr in die Fremde und läßt daheim seine Leute unter der Herrschaft Ruchloser; bessere Tat wäre, er nähme einen Strick, diese an eine Weide zu hängen, es gibt Heiden genug unter uns, welche die armen Leute quälen. Und brächten die Ritter noch gute Sitte, neue Tugend und gutes Recht in das Land zurück; aber sie bringen nichts, nur das Geld tragen sie fort von uns in die Heidenschaft; hat einer sein Leben vergeudet, so will er zuletzt seine Sünden büßen durch solche Fahrt, die ihm keinen Segen schafft*)."

*) Scriptt. rer. Pruss. II. 170 ss.

Anders freilich sah die Kreuzfahrten an, wer selbst unter die zahlreichen Begehrlichen gehörte, die für sich Vorteil hofften, wie Herolde und Spielleute, Spruchsprecher und Sänger. Ein solcher Gesell wird hier als Zeuge vorgeladen, es ist Peter mit dem Beinamen Suchdenwirt, der nach 1350 in nachlässigen Versen die Ritterfaten solcher Helden feierte, an die er kommen konnte, und der seinem poetischen Bericht gern ein Lob ihrer Tugenden und eine Beschreibung ihres Wappens anhing. Er ist ausgezeichnetes Exemplar einer besonderen Klasse von Leuten, die bis zum Dreißigjährigen Kriege Hoffeierlichkeiten, Ritterspiele und Schützenfeste besingen. Wie elend ihre Reimereien in der Regel sind, wir verdanken ihnen doch vieles Detail über Sitte und Brauch des Kreises, in welchem sie als helfende Ordner und redefertige Diener tätig waren. Unter den Kreuzfahrten vornehmer Gönner, die Peter in Versen beschrieben hat, wird hier der Zug Herzog Albrechts von Österreich vom Jahr 1377 seinem Inhalt nach mitgeteilt, er ist vom Dichter mit besonderer Sorgfalt präkonisiert. Peter erzählt in seinem Gedicht von Herzog Albrechts Ritterschaft folgendermaßen:

Im Jahr Christi 1377 hob sich der tugendliche Herzog Albrecht von Österreich zur Fahrt gen Preußen, um Ritter zu werden, denn ihm deuchte mit Recht, daß ihm das Gold des Ritters besser zieme als das Silber des Knappen. In seinem Heere ritten fünf Grafen, fünfzig Dienstmannen, viele Ritter und Edelknechte. Zu Laa an der Thaja sammelte sich die Schar, nie sah man so vieles Volk so gewappnet und berittten, die Ritter hatten sich auf das herrlichste geschmückt mit Rossen und reicher Kleidung. Von da zog das Heer ohne Frevel zu üben durch Stadt und Land bis nach Breslau. Dort lud der Herzog schöne Frauen in das Schloß, sie kamen geschmückt wie Anger und Wald im Maien, man sah dort viel Scherz, Tanz und Lachen von den feinen Frauen. Von da zog man fürbaß in Ehren bis zu der Stadt Thorn im Preußenland. Dort bat man dem edlen Fürsten wieder die Frauen zu Gaste. Man sah dort roten Mund und Wangen glänzen, schönen Schmuck von Perlen, Borten, Spangen, von Kronen, Kopfbinden und Kränzen und manchen Tanz in Sitte und Ehren. Von da wandte sich das Heer gen Marienburg, wo im Schloß der Meister Winrich von Kniprode saß. Der edle Herr erwies dem Fürsten und den Seinen hohe Ehre, freigebig bot man guten Trank und reiche Kost. Darnach zog man nach Königsberg, dort eilten die Herren um die Wette die Gäste zu laden, es wurde in höfischer Weise wohl gelebt, zuletzt kam die Reihe an den edlen Herzog, er gab das Mahl auf dem Schlosse. Vor jedem Gange der Mahlzeit wurde mit Posaunen und Pfeifen geblasen, es war Überfluß an gewürzten und vergoldeten Gerichten, an Gebackenem und Gebratenem, und wurde dazu welscher und österreichischer Wein und klarer Reifal in goldenen und silbernen Gefäßen geschenkt. Vor dem Ende des Mahles gedachte der Fürst milder Gabe, wie ihm geziemte; man trug silberne und goldene Becher als Ehrengeschenk auf; die goldenen

erhielten zwei Ritter und ein edler Knecht, die nach Wappenrecht zu den Besten ihres Landes gehörten, ein Holsteiner, ein Hesse und ein Pole. Außer ihnen empfingen die Herolde und die fahrenden Leute ihre Becherlein; „leert sie", rief man ihnen zu. „Gott vergelt' es"; auch ich erhielt mein Teil. Darauf wurde zehn Tage lang gerastet und viel Hof gehalten. Auch der Meister gab nach dem alten Brauch das Hochmahl auf dem Saale zu Königsberg. Als man den Ehrentisch besetzte, erhielt Konrad von Chrey, Hauptmann des österreichischen Kriegsvolks, die Ecke oben, wie er es denn in manchem Land durch edle Ritterlat verdient hatte.

Darauf gebot man eine Reise in die Litau, denn darum waren wir aus fernem Lande gekommen. Der Marschalk und die Führer verordneten, jeder mußte sich auf reichlich drei Wochen mit Kost versorgen, die auf Pferden und Schiffen fortgebracht werden sollte. Man sparte kein Geld und kaufte ein, mehr als Not war. Da brach der Meister auf und begann die Fahrt zu Ehren dem Österreicher und der Gottesmutter. Das Herr zog durch Samland vor Insterburg an die Suppe (Szeszuppa), dort schlug man vier Brücken über das Wasser, das die Tiefe eines ganzen Speeres hat, auf jeder Brücke drängte sich das Herr herüber und zog von da bis an die Memel. Dies ist ein Wasser von der Breite eines Bogenschusses, da stieg man auf die Schiffe, von denen 610 bereit waren. Die Schiffer hatten schwere Arbeit von Mittag bis zur Vesperzeit, um mehr als 30 000 Menschen überzusetzen und zu schwemmen. Dort ertranken nicht mehr von dem Heere als drei Pferde und ein Knecht, die ließen wir dem Wasser zur Letze (Scheidetrunk).

Das Heer war eifrig, an die Heiden zu kommen, und es waren da wohl tausend Mann, die mit den Äxten den Weg räumten durch die Hecken in der Wildnis, es ging über Graben und Feld, durch tiefes Wasser, Bruch und Bach; in Ungarn ist man auf ebener Heide nicht so böse Fahrt gewöhnt. Großes Leid tat uns Moos und Moor. Das Heer zog quer durch die Wüstung, man saß auf und stieg ab, zog hin und her, bald mußte das Roß hohe Sprünge machen, dann mußte man durchschlüpfen und sich bücken, die Äste hielten manchen an seinem Kragen fest, der Wind hatte viele große Bäume niedergerissen, und wir mußten mit Gewalt über die Baumstämme, ob es wohl oder weh tat. In dem Gedränge hörte man oft den Schrei: „Die Preußen überfallen uns"; Pferde und Saumtiere, die mit Kost und Getränk beladen waren, wurden vorwärts gezerrt, mancher ward wund, den man zu sehr quetschte, Knie und Bein wurden verstaucht. Da hörten Spaß und Lachen auf, auch die Pferde wurden sehr verstaucht und manches mußte hinken.

So sank der Tag, die Nacht nahte und man mußte auf Herberge denken, aber gutes Gemach war dort nicht zu finden, die Pferde hatten nur Gras zu fressen. So verbrachte man die Nacht, am Morgen früh aber eilte man fröhlich in das Land der Heiden, man trieb die Rosse

und rannte. Zuvorderst die Rennfahne Ragnit, nach Landessitte, darauf folgte St. Georgs Fähnel, dann das Panier von Steierland, dann die reich gezierte Fahne des Meisters, dabei das Banner von Österreich. Viele Banner flederten in den Lüften; die stolzen Helden führten Kränze und Straußenfedern auf ihren Helmen, wer einer edlen Frau in Minnedienst gesellt war, dem hatte ihre Gunst Kleinode von Gold, Silber, Edelstein und Perlen geschenkt, die glänzten auf den Eisenhauben hell gegen die Sonne.

So führte das Heer die werten Gäste in das Land, das Samaiten heißt: Aber als ungebetene Gäste kamen sie zu der Hochzeit. Dort bei einem Dorfe begann der erste Tanz mit den Heiden, es blieben ihrer wohl sechzig tot, das Dorf wurde angesteckt, daß es hoch in die Lüfte brannte. Da zog der Graf Hermann von Cilly das Schwert aus seiner Scheide, schwenkte es in den Lüften und sprach zu Herzog Albrecht: „Besser Ritter denne Knecht", und schlug ihm den ehrenreichen Schlag. An demselben Tage wurden 74 Ritter gemacht; der Fürst nahm jetzt sein Schwert und schlug Ritter, sooft man das von ihm begehrte, der edlen Christenheit und Maria, der reinen Magd, zu Ehren. Darauf begann das Heer in dem Lande auf und ab zu verheeren. Den Christen gab Gott das Glück, daß die Heiden ungewarnt waren. Die Heiden büßten das, denn ritterlich jagte man ihnen nach, man fing, man stach und schlug; was ihnen weh tat, das tat uns wohl. Das Land war voll von Menschen und Gut, wir hatten unsere Lust daran, es war den Christen Gewinn, den Heiden Verlust. Das war frohe Zeit.

Das Heer schlug sich auf ein Feld, schöne Zelte wurden aufgerichtet, Banner dazugesteckt von der Herrschaft und den Ländern, daß sich alle daran erkannten, die zu dem Heere gehörten. Die Heiden gaben in der Nacht keine Ruh, sie liefen gegen das Heer mit scharfen Waffen, sie stachen, schlugen und schossen; die Christen verdroß das, sie trieben die Feinde ab, aber die Heiden kehrten wieder und schrien mit lauter Stimme wilden Tieren gleich, stachen nach den Leuten, schossen die Rosse und flohen dann wieder auf das Moos. Das trieben sie die ganze Nacht. Als es Tag wurde und ein Mann den andern erkannte, brach das Heer auf und zündete das Lager an, daß es hoch in die Luft brannte; da ließ der Heermarschalk in Preußenland, Gottfried von Linden, stillehalten, bis jedermann mit ganzer Wehr zu seinem Banner gekommen war, und teilte das Heer zum Ritt durch das Land in sieben Scharen. Die Heiden aber schrien sehr in dem Busch und es ging ihnen übel, denn man schlug viele von ihnen zu Tode; Weiber und Kinder wurden gefangen, es war ein spaßhaftes Hofgesinde, da sah man viele Weiber, die zwei Kinder an ihren Leib gebunden hatten, eins vorn und eins hinten, barfuß kamen sie auf einem Pferde angeritten. Den gefangenen Heiden band man die Hände zusammen, so führte man sie am Strick gleich Jagdhunden. Wenn das Heer sich niederließ, brachten die Preußen eine Menge Gänse, Hühner, Schafe, Kühe,

Pferde, Hausrat und viel Honig, das war ihrem Herzen Freude wie ein Osterspiel.

Der Marschalk und der Meister mit dem Kriegsrat vermieden den Schaden der früheren Rast und befahlen, daß man jede Nacht um das Heer einen starken Zaun mache, mit Schildwacht und Wehr besetze; seitdem konnten wir ohne Sorge schlafen und die Heiden liefen uns in der Nacht nicht mehr an.

Am dritten Tag kam das Heer fröhlich in ein anderes Land, Rossienien. Dort wurde verwüstet, gebrannt und erschlagen in Heide und Busch, gerade wie man Füchse und Hasen jagt. Konrad von Schweinwart errannte den Hauptmann der Heiden und stach ihm den Speer durch den Leib. Die Heiden suchten ihren Vorteil im Walde, im Gebüsch und auf dem Moos. Denn wer sich verrannte, dem fiel sein Pferd bis an den Sattel in den Bruch. „Herab, herab!" schrien dann die Unsern mit lauter Stimme, denn die Heiden lauerten darauf, daß sich die Reiter in den Sumpf verirren würden. Aber man war ihnen zu klug, ritt nicht weiter und lagerte sogleich.

Da bat Graf Hermann von Cilly den Fürsten von Österreich und alle neuen Ritter zu einem Abendessen, 82 neue Ritter saßen am Tische und man trug ihnen neun Herrenessen auf. Die Kost hatte der Wirt mit sich gebracht, und fern war der Markt, wo er sie gekauft hatte, denn es war ein Hirsch dabei, der wohl zweihundert Meilen davon an der Wieden erjagt war, der wurde dort von der Ritterschaft verzehrt, und nichts anderes trank man bei dem Mahle als unsern Wippacher, Lutenberger und Reifal. Als das Mahl zu Ende ging, ritt noch mancher Ritter auf Abenteuer aus. Von den brennenden Dörfern und den Trümmerhaufen stieg in dem Lande so großer Dampf auf, daß niemand in die Ferne sehen konnte. Acht Tage blieb man im Lande und 108 erhielten den Ritterschlag. Das Heer aber verwüstete drei ganze Länder.

Da brach schlechtes Wetter auf uns ein, Wind, Regen und Hagel überkam uns mit großem Frost, drei Tage und Nächte goß es in uns, die Kost verdarb, der Harnisch rostete, so kalt wurde es, daß die Pferde bei Nacht zitterten und weder Laub noch Gras fraßen. Da zogen wir aus dem Land, aus Sumpf und Graben, Bruch und Sand, und eilten der Memel zu. Als wir an das breite Wasser kamen, riefen wir: „Maria, reine Maid, hilf uns mit Glück ans Land herüber!" Dicht war um die Schiffe das Röhricht, tiefer Sand und Morast; der eine schwamm, der andere fuhr, bis uns Gott vom Himmelreich gnädig herüberhalf. Der Herzog bestieg ein Schiff und wurde durch den Wind nach Königsberg getrieben; die nach ihm fuhren, waren kaum eine Meile im Wasser, da schlug der Wind gewaltig um, auf das kurische Haff zu, daß mancher meinte, es würde sein Grab in der See werden. Das Heer aber zog zu Lande, die Pferde waren verschlagen, schwach, müde, drusig, das Rennen verging den Reitern. Wir zogen durch eine Wildnis, sie heißt der Grauden, nie ritt ich so schlechte Fahrt; wenn

das Pferd bis an den Sattel in Lehm und tiefem Moor stand, dann lag vor ihm ein großer Bach und der Reiter trieb mit Sporen und Geschrei, es mußte in der Not hinüber, und wenn es ihm das Leben kostete.

Es war uns eilig, nach Königsberg zu kommen, dort hatten wir Ruhe und gutes Gemach. Der Herzog sandte an zehn Ritter und edle Knechte goldne Becher und silberne Schalen, darin viele Gulden als Ehrensold. Der Meister und der Orden dankten dem von Österreich, daß er mit solcher Zucht in ihrem Heere gereist war, denn nie ward eine Wehr entblößt in Zorn und Unbescheidenheit. Darauf ließ man überall zu Königsberg laut ausrufen, wem der Hof etwas schuldig sei, der möge kommen, man werde ihn bezahlen. Darnach zog man heimwärts; zu Riesenburg kam dem Fürsten eine Botschaft, seine schöne Frau wäre von einem Knaben entbunden, das war dem Herzog große Freude, denn es war sein erstes Kind. — Darauf zog man nach Schweidnitz zu der Herzogin, die vom Stamme Österreich geboren war; die edle Fürstin hatte viele Mägde und Frauen von edler Geburt, diese erwiesen sich sehr freundlich und man lebte drei Tage in Freuden. Die Fürstin aber gab jedem, was er bedurfte, ganz reichlich, man durfte nicht ein Ei kaufen. Dreizehn Rosse schenkte die Herzogin und sechzehn Stücke Goldstoff, ihr Name Agnes steht im Buch der Frau Ehre verzeichnet. Von da zogen wir durch Polen (Oberschlesien) und Mähren nach Österreich.

Jedem Edlen aber gebe ich den Rat, daß er sich St. Georg zum Gesellen nehme und an die Worte denke: „Besser Ritter denne Knecht." Dann wird sein Name mit Lob geziert. Mit Treue rat ich's. Suchenwirt.

Soweit der Spruchsprecher. — Aber diese getünchte Herrlichkeit des absterbenden Rittertums verdeckte nicht lange die unheilbare Krankheit des Ordens. Längst war der Gehorsam verschwunden, vergebens bemühten sich strenge Gebietiger, die Regel einzuschärfen. In ihren Komtureien saßen die Brüder als große genießende Herren, zuweilen als Tyrannen. Die Städte und die deutschen Grundbesitzer des Landes empfanden allmählich, daß der Orden sie niederhielt, um über sie zu herrschen. Solange der Orden, im Kampfe überlegen, an einer Heidengrenze befahl, trugen sie auch seine Härten. Aber der Tag kam, wo er nicht länger verhindern konnte, daß die Litauer Christen wurden. Seitdem war sein Untergang entschieden. Jetzt ging das Interesse der Kirche und der Christenheit nicht mehr gegen die slawischen Nachbarn, die Kreuzfahrten mußten aufhören, Litauer und Polen drangen vereint gegen die Ordensgrenzen. Die unzufriedenen Stände des Landes suchten Hilfe gegen den Orden in einem großen Bunde, den sie miteinander schlossen, endlich sogar bei den polnischen Nachbarn. Eine unglückliche Schlacht brach die unterwühlte Macht des Ordens für immer, er siechte seitdem in Geldnot und Zuchtlosigkeit dahin. Er verlor die Verbindung mit Deutschland, die deutsche Stadt Danzig und das

Weichselgebiet kamen mit ihrem guten Willen unter polnische Herrschaft, die den Hansen und Ständen erträglicher deuchte als das kraftlose und verdorbene Regiment des Ordens; er verlor den Zusammenhang mit seinem Landmeister in Livland, auch Ostpreußen mußte er von der Krone Polen zu Lehn nehmen. Als die Reformation aufging, wurde er in Preußen als abgestorben säkularisiert.

Erst der Friede von Oliva befreite Ostpreußen von der Lehnshoheit Polens, erst unter Friedrich dem Großen wurde das Weichselland wieder preußisch, und die Hansestadt Danzig, noch einmal verloren, wurde erst in diesem Jahrhundert mit Preußen, das alte Ordensland erst in der neuesten Zeit mit Deutschland verbunden.

Aber noch in dem letzten Jahrhundert, in dem der Orden kraftlos dauerte, erhielt sich im Orden und bei den Hansen von Lübeck und Bremen eine freundliche Erinnerung an den alten Zusammenhang. Man nahm an, daß Lübecker und Bremer ein gewisses Hausrecht im Orden hätten. Im Jahre 1445 forderte der Bürgermeister Kollmann aus Lübeck — keiner von den Geschlechtern — für seinen Sohn Aufnahme. Und eine niederdeutsche Inschrift am Rathause von Bremen bezeichnete ergötzlich die Stimmung, mit welcher der Hanse damals den Orden ansah:

Viele Christen sind von großer Hitze krank geworden;
Das gab eine Ursache dem ritterlichen deutschen Orden,
Der von den Bremern und Lübischen zuerst anfängt,
Darnach hat sich der Adel auch mit angehängt. —
Und niemand soll gestattet werden in den Orden,
Als der von Adel geboren, er sei groß oder klein,
Ausgenommen Bürger von Bremen und Lübeck allein.

7. Besiedelung des Ostens

Vom Bord der Hansen

Wer mit seinen Warenballen in häufiger Todesgefahr dahinfuhr auf unsicherer Königstraße oder über die wilde See, der mußte Aussicht auf großen Gewinn haben, um das Wagnis solcher Reise auf sich zu nehmen. Und wer seinen Vorteil verfolgte unter räuberischen Landsleuten oder fremdländischen Heiden und unter dem Haß und Neid anderer Kaufleute, die auf denselben Wegen fuhren, dem gedieh nicht wohlwollende Rücksicht auf den Vorteil anderer und Geduld bei der Konkurrenz seiner Genossen. Der Kaufmann des Mittelalters war im Geschäft ein sehr eigensüchtiger und harter Mann, der vor allem trachtete, sich allein die Früchte seiner Anstrengung zu sichern, durch Privilegien, die er kaufte, durch Feindschaft, die er gegen Mitbewerber aufregte, ja durch Bedrückung seiner eigenen Stadtbürger, denen er die Waren der Fremden nur durch seine Hand gewähren wollte. Wo seine eigene Kraft nicht ausreichte, band er sich mit Schwurgenossen, aber auch dieser Verband suchte zuerst Vorrecht und Privilegium und wußte seine Stadt oder einen Bund von Städten zu bestimmen, daß sie seine Handelsinteressen vertraten, Flotten rüsteten und Krieg führten, damit die Gesellschaft den besten Markt behielte. Und der Kaufmann sah wahrscheinlich gleichgültig auf Gewalttat und vergossenes Blut, wenn es seinem Geschäft Nutzen brachte.

Und doch hat dieser harte und abschließende Egoismus des Kaufmanns die europäische Völkerfamilie des Mittelalters zuerst aus Isolierung und Barbarei herausgehoben, er hat, wo er hinkam, überall höhere Kultur verbreitet, er hat die Räuber der Landstraße und die Räuber der See bekämpft, er hat das Beute- und Strandrecht im Binnenlande und an den Küsten durch Krieg und Verträge vernichtet, hat blühende Städte geschaffen an ödem Strande und auf unwirtlicher Heide, hat das Christentum und die Bildung seiner Zeit mit den Bedürfnissen, die er aufregte und befriedigte, in ferne Länder getragen, er hat zuerst die Völker der Erde zu einer großen Einheit verbunden, und er, der so gefügig gegen starke Übermacht und so unduldsam gegen seine deutschen Rivalen war, hat die Ehre seiner Nation, die Überlegenheit deutschen Wesens, ja sogar den Umfang und die Grenzen des Reiches bewacht und erweitert in einer Zeit, in der Kaiser, Fürsten und Ritterschaft nicht imstande waren, nach großer Politik zu handeln.

Denn dieselbe Tätigkeit des Kaufmanns, die so leicht selbstsüchtig macht, ist zugleich mehr als jede andere auf die Güte menschlicher Natur berechnet. Sie ist unmöglich ohne ein großartiges Vertrauen, das der Kaufmann anderen gewährt, nicht nur den Leuten, die er selbst im Dienste hat, auch den Fremden, nicht den Christen allein, auch Heiden. Die Redlichkeit, die eine eingegangene Verpflichtung völlig und ganz erfüllt, auch wenn sie einmal ein Opfer kostet, ist dem Handel in jedem Stadium seiner Entwicklung unentbehrlich; und gerade deshalb, weil der Handel Treue und Rechtschaffenheit im Verkehr zum besten Vorteil macht, schafft er gesunde und dauerhafte Verbindung der Menschen. Man staunt vor dem geschäftlichen Treiben des Mittelalters über die Größe des Vertrauens und die Festigkeit der Verbindungen in einer Zeit, wo das Pflichtgefühl so viel kleiner war als jetzt und die Begehrlichkeit so viel größer, wo Gut und Geld des Kaufmanns die poetische Sehnsucht von Millionen waren und die Aneignung fremden Gutes für ein kleines Unrecht, ja vielleicht für ein rühmliches Wagnis galt. Es ist wahr, der Kredit wurde nicht so leicht und sorglos bewilligt wie jetzt; wenn der Kaufmann in fremder Stadt verkaufte, so suchte er am liebsten Ware gegen Ware oder gegen bares Geld umzusetzen, und wenn er Kredit gab, forderte er eine Sicherheit in notarieller Urkunde, indem er das Geschäft in das Ratsbuch der Stadt eintragen ließ und von dem Käufer Bürgen verlangte; aber unter diesen vorsichtigen Formen bestand, trotz Argwohn und häufigem Betrug, als Regel doch ein gutes Vertrauen, daß der andere das geschlossene Geschäft, Handschlag und gemeinsamen Trunk ehren werde. Jeder ansehnlichen Stadt war vorteilhaft ihren Fabrikaten dadurch guten Absatz zu verschaffen, daß sie diese von sicheren Leuten prüfen und bezeichnen ließ, und der Ring, womit der Barchent von Ulm gezeichnet war, oder die Hausmarke eines großen flamländischen Webers galten auf allen Handelskontoren Europas als Gewähr für die Güte der Ware. Wenn das Schiff eines Hansen fremden Strand anlief, wo Heidenvölker wohnten und der Kaufherr das Wohlwollen eines Häuptlings gewann für den Tauschhandel, den er in einer Strandhütte einrichtete, dann mußte er dem Heiden Leib und Gut anvertrauen, und wenn er mit den Jägern und Zeidlern des Volkes eine Lieferung von Fellen, Wachs und Honig besprach für die nächste Schiffahrt, so mußten beide Teile ein ganzes Jahrlang die Zuversicht haben, daß der andere zur bestimmten Sommerzeit die Fahrt nach der Küste machen werde. Und überall, wo der Handel auf gebahnten Straßen ging, hatte dies geschäftliche Zutrauen sehr früh bestimmte Formen gewonnen. Die Geldanweisungen auf befreundete Häuser waren nirgends zu entbehren, seit dem Anfange des 15. Jahrhunderts wird auch die Übertragung dieser Anweisungen auf Dritte und die Bürgschaft Dritter durch angehängte Siegel in Deutschland gebräuchlich.

Die Kreuzzüge hatten zahllose Erfindungen und Genüsse des Südens

zu einem deutschen Bedürfnis gemacht, die Küsten des Mittelmeeres, der große Markt Konstantinopel und die Handelsstätte der Italiener waren dem bewanderten Deutschen vertrauter als manche Landschaften des römischen Reiches, Wagelust und Unternehmungsgeist waren hoch gesteigert. Von den Kreuzzügen beginnt der großartige Aufschwung des deutschen Verkehrs.

Bis zur Gegenwart hat der deutsche Handel — das Kulturverhältnis der Zeiten gerechnet — die Höhe, zu der er im letzten Jahrhundert vor der Reformation erblüht war, nicht wieder erreicht, fast der gesamte Landhandel nach der Welt des Ostens und beide Nordmeere bis über die holländische Küste standen damals unter Herrschaft des deutschen Kaufmanns, der in den großen Marktstädten Mitteldeutschlands, in Magdeburg und Erfurt, in Halle und Leipzig, die Waren des Nordens und Südens tauschte.

Aber auf keinem Gebiet irdischer Interessen wird der Unterschied zwischen Oberdeutschen und Niederdeutschen so bemerkbar, als in der Tätigkeit, welche nationale Schranken mehr als jede andere durchbricht. Mittelmeer und Nordmeer, Landhandel und Seehandel, Fabrikant und Kaufmann, Goldwährung und Silberwährung stehn im Verkehr der Ober- und Niederdeutschen gegeneinander. Die großen Binnenmärkte Ulm, Augsburg, Nürnberg, Basel, Straßburg, Mainz, Regensburg, Frankfurt kaufen zumeist von Gegenden, in denen der Himmel milder, der Verkehr reicher entwickelt, die Kultur älter ist, bei ihnen gewinnt der Handel zuerst fast moderne Formen in fester Verbindung mit großen fremdländischen Geschäften; dort zieht mit Waren und zierlicher Arbeit des Südens auch Kunstgeschmack, einige Wissenschaft und verfeinerter Lebensgenuß in das Land, der süddeutsche Kaufmann läßt einen Sohn oder Verwandten in Italien oder Frankreich Recht und Medizin studieren, und der gelehrte Jurist, der Arzt und Apotheker werden zu den Patriziern der Stadt gerechnet; der Kaufmann ist oft selbst Weber, und auf der Fabrikation der verschiedenen Stoffe, welche die Innungen seiner Stadt in besonderer Güte verfertigen, beruht die Größe seines Geschäfts. Ein Nürnberger Geschlechter richtet 1390 die erste Papierfabrik in Deutschland ein, ein anderer zu Mainz erfindet fünfzig Jahre später die Kunst, dies Papier zu bedrucken. Durch viele geschäftliche Verbindungen sind die hochdeutschen Kaufleute mit großen Fürsten oder dem Königshofe vertraut und erhalten ein persönliches und Parteiinteresse bei den inneren Händeln des Reiches. Die französischen Moden, die schon damals den feinen Mann beherrschen, werden zuerst von den Geschlechtern aufgenommen, und ebenso wie das Rittertum in Süddeutschland sich höfischer entwickelt hat, so zeigen auch die reichen Stadtbürger ein modisches und zuweilen fremdländisches Wesen. Jede Stadt im Süden hat ferner so eigentümliche Handelsinteressen, daß sie denen ihrer Nachbarn fast immer abgeneigt oder gefährlich sind; die Städte vereinigen sich einmal zu Bünden, weil die Unsicherheit der

Landstraßen als gemeinsames Leiden gefühlt wird; aber es sind Verteidigungsbündnisse gegen Fürsten und Vasallen, nicht Verträge zu gemeinsamem Handel, und sie haben geringe Dauer, jede Stadt erstarkt für sich allein, in bewußtem Gegensatz zu den andern.

Weit anders da, wo die niederdeutsche Sprache altheimisch oder durch sächsische Kolonisten eingebürgert ist. Dort bleibt bis tief in das Land in der Altmark, in Westfalen, in dem großen Köln das Interesse vorzugsweise nach den Nordmeeren gerichtet, der lohnendste Handel wird zu Schiffe geführt, auch die Kaufleute kleinerer Landstädte beteiligen sich als Reeder und Befrachtende an der Seefahrt. Der Kaufmann und seine Diener sind lange Zeit selbst die Reisenden, sie sind vorzugsweise die Städtegründer, bewaffnete Kämpfer vom Schiffsbord, oft wagelustige Abenteurer, die Haus und Heimat leicht mit der Fremde vertauschen. Viel altertümliche und rauhe Sitte erhält sich im Verkehr mit Nordmannen und Heiden. Auch der niederdeutsche Kaufmann ist Fabrikant, zumal am Unterrhein wurzelt das früheste Gedeihen des Seehandels auf dem Export heimischer Arbeiten; aber in den größten Städten der Sachsen ist die Fabrikation weit weniger wichtig als die Lebensmittel, Rohstoffe und Waren der Fremde. Und der Gewinn dieser Waren ist mit Wagnis und Gefahr verbunden, welche die stärkste Manneskraft in Anspruch nehmen und einen trotzigen, herrischen und ehernen Willen aufziehen. Die große Verbindung der Hansa reicht fast genau soweit als die niederdeutsche Sprache, sie ist eine Verbindung vieler Städte zu gemeinsamem Handel in der Fremde, nicht zur Verteidigung, sondern zur Eroberung.

Ein Unterschied war auch in der Geldwährung. Wer damals Kaufmannschaft trieb, mußte geübt sein, den Wert des Geldes zu berechnen. Der Zerfall des Reiches wurde jedem bemerkbar, der bei einer Reise das Silbergeld der verschiedenen Landschaften und Städte betrachtete. Die Kaiser hatten ihr altes Münzrecht von Reichsstädten und Landesherren verkauft, die Landesherren wieder ihren größeren Landstädten, es kam vor, daß eine größere Stadt die Münze in einer kleineren erworben hatte. Das Münzamt war an vielen Orten in erblichen Besitz reicher Familien gekommen, die zahllosen Münzstätten, die Verschiedenheiten der Metallgewichte, die zugrunde lagen, die Mannigfaltigkeit der alten Namen und Werte an stadtüblichen Verkehrsmünzen hätten hingereicht, die größte Ungleichheit hervorzubringen, der Eigennutz tat das übrige. Da schlechter ausgebrachte Münze immer die bessere einer Landschaft verdrängte, so wurden auch gewissenhafte Stadtgemeinden gezwungen, allmählich schlechter an Schrot und Korn zu prägen; war die Verwirrung zu groß geworden, dann wurde wohl einmal ein untreuer Münzmeister beim Kopf genommen, oder wenn der vornehme Mann verstand, die Schande auf einen seiner Knechte abzuleiten, ein Münzknecht verbrannt. Oder es wurden neue Bestimmungen getroffen und ein neuer Münzfuß eingeführt, der sich ebensowenig behauptete. Es

war der beste Vorteil des Großhandels, daß er nach verhältnismäßig fester Goldwährung rechnete. Grundlage war für Mitteleuropa die kölnische Mark gewesen, nach ihr hatten zuerst die Florentiner ihren Gulden geschlagen, darauf die Venetianer ihren Dukaten, dann Ungarn, Böhmen, die rheinischen Kirchenfürsten ihren Gulden. Auch bei diesen Goldstücken stand Schrot und Korn nicht ganz fest, doch waren sie im Durchschnitt bis nach 1400 dem Goldwert unseres Dukaten fast gleich. Aber das Silber hatte damals im Verhältnis zum Golde etwa ein Drittteil höheren Wert als jetzt (1 Pfund Gold damals gleich etwa 11 Pfund Silber).

Mit dieser Goldwährung handelte der hochdeutsche Kaufmann fast über die ganze bekannte Erde: die Fische des Asowschen Meeres bezog er über Lemberg, feine Rüstungen und kostbare Seidenstoffe aus Konstantinopel, Perlen, zyprische Weine, Gold- und Silberwaren über Venedig und Genua, die zahllosen Produkte der Mittelmeerländer, Öl, Mandeln und Reis, Feigen und Rosinen, nicht nur über Italien, auch aus Barcelona über Avignon. Und er tauschte die Waren des Südens und die Arbeiten der heimischen Schmiede und Goldarbeiter zu Brügge und Maastricht mit seinen Wollstoffen aus Flandern.

Auch dem Kaufmann der Hansa diente die Goldwährung, wenn er seine Schiffe nach Portugal oder an die französische Westküste sandte, und wenn er sich mit seinen Handelsfreunden am Rhein und in Süddeutschland berechnete. Aber der größte Teil seiner Geschäfte wurde mit Silber gemacht, das Pfund und die Mark, ursprünglich ein halbes Pfund Silber, waren zu Rechnungsmünzen geworden, deren Wert fast in jeder Stadt und jedem Jahrzehnt ein anderer wurde. Dem Hansen machte die unablässige Verschlechterung des Geldes viel zu schaffen, sie brachte in seinen Handel den größten, fast unberechenbaren Gewinn und Verlust, denn in jeder Stadt war der Kurs fremden Silbergeldes ein anderer, häufig wechselnder; aber er konnte die kleinen Silberstücke bei seinem Verkehr mit armen Völkern nicht entbehren, und er kaufte in seinem Kontor zu Nowgorod Pelzwerk, Wachs, Häute des Ostens, in Gotland die Fische und Felle des Nordens, und verkaufte in seinem Stahlhofe in London Getreide, weiße Falken, Hermelin, Heringe und Seehundspeck aus der Ostsee gegen Pfund, Mark und Schillinge.

So allmählich entstand der Bund der Hansastädte, daß wir seinen Anfang gar nicht wissen; auch der Name erscheint gelegentlich, er bezeichnet ursprünglich ebenso wie das Wort Innung, die Steuer, die sich die Genossen auflegten. Zuerst verbanden sich einzelne Städte am Niederrhein und wieder an der West- und Ostsee zu gemeinsamer Verfolgung ihres Vorteils in England, auf Gotland, am Ilmensee, andere schlossen sich allmählich an, lange banden sich kleinere Gruppen durch Verträge, bis die Bünde im Westen und Osten zusammenflossen. Doch nicht jede größere Stadt schloß jeden wichtigen Vertrag; in den ältesten

Freibriefen, den fremde Könige den Hansen zuteilten, fehlten bald Hamburg, bald Bremen.

Auch innerhalb des Hansabundes bestanden dauernde Gegensätze, außer den landschaftlichen die größeren zwischen dem Handel des Niederrheins, der vorzugsweise auf den Fabrikaten der Landschaft beruhte, und zwischen den Interessen der wendischen und preußischen Städte, die vorzugsweise Kaufmannschaft durch Einfuhr und Ausfuhr fremder Waren trieben. Von Köln und seinen Nachbarn begann die Hansa, aber die wendischen Seeplätze erhielten das Übergewicht, das junge Lübeck wurde Haupt, und die Kölner verharrten im Bunde in einer stolzen Opposition und erregten die Unzufriedenheit der anderen durch eigenmächtigen und herrischen Abschluß von Verträgen, in denen sie Begünstigung vor den Bundesgenossen suchten.

So hatten seit zwei Jahrhunderten Verbindungen der Hansen in vielen Fällen bestanden, bis 1367 zu Köln die Städte einen großen Bund gegen König Waldemar von Dänemark schlossen und drei Jahre ihren glorreichsten Krieg führten. Seitdem gaben sie sich eine Ordnung und teilten den Bund in Quartiere*). Aber auch von da wechselte die Zahl der Mitglieder unablässig, kleinere Städte schieden aus, neue, die heraufkamen, traten ein, zuweilen geriet eine Stadt oder eine ganze Gruppe derselben wegen Unfügsamkeit und weil sie in eigenem Interesse gegen den Bund gearbeitet hatten, mit den andern in Zwist, einzelne wurden wohl gar auf eine Zeit ausgeschlossen, z. B. Bremen; ein andermal verweigerte eine ganze Gruppe die Teilnahme an den wichtigsten Maßregeln, Kriegen und Verträgen, dann sandten nur die eifrigen ihre Flotte in See oder erwarben Privilegien für sich. Daß der Bund nicht festeren Zusammenhalt hatte, war natürlich, die Städte lagen von Osten nach Westen auf einem Terrain zerstreut, das von Reval bis über die Schelde reichte; ihre Lebensinteressen waren in der Tat oft in unsühnbarem Widerspruch, was dem Kaufmann in Riga oder Danzig, in Wisby oder Bergen wohltat, das war für Köln oder das deutsche Kontor zu Brügge von größtem Schaden. Nicht die inneren Zwistigkeiten sind auffallend, sondern daß trotzdem Stadtgemeinden und Kontore durch mehr als drei Jahrhunderte immer wieder zusammenhielten und nicht selten ihren Vorteil der Allgemeinheit zum Opfer brachten. Und sie waren schlimm daran, denn die Gegner betrachteten sie als einigen Bund und suchten Rache für den Nachteil, den ihnen eine einzelne Stadt zugefügt hatte, an dem Handel aller Bundesglieder;

*) Die Einteilung in vier Quartiere: ein wendisches, Vorort Lübeck (dazu auch Bremen und Hamburg), ein rheinisches, Vorort Köln (dazu Städte von Westfalen, Geldern, Oberyssel), ein sächsisches, Vorort Magdeburg, später Braunschweig, und ein preußisches (die Handelsstädte Preußens und Livlands), Vorort Thorn, später Danzig, im ganzen ein Bund von etwa 80 Städten, scheint erst im 16. Jahrhundert konsequent durchgeführt. In der Blütezeit der Hansa sind nur die Gruppen der wendischen Städte bald mit bald ohne die Nordseehäfen, und die Gruppe der preußischen und livischen Städte festgeschlossene Abteilungen der großen Hansa.

wenn ein Seeräuber in Wismar französische Waren verkauft hatte, wurden von den Franzosen zur Vergeltung Bremer oder Kölner Warenballen konfisziert. Jeder Hanse wurde gefährdet durch jede Ungebühr, die einer beging, und doch war es schwer, von den Bundesstädten Hilfe und Genugtuung für den erlittenen Schaden zu erhalten.

Wir sehen jetzt aus einem weit anders geformten Staatsleben mit Befremden auf solche Inkonsequenzen in einer alten Genossenschaft, aber alle politischen Verbindungen des Mittelalters zeigen genau dieselben Widersprüche: Städte, die gegen ihren Landesherrn vorsichtig die Tore schließen, Landesherren, die sich um König und Reichstag gar nicht kümmern, Vasallen und Stadtbürger, die durch Schwur ihrem Herrn oder ihrer Stadt und gleichzeitig deren Feinden verpflichtet sind, ein deutsches Kaisertum, das nie die Hansa anerkannt, noch weniger ihr Verhältnis zu anderen Reichsgewalten geregelt hat. Zu einem Bunde, der Wohlstand und Kultur Deutschlands durch zwei Jahrhunderte mehr gefördert hat als irgendeine andere Macht des Reiches, hatten die obersten Gebieter desselben Reiches gar kein Verhältnis, ja ihre Politik war in der Regel den Hansen feindlich, und der Kaiser oft in Freundschaft und Bündnis mit den Königen, die mit Flotte und Heer gegen die Städte des Reiches ausgezogen waren. Noch Karl V. hatte durch seine Dekrete eifrig den Handel seiner burgundischen und niederländischen Städte gegen die Städte seines deutschen Reiches vertreten. Es ist überall ein unfertiges Staatsleben, und das letzte Resultat dieser Zeit ist das allmähliche Heraufkommen des fürstlichen Staates, der die Städte mit harter Hand seinem Willen unterwirft und sie zwingt, seinem eigenen Vorteil zu dienen, aus dem allmählich nach Siechtum und Schwächen der gemeinsame Vorteil des gesamten Volkes wird.

Die Größe und Macht der Hansa ruhte meist auf dem Handel ihrer Osterlinge, der Ostseehändler. Denn damals war die Ostsee der große Fischbehälter Europas; der Dorsch und seine Verwandten wälzten sich haufenweis in die ausgeworfenen Netze, der Hering kam alljährlich in ungeheuren Wanderzügen durch den Nordsund, an den Flußmündungen wimmelten der Lachs und der Aal unter den Booten der Slawendörfer. Auch der Wal, der Schrecken der Schiffer, warf häufig seine Wasserstrahlen, und reihenweise lagen die runden Leiber der Robben am Strande. Den Heiden war eine menschenfreundliche Göttin Beschützerin des stummen Seevolks gewesen, für die Christen übernahm die Jungfrau Maria dieses Amt. Lange vor Ankunft des Deutschen Ordens in Preußen nahm man an, daß sie Gebieterin dieser Strandlandschaften sei, wie ihr Sohn Oberlehnsherr des Gelobten Landes; Papst Innozenz III. versprach 1213 dem Bischof von Riga, für das Land der Mutter nicht weniger zu sorgen als für das des Sohnes. Und es wird zweifelhaft bleiben, ob die Heilige die Germanisierung der Ostseeküsten vollendet habe als Patronin der wilden Kreuzheere und

der reisigen Ordensbrüder, oder in friedlicherer Tätigkeit als Regentin der deutschen Fischerei und der Wanderfahrten des Herings. Denn die politische Geschichte der Ostsee ist unleugbar zum großen Teil durch die geselligen Neigungen des Herings gerichtet worden.

Bis zum Ende des 12. Jahrhunderts fuhr der Fisch längs der Küste von Pommern in so dichten Massen, daß man im Sommer nur den Korb in das Meer zu tauchen hatte, um ihn gefüllt herauszuziehen. Damals wuchsen die wendischen Seestädte, vor anderen Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund, Greifswald mit märchenhafter Schnelligkeit zu hohem Wohlstand herauf. Im 13. Jahrhundert verlegte der Fisch seine Seewege und strich längs der flachen Küste von Schonen und dem norwegischen Ufer. Sogleich eilten alle seetüchtigen Völker in sein Fahrwasser und die deutschen Hansen kämpften um seinetwillen blutige und siegreiche Kriege mit den Dänen, den Herren des Nordstrandes, mit Engländern, Schotten und Holländern, sie brachen den dänischen Königen ihre festen Schlösser, besetzten ihre Inseln, vertrieben und erschlugen die Seefahrer anderer Nationen an fremdem Strand und behaupteten durch Jahrhunderte die Herrschaft auf Gotland, Schonen und Bergen. Das wurde die große Zeit der deutschen Hansa. Nach 1400 aber, in derselben Zeit, wo die Gnade der himmlischen Helferin sich von dem deutschen Ordensheer in der Schlacht bei Tannenberg abwandte, wurden die Familiengefühle des Herings von der Ostsee ab an die holländische Küste geleitet. Seitdem wurden die holländischen Städte reich und den erstarkten Hansen verminderte sich der Erwerb, dem sie ihren ersten Wohlstand verdankten.

Auf dem Lande wußte der Kaufmann der Hansa sich seit dem 13. Jahrhundert ritterlich zu halten, er verstand im Spiel des Schildbaums oder der Tafelrunde seinen Speer regelrecht zu verstechen. Gern zeigte er seinen Wohlstand durch stattliche Kleidung, kostbaren Pelzrock und bunte Farben, die ihm der Schildbürtige nicht gönnen wollte, er trug das Schwert oder lange Messer an der Seite und seinen Kaufmannsgurt, diesen von anderer Form als der Ritter, aber reich verziert, daran die schöngeformte Geldtasche und seinen Siegelring, worein das wichtige Zeichen seines Geschäftes, die Hausmarke, gegraben war. Denn auch er war des Schreibens nicht immer mächtig und bestätigte durch dieselbe Marke, die von den Fässern und Ballen her in Florenz und Lissabon, in London und Nowgorod wohl bekannt war, die Urkunden, die er durch den Schreiber ausstellen ließ, seine Geldanweisungen und die Bürgschaft, die er bei den Anweisungen anderer übernommen hatte.

Aber derselbe Mann trug auch die Friesjacke des Schiffers und das Kettenhemd eines Wappners zur See. Denn er fuhr als Reeder seines guten Schiffes, oder auch als Schiffer einer städtischen Kogge durch alle bekannten Meere. Nicht nur in den Kreuzzügen segelten die Schiffe des Hansen bis in die letzten Buchten des Mittelmeeres, auch um

Handelschaft unternahm er Reisen an die Küsten von Sizilien und wieder bis hinauf nach Island, und wegen eines Gelübdes die Pilgerfahrt nach Compostela.

Die Kogge, in der er fuhr, war nach anderem Prinzip gebaut als die antiken Schiffe des Mittelmeeres; während dort die Formen der Galeere in langen schmalen Fahrzeugen mit niedrigem Bord dauerten, war das häufigste Schiff der Nordmeere die vergrößerte Slupe, ein rundbauchiges Fahrzeug mit starkem Kiel, mächtigen Steven und hohem Bord, der nach beiden Enden stark aufsprang, mit eingehaktem Steuer, das durch eine Pinne bewegt wurde, mit hochgewölbtem, rundlichem Bug und steilem Bugspriet und mit einem starken hohen Mast in der Mitte. Wurde ein großes Schiff zu Krieg gerüstet, dann wurde im 13. Jahrhundert auf Back und Schanze, über Bugspriet und Steuer ein Gerüst gezimmert, darauf eine Plattform mit hölzernen Zinnen für die Schützen und für eine Standarmbrust oder Wurfmaschine. Auch der Mastkorb hatte steuerwärts einen Ausbau mit Zinnen. Und die Fahrzeuge müssen nicht klein gewesen sein, das Dänenschiff, das im Jahre 1234 von den Lübeckern erstiegen wurde, soll 400 Gewappnete enthalten haben. Allmählich nahm das Kriegsgerüst auf Back und Schanze die Form kleiner Türme an, endlich wurde im 15. Jahrhundert auf beiden Enden der Schiffsbord erhöht um ein oder zwei Halbdecke, das Vor- und Hinterkastell. Aus dieser Zeit sind viele Namen der verschiedenen Seeschiffe überliefert, die Erfindungen aller Völker wurden in den Nordmeeren heimisch. Jedes schwere Schiff hieß damals „Holk", eine bestimmte Form desselben war das „Kravel" (Karavelle); es scheint Briggtakelage gehabt zu haben und etwa den Tonnengehalt einer kleinen Fregatte unserer Zeit. Da die Schiffslänge im Verhältnis zur Breite etwas geringer war als jetzt, blieb der Hauptmast während des ganzen Mittelalters der wesentlichste Teil der Takelage. Der Focke, Fockmast, und der — spätere — Besanmast standen näher am Hauptmast als jetzt, beide schräg von ihm geneigt, weit schwächer und niedriger, sie sehen auf den allerdings späten Abbildungen aus wie eingesetzte Stengen. Die Konvoischiffe, welche die Handelsflotte geleiteten, Orlogschiffe oder Friedenskoggen (Geleitschiffe) genannt, führten Büchsen und Bliden (Standschleudern) und außer der seemännischen Bemannung noch Wappner, in Danzig um 1400 gewöhnlich vierzig bis siebzig Mann*).

*) Die alte Rüstung des hansischen Kriegsschiffes zeigt das Siegel der Stadt Danzig von 1299, abgeb. in Weinrichs Chronik, herausg. von Th. Hirsch und F. A. Voßberg. — Aus späterer Zeit werden ebenda folgende Schiffsmaße angeführt:

Kravel. 1462, „Peter von Rechelle", französ. Schiff: Decklänge 25 Faden, Deckbreite zwischen den äußersten Barkhölzern 21 Ellen und 3 Fingerbreiten. Bemannung (durch Danzig) 350—400 Mann.

Galeide (Goelette), 1473, „St. Thomas", engl. Schiff: 23 Faden, Mast doppeltes Vorkastell, „Focke" und „Mast".

Die technische Leitung des Fahrzeuges hatte der Schiffer, unter ihm standen Steuermanne, Zimmermanne, Schiffsmanne, Bootsmanne, Putken, zusammen die Schiffskinder genannt, und gegen Löhnung, „Heuer", angenommen. Außerdem wurden zu Kriegsreisen freie Söldner, „die Ruter", geworben, diese gern auf einen Beuteanteil. Sie waren die Landsknechte der See, verwegene, aber aufsässige Gesellen, mit denen schwer auszukommen war.

Selten wagte sich das Schiff zu weiter Fahrt allein in die See. Da die Zeit der Ausfahrt für viele Reisen geboten war, sammelten sich die Schiffe einer Stadt oder Landschaft, große und kleine, leicht zu einer Flotte. Nie war man sicher, ob fremde Herrscher gerade mit einer entfernten Stadt der Hansen in Zwist gekommen waren und erlittenes Unrecht rächen wollten. Dann gab es überall „Auslieger", Kaperschiffe der Deutschen und fremder Völker, deren Bemannung aus harten Seevögeln bestand und keine besondere Achtung vor Verträgen und Seerecht erwies. Zumal die Besitzer von Strandburgen waren geneigt, ihre Gewohnheiten von der Landstraße auf die See überzutragen; konnte doch noch 1491 Herzog Friedrich von Holstein sich nicht versagen, ein Kravel auszurüsten und auf einer Fahrt durch den Sund in die Westsee alles zu kapern, was ihm vorkam. Endlich blieben die Seeräuber vom Handwerk eine untilgbare Plage. Hinten in der Ostsee wirtschafteten finnische und slawische Seediebe. Seit 1390 war die Genossenschaft der deutschen Vitalienbrüder zuerst der Schrecken der Dänen, bald aller Kauffahrer. Den Städten Rostock und Wismar wurde nachgesagt, daß sie durch ihre Kaperbriefe das Unwesen großgezogen hätten. Verwegene Gesellen der deutschen Küste, auch Herren vom Adel, hatten sich zu gleicher Teilung der Beute zusammengeschworen, sie hatten die Insel Gotland erobert, auf der schwedischen und norwegischen Küste Land und Burgen besetzt, sie fanden Unterschlupf bei Landesherren, ja sie wagten ihre geraubten Waren sogar in Hansestädten zu verkaufen — ihre wilde Verwegenheit, einzelne Züge von ritterlichem Stolz und blutige Taten erhielten durch fünfzig Jahre die ganze Seeküste von Reval bis zur biskayischen Bucht in Aufregung. Es kostete den Hansen, dem Orden und den Dänen viele Mühe, diese Freibeuter zu dämpfen, und lange sangen die Leute an der See von Storkebecker und Godeke Michael, wie sie am Bord ihrer Schiffe geraubten Wein tranken, als die Schiffe der Hamburger in Sicht kamen, wie die „bunte Kuh" von Flandern, das Hauptschiff der Hamburger,

---

Kravel, 1488, Danziger Schiff: Kiel 55 Ellen, Decklänge 23 Faden, Deckbreite 22 Ellen, Bemannung 200 Mann.

Kravel, 1488, Danziger Schiff: Kiel 36 Ellen, mit „Facke" und „Mast".

Mast und Deck erhielten, wie es scheint, gleiche Länge. Von Segeln wird das Schönfahrsegel und Facksegel erwähnt. — Wir wissen zurzeit weniger von der Schiffahrt unserer deutschen Ahnen, als sich ziemt. Der Untersuchung durch einen Sachkundigen würde es nicht an Material fehlen.

den Räubern das Vorkastell entzwei lief, wie die gefangenen Räuber sich beim Rat ausbaten, in ihrem besten Gewande den Trauerberg hinaufzugehen und von Pfeifern und Trommlern geleitet wurden, und wie der scharfe Richter in seinen geschnürten Schuhen bis an die Enkel im Blute stand.

Wie die Deutschen bei jeder gefährlichen Unternehmung taten, banden sich auch die Seefahrer durch Eidschwur zu einer Genossenschaft für treues Ausharren, gegenseitige Hilfe, Gehorsam gegen das Seerecht und zuweilen für gleichen Anteil am Gewinn. Durch solchen Eid band sich um das Jahr 1040 jene Gesellschaft von Friesen, die waglustig von der Weser gegen den Nordpol ausfuhr, um zu erkunden, ob es wahr sei, daß dorthinaus gar kein Land liege, und die im Norden Islands die Schrecken des Polarmeeres erlebte. Und nach demselben Brauch versammelte noch 500 Jahre später der norddeutsche Schiffer Kriegsleute, Kinder und Reisende, sobald das Schiff einen halben Seeweg gefahren war, und sprach: „Wir sind Gott und Wind und Wellen übergeben, darum soll jetzt einer dem andern gleich sein. Und da wir von schnellen Sturmwinden, ungeheuren Wogen, Seeraub und anderer Gefahr umringt sind, kann unsere Reise ohne steife Ordnung nicht vollbracht werden. Deshalb beginnen wir mit Gebet und Gesang um guten Wind und glückliche Ausfahrt, und besetzen nach Seerecht die Schöffenstellen, damit ehrliches Gericht sei." Darauf ernannte er mit Beistimmung des Volkes einen Vogt, vier Schöffen, einen Wachtmeister und Schreiber, einen Meistermann, der die Strafurteile vollzog, und einen Rackersmann mit zwei Knechten, der das Schiff rein hielt. Endlich wurde das Seerecht mit seinen Strafen verkündet: Niemand soll fluchen bei Gottes Namen, niemand den Teufel nennen, nicht das Gebet verschlafen, nicht mit Lichtern umgehn, nicht die Viktualien verwüsten, nicht dem Zapfer in sein Amt greifen, nicht nach Sonnenuntergang mit Würfel oder Karte spielen, nicht den Koch vexieren und nicht die Schiffsleute hindern, bei Geldstrafe. Wer auf der Wache schläft, wer binnen dem Schiffsbord Rumor anrichtet, der soll unter dem Kiel durchgezogen werden; wer an Bord seine Wehr entblößt, sie sei lang oder kurz, dem wird die Wehr durch die Hand an den Mastbaum geschlagen, daß er sich selbst die Wehr durch die Hand ziehen soll, wenn er loszukommen begehrt. Wer einen andern mit Unrecht verklagt, soll die doppelte Strafe der Schuld bezahlen; niemand soll sich am Meistermann rächen.

Bei stiller See wurde das Seerecht verkündet, darnach Gericht gehalten und gestraft. Nahte das Schiff am Ende seiner Fahrt dem Hafen auf einen halben Seeweg, so machte zuerst der Kielherr oder Schiffer seine Rechnung mit Passagieren, Rutern und Kindern, dann traten Vogt und Schöffen zusammen, und der Vogt dankte ab und sprach: „Was sich auf diesem Schiff zugetragen, das soll einer dem andern verzeihen, tot und ab sein lassen. Was wir geurteilt, das ist geschehen um

Gericht und Gerechtigkeit. Darum bitte ich jeden im Namen ehrlichen Gerichts, daß er die Feindschaft ablege, die er auf den andern geschöpft, und bei Salz und Brot einen Eid schwöre, der Sache im argen nicht wieder zu gedenken. Wer sich aber beschwert erachtet, der soll nach altem Brauch den Strandvogt anrufen und vor Sonnenuntergang das Urteil begehren." Darauf aß jeder Brot und Salz, einer verzieh dem andern, was geschehen war. Und landete man in dem Hafen, dann wurde eine Büchse abgebrannt und der Stock mit den Strafgeldern dem Strandvogt übergeben, damit er sie den Armen reiche.*)

Fuhr der Kaufmann in fremden Hafen ein, wo er mit Schiffen anderer Völker zusammentraf und doch nicht in dem Gesetz einer befreundeten Macht Schutz fand, so war er gar nicht sicher, ob die Fremden Freund oder Feind sein würden. Auch wenn Friede war zwischen seiner Stadt und dem Land des Fremden, konnte Erinnerung an frühere Gewalttat, an ein genommenes Schiff, das in der Flotte des Hansen wieder erkannt wurde, an gekaperte Warenballen und ähnlicher Zufall einen Angriff durch die Fremden verursachen, und das Recht des Strandes erwies sich nach verübter Gewalttat wahrscheinlich säumig und wirkungslos. Die Flotten der Hansen hatten alljährlich Veranlassung, an den Küsten westwärts diese Vorsicht zu üben. Am häufigsten in der Baye, einem Hafen der südlichen Bretagne, in der Bucht bei Bourgneuf, einer berühmten Station für die Flotten aller Nordseevölker, die dort ihre Faktoreien hatten und das berühmte grobkörnige Bayensalz, das für die beste Würze der Fische galt, gegen die Waren ihrer Stadt einkauschten. Dahin kamen auch die Südländer aus dem Mittelmeer und Spanien mit Wein, Südfrüchten und Seidenstoffen, es war großer Verkehr in den Sommermonaten, argwöhnisch hielt jede Nation ihren Teil des Strandes fest; entstand ein Zwist, dann suchte jede Partei sich zum Herrn des Marktes zu machen, indem sie die Schießhäuser daselbst besetzte; wollten die Streitenden sich vergleichen, so trafen sie, wie überall Brauch war, im Frieden des Klosters zusammen. Für alle Hansen der Ostsee war ein freudiges Ereignis, wenn ihre heimkehrende Bayenflotte glücklich den Sund passiert hatte.

Kam der Kaufmann mit dem guten Schiffe häufig an ein fremdes Ufer, wo er keine Ansiedlung oder einen Ort unter fremdem Gesetz fand, so war sein erstes Bestreben, sich von dem Herrn des Grundes eine Stätte zu gewinnen, wo er mit seinen Genossen nach Recht, Sitte und Glauben der Heimat leben durfte. Diesen Raum am Strand oder bei den Hütten eines Dorfes umgartete er mit einer Schranke, dort lud er seine Waren aus und band das Strandseil seiner Schiffe fest, dort galt für seine Genossen das Heimatrecht und die Ordnung, die er sich setzte.

*) Aus der Ostsee im 16. Jahrhundert, beschrieben in der Reise des Joh. Dav. Wunderer, abgedruckt in J. C. Fichard, Frankfurtisches Archiv II. S. 245.

Diese Gehege für sein Recht und seine Freiheit zimmerte der Hanse überall. Sogar wo er mit seinen Fischern nur auf Wochen landete. Am berühmtesten war sein Garten auf der Halbinsel Schonen, den er durch Blut und schwere Gewalttat erwarb und gegen alle Völker trotzig behauptete. Dort am Strande, zwischen den Schlössern Skanör und Falsterbo, hatten die Deutschen den Raum, wo ihr Recht galt und das Banner ihrer Städte wehte, durch eine Landwehr, Wassergräben und Pfahlwerk von dem dänischen Gebiet geschieden. Jede Stadt oder jeder Verband hatte auf dem kostbaren Grund eine nach Ruten gemessene Stelle, „die Vitte", jede war wieder durch hölzerne Pfähle mit dem Wappenzeichen begrenzt. Auf jeder Vitte standen die steinernen Häuser zum Räuchern und Salzen des Herings, die hölzernen Tavernen und Buden für Fischer und Handwerker, auf jeder galt das Recht ihrer Stadt, das durch einen angesehenen Bürger, der auf Jahre hingesandt wurde, verwaltet ward; die Oberaufsicht führte der Vogt von Lübeck, nur der Blutbann blieb dem Vogte des Königs von Dänemark. Alles war genau bestimmt, die Größe der Tonnen, die Länge der Fische, durch Merker wurde die Güte der Ware beaufsichtigt. Zwischen den Vitten lagen eine deutsche Kirche, ein Franziskanerkloster, in dem gestrandetes Gut unter dem Schutz der Gottesmutter geborgen wurde, und ein gemeinsamer Kirchhof. Verlassen lag der Strand den größten Teil des Jahres, nur die bewaffneten Wächter mit ihren Hunden wohnten daselbst. Aber zur Fangzeit zwischen Jakobi und Martini kamen, gleich endlosem Zug von Schwänen, die Flotten der Ost- und Westseehansen, dann füllte den Raum das Gewühl arbeitender Menschen, Tausende von Fischerschuten lagen mit ihren Netzen Tag und Nacht in der See, zum Nachtfang brannten Fackeln längs der ganzen Küste. Am Strand aber arbeiteten der Reepschläger (Seiler) und der Böttcher um die Fässer, und der Kaufmann legte seine Waren in der Holzbude auf. Und zwischen Bergen von Fischen, unter Salz und Rauch wurden die kostbarsten Waren des Festlandes, seidene Stoffe und Weine des Südens, niederländisches Tuch und Gewürze des Orients, wie auf großer Messe verkauft. Dreimal fuhren die eilig befrachteten Schiffe zur Heimat und wieder zum Strande zurück, mit dem Oktober endete plötzlich das bunte Leben an der nordischen Küste.

Suchte aber der Hanse eine neue Küste, um unter fremdem Volk mit den Waren seiner Kogge Tauschhandel zu versuchen, so wählte er nicht den Meeresstrand, sondern er fuhr wohl eine Tagefahrt durch die Mündung großer Flüsse stromauf, wo er ruhiges Wasser fand, dichtere Bevölkerung und besseren Schutz vor den Räubern, die von der See nach dem Strande spähten. War der Ort gastlich zu längerem Aufenthalt und lockte er zur Wiederkehr, so umschanzte er wieder die Stätte seines Rechts mit Graben, Pfahlwerk, Brücke, Tor, und wehrte jedem Fremden den freien Zugang. Lag der verstattete Grund zwischen den Häusern und dem Ortsrecht eines fremden Volkes, und war ihm

der Ankauf beschränkt, so baute er in der Umgartung nach der Weise seiner Heimat einen Hof und an diesen einen zweiten und dritten. Denn der Hof war den Deutschen seit uralter Zeit die Stätte, wo Recht gegeben und verwaltet wurde für die Umwohner. In dem deutschen Herrenhof hatten die Wohnhäuser und die Versammlungsräume: der Saal und Palast mit Scheunen und Stuben, einen freien Raum, umschlossen für die Geschäfte des Landbaus, für die Spielkämpfe der Hofmannen und für das Hofgericht; immer war das Leben des Hofes nach innen gekehrt, auf den freien Binnenraum öffneten sich die Gebäude, von der Landschaft trennte Mauer und Zaun. Auch in alten Städten waren solche Höfe erbaut, zuerst vielleicht von den Stadtherren und ihren Vögten, dann von reichen Bürgern. Und bei großem Meßverkehr waren diese Höfe Sammelorte für die Bürger derselben Stadt, die nach ihrer Ortsgewohnheit hausen wollten, oder Lagerplätze für gleichartige Waren, die einerlei Marktbrauch forderten; nach dem Hofraum mündeten auch hier die Warenlager und Keller, darüber waren die Zellen der Kaufleute, außerdem wohl ein Saal zu geselligem Verkehr. Gegen außen aber war der Stadthof durch Mauer und Tor abgesperrt.

Nach demselben Muster legte der Kaufmann in fremdem Land seine Höfe an als ummauerte Asyle seiner Waren und seines heimischen Brauches. Zu den ältesten Höfen in der Fremde gehört die Gildhalle des deutschen Kaufmanns in London, der berühmte Stahlhof an der Themse, (vor 1157) von den Kölnern gegründet, dann andern Städten des Reiches zu Mitbesitz eingeräumt. Wenig jünger war das Kontor des deutschen Kaufmanns zu Brügge, dem großen Zentralpunkt des kontinentalen Verkehrs. Noch älter die deutsche Ansiedlung auf der Insel Gotland, wo sich schwedische Goten und Deutsche in die Hauptstadt Wisby und den Besitz der Insel teilten. „Der deutsche Kaufmann von Gotland" rüstete Flotten, führte Kriege, schloß Verträge mit fremden Königen und vertrat herrisch das Interesse seines Platzes auch gegen die großen deutschen Handelsstädte. Gotländer und Deutsche gründeten im fernen Osten, wo der Wolchow aus dem Ilmensee strömt, in der Warägerstadt Nowgorod die hochummauerten Höfe St. Olafs und St. Peters. Kaufleute von Soest, Dortmund und Osnabrück waren unter den ersten Teilhabern dieser entfernten Handelskolonie; die Deutschen verdrängten dort, wie in Gotland selbst, die Nordmannen und wurden Alleinherrscher des Handels. Überall aber, wo der deutsche Kaufmann seine Kolonien, die Kontore, organisierte, erhielten diese ein selbständiges Leben, um so geregelter, je mehr deutsche Städte an dem Geschäfte ein Interesse hatten. In diesen Höfen und Kontoren zu Schutz und Zucht galt eherne Ordnung der Landsleute. Genau war der Raum verteilt. In Nowgorod lagen die Warenballen und Fässer sogar in der Kirche aufgestaut, und mit Mühe ward der Altar freigehalten. Die Anwesenden waren in Familien oder Tischgesellschaften gegliedert, ihrer

Würde nach in Meister, Gesellen und Kinder. Eine gemeinsame Trinkstube vereinte zu der Geselligkeit des Abends, dort hatte jeder seinen Platz an bestimmtem Tisch; wurde das Zeichen zur Nachtruhe gegeben, mußte jeder die enge Lagerstätte suchen. Auch der Verkehr mit den Fremdländischen außerhalb des Hofes war durch hartes Gesetz beschränkt, niemand durfte am Abend eine fremde Schenke besuchen, kein Fremder in den verschlossenen Raum dringen, sobald die wilden Hunde des Hofes von der Kette gelöst waren. Sogar die Zeit war fest bestimmt, die jeder im Hofe verweilen durfte. In Nowgorod war das Jahr zwischen die Sommerfahrer und Winterfahrer, die beide zur See kamen, geteilt, und die Landfahrer aus Preußen und Livland, die mit ihren Schlitten heranfuhren, mußten lange den Winterfahrern nachstehen und Plätze räumen, welche diese begehrten. In Bergen besaß der deutsche Kaufmann 21 Höfe, jeder war von dem andern durch Mauer und Zaun geschieden, jeder hatte seinen Namen und Schildzeichen und nach dem Strand eine Brücke, an der die Schiffe ihre Waren löschten, sie bildeten zusammen zwei Kirchspiele; einige daran liegende Gassen der Stadt waren von deutschen Handwerkern bewohnt, die Schuster hießen und mit dem Kaufmann eng verbunden waren. Die Höfe und die Schuster übten harte Tyrannei gegen die norwegischen Städter aus; als ein Vogt des Königs in ihre Rechte eingreifen wollte, erschlugen sie ihn und den Bischof im Kloster und steckten das Kloster an, und büßten die Untat dadurch, daß sie sich eine neue Kirche bauten. Dort mußte jeder, der in das Kontor trat, zehn Jahre Aufenthalt geloben; er durfte während dieser Zeit nicht heiraten, und kein Weib in den Hof führen*).

War aber das Geschäft in der Landschaft gewinnbringend und an leerer Stelle geschütztes Land zu erhalten, dann brachte der Kaufmann mit seiner Flotte auch Handwerker der Heimatstadt zu neuer Ansiedelung. Dann erwuchs an dem wilden Wasser des Stromes, neben Birkenhain und Rohrsumpf, auf Insel oder Landzunge eine neue Stadt mit Marktplatz, Kirche und dem Recht der Heimat.

Zu derselben Zeit, in der die Bremer auf ihren Schiffen in die Häfen des alten Phöniziens einfuhren, drangen sie auch in die Mündung der Düna. Damals erschien ihnen die Küste des Nebellandes, wie sie von den Nordmannen seit Urzeit genannt wurde, als neuentdecktes Gebiet, sie zogen gegen die Steinwürfe der Liven ihren Zaun und bauten darüber die Burg Uxhüll. Bei einer späteren Fahrt brachten sie christliche Bekehrer, halfen dem Missionswerk und wußten sich zu bewahren, wenn die Christenpriester von den Heiden erschlagen wurden.

*) Die lehrreiche Beschreibung, die Ludwig von Holberg 1753 nach norwegischen Aufzeichnungen früherer Jahrhunderte herausgab, schildert in der Hauptsache bereits eine Zeit des Verfalls, nicht ohne die Bitterkeit, die der Däne gegen die privilegierte Tyrannei des deutschen Kaufmanns empfand. Das Kontor bestand noch zu seiner Zeit als Schatten früherer Größe.

Sie führten endlich einen Probst ihres Doms heran und besetzten die ersten Bürgerhäuser der Stadt Riga, die der neue Bischof um 1200 baute, sie halfen ihm und dem Schwertorden die Burgen zimmern und behaupten, durch welche die Landschaft unterworfen wurde. Schon im Jahr 1220 lag das Land gebunden unter dreizehn Vesten. Die Bürger der deutschen Tochterstadt Riga aber wurden schnell mächtig durch großen Landbesitz von Dörfern und Burgen. Zweiunddreißig Jahre nach der Gründung wurde die Stadt vom Papst mit dem dritten Teil von Kurland belehnt.

Und als im Jahre 1219 Waldemar der Sieger noch weiter ostwärts auf der Stätte einer alten Burg der Esthen, Reval genannt, ein Dänenschloß anlegte, da waren es wieder deutsche Kaufleute und Innungsgenossen, welche die Mauern der Stadt füllten und später der Vereinigung mit den deutschen Kolonien in Livland froh waren. Und wieder hansische Händler besetzten im Jahr 1224 den Marktplatz am Embach, unter der zerstörten Räuberburg Dorpat, die vorher von zusammengelaufenem Volk, Russen und Heiden, für ihre Beutezüge benutzt worden war.

Während am livischen Strande die Bremer und Magdeburger ihre Märkte und Höfe umzäunten, fuhren die Lübecker in die Weichselmündung an die große Burg der slawischen Herzöge von Pommerellen. Neben den Schenken und den Hütten der Fischer, die Bernstein sammelten und Heringe räucherten, bauten sie einen Hof mit Palast um ihre Niederlagen, und erwarben 1273 das Stapelrecht für ihre Stadt Danzig. Sie sank bei der Besetzung Pommerellens durch den Orden in Trümmer, wurde aber sofort als Rechtstadt Danzig wieder gebaut. Unter der Ordensherrschaft lag sie neben einem slawischen Fischerdorf, dem Flecken Altstadt und der Neustadt des Ordens, bis sie im 15. Jahrhundert die Nachbarorte mit sich zu einer großen Gemeinde verband.

Nicht jeder Hof und nicht jede Stadt, die der deutsche Kaufmann gebaut, dauert bis zur Gegenwart als Kontor unseres Volkstums unter den Fremden, aber viele hundert Quadratmeilen sind durch seine helfende Arbeit mit unserer Kultur und Sprache und mit unserer Eigenart erfüllt, zum großen Teil völlig deutsches Land geworden. Alle Städte der Hansa haben dafür gefochten, gehandelt, ihre Koggen in die wilde Ferne gesendet, aber der größte Ruhm bleibt für jene Zeit den Mutterstädten Lübeck und Bremen, nach ihnen der guten Stadt Magdeburg.

Hier aber soll in kurzen Berichten der Zeitgenossen einiges von den Kämpfen und Fahrten der Hansen erzählt werden. Selten ist der Kaufmann wortreich, wo er berichtet; die Erzählung ihrer Chronisten wird erst am Ende des Mittelalters ausführlicher, darum nicht genauer, vollends nicht, seit die Schreiber den Livius gelesen haben und mit dem Behagen der Renaissancebildung Vergangenes künden, wie Reimar Kock und seine Zeitgenossen. Aber obgleich die kleinen

Bilder spärliches Detail bieten, ein wenig fördern sie doch das Urteil über Zustände, die uns sehr fremdartig geworden sind. Die Chroniken erzählen wie folgt:

1234. Die Seeschlacht bei Warnemünde*). — Zur Zeit da Graf Alf befreundet war mit dem König von Dänemark und über das Land zu Holstein Gewalt hatte, da vergaß er treuen Dienst, den ihm die von Lübeck bewiesen hatten, als sie ihm wieder in das Land halfen, und wollte die Lübecker aus ihrer Freiheit drängen. Des war der Dänenkönig froh, sie schworen sich zusammen, die Stadt zu verderben. Der König sandte da ein großes Heer zu Schiff in die Trave und kam mit des Grafen Hilfe auch dahin über Land mit einem andern großen Heer und baute über der Trave zwei starke Burgen; er ließ Koggen versenken vor dem Hafen und starke Ketten über die Trave schlagen. Als er da nicht mehr schaden konnte und wieder ins Land fuhr, da retteten sich die Bürger schnell, sie segelten kühn mit einer starken Kogge die Ketten entzwei und gruben lange die Wische aus gegenüber der Burg, die ward so tief, daß große Schiffe dahin fuhren ohne Hindernis.

Da der grimmige König sah, daß die kostbare Heerfahrt ihm wenig fromme, wurde sein Mut bitter. Er ließ sonderlich große Schiffe rüsten und gebot eine Heerfahrt dahin zu Wasser und zu Lande, noch viel größer als er vorher gemacht hatte. Die Schiffe alle kamen nach Femern, darunter waren acht Schiffe, größer als je auf der See gesehen waren, damit wollte er den Hafen damals stopfen. Die Bürger zu Lübeck vernahmen das bald. Ihr Tief hatten sie zum Teil aufgeräumt, sie legten nicht mehr als sechs große Schiffe mit gutem Zeuge wohlbemannt vor ihr Tief, die das bewahren sollten, daß des Königs Heer nicht hereinkam, wie es leider vorher hereingekommen war.

Da der König vernahm, daß die von Lübeck ihren Hafen und ihr Tief wehren wollten, fuhr er mit seinem Schiff vor die Warne, vielleicht weil er wähnte, daß sie mehr Helfer hätten, oder vielleicht um Sicherheit zu haben vor den wendischen Herren, die er oft bedroht hatte. Als die von Lübeck den König in der See wußten, überlegten sie sogleich, daß sie mit den Dänen in der See leichteren Streit hätten als in ihrem Hafen oder auf dem Lande, wo die Feinde mit Hilfe der Holsten stärker werden konnten. Sie nahmen zu Hilf den allmächtigen Gott und ihr Recht und zogen ihm mit kühnem Mute nach. Vor der Warne strikten sie mit ihm von der Prime bis zur Vesperzeit. Von den größten Schiffen gewannen sie vier, die verbrannten sie auf der Stelle, von den anderen Schiffen fuhren sie viele mit den Leuten auf den Grund des Meeres. Das allergrößte Schiff, worin mehr als 400 Mann mit vollen Waffen waren, das gewannen sie zuletzt mit großer Mühe, darin schlugen und fingen sie alles, was da war. Der König

*) Nach Detmars Chronik I. S. 113.

entfloh mit Not, das größte Schiff mit den Gefangenen brachten sie freudig in die Trave. Der König kriegte da von kleinem Volke Scham und Schande, größere als ihm vorher oder nachher auf der Ostsee geschah, auch suchte er seitdem die von Lübeck nicht mehr heim. So gab ihnen Gott den Segen, daß sie geblieben sind bei ihrer Freiheit.

1394. Schiffe von Wismar im Eise*). — Im Winter, als die Gesandtschaft an den König von Dänemark vergeblich geschehen war, kam die Zeitung an den Fürsten von Mecklenburg, daß der Stockholm hart von den Dänen belagert würde und die Bürger allda großen Hunger litten, und wenn sie nicht mit dem ersten entsetzt würden, müßten sie aus Not die Stadt übergeben. Dem zuvor zu kommen, wurden in dem Tief von Wismar acht große Schiffe ausgerüstet, diese wurden mit Korn, Mehl und anderen Lebensmitteln beladen und mit kühnen Männern besetzt, den Holm zu befreien. Es war aber mitten in dem Winter, da diese Schiffe abliefen; sie hatten einen Hauptmann mit Namen Meister Hugo. Die Dänen hatten auch einen Haufen Schiffe in See wegen der Vitalienbrüder und anderer, die den Dänen reichen Schaden tun wollten.

Da begab es sich, daß hastig ein starker Frost ankam, daß die Schiffe in der See einfroren und konnten nirgends hinkommen. Als nun der Hauptmann von Wismar sah, daß der Frost so heftig überhand nahm, da sprach er zu den Schiffern und anderen Kriegsleuten also: „Liebe Gesellen, ihr sehet, daß wir hier befroren liegen und dürfen uns nicht vermuten, daß so bald ein anderes Wetter einfallen wird, und ihr wißt, daß der Dänen Schiffe auch in See sind. Darum weiß ich gewiß, wenn dieser Frost bleibt, sie werden uns anfallen und sich mit uns versuchen; so haben sie einen großen Vorteil, daß sie aus ihrem Lande sich soviel verstärken können als sie wollen; deshalb ist besser, wir sehen vor ihrer Ankunft zu. Wollt ihr nun meinen Rat hören, so wollen wir unsere Schiffe so verwahren, daß wir sie vor den Dänen wohl behalten, wiewohl es Arbeit kosten will; dennoch, dieweil es so kalt ist, so ist es besser, daß wir was zu tun haben, als daß wir sonst zu Tod frieren. Sehet da," sprach er, „an dem Lande steht viel Holz, da wollen wir welche hinsenden, die sollen lange und große Bäume und Holz hauen und auf dem Eise mit geringer Arbeit an die Schiffe schaffen; die wollen wir auf beiden Seiten der Schiffe hinlegen und mit Wasser begießen, welches bald zufrieren wird, und unsern Schiffen einen Wall und Bollwerk geben. Laßt dann die Dänen kommen, so wollen wir sie erwarten."

Dieser Rat gefiel den andern allen wohl, sie holten die Bäume und zogen sie zu den Schiffen und begossen sie mit Wasser, und es ward so

*) Nach der Chronik des Reimar Kock, abgedruckt zu Detmars Chronik I S. 495. Der sagenhafte Bericht zeigt, wie in Volksmund und Lied die Erinnerung an Seeabenteuer dauerte.

ein gläserner Wall. Diese Arbeit war kaum vollbracht, so kamen die Dänen mit Haufen übers Eis und vermeinten die Schiffe zu erobern; aber wiewohl der Dänen wohl vier waren auf einen Wismarschen, so mußten sie doch mit großem Schaden davonziehen und die Schiffe bleiben lassen. Das verdroß die Dänen über die Maßen sehr, und dieweil sie gesehen hatten, daß sie vor dem Bollwerk an die Schiffe nicht schießen konnten, wollten sie eine Kriegsmaschine zurichten, welche man nennt eine Katze, und liefen in das Holz, wo die Wismarschen die Bäume gehauen hatten. Der Hauptmann von Wismar, Meister Hugo, erkannte bald ihre Anschläge, und ließ in der Nacht um die Schiffe große Wunen hauen und die Eisschollen ließ er unterdrücken. Nicht lange darauf kamen die Dänen mit ihrem Volke und bedachten nicht, daß die Wismarschen geeist hatten, denn es war oben wieder zugefroren, und kamen mit großem Ungestüm und Hast und meinten jetzt die Schiffe zu gewinnen, denn es verdroß sie, daß sie vormals mit Schande zurückweichen mußten. Aber es ist ein alt Sprichwort: Große Eile gibt selten gute Weile. So ging es den Dänen diesmal auch, denn sie fielen zu Haufen in das Wasser und der eine drängte dem andern nach, so daß mehrere den Tag ertranken. Zu diesem Schaden mußten sie noch Spott haben, denn die auf den Wismarschen Schiffen waren, riefen: Kaiz, Kaiz, Kaiz! So pflegt man zu rufen, wenn man die Katzen jagt.

So erhielten die Wismarschen ihre acht Schiffe durch List und Gewalt, bis Gott ein ander Wetter gab, daß das Eis verging, da liefen sie nach dem Holm und entsetzten die Stadt.

1427. Die Schlacht im Norsund*). Die sechs Seestädte Lübeck, Hamburg, Stralsund, Rostock, Wismar und Lüneburg wollten sich versuchen gegen den König von Dänemark und sammelten in großen Hauptschiffen und anderen kleinen Schiffen, Snikken und Barsen über 8000 Mann, wohl versehen mit Waffen, Geschoß und allem Rüstzeug, was zum Streit gehöret. Als die Schiffe allzumal wohl viktualiert waren, da schickte jede Stadt ihre Hauptleute auf ihre Schiffe, die das Volk regieren sollten, aber über alle Hauptleute ward mit Vollmacht der Städte gesetzt ein Oberhauptmann, der war genannt Herr Tidemann Steen, Ratmann zu Lübeck, und damit er desto treulicher der Flotte vorstände, machte der Rat von Lübeck ihn zu einem Bürgermeister. Und befahl ihm ernstlich, im Namen aller Städte, daß er in den Sund segelte und aus keiner Ursache eher daraus schiede, als bis die Bayenflotte durchgekommen wäre. Als dies zumal wohl bestellt war, segelten die Schiffe alle in den Norsund vor einem guten Winde. Gott vom Himmel gab der Flotte Gnade und stillte ihr Wetter und Wind und gab ihr ihre Feinde in ihre Hand, so daß nicht einer davon gekommen wäre, wenn sie gewollt hätte.

---

*) Nach der Chronik des Rufus zu Detmar II. S 553; ein Satz aus Detmar II. S. 40 ergänzt.

Da die sechs Städte in den Sund gekommen waren, schauten sie vor Kopenhagen ihre Feinde vor sich in stolzen Schiffen. Der Städte Schiffe aber waren hochbordig und wohl für das Gefecht gebaut, und sahen zu den Schiffen der Dänen aus wie Kirche gegen Klause. Beide Flotten schienen auch in der Sonne wie zwei Berge von klarem Silber. Als die Dänen die Städte kommen sahen, hatten sie im Herzen des Streites Begehr, sie hißten ihre Segel zur Höhe und drehten auf ihre Feinde zu. Da das der Bürgermeister von Hamburg, Herr Heine Hoyer, sah, strich er schnell an die von Lübeck und sprach: „Die Feinde kommen uns unter Augen, was ratet ihr, daß wir beginnen?" Da sagte der oberste Hauptmann, Herr Tidemann Steen: „Wir wollen daran, in Gottes Namen." Der Worte freute sich Herr Hoyer sehr. Da schickte sich jeglicher zur Wehr und jeder sprach den Seinen zu in seinem Schiffe. Die von Hamburg hatten den Vorstreit. Zur Hand fuhren die Dänen an die Schiffe der Städte, so daß etliche an die von Hamburg legten und etliche legten an die von Lübeck, und man focht mannlich auf beiden Seiten. In diesem Gefecht flossen die Schiffe der Hamburger aus der Tiefe, wo es flott war, so daß sie auf den Grund zu sitzen kamen. Da wurden sie von den Dänen umringt und fochten mit ihnen lange, und als keine Hilfe kam, wurden sie gewonnen und die Mannschaft gefangen und nach Kopenhagen gebracht.

Den Hauptmann von Lübeck segelte eine große Barse an, darin waren Fürsten, Ritter und viele gute Leute, die dem Kriege den Hals gebrochen hätten, wenn sie in Gefangenschaft gekommen wären. Aber da sie beide zusammentreffen sollten, da fürchtete sich das große Schiff des Hauptmanns vor dem kleinen und wich über Seite und ließ die Barse vorüberschießen. Es wich vielleicht aus Zucht, wie die Knechte dem Herrn weichen. Da dies Weichen die Hauptleute der anderen Schiffe sahen, die nur tun sollten, was sie den lübischen Hauptmann tun sahen, so wichen sie auch aus Höflichkeit und ließen die Barse in Frieden. Aber all solche Zucht und Schonung deuchte nicht ehrlich dem Schiffer eines andern lübischen Schiffs, der Goswin Grul hieß, darin war der Ratmann Herr Johann Beer mit den Seinen. Der brachte sein Schiff unter die Feinde und sagte seinen Leuten, sie sollten sich wehren, wenn sie wollten. Die stellten sich da als stolze Degen und fochten mit den Dänen mannlich lange Weile und schlugen ihrer viele tot ohne großen eigenen Schaden. Sie wurden ihrer zuletzt mächtig, gewannen ihnen ihr Schiff ab und fingen sie alle. Desgleichen tat ein anderer Schiffer, Walter Bischop genannt, mit den Seinen, und legte an ein großes Schiff der Schweden. Dieser Feinde wurden die Lübischen auch mächtig, gewannen das Schiff mit harten Schlägen und ergriffen alle, die darin waren, außer denen, die tot blieben oder sich selbst ertränkten. Von den anderen Hauptleuten waren wenige, die an die Feinde wollten, sondern sie ließen sich dünken, fernab wäre ein guter Harnisch.

Als dieser schmähliche Streit mit so großer Versäumnis geschehen war, nicht lange darauf räumte der lübische Hauptmann den Sund ohne jegliche Not oder Gefahr, gegen das Gebot seines Rats und der anderen Städte, bevor die Bayenflotte in den Sund kam. Aber als er des Morgens aus dem Sunde gesegelt war, kam die Bayenflotte an demselben Tage in den Sund und meinte im Geleit der Städte aus der See durch den Sund zu fahren, wie ihnen geschrieben war. Da der König von den Schiffen vernahm, sandte er seine Stärke ihnen unter die Augen, zu fechten und sie womöglich zu gewinnen. Da ward ein harter Streit gefochten, viele Dänen wurden erschlagen und ertränket, aber die Dänen behielten den Sieg und kaperten den größten Teil der Flotte. Der König nahm da an 46 Schiffe beladen mit großem Gut; das war der Kaufmann übel zufrieden. Da dies dem lübischen Hauptmann Tidemann Steen und den andern Hauptleuten kund ward, wurden sie sehr betrübt, wanden ihre Segel auf und fuhren wieder zu deutschem Land.

Darnach wurden die sechs Seestädte, die ihr Volk im Sund gehabt hatten, nach Lübeck entboten. Da begannen die von Hamburg schwer zu klagen über den Bürgermeister Herrn Tidemann Steen, weil er gestattet hatte, daß ihre Hauptleute, Bürger und Söldner von den Dänen geschlagen und gefangen wären, und er könnte sie wohl gerettet haben mit den Seinen, wie er doch wohl verpflichtet war, und hätte das nicht getan, hätte ihnen auch keine Hilfe gesandt von den andern Städten, wenn er selbst nicht zur Rettung kommen konnte. Da die Klage von den Hamburgern getan war, verfolgten dieselbe Klage sofort die Bürger (Kaufleute) von Lübeck und sprachen zu ihrem Rate so: „Liebe Herren von Lübeck, wir fragen euch, ist Herr Tidemann Steen aus dem Sunde gesegelt, bevor die Bayenflotte in den Sund kam, nach eurem Geheiß und Erlaubnis, oder nicht?“

Auf der Bürger Frage antwortete Herr Hinrik Rapesulver von Rats wegen und sprach: „Das ist geschehen von ihm ohne unsere Vollmacht und Erlaubnis, wir hatten ihm das ernstlich verboten.“ Da sprachen die Bürger zu Herrn Tidemann Steen und sagten: „Herr Tidemann, hat jemand von uns, die mit Euch in dem Sunde waren, anders getan, als Ihr ihm geheißen?“ Da antwortete Herr Steen und sagte: „Was da geschehen ist, daß ihr aus dem Sunde gesegelt seid vor der Bayenflotte, das ist geschehen nach meinem Geheiß, das tat ich selbst um des Besten willen und mit Vollmacht der anderen Hauptleute.“ Da sprachen die Bürger wieder zu ihrem Rat und sagten: „Hierauf bitten wir Recht über Herrn Tidemann, darum, weil er wider euer Gebot getan hat, und uns dadurch in unverwindlichen Schaden gebracht hat, und auch unsere Freunde leiblos und gutlos gemacht hat. Und das Recht begehren wir zur Stunde von euch, ehe daß ihr und wir uns scheiden.“

Da der Rat den Ernst der Bürger hörte, fürchtete er sich vor einem Auflauf und frug die Bürger, ob der Mann Bürgen stellen dürfe. Da dies nicht sein konnte, so mußte Herr Tidemann in des Kaisers Schloß gehen, darin saß er fest über drei Jahre.

1443. In der Baye*). In der Fasten kamen in die Baye einige Schiffe von Preußen und Livland in Flotte, darauf waren Admiral Kersten Truper und Jakob Winstein, und fanden vor sich in der Baye die Jorcze (George?) von London mit mehreren Schiffen von England und von Irland. Etliche kurze Zeit vor Ostern wurden die aus Preußen und Livland, während sie in der Baye lagen, gewarnt, daß eine mächtige Flotte aus Holland, Seeland und Friesland hinkäme, welche Flotte alles, was aus Preußen und Livland wäre, nehmen wollte. Darum legten die Preußen ihre Schiffe zusammen und rüsteten diese so, daß sie sich verteidigen konnten. Am Montag zu Ostern kam die holländische Flotte vor die Baye, ihre kleinen Schiffe segelten binnen, die großen aber saßen draußen. Da sie sahen, daß sich die preußische Flotte zur Wehr bereitet hatte, legten sie auch binnen und ankerten ihre Schiffe. Und an demselben Abend kam ein Teil von ihnen ans Land, und wie sie so in der Taverne saßen, sagten sie, sie wollten den Englischen die Schwänze vor den Hintern abhauen, mit mehreren unziemlichen Worten. Dies hörte ein Englischer von der Jorcze, vermerkte es übel, nahm einem Holländer sein Messer, trat es in Stücke und ging mit seinem Volke dort zu Schiffe.

Da dies die englischen Admirale hörten, gingen sie zu den Admiralen von Holland und baten, daß sie ihrem Volke steuerten, auf daß keine Rauferei unter ihnen geschähe. Die Holländer sprachen, sie könnten ihr Volk nicht beraten; da sprachen die Englischen, da würden sie selbst zusehen müssen, daß sie ihnen steuerten.

Als am Dienstage zu Ostern kamen die holländischen Admirale, als Dyrik Willamsoen und Johann van der Nele ins Kloster zu den vorgenannten Admiralen aus Preußen und sagten, daß da ein Balneyer (Walfischfänger) läge, das Schiff hieße Meister Hanneke, das gehörte dem Regenten aus Holland und wäre ihm von den Englischen genommen, das wollten sie wieder nehmen und bäten die preußische Gesellschaft, daß sie sich nicht daran kehren sollte. Darauf ward ihnen geantwortet: Hätten sie etwas mit den Englischen zu tun, das läge den Preußen nicht auf dem Wege; doch baten die Preußen die aus Holland, daß sie erst mit den Englischen sprächen, damit sie sich nicht untereinander schlügen. An demselben Vormittage kamen die Engländer und fuhren ans Land, wohl mit 4- oder 500 Mann gewappnetem Volk, dort gingen sie zwei Mann hoch; als sie auf den Markt kamen, teilten sie sich, stellten vor jedes Schießhaus eine Riege und gingen ins Kloster

*) Nach einer Zeugenaussage, die der Unterkomtur von Danzig im Jahr 1447 aufnahm, abgedruckt in Th. Hirsch, Danzigs Handelsgeschichte S. 274.

und luden die Holländer zu sich ins Kloster, um sich dort zu vertragen. Und sie schieden dort in Eintracht ohne Zweiung voneinander und jedermann ging, wohin es ihm beliebte.

Am Nachmittag kamen die Admirale von Holland zu den preußischen Admiralen und brachten einen jungen Mann von Amsterdam mit und sprachen, diesem wären wohl dreißig Nobel und anderes Geld genommen, und baten die preußischen Admirale, daß sie ihm sein Geld wieder schicken und ferner gegen solche Räuber und Übeltäter helfen wollten, wie recht wäre. Darauf antworteten die Preußen, daß sie von solchen Sachen nichts wüßten, aber sie wollten sich gern darnach umhören und auch sie selbst sollten sich mit erkundigen; könnte man etwas erfahren, wer es getan hätte, so wollten sie ihnen gegen diesen Mann helfen, wie recht wäre.

In der Zeit, wo sich dies zutrug, waren die Admirale der beiden Flotten mit vielen anderen Schiffern von beiden Seiten in einer Taverne zu Gesellschaft. Da ward ein Auflauf und Schlägerei und großes Rufen auf der Straße, daß man die Holländer schmeißen sollte, und wo die Holländer in der Taverne saßen, da wurde nach den Fenstern zu ihrem Tisch geschossen*). Bei diesem Ereignis wollten die Admirale von Holland mitsamt den andern Schiffern, die bei den preußischen Admiralen in der Taverne waren, alle heraus, um ihre Leute zu retten. Das wollten ihnen jedoch die Admirale aus Preußen nicht gestatten, behielten sie binnen und gingen selbst mitten in den Auflauf und unterwiesen und steuerten dem Volk, so daß jedermann zufrieden ward, wobei einer von ihren Mitgesellen, Großohm genannt, schwer verwundet wurde. Darauf machten die Preußen zwischen den vorgenannten Englischen und Iren als einem Teil und den Holländern als anderm Teil solch eine Verabredung, daß die Holländer und Seeländer zu Schiffe gehen und ans Land fahren sollten bei Bunde (Bonge) und dort zur Kirche gehen, und die Englischen und Iren sollten ans Land fahren bei Borneff und dort zur Kirche gehen, und die Preußen versprachen den Engländern, was sie bedürften von Rudern, Balken und Bohlen und was sonst zu ihrer Ladung dienen möchte, das wollten sie ihnen gern nach Borneff senden. Das taten die Preußen den Holländern zugute, damit diese sich mit den Englischen und Iren nicht mengen sollten. Dieser selbige Auflauf, Lärm und Schlägerei ist durch die preußischen Admirale und ihre Mitgesellen gestillt und beigelegt, und wäre er von ihnen nicht beigelegt, so war zu befürchten, daß niemand von Holland und Seeland am Leben geblieben wäre, sie wären alle von den Englischen und Iren geschmissen worden. Diese Freundschaft und Vermittlung lassen aber die vielgenannten Holländer die vielgedachten Preußen und Livländer doch nicht genießen, sondern sie haben an einem von un-

*) Die undeutlichen Worte der Urkunde werden zu lesen sein: int ternis, in dem Türnitz, dem abgeschlossenen Raum für vornehme Gäste.

seren Mitgesellen, Johann von Rostok genannt, ihren verbosten Willen und Untreue bewiesen, als dieser zu Schiff und Segel gehen wollte. Denn sie haben ihm sein Boot abgejagt, daß seine Kinder (Matrosen) daraus entlaufen mußten, und behielten das, bis der Holk lange in See war, da wurde ihm das Boot durch zwei seiner Kinder, die aus Holland waren, nachgebracht.

1473. Paul Beneke von Danzig. — Gott weiß, daß mich in der Geschichte nichts höher erfreut, als wenn ich lese, daß eine deutsche männliche Tat getan und ein kühnes unverzagtes Herze erwiesen ist, wie von unsern Vorfahren, den alten Deutschen, bei allen Chronikenschreibern gepriesen wird. Derenthalben will ich einem deutschen Helden die Ehre antun und seine Historia mit aller Umständlichkeit treulich beschreiben, wie ich sie in vielen Chroniken geschrieben finde, wiewohl ich billig diese hätte mit anderem übergehen können.

Davon ist viel gesagt und geschrieben, daß die Englischen großen Mutwillen trieben gegen alle Osterstädte, Lübeck, Hamburg, Wismar, Danzig, und wiewohl viele Tageleistungen derselben geschehen sind, konnte doch ein Vertrag der Sache nicht geraten. Deshalb wurden die Osterstädte genötigt, Schiffe in der See mit Volk und Geschütz zu halten, welche die Kauffahrt von den Englischen bewachen mußten. Dazu war der Hader so heftig, daß, wenn auch Tageleistungen gehalten wurden, doch das eine Part dem andern so weh tat als es konnte. Da begab es sich, daß die Englischen ein großes Schiff in der See hatten, das „Johannes" heißen mußte, und sie ließen sich hören, sie wollten damit die ganze See überwachen und die Osterlinge zwingen.

An dies große Schiff der Englischen kam ein Schiffer von Danzig, mit Namen Paul Beneke, welcher auch ein Orlogschiff führte, und kam mit den Englischen in Kampf und gewann das große Schiff und brachte es seinen Herren nach Danzig. Ein Rat von Danzig bemannte in der Eile das Schiff und setzte einen Ratmann darauf als Hauptmann*). Aber da die Englischen das Schiff verloren und hörten, daß die Danziger damit in der See spazierten, trauten sie dem Schiff in der See nicht in Sicht zu kommen. Also waren die von Danzig mit diesem großen Schiff den ganzen Sommer in der See, konnten aber keinen

*) Hier nach der Chronik des Reimar Kock, abgedr. zu Detmars Lübischer Chronik II. S. 701. — Die Briefe, die der Ratmann Berndt Pavest während der hier erzählten Fahrt an den Danziger Rat geschrieben hat, sind gedruckt in Th. Hirsch, Kaspar Weinreichs Danziger Chronik, S. 92, und das Sachverhältnis ist uns genauer bekannt als dem wackeren Chronisten. Das Orlogschiff „Peter von Danzig", das der Rat ausrüstete, war nicht der Johannes von Newcastle, den Paul Beneke im Jahr 1470 gekapert hatte, sondern eine alte französische Karavelle: St. Peter von Rochelle, die im Jahre 1462 beim Einlaufen in die Danziger Reede durch einen Blitzstrahl ihren Mast verloren hatte, als Wrack in Besitz der Danziger gekommen und von diesen für Kriegsdienst aufgeotzt, d. h. auf den Stapel gebracht, umgebaut und auf den Namen „Peter von Danzig" getauft war. Paul Beneke war als „ein harter Seevogel" berühmt, er hatte z. B. kurz nach dem Johannes die Madelene von Diepe und den Schwan von Caen gekapert und auf den letztern den Mayor von London gefangen.

Profit schaffen, deshalb liefen sie nach der Elbe, Getränke und Proviant zu holen. Alldort verließ der Ratmann das Schiff und setzte Paul Beneken zum Hauptmann, damit er das Schiff um den Schagen segelte und vor die Weichsel bringe. Darauf reiste der Ratmann über Land und nach Hause.

Aber Paul Beneke, dieweil der Wind günstig war, lief unter die Küste von Flandern, in Hoffnung einer guten Beute, wie ihm auch widerfuhr. Denn als er unter Flandern kam, ward er zu wissen, daß zu Brügge etliche Florentiner, die damals Finanzer und jetzt Fugger genannt werden, von den Englischen großes Geld genommen hätten, damit sie unter ihrem Namen englisches Gut nach England verschiffen möchten, und daß sie dafür zu Sluis eine große Galleye geheuert hätten, die sie mit Geschütz und Volk mächtig gerüstet und dazu mit Wappen und Banner des Herzogs Karl von Burgund geziert hätten, und damit dies unvermerkt bliebe, hätten sie Welsche und Florentiner darauf gesetzt.

Als dies Paul Beneke hörte, hatte er Verlangen, die Galleye zu besehen. Nicht lange darauf kamen die Florentiner mit der Galleye zur See, nicht anders als wenn da eine Burg oder Schloß hergeflossen käme. Paul Beneke näherte sich der Galleye, bot ihnen seinen Gruß und fragte, woher sie kämen und wohin sie den Willen hätten. Aber der Hauptmann auf der Galleye, ein Lombarde, welcher der Padrone genannt wurde, gab ihm eine spöttische Antwort: Was er darnach zu fragen hätte, ob er nicht die Wappen sowohl in den Bannern als auf der Galleye kennte, wo er denn zu Haus wäre, ob er denn wohl sonst schon Leute gesehen hätte. Denn der hoffärtige Lombarde ließ sich bedünken, der Deutsche mit seinem Schiff müßte dem Welschen wohl weichen.

Aber er fand einen rechtschaffenen deutschen Mann vor sich. Deshalb sprach Paul zu dem Lombarden, er sollte Flagge streichen und die Güter von sich geben, die nach England zu Haus gehörten, und wenn er nicht in gutem wollte, so sollte er dennoch streichen und damit Schiff und Gut verloren haben. Diese Worte achtete der Welsche für große Torheit, daß der Deutsche aus seinem Schiffe dem Welschen in so großer unangreifbarer Galleye dürfte so trotzige Worte geben. Deshalb achtete der Welsche den Deutschen nicht wert, daß er ihm antworten wollte. Alsbald war Paul Beneke und sein Volk fertig und drückten zu der Galleye heran und hielten mit dem Welschen eine Zeitlang Schußgefecht.

Aber dieweil das Volk in dem Schiffe sah, daß die Welschen in der Galleye an Geschütz und Zahl des Volkes überlegen waren, wurden sie zaghaftig und wichen mit dem Schiff zurück. Da dies die Welschen sahen, riefen und schrien sie ihnen mit allen Kräften nach. Da hub Paul Beneke in gar zornigem und traurigem Mut zu seinen Preußen an und sprach: „Och, Gesellen, wat do wi nu? Wat will hiruth werden?

Wo willen unde konnen wi dat verantworden? Nun wollte ich doch, daß ich diesen Tag nicht erlebt hätte, wo ich mit meinen Augen ansehen muß, daß so mancher ehrliche deutsche Kriegsmann und Schiffmann vor den Welschen verzagt und die Flucht nimmt. Was haben wir doch für Ursache, was macht uns so verzagt? Wäre uns nicht ehrlicher, daß wir alle vor unseren Feinden für unseres Vaterlandes Freiheit gestorben und zur Stelle geblieben wären, als daß wir die Schande unser Leben lang tragen sollen, daß die Kinder mit Fingern auf uns weisen und nachschreien: das sind die, die sich von den Welschen haben verjagen lassen. Gedenkt doch, welch einen Mut unsere Feinde, die Englischen, erhalten werden, daß die allezeit gewinnen und wir verlieren. Wie manchen frommen deutschen Seemann werden wir um Leib und Gut bringen; ach hätten wir das Spiel nicht angefangen. Es wäre besser, wir hätten vorher gutes Maß gehalten, daß uns die Welschen ihr Leben lang nicht vor Augen gekriegt hätten. Habe ich nicht vorher zu euch gesagt: Brüder, da wäre wohl eine gute Beute vorhanden, aber sie will Arbeit kosten, wolltet ihr wie ich Ernst anwenden, sie sollte uns nicht entgehen, aber unerschrockene Herzen und Fäuste wollen dazu gehören. Die Galleye ist groß, dazu als ein unförmlich Biest anzusehen, das ihr nicht gewohnt seid, viel größer als unser Schiff, dazu mit vielem Volk und Geschütz ausgerüstet; aber es sind Welsche und keine Deutschen. So wir aber unsern Vorvätern nach mit Herz und Faust wollten Deutsche sein, so sollte uns die Beute nicht entgehen und unser Lebtag uns guttun. Da riefet ihr alle, man sollte an euch nicht anderes finden, als was deutschen Männern wohl ansteht; ach großer Gott, jetzt muß ich mit meinen Ohren anhören, daß Welsche uns nachrufen: so soll man die deutschen Hunde jagen. Sollte nicht ein ehrlicher Deutscher eher sterben als so etwas hören."

Mit dergleichen Worten machte Paul Beneke seinem Volk das Blut wieder warm, daß sie sprachen: „Lieber Herr Hauptmann, hier ist noch nicht viel versehen; daß wir eine Wendung getan, kann uns viel und unsern Feinden nichts nützen. Laßt uns also unsere Sache fleißig beschicken, wie uns das am profitierlichsten ist, wir sind doch Deutsche und wollen uns auch als Deutsche finden lassen. Man führe uns abermals vor die Feinde, die Welschen, sie sollen Hunde vor sich finden, die nicht laufen, sondern weidlich beißen können, sie sollen diesen Tag mit Gottes Hilfe unser sein, und wären der Welschen auch noch soviel, oder wir wollen alle sterben."

Als Paul Beneke vermerkte, daß der Kriegs- und Schiffsleute Blut wieder warm und hitzig geworden war, wollte er sie auch nicht weiter verbittern, sondern er gab dem Schiffer gute Worte, daß er das Schiff an die Galleye steuern ließ. Da entfiel den Welschen der Mut, und da begannen sich die Preußen als Deutsche zu beweisen, unverzagt wie die Löwen zu den Welschen hinzudrängen und zu schlagen, und ehe die Welschen sich des versahen, waren die Deutschen bei ihnen in der Gal-

leye und begannen zu würgen, was ihnen vor die Hand kam. Da hätte man mögen sein Wunder sehen, wie der große Padrone von der Galleye, der zuvor alle Deutschen fressen wollte, und der andere große Fugger auf die Erde fielen, sich vor die Brust schlugen und die Deutschen wie Götter anbeteten. Da ließ sich Paul Beneke abermals als ein Deutscher hören und sehen; denn wiewohl die Welschen nichts Gutes mit ihren spöttischen Worten von den Deutschen verdient, so konnte es doch das edle deutsche Blut nicht lassen, sondern mußte Barmherzigkeit beweisen gegen die, so jetzt überwunden sich demütigten und Gnade begehrten.

Als nun die Galleye gewonnen war, entstand dem Paul Beneke eine neue Mühe, denn das Kriegsvolk und Schiffsvolk wollte gar nicht gestatten, daß die Galleye nach Danzig gebracht werden sollte. Weil des Gutes so viel darin war, viele tausend Gulden an Wert, fürchtete das Volk, die Beute möchte ihnen nicht ganz zuteil werden, denn sie wußten, daß ein Rat von Danzig als Reeder des Schiffes die Hälfte für sich nehmen würde; außerdem befürchtete das Volk, es würden so viele Briefe und Schriften hinterher kommen, daß sie wohl nichts von der Beute kriegen würden. Diese und andere Ursachen mehr stellten sie dem Hauptmann vor, daß sie ganz und gar nicht nach Danzig wollten, und wiewohl Paul Beneke allen möglichen Fleiß anwandte, wie einem ehrlichen Deutschen ansteht, seinem Herrn stets Treue zu beweisen, so konnte er doch das Volk nicht überreden, sondern sie blieben bei ihrem Vorsatz und liefen mit der Galleye und dem Schiff auf die Elbe und begehrten von dem Bischof von Bremen Geleit, damit sie die Beute teilen könnten. Das Geleit wurde ihnen gegeben, deshalb legten sie vor Anker und nahmen Geleit von dem Rat von Stade, denn ein Rat von Hamburg wollte sie nicht geleiten. So boten sie die Beute zu Kauf, aber sobald es zu Lübeck und zu Hamburg ruchbar wurde, ließen die Herren in beiden Städten bei Leib und Gut verbieten, daß niemand von den genommenen Gütern kaufen sollte; aber weil sie guten Kauf gaben, kriegten sie dennoch Käufer, wiewohl es hoch verboten war.

Es begab sich, daß in derselben Zeit zwischen den Osterstädten und den Englischen ein Tag zu Utrecht gehalten wurde. Da also die Lombarden die Zeitung erhielten, daß Paul Beneke die Galleye genommen hatte, reisten sie alsbald nach Utrecht und klagten kläglich, daß die Osterleute sie gekapert hätten, da sie doch nicht der Osterlinge Feinde wären, sie hingen auch große Drohworte daran; aber daß sie von den Englischen Geld genommen und gelobt mit solcher Finanzerei das Gut derselben hinüberzubringen, davon schwiegen sie still. Die Herren der Städte gaben zur Antwort, sie wären nicht dazu da, um zu richten, sie könnten nichts als Fleiß anwenden, daß man die Sache zwischen den Englischen und den Osterstädten zu einem guten Vertrag brächte. Wäre ihnen etwas genommen, so möchten sie ihr Recht bei denen

suchen, die es getan hätten; könnten ihnen die Städte in späterer Zeit helfen, so wollten sie es gern tun.

Als die Lombarden bei den Herren von Lübeck, Köln und Bremen, die zu Utrecht waren, keinen besseren Bescheid erhielten, bewirkten sie bei Herzog Karl von Burgund, den damals alle Welschen, Spanier und Franzosen fürchteten, daß er an Paul Beneke auf die Elbe seinen Sendboten schickte, der im Namen des Herzogs von Burgund Schiff und Ware zurückforderte, die in seinem Fahrwasser und dazu unter seinem Wappen genommen wären. Aber dieser Legate kriegte von Paul Beneke und den Seinen eine solche Antwort, daß er ledig wieder nach Hause ziehen mußte, und Paul Beneke und sein Volk teilten die Beute, also daß Paul Beneke die Hälfte der Beute von wegen des Rates zu Danzig empfing, die andere Hälfte teilten die Leute und wurden alle reich. Also brachte Paul Beneke die Hälfte der Beute dem Rat nach Danzig.

Nicht lange darnach bewirkten die Lombarden bei dem Herzog von Burgund, daß er einen Brief sandte an den Rat von Danzig, dieses Inhalts: Er wollte von den in Danzig all dies Gut bezahlt haben, oder so jemand von Danzig in sein Land käme, denselben wollte er mit Leib und Gut anhalten. Aber die von Danzig kehrten sich nicht groß an das Schreiben.

Diese Historia habe ich gern so fleißig geschrieben dem deutschen Helden zu Ehren, und wollte Gott, daß diese guten Städte viele solcher Hauptleute hätten, die sie in der Not gebrauchen könnten. — Aus dieser männlichen Tat des Paul Beneke entstand so viel, daß die Englischen den deutschen Kaufmann zu Brügge bearbeiteten, man möchte an die Herren der Städte schreiben und noch einmal einen Tag zu Utrecht ansetzen, sie wollten sich in allen Dingen billig finden lassen und nach dem Frieden trachten. Der Kaufmann schrieb an die Herren von Lübeck, Hamburg, Danzig, der Tag wurde gehalten, die Sache vertragen. Und so ward der Fehde ein Ende, die so manches Jahr gewährt, und die Englischen mußten geben den deutschen Kaufleuten für ihren Schaden 10 000 Pfd. Sterling, d. i. 60 000 rhein. Gulden, den Gulden zu 24 Schillinge.

So weit der Chronist. — Zur Zeit des Paul Beneke sandte seine Stadt einmal in einem Jahr 1100 Schiffe mit Getreide nach England, häufig 6—700 Schiffe. Und das Getreidegeschäft war damals nicht die größte Erwerbsquelle der Danziger, und Danzig war nicht die größte unter den siebzig oder achtzig Städten der Hansa, wenn auch eine der kräftigsten.

Diese Blüte des norddeutschen Handels war aus dem freien Bund einzelner Städte erwachsen, und aus Privilegien, die der Schwäche anderer Mächte durch Gewalt und Geld abgerungen waren. Sie verging, sobald das Interesse der Staaten mächtiger wurde als das der Städte, und seit die Kriegsflotten der Holländer, Engländer, Nordmannen und

zuletzt sogar der Russen stärker waren als die Orlogschiffe von Hamburg, Bremen, Lübeck und Danzig. Ganz allmählich sank im 16. Jahrhundert eine Stadt nach der andern aus dem Hansabund, herrisch wurde ein Hof und Kontor nach dem andern von den Fremden geschlossen.

Aber sogar durch die fürchterliche Zeit des Dreißigjährigen Krieges bewahrten einige Städte der alten Hansa einen Teil ihrer Tätigkeit und die Erinnerung an die Großtaten ihrer Väter. Der Schiffer des Hamburgischen Orlogschiffes, das im Jahre 1683 auf der Reede von Kadiz verbrannte, verdient wohl, daß wir seiner in Ehren gedenken.

Und als zweihundert Jahre nach jener großen Zerstörung unseres Volkes die Dörfer der Deutschen wieder einen Überschuß von Kolonistenkraft lieferten, der sich dem Zwang der uralten Gemeindefluren und der neuen Kleinstaaten entziehen wollte, da waren wieder die Enkel der Hansen rührig, die Auswanderer auf ihren Schiffen über das Meer zu führen — aber in einen neuen Weltteil.

Im Jahre 1367 schloß die Hansa den großen Bund von Köln, ihre Kriegsschiffe schlugen und jagten König Waldemar den Sieger aus seinem Reiche, sie zwangen den König Hakon von Norwegen zu eiligem Frieden, und der römische Kaiser sprach für die größten Erfolge, die den Deutschen jemals zur See gelungen sind, die Reichsacht über die deutschen Sieger aus, nur daß niemand darauf achtete. Gerade fünfhundert Jahre später, im Jahre 1867, ward die Flagge einer neuen Hansa auf den deutschen Schiffen in Ost- und Nordsee erhoben.

Wir gedenken dabei unserer Vorfahren. Noch bleibt uns viel zu tun, um in neuer Kultur die gleiche stolze Seekraft zu erwerben.

Wir gedenken auch unserer Stammgenossen, die unter fremder Herrschaft am Strand der Ostsee und am unteren Lauf der Donau ihr Volkstum treu bewahrt haben. Die Länder, in denen sie unsere Sprache und Bildung behaupten, sind durch Schwert, Schiff und Pflug unserer Ahnen erobert; eine Menge stolzer und trauriger Erinnerungen sind den Enkeln der Einwanderer und uns gemeinsam, und was mehr ist als Gemeinschaft der Väter, uns bindet zusammen der gleiche Herzschlag in Sprache, Wissenschaft, Familienleben und Sitte.

8. Krieg und Fehde

im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert

Kaufleut' sind edel worden,
Das merkt man täglich wohl,
Dann kommt der Reiterorden,
Macht ihren Adel voll.
Heraus soll man sie klauben
Aus ihren fuchsnen Schauben
Mit Brennen und mit Rauben
Dieselben Kaufleut' gut,
Um ihren Übermut.

Wir hab'n uns des vermessen
Im edlen Frankenland,
Die Bauern woll'n uns fressen,
Den Adel wohlbekannt.
Das wird Gott nit verhängen,
Wir woll'n sie vor uns sprengen,
Sie wie die Säu' besengen,
Bis uns die Beute wird,
Ihr Schopf den Galgen rührt.

Sankt Jörg, du edler Ritter,
Rottmeister sollst du sein,
Bescher uns schönes Wetter,
Bewähr die Hilfe dein,
Daß wir nit ganz verzagen,
Wenn wir im Wald umjagen,
Das Gut zusammentragen;
Errett' uns arme Knecht
Vor allem strengen Recht.

Reiterlied des fünfzehnten Jahrhunderts

Viele Jahrhunderte hatten vergebens gearbeitet, die altgermanische Anschauung zu bändigen, die dem Manne, der an Leib und Gut geschädigt war, frei stellte, ob er sich Recht suchen wollte durch Urteil von den rechten Richtern seines Gegners oder durch eigene Hand. Nur die Genossenschaft und ihre Ordnung konnte den Genossen zwingen, ihr Urteil zu nehmen, aber manchmal war unbestimmt, ob er Urteil zu holen verpflichtet sei oder nicht, und in schwerer Sache wurde nach solchem Urteil ihm vielleicht die Wahl gelassen, ob er sich damit befriedigen oder nach eigenem Vermögen am Leib des Gegners sein Recht suchen wolle. Wer sich vollends von einem Fremden geschädigt glaubte, der nicht durch das Recht derselben Genossenschaft gebunden war, der hatte nach volkstümlicher Auffassung bei den Fremden kein ehrliches Recht zu erwarten und durfte durch Gewaltat sich zu seinem Rechte helfen. Kaiser, Landesherren und Kirche merkten, daß solche heidnische Ansicht

jede feste Staatsordnung unmöglich mache, die Freistühle und Hofgerichte, die des Königs oder der Landesherren Recht sprachen, Zorn und Bannstrahl der Kirche, alle gebotenen Landfrieden, selbst die Bündnisse großer Landesherren und Städte vermochten nicht zu steuern, die Fehden waren nicht auszurotten.

Das Volk wußte, daß sein Recht bei Krieg und Fehde nicht in Büchern zu lesen war. Eine Stadt machte zuweilen in Notzeit eine Ordnung für ihre Bürger, worin sie verständig alten Brauch nach dem Bedürfnis der Stunde ergänzte. Aber das Recht, nach dem die Kriegsknechte einen Genossen richteten, die Grundsätze, nach denen Vertrauensmänner die Beute verteilten, vor allem die Begriffe von Recht und Unrecht, von Ehre und Schande, nach denen der Krieger sich gegen den Feind hielt oder der Feldhauptmann die Streitigkeiten schlichtete, waren nirgends verzeichnet.

Nach volksmäßiger Auffassung hatte das Recht der Fehde jedermann, der überhaupt sich selbst Recht fordern durfte, für den Unfreien der Herr. Zwar wenn Bäcker, Köche und Küchenjungen edler Herren den Städten oder einmal einem andern Edlen absagten, so war das nur ein im 15. Jahrhundert beliebter Hohn ihrer Herren; und ein Knabenstreich war es, wenn ein einzelner Bürger dem Kaiser Fehde ankündigte oder ein Junker den Bürgern Frankfurts, weil seinem Verwandten von einer Frankfurterin ein Abendtanz abgeschlagen war, oder die Schuhknechte in Leipzig einigen Professoren derselben Stadt. Aber auch der Fuhrmann, der fahrende Händler, der heimatlose Lungerer, ja Frauen und Mädchen sendeten Fehdebriefe an Herren und Städte, und solche Kriegserklärung kleiner Leute wurde vielleicht sehr lästig, wenn die Fehder Wegelagerer und Junker fanden, die ihnen halfen. Freilich, das Fehderecht durfte nur unter gewissen Beschränkungen geübt werden, in denen sich das deutsche Gewissen geltend machte. Der Bürger gegen seine Stadt, der Vasall gegen seinen Edelherrn mußten vorher aus ihrem Abhängigkeitsverhältnis ausscheiden, der Bürger, indem er seinen Abschied aus der Stadt nahm, der Lehnbesitzer, indem er sein Lehn in die Hand des Herrn zurückgab. Beide wußten diese Pflicht zu umgehen, der Bürger entfernte sich, ohne vorher die gebotene Abzugssteuer zu entrichten, und kündigte aus sicherem Aufenthalt das Verhältnis, der Belehnte rückte mit seiner Habe aus der Burg und zeigte dies dem Herrn an, um die Burg gleich darauf wieder als Feindesgut zu besetzen. Ferner mußte die Fehde dem Gegner drei Tage vor Beginn der Feindseligkeiten angekündigt werden, und zwar von jedem der Schwurgenossen, die sich dazu vereinigt hatten; in der Absage mußte erklärt sein, wem der Unfriede gelte. Und er galt nicht nur dem Leib und Gut des Gegners, auch den Genossen seines Hauses und allen, die als Lehnsleute, Verpflichtete, Hörige und Unfreie an ihn gebunden waren, deshalb in der Regel auch seinen Blutsverwandten, — wohl immer, wenn vergossenes Blut zu rächen

war, — sowie der ganzen Gemeinde, die sein Leben schützend umgab. War der Feind eine Stadt, dann allen Bürgern, Bauern und den Rittermäßigen, die auf Häusern der Stadt saßen oder in ihrem Dienst standen. War der Feind ein Landesherr, dann allen Städten, Lehnsleuten und Untertanen, und vergebens protestierten die Städte, in solcher Art unter Gewaltakten und unbezahlten Schulden ihrer Landesherren leiden zu müssen.

Durch dasselbe Gewohnheitsrecht waren zahllose Einzelheiten in Fehde und Krieg bestimmt, an deren Beobachtung man den „ehrlichen" Mann erkannte. Viele dieser Regeln, die um 1300 und 1400 das Tun der Besseren und Hochsinnigen leiteten, sind unserer Empfindung unschmackhaft, z. B. geliehener Harnisch und Pferd, die im Streit verloren gehen, werden nicht wiedergegeben, falls das nicht besonders ausgemacht ist; den Gefangenen mag man töten, wenn man in Wahrheit sein Leben für gefährlich hält und seinem Versprechen nicht glaubt, außer wenn man ihm im Streit das Leben versichert hat; aber seine Habe verliert er, wenn ihm die nicht zugeschworen ist. Des Kaisers Recht ist, daß alle seine Gefangenen eigene Knechte werden, wenn er selber sicht. Wer gefangen liegt und sich ausbittet heimzufahren in sein Haus und dabei versprechen will, sich an seinem Tage zustellen, der muß sein Gelöbnis halten, außer wenn er weiß, daß er sterben oder an einem Glied verderben muß; dann mag er ausbleiben.

Was zu Land und Leuten des Feindes gehört, verfällt dem Sieger, auch der Unbewaffnete und sein Privatbesitz. Die Ernte des Feldes wird verwüstet, die Dörfer niedergebrannt, die Herden weggetrieben, Bauern und Bürger getötet oder in die Gefangenschaft geführt. Aber christliche Frauen und Kinder sollen kampffrei sein, sie werden nicht gefangen und nicht geschatzt. Es war auch Kriegsgebrauch, den Frauen ihre Kleider zu lassen, wenigstens von den Städten wurden die bösen Buben, die Frauen ihrer Kleider beraubt hatten, streng bestraft, und auf den Burgen galt die Courtoisie, daß die Frau aus rittermäßigem Geschlecht ihren ganzen Schmuck behielt.

Wer die Fehden dieser anarchischen Zeit mustert, der findet uralte Volkssitte unter jüngerer Erfindung, die durch Rittertum und städtisches Gemeindeleben zugebracht wurde. Aber in der Hauptsache sind Formen und Methode der Fehden merkwürdig gleich, ob sie groß oder klein sind, zwischen Fürsten oder Bauern entbrennen. Auch ihr Verlauf zeigt in endloser Wiederholung dieselben schweren Taten und Leiden. Deshalb soll hier statt einer einzelnen Fehde der Gang, den sie insgemein zu nehmen pflegte, geschildert werden. Zuerst, wie etwa der Streit zwischen zwei kleineren Gemeinden verlief*).

*) Das Folgende nach einem merkwürdigen bereits zitierten Gedicht: Der Ring, von Heinrich Wittenweiler, herausg. von L. Bechstein, 1851. Es ist als ein Kunstwerk ungeschlacht, schildert mit grober Karikatur, aber nicht ohne Laune in damals beliebter Weise Szenen des Dorflebens und mischt in die burleske Darstellung wirklicher Ver-

In Bayern z. B. sind ein ansehnliches Dorf und eine kleine Stadt in Fehde geraten, die Veranlassung ist eine Schlägerei und Verwundungen bei einem Dorffeste. Die aus dem Dorf halten unter Vorsitz des Meiers Rat; zwar warnen einige Alte vor allzugroßer Schärfe, aber der wilde Haufe der jungen Männer überschreit sie. Man beschließt die Fehde zu erklären. Ein Bote wird gesandt in einem rosafarbenen Tuch mit einem Schwert und Handschuhen, die mit rotem Blut besprengt sind, als Zeichen, daß man mit den Bürgern fechten will. Der Bote kommt vor den Rat der Stadt und beginnt: „Mein Herr, der Meier und der Rat meines Dorfes haben mich zu Euch gesandt, daß ich Euch einen Gruß sage, wie Ihr ihn verdient. Ich widersage Eurem Leib und Eurer Habe von meinen Herren allen, nehmt den Handschuh in Eure Hand und auch das blutige Eisen, damit Ihr Euch wehrt; auf dem Feld bei der großen Linde werden meine Herren sich nach drei Tagen am Morgen früh finden lassen." Ihm antwortet der Bürgermeister der Stadt: „Trage Schwert und Handschuh deinen Herren zurück und sage ihnen auch unsern Fluch. Mit unsern eigenen Schwertern wollen wir sie treffen, wenn sie an die Stätte kommen, zu der sie uns geladen. Du aber nimm hier das Roß, es sein dein; als Botenbrot von meinen Bürgern und mir gebe ich dir's, denn deine Märe macht uns wohlgemut."

So beschenkt kehrt der Bote zurück, beide Parteien senden nach Städten und Dörfern in der Runde Brief und Bitte um Hilfe. Überall in der Umgegend versammelt sich der Rat und überlegt. Die einen sagen: „Es ist eher möglich, zwischen zwei Feinden zu wählen, als zwischen zwei Freunden, leiste ich einem von zwei Feinden Hilfe, so gewinne ich ihn zum Freunde. Diese aber sind beide unsere Freunde, stellen wir uns auf eine Seite, so verlieren wir einen Freund. Wir wollen also gemach tun und keinem von beiden Friede noch Sühne brechen." Und andere Städte sagen: „Die Edelleute sind uns so heiß auf Leib und Gut, daß wir nicht zu der Geschichte fahren können, darum bitten wir beide um ihre Huld, wenn wir uns entschuldigen." In einer Stadt aber entscheiden die Bürger: „Rat soll man jedermann geben, der sein begehrt, unsere Gewalt aber geben wir dem, der unserem Rat folgt und der schwächere ist. Sind aber beide übermütig, so lassen wir sie streiten, bis sie selbst müde werden." Die so sprechen, schicken ihre Boten zu den Entzweiten und reden zum Frieden; ihnen aber wird die Antwort: „Wir haben euch um Hilfe gebeten und nicht um Rat, ihr handelt nicht ehrlich an uns." So schlägt die Vermittlung fehl und beide Teile senden wieder zu den guten Nachbarn, die ihnen hilfreich sein werden, weil sie gegen die anderen einen Groll haben.

---

hältnisse höchst willkürlich phantastische Erfindung, enthält aber dazwischen sorgfältig gezeichnete Situationen und längere lehrhafte Abschnitte über Kriegführung und Rechtsbräuche. Der Verfasser, ein Sohn des 15. Jahrhunderts, lebte abseits der Heerstraße in einer Gegend, in der das Volksleben sehr altertümlich und kräftig geblieben war. Man meint zuweilen, Zustände aus dem Jahr 1000 vor sich zu sehen.

Am Tag vor dem Kampf rücken die Männer des Anzuges an beiden Orten ein, etliche zu Fuß, andere zu Roß, jeder Trupp mit einem Fähnlein, vor jedem Haufen fahrende Leute mit Pfeifen und Saitenspiel; auch Fremde laufen herzu, wandernde Kriegsleute, Schützen und Schildknechte. Fröhlich wird der Anzug empfangen, in der Stadt steigt der Bürgermeister auf ein Hausdach am Markte, um von allen gehört zu werden, und redet die Bewaffneten an: „Zuerst essen wir fröhlich Brot und Fleisch und trinken dazu roten Wein, dann ziehen wir gegen die Nacht hinaus auf das Feld, dort richten wir Hütten und Zelte auf, halten gute Wache und Lagerfeuer bis zum lichten Tag. Darnach lege jeder seinen Harnisch an und befehle seine Seele Gott und jeder führe einen Segen bei sich, und sind unter dem Feinde Unchristen, die mit dem Teufel fechten, denen schneidet die Beine ab.“ Darauf ernennt der Bürgermeister einen Fähnrich und sagt zu ihm: „Du, unser Bannermeister, hast um nichts zu sorgen als um die Sturmfahne im Gefecht. Trag' sie festlich hoch empor und trachte, daß du nicht wiederkehrst, wenn man sie niederdrückt.“ Und von unten rufen sie: „Wer aber soll den Vorstreit haben?“ Der Bürgermeister spricht: „Sind Schwaben unter uns, so haben die den Vorstreit, das ist ihr altes Recht*). Von euren Haufen stellt sich jeder den Feinden gegenüber, auf die er seinen größten Haß hat; die aus dem Feindesdorfe sollen uns zufeil werden, sie sind uns um kein Geld feil.“

So zieht die Schar aus zur Wahlstatt bei der Linde. Beide Teile schlagen Lager, eines nahe dem andern, sie halten Wache und beichten ihrem Pfaffen. Beim ersten Morgenlicht tönt das Heerhorn, die Haufen ordnen sich, voran die mit der Armbrust, dann die Reiter mit Landspeer zum Einbruch und die mit den Schlachtschwertern, womit sie die Helme zerhauen; bei ihnen sind leichte Fußknechte, damit sie den geworfenen Reitern wieder aufhelfen, die Pferde der Feinde stechen, die gefallenen Feinde schlagen, und würgen, und wenn der Sieg entschieden ist, den Rest gefangen nehmen.

Sind die Scharen geordnet, dann sprechen die Hauptleute zu ihren Haufen und der Hauptmann befiehlt dem Bannermeister: „Du, schlag' fröhlich daran, Roß und Mann,“ dann schreit die Schar: „Über sie, Herr, und über sie, Herr,“ und der Kampf beginnt. Es wird ein großes Gedränge, aber die Bürger behalten das Feld, die vom Dorfe fliehen und lassen die Erschlagenen zurück. Beute und Gefangene werden gesammelt; dann wird die Beute geteilt, die zugezogenen Genossen verabschieden sich und fahren heim. Die Städter selbst ziehen gegen das feindliche Dorf, Verrat öffnet ihnen eine Pforte, sie dringen vor, indem sie die Dorfgassen vermeiden und durch die Wände aus einem Hof in den andern brechen. Aber ein festes Steinhaus, wohin sich der Rest der

*) Wittenweiler nennt die Schweizer. Das alte Vorkampfrecht der Schwaben ist also seit den Siegen des 14. Jahrhunderts nach Volksmeinung hier und da auf die Schweizer übergegangen.

Einwohner mit der Habe geflüchtet hat, widersteht ihrem Angriff, vergeblich mühen sie sich, die Mauer zu untergraben oder einzurennen. Endlich ziehen sie mit Beute beladen ab, das Vieh vor sich her treibend. Die vom Dorfe aber besenden jetzt traurig die Nachbarn, deren guten Rat und Vermittlung sie vorher zurückgewiesen. Die Nachbarn stellen sich vorsichtig ein und mahnen die Sieger Maß zu halten. Endlich wird nach vielen Tagleistungen Sühne und Vergleich besprochen, die Fehde zu vertragen.

Ist eine große Reichsstadt der befehdete Teil, so nimmt der Kampf leicht größere Verhältnisse an, die Nachbarstädte, die ganze Landschaft, ein großer Teil des Reiches wird hineingezogen. Die Fehde dauert vielleicht Jahre, Kaiser und Reich machen einige schwache Anstrengungen zu vermitteln. Zuletzt hilft die Ermüdung beider Teile besser zur Sühne als die Vermittler. Es ist wahr, in jede größere Fehde spielten die politischen Interessen der Nation hinein. Kaiser oder Fürsten, Fürstenmacht oder Ritterschaft, Landherren oder Städtekraft, das war die letzte Frage bei unzähligen Kämpfen, die um Burgen und Stadtmauern tobten. Häufig war der Kaiser stiller, aber schwacher Bundesgenosse der Städte und die Fürsten tätige Parteigenossen der Ritterschaft gegen die lästigen Bürger. Doch diese stille Tendenz in den Kämpfen mehrerer Jahrhunderte wurde immer wieder durch Zufälle und persönliche Händel gekreuzt, häufig standen die Banner einzelner Fürsten und Reichsstädte gegen die Burgen unbotmäßiger Vasallen und wieder einmal Städte und Junker vereint gegen die Übergriffe eines Landesherrn. Und wie groß die Landstrecken waren, in denen die Kriegsfeuer aufstiegen, es ward fast nie ein großer Brand, die vernichtende Flamme leckte einen Wald, ein Dorf, eine Burg vom Erdboden, sie brach wie eine Seuche hier und da an weit entfernten Orten aus, sie schwächte und verzehrte allmählich die Kraft der streitenden Parteien.

Ja selbst Kriege mit Feinden des Reiches, mit den Böhmen, den Ungarn, den Franzosen und Burgundern, hatten den Charakter von Fehden, es waren vielleicht beträchtliche Heerhaufen, die sich zusammenballten, aber sie fuhren nach wenigen Wochen auseinander, kaum jemals überdauerten sie ein verlorenes Treffen. Nicht nur das Geld fehlte, auch die Kriegsleute, welche aushielten. Selten war dem Kaiser möglich, mehrere mächtige Reichsfürsten zur Heeresfolge zu veranlassen, und ebenso schwer wurde den Fürsten, ihre Vasallen zu längerem Felddienst in der Fremde aufzubieten. Dem Feinde in Streifzügen Abbruch tun an Mannschaft und Gut war die größte Kunst des Krieges. Durch zusammengreifende Operationen, eine Schlacht, eine Eroberung größerer Städte den Krieg zu enden, gelang selten. Auch waren wohlverwahrte Städte, wenn sie nicht durch Verrat oder innere Zwietracht geöffnet wurden, in Wahrheit für die Angriffsmittel jener Zeit zu stark befestigt. Im Jahre 1376 lag Kaiser Karl IV. mit vielen Fürsten und einem Reichsheer vor der Stadt Ulm, er mußte sich begnügen zu sengen und

zu rauben und unverrichteter Sache abziehen. Im Jahre 1447 führten die Nürnberger, damals eine Stadt von wenig mehr als 20 000 Einwohnern, einen Krieg gegen die Mehrzahl der deutschen Fürsten und fast die gesamte Reichsritterschaft; drei Jahre währte der Kampf, in der ganzen Zeit dachten die Feinde nicht einmal daran, die Stadt zu belagern.

Seit dem 14. Jahrhundert merkte man, daß ein schneidiges, festes Fußvolk unentbehrlich sei; der Mangel daran verursachte, daß die zweihundert Jahre von Rudolf von Habsburg bis zu den Landsknechten, eine Zeit, in der mehr Blech zu Helmen und Harnischen geschlagen wurde als je vorher und nachher, und in der die Zeitgenossen fast nichts zu erzählen hatten als Zänkereien und Fehden, gerade die Zeit einer kläglichen militärischen Schwäche, ja völliger Ratlosigkeit vor großer Kriegsgefahr waren.

Befürchtete eine Stadt große Fehde, so mahnte der Rat die Bürger, sich mit Wehren und Lebensmitteln zu versorgen; er warnte seine Bauern und gab ihnen anheim, nach der Stadt oder deren Schlössern zu fliehen; dort mußten sie schwören in Burg oder Stadt auszudauern und den Hauptleuten gehorsam zu sein; dafür erhielten sie aus dem Stadtwald Holz, um sich auf Friedhöfen und wo man sie sonst dulden wollte, kleine Hütten zu bauen. Trat die Gefahr näher, dann ritten die Boten auf allen Straßen, die auswärtigen Bürger zu mahnen. Der Rat gebot den Bürgern Reisige und Pferde zu stellen, je nach ihrem Vermögen, zu jedem Pferde einen Knecht, wenn der Gebotene nicht selbst reiten wollte. Jeder Bürger war zu bestimmtem Kriegsdienst verpflichtet mit seinen Gesellen und Arbeitern, die der Stadt für diese Zeit schwören oder weichen mußten. Wem nicht Roßdienst auferlegt war, der gehörte zum Fußvolk oder zur Geschützmannschaft und zum Fuhrwesen. Auch das Fußvolk bestand aus Wappnern in schwerer Rüstung mit Spieß und Hellebarde, und aus Leichtgerüsteten mit Schußwaffen, der Armbrust und später dem Handrohr. Nicht überall dauerte die alte Heerteilung nach Innungen, die Bürgerschaft war meist in Quartier geteilt und stand unter Viertelsmeistern. Frei vom Waffendienst war nur, wer unter sechzehn und über sechzig Jahre zählte, und hie und da, wer fünf lebende Knaben hatte. Auch Frauen waren kampffrei, wenn sie nicht mit Steinen auf der Mauer helfen wollten, das stand bei ihnen. Von einem Reisezug aber aus den Mauern konnte der Bürger sich — zu hohen Preis — loskaufen, und es darf nicht verschwiegen werden, daß dieses Recht von den Wohlhabenden sehr in Anspruch genommen wurde. Die Bürgerschaft zog aus „mit ganzer, halber Viertelsstadt", je nach der Größe des Zuges.

Aus Rat und Gemeinde wurde ein Ausschuß gebildet, die Kriegsherren, zur Leitung des Krieges. Er warb auch Söldner, Spießer, Armbruster und Büchsenschützen, in der Nähe der Schweiz suchte er Schweizer zu erhalten, auch die böhmischen Städte gaben nach den Hussitenkriegen gegen Sold Mannschaft ab. Unter den Reisigen dienten

gewöhnlich Rittermäßige der Landschaft, deshalb wurde gern ein Edler oder Ritter zum obersten Hauptmann der Reisigen gesetzt. Alle Geworbenen erhielten Sold, die Verpflegung besorgten sie entweder selbst, oder sie wurde von der Stadt durch große Stadtküchen bestritten. Auf dem Rathaus war außer der Stube des Kriegsherren auch die Hauptwache, die durch Trabanten mit Büchse oder Armbrust, sichere Leute im ständigen Dienst der Stadt, gebildet wurde, dabei hielt man „Aufbieter" als Ordonnanzen. Sorglich und immer wieder wurden die bewaffneten Bürger und Söldner gemustert. Jeder Abteilung des Stadtheeres waren Sammelplätze in den Mauern bestimmt auf Märkten, und wenn das Notzeichen gegeben wurde, an den Toren. Auf den hohen Türmen der Stadt wachten die Türmer, in jeden wurde zur Unterstützung derselben ein Posten gelegt; schaute der Türmer in der Ferne Feinde oder ein Feuer, so blies er Feind oder Brand und steckte in der Richtung des Unheils am Turme ein Zeichen aus, Tonne oder Sieb an einer Stange. Auf sein Zeichen zogen die Trompeter als Signalisten der Reisigen, und die Sackpfeifer und Pauker (Trommler) als Signalisten des Fußvolks durch die Straßen. Dann rannten die Reisigen, und das Fußvolk lief zu den Sammelplätzen.

Für die Nacht wurde eine Losung ausgegeben, in der Regel der Name eines Heiligen; wer auf der Straße betroffen sie nicht wußte, wurde zur Hauptwache geleitet.

Man wandte große Sorge auf gute Kundschaft vom Feinde; außer den Wartleuten bezahlte die Stadt Kundschafter, häufig Bauern und Frauen vom Lande. Hatte man Briefe durch die Feinde zu befördern, so wurden sie in ausgehöhlten Stäben, in Holzschüsseln und Flaschen mit doppeltem Boden fortgeschafft, alle Briefe, die in die Stadt kamen, wurden in der Kriegsstube aufgebrochen und gelesen.

Nicht nur was innerhalb der Mauern und Tore lag, wurde verwahrt, auch außerhalb hatte die Stadt feste Häuser, die ihren Bürgern gehörten, und gemietete Burgen. Denn die Stadt vertrug sich mit rittermäßigen Besitzern in der Nähe, daß sie ihr die Burg für Jahre oder ohne Zeitbestimmung „zum offenen Hause" machten, und sie zahlte dafür gutes Geld. Diese festen Häuser auf dem Lande wurden mit Proviant, Geschütz, im Notfall mit Mannschaft versehen, sie bildeten die gefährdeten Außenwerke, und in der Regel wurde der Kampf um sie geführt, sie ergaben sich den Feinden oder wurden erstürmt und ausgebrannt, entsetzt oder wieder gewonnen. Auch die Landwehr, Wall und Graben um die Stadtmark, wurde durch Schranken aus Bohlen verstärkt, und wo sich eine Landstraße durchzog, mit Schlagbäumen besetzt; diese konnten aus einer Bohlenhütte geöffnet werden, in der ein Schützenposten lag. War noch Wald längs der Grenze, so wurde nach altem Brauch in ihm ein Verhau geschlagen; man war aber im 14. Jahrhundert der Meinung, daß dies unpraktisch sei; denn gerade hier pflegten die Feinde Öffnungen zu räumen, durch die sie heranschlichen,

und da ihnen die Stellen bekannt waren, in denen das Verhau für Ausfälle unterbrochen war, suchten sie heimkehrende Streifzüge gerade dort durch Hinterhalt abzufangen. Längs dieser Flurbefestigung wurde ebenfalls zu Roß und Fuß patrouilliert.

Die stärksten Wachen aber waren um die Tore; dort standen außerhalb des Grabens an Stelle der alten dicken Steingebäude, die Vorwerke oder Wighäuser hießen, seit dem 15. Jahrhundert die Bollwerke, aus Bohlen und Erdwerk aufgeführte Befestigungen, sie waren mit Geschützen versehen, zuweilen mit Bohlen gedacht. Demnächst vertraute die Stadt ihren starken Mauertürmen, die größeren galten für Kastelle, die in alter Zeit bei einem Feuer oder einem Aufstand oder wenn die Stadt vom Feinde eingenommen war, den Bürgern und ihrer Habe die letzte Zuflucht gewährt hatten. Auch auf ihnen standen leichtere Geschütze; Wache und Geschützbedienung waren zuverlässigen Männern der Bürgerschaft als besondere Pflicht übergeben. Auf der inneren Seite der Mauer war häufig ein freier Umgang, in München z. B. war durch König Ludwig 1315 jeder Anbau verboten, eiserne Kaiserstangen von 24 Schuh Länge ragten in die Stadt und bezeichneten die Breite des verbotenen Raumes. In Österreich und Böhmen hatten viele Städte wohl noch aus der Awaren- und Ungarnzeit als besondere Befestigung einen umschanzten Ring, den Tabor, neben der Stadt, in den beim Überfall die Einwohner Habe und Vieh retteten. Wer von Fremden zu den Stadttoren hereinpassierte und unverdächtig war, der mußte vorher geloben, der Stadt unschädlich zu sein, dann wurde er zu einem Biedermann geleitet, der für ihn Bürgschaft tat. Wer passierte, erhielt ein Zeichen, das ihm um 1388 und 1449 zu Nürnberg mit einem messingenen vergoldeten Stempel auf den Daumen gedrückt wurde und daher Pollicke hieß*).

Eine der größten Sorgen wurde bei dauernder Fehde die Verpflegung der Stadt, weil die wirksamste Vexation war, Zufuhren aufzuhalten; darum wurde aller Privatbesitz von Getreide und Lebensmitteln aufgezeichnet und die Bürger gezwungen, einen Teil zum Taxpreis der Stadt abzugeben. Wir erstaunen vor der Energie und Größe der kommunalen Forderungen. Denn auch die schwersten Geldsteuern wurden auferlegt und niemand geschont. Das Regiment, sonst so vorsichtig und oft persönlich in Gunst und Haß, war in solcher Zeit rücksichtslos despotisch, es griff tief in die Geldtruhen der Bürger und befahl ihren Leib in die Gefahr, ohne vorher zu fragen.

Der Tag, an dem eine gefährliche Fehde angesagt wurde, war der Schreibstube des Rats eine Zeit großer Arbeit. Die Absage geschah in

*) Pollicia, ital. polizza, von pollex, Daumen. Vergl. Nürnberger Ordnungen von 1499 in: Deutsche Städtechroniken II. S. 325. — Davon das Wort Polizei, welches nicht von Politik und Politeia, sondern von einem Druck auf den Daumen herstammt. — Jenes Wort für Daumenmarke, oft Pollite gesprochen, dauert im süddeutschen Polleten, das auch nicht aus Billett umgelautet ist. —

der Regel nicht durch die alten Symbole der Feindschaft, das blutige Schwert und den Handschuh, sondern durch Briefe. Reitende Boten, und wenn der Absagende ein vornehmer Herr war, wohlgekleidete Knappen ritten an das Tor, den Fehdebrief in einem Sperrholz, der „Kluppe", an der Spitze ihres Speers befestigt. Oft wurde Einlaß nicht begehrt oder versagt, dann gaben sie den Brief am Tore in die Hand des Stadtbeamten. Bei großer Fehde, wie jene Nürnberger von 1449 war, wo mehrere tausend Fehdebriefe in wenig Tagen abgegeben wurden, machte Mühe, zu wissen, wer alles der Stadt feind geworden war; deshalb wurden Tafeln mit den Namen der Absagenden öffentlich aufgehängt und eilig Verzeichnisse hiervon an die Bundesgenossen und in die festen Häuser der Stadt gesandt, damit sich jeder vorsehe. Denn unberechenbar war Feindschaft oder Neutralität bei vielen der Nachbarschaft, und oft war es zufällig, wohin Pflicht, Eigennutz, Neigung die Burgsassen zog.

Waren drei Tage schwüler Stille vergangen, dann entbrannte die Fehde. Und ihre erste Andeutung war sicher Feuerschein, der über ausgeraubten Dörfern aufstieg. Auch die Bürger begannen ihre Kriegsreisen, d. h. Beutezüge auf das feindliche Gebiet. Nicht nur die Stadt unternahm sie, auch einzelne aus Spekulation nach Anmeldung bei den Kriegsherren. Ein unternehmender Mann, der auswärts gute Kundschaft zu halten wußte und tüchtige Gesellen fand, die mit ihm zogen, konnte bei solchem Raub etwas gewinnen. Bei größeren Reisen wurde ein Teil der Bürgerschaft nach Stadtvierteln ausgelost, und es war durchaus bezeichnend für die Situation der Städte und die Stimmung der Bürger, daß diejenigen auszogen, welche beim Losen „verloren". Dem rittermäßigen Mann dagegen war die Reise ein Fest, vor dem man sich in Hoffnung eines reichen Fanges „letzte". Freilich fanden die Städter auch schlechtere Beute als die Ritter. Für beide Teile war der gewöhnliche empörende Gewinn die gefangenen Männer, von denen Lösegeld gehofft wurde, und was man den Bauern raubte, Getreide und Vieh, Butter und Bettzeug. Es galt den Kriegern der Deutschen für unehrenhaft, Hühner und Gänse heimzubringen, das war später bei den Landsknechten die besondere Freiheit der Weiber und Buben. Die Ritter hatten freilich Aussicht auf reicheren Fang: einen Warentransport, ein beladenes Schiff, einen Stadtherrn. Solche elende Beutezüge wurden fast täglich unternommen von der einen oder andern Partei, dabei wurden in der Regel Dörfer und kleine Landstädte verbrannt, bis die Umgegend verwüstet war; dann griff man entferntere Angehörige des Feindes an.

Kehrte man glücklich von einem Beutezug heim mit Raub und Gefangenen, so wurden noch auf dem Feld Beutemeister gewählt aus Rittermäßigen, Bürgern, den verschiedenen Söldnerscharen. Diese mußten zuerst schwören, treu und gerecht die Beute — in Süddeutschland „die Nahme" — zu verteilen. Unter dem Tor hoben sie jedem, der

durchschritt, seinen Raub ab. Die Vorräte wurden gesondert und verschlossen und auf dem Stadtmarkt an den Meistbietenden verkauft. Das erbeutete Vieh gehörte zum größten Teil den Befehlshabern und Chargierten, ein anderer Teil der Stadt, nur der Rest dem ausgezogenen Haufen; es wurde vor der Verteilung in den Stadtgraben getrieben, dort durften die Kühe von jeder Frau, die ihnen eine Bürde Gras brachte, gemolken werden. Der Stadt stand frei, das gesamte Vieh zum gemeinen Nutzen von den Beutemeistern gegen mäßige Summen zu kaufen. Außerdem mußte jeder, der am Zuge Teil gehabt, noch einmal schwören, daß er keine Beute hinter sich habe und keine bei anderen wisse, und durch solchen Eid kam noch viel Unterschleif zum Vorschein. Endlich wurde der ganze Erlös verteilt auf Pferde und Mann, so daß der Fußknecht ein Teil, der Reisige zwei, jeder Wagenbesitzer so viel Teile bekam, als sein Wagen Pferde hatte. Die ritermäßigen Gefangenen wurden ausgezeichnet, gegen ihr Wort zu Wirten in die Herberge gelegt und von den Städten in der Regel nicht geschatzt. Die übrigen wurden in die Türme gesperrt, aus der Stadtküche gespeist, wofür sie, wenn sie es irgend vermochten, Kostgeld zahlen mußten, im Notfall auf Stadtkosten gefüttert. Für den armen Gefangenen erhielt, wer ihn einbrachte, einen Fanggulden; der Gefangene, welcher etwas hatte, wurde geschatzt, es gab dafür besondere Abschätzer, die in der Gegend bekannt waren; wußte man um das Vermögen nicht Bescheid, so wurde wohl einer der Gefangenen unentgeltlich erledigt, unter der Bedingung, daß er seine gefangenen Parteigenossen taxiere. Das Lösegeld beanspruchten in manchen Fällen die Hauptleute, in andern die Stadt. War aber ein solcher Beutezug Privatanschlag einzelner, so kam diesen das Lösegeld zu, dann hatte sich der Hauptmann des Zuges mit dem Fangenden zu berechnen. Wer im Kriege aus der Gefangenschaft entlassen wurde, der mußte einen Eid schwören, daß er nichts zum Schaden der Stadt den Feinden verraten wolle, wer erst beim Friedensschluß erledigt wurde, daß er der Stadt und ihren Helfern nicht Haß und Rache nachtragen werde. Die Behandlung der Feinde war in den Städten ein wenig humaner als der Regel nach auf den Burgen.

Ein größerer Anschlag war es, wenn man ein befestigtes Haus oder eine Stadt des Feindes berennen wollte; hier hatte man stärkeren Widerstand zu erwarten und suchte deshalb mit Übermacht anzukommen. Bei solcher Veranlassung wurden auch blutige Treffen geliefert, wenn eine Macht des Gegners zum Entsatz heranzog. Der Auszug wurde sehr heimlich gehalten, denn wahrscheinlich hatten die Feinde trotz aller Vorsicht ihre Späher in der Stadt, aber es kostete doch große Vorbereitungen, wenn die Wagenburg, d. h. der reisige Zug, den Scharen folgen sollte.

Die Belagerungsmaschinen wurden bis zur Verwendung des Pulvers ganz nach antiker Überlieferung gebaut. Sie waren entweder Stoß-

maschinen, „Katzen“ und „Tummler“, große Balken mit Schwungkraft, die zuweilen unter einem Schirmdach gegen die Mauern getrieben wurden, oder Wurfgeschosse, große Bogen und Armbruste, die durch Hebelkraft gespannt wurden. Die Haare und Pferdeschwänze für die Stränge wurden von den Städten sorglich aufgekauft und durch erfahrene Leute zugerichtet*). Abweichende Einrichtung hatten die Pleiten oder Bliden, sehr große Schleudern für Bogenwurf, gebraucht und gefürchtet noch um das Jahr 1500, weil man die Geschosse für Bogenwurf der Mörser lange nicht geschickt zu verfertigen wußte.

Es ist merkwürdig, daß das Pulver seine Bedeutung im Kriege sehr allmählich gewann. Die fremde Erfindung kam von Byzanz nach 1320 den Völkern des Mittelmeers; für Deutschland wissen wir gar nicht das Jahr anzugeben, in dem zuerst Feuer und Knall das Getöse der Schlacht vermehrte. In Aachen war im Jahre 1346 „eine eiserne Büchse Donner zu schießen“, im Zeughaus von Nürnberg 1356 eiserne und kupferne Büchsen, die Steine und Blei schossen. Seitdem wurden Salpeter und Schwefel als wertvolle Handelsartikel von Italien bezogen, und es war dem Rat eine ernste Angelegenheit, dies Material bei guter Zeit zu erwerben. Dem Volk aber erschien die schwarze Masse sehr unheimlich, und man gab ihr den Namen Kraut, d. h. Zaubermittel. Salpeter und Schwefel wurden zuerst in Mörsern gestampft, später auf Mühlen, nicht ohne düstere Betrachtungen der Müller, deren einer noch 1431 in München klagte, „von dem hölliſchen Zeug sei ein wilder Dampf in ihn gegangen, daß es ihm teuer genug angekommen sei.“ Und nicht weniger merkwürdig ist, daß die neue Erfindung, seit sie einmal zu kriegerischer Zerstörung verwandt wurde, ähnlich wie andere große Funde der Menschen: der Bücherdruck, der Luftballon, sofort im ersten Anlauf zu kühnen und großartigen Experimenten führte, denen die spätere Entwicklung längere Zeit nicht entsprach. Es gelang bald, Geschütze von ungeheurer Größe zu gießen, die Geschosse bis zu drei Zentner Schwere schleuderten, zunächst Steine, die zur Herstellung runder Form häufig mit Blei umgossen wurden. Außerdem Büchsen von dem verschiedenartigsten Kaliber bis zur leichten Karrenbüchse und Tarrasbüchse (Standbüchse), und zur Haken- und Handbüchse herab. Die schweren Geschützrohre erhielten eigene Namen und wurden vom Volke mit großer Achtung und Scheu betrachtet. Sie wurden nicht auf Lafetten befestigt, sondern zur Reise auf starke Wagen gelegt, und ihr „Wiegen“, worauf man sie im Felde bettete, zuweilen mehrere nebeneinander, auf besonderem Wagen nachgefahren. Ein dritter Wagen enthielt Haspel, Stock, Seile und Hebezeug zur Bewegung der großen Masse, wieder andere die Steine zum Schuß. Außerdem gehörte zu jeder Büchse ein Bohlenschirm, „die Pavese“, der, über zwei hohen Karrenrädern be-

*) Im Jahr 1275 war auf Schloß Freiburg ein solches Geschoß, dessen Bogen, aus trefflichem Horn gearbeitet, eine Länge von 13 Fuß hatte. — Über Büchsen und Haare „zu Nottstellen“ vergl. Laurent, Aachner Stadtrechnungen S. 58.

festigt, vor dem Geschütz aufgefahren, ein schräges Schutzdach mit Gucköffnungen bildete und vor dem Schuß umgelegt werden konnte*).

Die gesamte Artillerie war in Stürme (Batterien) geteilt, jeder Sturm enthielt drei bis sechs Geschütze von verschiedenem Kaliber mit Munition, ferner Schanz- und Sturmzeug und Brückenmaterial; dazu gehörten außer der Bedienungsmannschaft Zimmerleute, Schützen und eine Bedeckung von Reisigen. Die Wagen jedes Sturmes waren durch Fähnlein von verschiedener Farbe bezeichnet.

Viele der Transportwagen und Karren nebst Bespannung wurden von den Bürgern und verpflichteten Bauern gestellt oder durch die Städte gemietet; in fortgesetzter Ordnung zogen die Wagen von ihren Sammelplätzen aus den Mauern, jeder Wagen mit einer Plane überdeckt. Im Felde wurden bei Lager und Schlacht die ausgespannten Wagen im großen Viereck durch Ketten zu einer Burg aneinandergekoppelt, auf der Außenseite Schutzbretter als Deckung befestigt.

Geschützmeister waren selten und gut bezahlt, sie reisten auf Stadtkosten nach anderen ansehnlichen Städten, um neue Einrichtungen kennenzulernen; sie verstanden auch Feuerkugeln und Feuerpfeile zu verfertigen, und man sieht aus erhaltenen Rechnungen, daß sie zu dieser gefährlichen Fabrikation außerordentliche Stoffe beanspruchten, z. B. teuren welschen Wein in großen Massen. Dafür wurden ihre Kunstwerke auch wohl einmal öffentlich zur Schau ausgestellt.

Gegen die Burg oder Stadt der Feinde wurden die Geschütze hinter ihren Pavesen aufgefahren, mühselig war das Richten und langsam das Laden. War Bresche geschossen, dann wurden die Gräben auf Brücken überschritten, die man aus großen leeren Fässern machte, man näherte sie unter hölzernen Bohlendächern, die man heranrollte. Gestürmt wurde mit Leitern. Auf die Belagerer wurde von Mauer und Turm außer Kugeln und Bolzen alles Schwere und Unsaubere geworfen, was Zorn und Not erfinden konnte, Steine und Balken, Pech und heißes Wasser, brennende Ruten mit Stroh umwunden und mit Pech bestrichen; auch stählerne Haken wurden an Stangen herabgelassen und den Belagerern in den Leib geschlagen, um diese über die Mauer zu ziehen.

Gelang der Sturm, dann wurde getötet und gebunden, geraubt und angezündet und jede Sorgfalt angewandt, damit man die Beute den nachsetzenden Feinden entzog. Die Stadtgemeinden pflegten jeden, der

*) Die Nürnberger Büchse Kriemhild (1388) hatte folgenden Train: ihr eigener Wagen mit 12 Pferden, 1 Wagen für ihre Wiege mit 16 Pferden, 1 Karrenschirm mit 2 Pferden, 1 Wagen zur Haspel, Stock, Seilen, Hebezeug mit 4 Pferden, 4 Wagen, jeder zu 11 Büchsensteinen, mit 4 Pferden, 1 Wagen für 8 Geschützknechte mit 2 Pferden, 1 Wagen mit Hauen, Schaufeln, Pickeln und 2½ Ztr. Pulver, von dem 14 Pfund zu einem Schuß gerechnet wurden, usw. mit 4 Pferden, in Summa 10 Wagen mit 56 Pferden. Außer ihr gehörten noch eine Zentnerbüchse und eine kleine Karrenbüchse zu derselben Batterie. — Eine schwere Büchse konnte in drei Wochen gegossen werden und kostete etwa 500 Gulden; der rheinische Gulden aber hatte im Jahre 1388 ungefähr den Wert eines unserer Dukaten Goldwert.

beim Sturm das Beste tat als erster, zweiter und dritter, durch ein ansehnliches Geschenk zu belohnen.

So zog sich die Fehde durch Monate, aus einem Jahr ins andere, in der Hauptsache ein elender Verderb von Hab und Gut und Quälerei der Landleute, zuweilen ein Zusammenstoß größerer Haufen ohne großen Erfolg.

Die Städte vereinigten sich in dieser Zeit in großen Bündnissen, die Franken, Schwaben, Rheinländer, vor allen die Norddeutschen in der Hansa. Auch die binnendeutschen Städtebünde waren kein schwaches Werk; die Heere, die sie aufbrachten, gut bewaffnet und nicht selten gut geführt, haben mehr als einmal die Fürsten und ihre Vasallen in schwere Sorge um die eigene Dauer gebracht, sie haben hundert Raubburgen gebrochen, haben schrankenloser Habgier festen Damm entgegengestellt und das Gedeihen bürgerlicher Freiheit, damals die einzige Grundlage für nationale Kraftentfaltung, durch harte Jahrhunderte erhalten. Aber diese Bünde waren doch nicht dazu gemacht, einig und in großen Fehden siegreich zu sein. Wie auf Inseln saßen die Bundesgenossen durch wilde Brandung getrennt, jede Stadt mit ihren besonderen Interessen, die den Genossen oft feindlich waren, nicht ohne inneren Parteizwist, der ihre Politik im entscheidenden Augenblick völlig umwandeln konnte. Und jeder Stadt war jede Fehde eine harte Last, die man in eigner Sache zu vermeiden suchte, solange es anging, die unleidlich erschien, wenn man um einer anderen entfernten Stadt willen die Außenhäuser verbrannt, die Bürger in elender Gefangenschaft sehen sollte. Uns darf deshalb auch hier nicht auffallen, daß die Bundesstädte oft lau und uneinig waren, eher, daß sie in einer Zeit, wo der Egoismus besonders hart und geldsüchtig herrschte, noch so weit zusammenhielten, und jahrelang für ihre Rivalen, denen sie keine besondere Zuneigung gönnten, verständig Opfer brachten. Allerdings im höchsten eigenen Interesse; aber es ist einer Gemeinde weit schwerer als dem einzelnen, das beste eigene Interesse stets über den Vorteil der Stunde zu setzen.

Deshalb waren die befehdeten Städte bei großem Kampf immer im Nachteil. Natürlich, sie hatten am meisten zu verlieren, der Erwerb vermindert, die Tore gesperrt, die Warentransporte auf den Landstraßen höchlich gefährdet, die Stadtmauer umschwärmt von allen Raubvögeln der Landschaft. Auch wenn die Stadt nicht umlagert wurde, trat Teuerung ein und machte den gemeinen Mann aufsässig. Dazu kamen die großen Lasten des Krieges, Uneinigkeit und Ungehorsam der Edlen, die der Stadt geschworen hatten, aber mit ihrem Herzen zuweilen auf Seite ihrer Vettern draußen waren. Dann die Bedenken der verbündeten Städte, von denen jede die Kosten berechnete und geneigt war, den Nachteil der befreundeten Stadt geringer zu achten als den eigenen. Endlich wurde entschiedenes Auftreten gehindert durch die Rücksicht auf benachbarte Fürsten oder den Kaiser, die sich noch neutral

hielten, deren guter Wille aber jeden Tag verloren gehen konnte, wenn ein Feind, der Verbindungen hatte, allzu rauh angefaßt wurde. Es gehörte ungewöhnliche Männerkraft dazu, unsichere Bundesgenossen und eine sorgenvolle Bürgerschaft zu großen Schlägen fortzureißen und im Kriegszorn zu erhalten. Auch in der Stadt selbst war die Leitung des Krieges durch eine Kommission der Wirksamkeit eines starken Feldherrn nicht förderlich. Das Regiment der Städte beruhte auf unablässigen Kompromissen mit einflußreichen Bürgern, auf gewandter und vorsichtiger Unterhandlung mit dem Hochmut und den Interessen der großen Familien. Die politischen Führer aus den Geschlechtern von Nürnberg, Ulm, Augsburg, Bern, Straßburg, Basel und den Nordseestädten waren keine ungeschickten Diplomaten, ihren Gegnern, dem Adel der Landschaft und fürstlichen Räten, wahrscheinlich oft an Weltklugheit und vorsichtiger Haltung, an scheinbarer Kälte, sicherem Wesen und weiten Verbindungen überlegen. Es fehlte den Städten auch nicht an tüchtigen Kriegsmännern, die ein Treffen zu führen verstanden. Aber auch in diesem Fall mußten weitsichtige Politiker abgeneigt sein, alles auf die heißen Kriegskugeln ihrer ungeheuren Büchsen zu setzen.

Man wußte, daß Haß und Neid in jedem Lehnhause, an jedem Fürstenhofe, ja auch in anderen Städten gegen den Reichtum der Gemeinde arbeitete. In hundert Burgen wäre der Tag als glorreich gefeiert worden, an welchem die Speergesellen über den rauchenden Trümmern Nürnbergs die Habe einer Stadt teilten, die dem törichten Sinn wie ein unerschöpflicher Goldbrunnen erschien. Dann wäre ein Geschrei geworden von Jerusalem bis Lissabon, aber es war möglich, daß sich keine Hand rührte, einen solchen Schaden des deutschen Landes zu rächen. Das bändigte nach außen und machte mitten im Kampf Schonung einflußreicher Feinde zur Aufgabe.

Dies alles wußten auch der Adel und seine Vasallen. Die Hilfsmittel einer Stadt waren im Anfang des Krieges den Kräften der Gegner wahrscheinlich überlegen. Eine ansehnliche Stadt hatte Kredit, soweit ihre Kaufleute handelten, weit mehr als der Kaiser und der größte Fürst des Reiches, deren Geldverlegenheit und Gewissenlosigkeit im Erfüllen ihrer Verpflichtungen notorisch waren. Aber der Fehder wußte auch, daß durch langgesponnene Fehde die Kraft der Stadt schneller abnahm als seine eigene, und er konnte erwarten, den Trotz der Bürger zu verringern und bei einem Vertrage bessere Bedingungen durchzusetzen, als die Städter vor der Fehde bewilligen wollten.

Wurde allmählich der Kampfzorn schwächer, so legten sich die Vermittler dazwischen. Nach langen Verhandlungen, nach heftigem Aufbrausen der Edlen und vorsichtiger Kälte der Städter wurde Tod gegen Tod, Brand gegen Brand, Schad gegen Schad verglichen und darüber eine Richtung gemacht. Ein solcher Vertrag war bei mächtigen Gegnern fast immer der Stadt zum Schaden, selbst wenn der Verlauf des Krieges für sie nicht ungünstig gewesen war. Wälder, feste Häuser, Dörfer,

Mühlen, an denen die Stadt durch friedliche Verträge Rechte erworben hatte, mußten abgetreten werden, und es bedurfte wieder längerer Friedensjahre und neuer Geldverlegenheiten der Gegner, um die verlorenen Rechte allmählich zurückzukaufen. Auch wenn die siegreiche Stadt einen Landbeschädiger fing, mußte sie ihn zuweilen schonen und gegen leidliche Bedingung freilassen, weil seine vornehmen Gönner das forderten. Oder sie mußte sich gar helfen, wie im Jahr 1373 die Stadt Worms. Dieser war Hennele Streif, ein gefährlicher Gesell, deshalb Feind geworden, weil die Stadt Speier zwei Straßenräuber, die Brüder Gabel, gerichtet hatte. Hennele fand Öffnung auf den Burgen der Umgegend, schlug Wormser tot und wirtschaftete übel auf der Landstraße. Da wurde Worms ärgerlich, nahm ihn gegen 200 Gulden jährlich in Dienst und er wurde ihr Mann und ein treuer Diener.

Den Städten war die Fehde Notwehr, den Fürsten und dem Adel Machtmittel und Erwerbsquelle, ja, was am schlimmsten war, nicht selten die wilde Poesie ihres Lebens. Nie fehlte ein Grund oder Vorwand zur Fehde, denn endlos waren die Kollisionen der Rechte und Ansprüche. Oft lag dem Fürsten selbst an der Kriegsbeute wie dem kleinen Junker. Auch er trug Ritterschild und Sporen, und hatte im Grunde seines Herzens die Empfindung, daß die Anmaßung der Stadtkrämer, die beim Kaiser klagten, Büchsen gossen und seine Mitfürsten für sich zu gewinnen suchten, unleidlich sei. Vollends wenn er hoch von seiner Stellung dachte, suchte er planvoll die ummauerten Republiken seiner Landschaft durch die frischen Gesellen seiner Edelhöfe unterzuzwingen, er als Löwe, der dem Haufen der Schakale, die hinter ihm bellten, einen Teil der Beute überließ.

Der menschenreiche Stand der Rittermäßigen, die sich selbst Wappener nannten, wenn sie nicht den Rittergurt trugen, war in dieser ganzen Periode schlimm daran. Sein Treiben, ja seine Existenz galt dem Bürger, dem Bauer, dem Sittenprediger, zuweilen sogar dem Fürsten für ein Unglück. Die Raubsucht und Fehdelust der großen Mehrzahl war mit dem neu aufblühenden Stadtleben völlig unverträglich.

So wild, frevelhaft und gemeinschädlich war das Gebaren gerade der Rührigsten, daß ihr Stand in aller Ruchlosigkeit des Räuberhandwerks zugrunde gegangen wäre, wenn nicht dieselbe Schwäche, die sie verhinderte, nützliche Mitglieder der Gesellschaft zu werden, auch das letzte Verderben von ihnen fern gehalten hätte. Daß sie ein privilegierter Stand waren, der seine Genossen für besser hielt als den Bürger und Bauer, der in Ehe, Beschäftigung, Recht, in Sitten und Zeremoniell sich gegen andere abschloß, dies exklusive Standesgefühl hat die Rittermäßigen durch Jahrhunderte schwach gemacht und ihre Ansprüche zu einem Leiden für das Volk, aber es hat sie auch vor dem Untergange in wüstem Treiben bewahrt. Denn wie verkehrt die Neigungen eines Geschlechtes sein mögen; wenn sie die Selbstachtung der Individuen nicht schmälern, sondern erhöhen, so halten sie das Verderben viel-

leicht lange auf. Zwischen dem Räuber, der jetzt auf entlegener Heide den Wanderer beraubt, und dem Landjunker, der um das Jahr 1400 den Kaufmann vom Pferde warf und bei Wasser und Brot in ein finsteres Gefängnis steckte, während seine Frau aus dem gestohlenen Tuch Röcke und Mäntel schnitt, ist in Rücksicht auf die Tat sehr wenig Unterschied. Aber vor 450 Jahren übte der Räuber den Frevel mit der Empfindung, daß sein Tun vielleicht gegen die Bestimmungen eines Reichstagsabschiedes verstoße, daß es aber von den gesamten Wappenträgern seiner Landschaft, ja von mehreren höchsten Herren des Landes als ein angenehmer, im schlimmsten Fall als ein gewagter Streich betrachtet werden würde. Wie unvernünftig die Ehrengesetze waren, nach denen er lebte, er hatte nur das Bewußtsein, daß dieselben Gesetze von tausend anderen geehrt wurden, die er für die Besten auf dieser Erde hielt. So war möglich, daß sich inmitten großer Unsittlichkeit und Verkehrtheit bei einzelnen männliche Tugenden erhielten: Treue gegen gegebenes Wort und Hingabe an die Freunde.

Auch der Schildträger des 14. Jahrhunderts ritt nicht immer in die Fehde mit dem fröhlichen Behagen eines Unternehmers, auch er wurde endlos geärgert und gereizt und hetzte sich nach deutscher Gewohnheit erst in sittliche Entrüstung, bevor er zum Speere griff. Zumal wenn er gegen alte Spießgesellen oder gar gegen seinen Lehnsherrn in Stegreif trat, mußte er starken Groll in sich herumgetragen haben, dann war ihm wohl sein Rittergewissen lange schwer. Und es fehlte ihm nicht an gewichtiger Klage. In der Regel war ihm sein Lehnsherr Geld schuldig für geworbene Männer, reisigen Zug und Rosse, die er ihm zugeführt, und für Schaden, den er in seinem Dienst erlitten, und er fand ungnädiges Ohr, wenn er an sein sauer verdientes Geld zu erinnern wagte. Dann wußte er sich nicht immer zu helfen, wie Burkhard Ehingen, dem sein Herr, Graf Eberhard der Greiner, viel Geld schuldig war, ohne jede Neigung zu bezahlen. Da wurden beide den Städten feind, Ehingen fing als Mann des Greiners zwei große Bürger aus Weil und Nördlingen; statt sie abzuliefern, schatzte er sie selbst gerade so hoch, daß sein Guthaben bei seinem Lehnsherrn getilgt wurde, und sandte sie dann mit der Quittung an den Grafen, der die Gefangenen zur Strafe noch einmal schatzte. Gewann der Lehnsmann sein Geld nicht auf solche Weise oder durch eine neue Burg, die ihm pfandweise überlassen wurde, so geriet er endlich in heißen Zorn und wurde seines Herrn Feind. Auch alte Genossen kränkten ihn, sie hatten ihm Bauern geschlagen und gepfändet, Knechte in den Stock gesetzt, und seine Reiterehre heischte Rache. Aber den Städten gegenüber hatte er doch die größte Fehdelust, denn hier wurde der Fehdebrief Beginn eines zwar unsichern, aber vielleicht sehr vorteilhaften Geschäftes; ihm war ein solches Unternehmen, was dem Kaufmann der Seestädte eine Nordfahrt war, das Unberechenbare des Gewinns und die Gefahr machten die Sache reizvoll.

Zunächst freilich stellte er Forderungen als Besitzer auf eigenem Grund und Boden. Die Landstraße, der Fluß, welche an seinem Hause vorbeiliefen, boten ihm Gelegenheit von dem Eigentum der Kaufleute für sich zu nehmen. Er forderte Zoll von Waren und Reisenden, er drang sein schützendes Geleit auf und beraubte solche, welche dies Geleit nicht für nötig hielten, er baute wohl gar eine Brücke, wo kein Fluß war, um Brückenzoll zu erheben, er erhielt die Landstraße absichtlich in schlechtem Zustand; denn die Waren des reisenden Kaufmanns zogen zwar unter des Kaisers Schutz, solange sie im Wagen oder im flotten Schiffe waren, wenn der Wagen aber umfiel oder das Schiff auf den Grund stieß, gehörten — so behauptete er — nach Boden- und Ruhrrecht die Waren dem Eigentümer des Grundes. War die Örtlichkeit dieser regelmäßigen Industrie ungünstig, so suchte er Vorwände zum Streit mit großer Naivität. Er wußte etwas von ungeheuren Forderungen, die einer seiner Vorfahren an die Stadt gehabt haben sollte. Er hatte keinen Brief darüber, auch war ihm die Summe nicht genau bekannt. Aber er dachte sich einen Betrag, der ihn mit einem Schlag zum reichen Manne gemacht hätte. Oder er fand unerträglich, daß die Stadtordnung verbot, Lösegelder für Gefangene auf Bürger anzuweisen, oder er behauptete, daß irgendein Wegelagerer, den die Stadt eingesperrt, Handgeld von ihm genommen habe, um in seinen Dienst zu treten. Oder er lauschte, ob in der Landschaft irgend jemand eine Beschwerde gegen die Stadt habe, ein Fuhrmann, ein fremder Bürger, ein Reitersknabe; diese nahm er unter seinen Schutz, schloß mit ihnen Vertrag zu gemeinsamer Fehde, stellte eine entschlossene Geldforderung, und wenn diese kalt abgewiesen wurde, sandte er mit seinen Gesellen den Fehdebrief über die Mauer. Endlich machte er sich's ganz bequem, sagte die Fehde gar nicht an, sondern überfiel einen Ratsherrn oder einen Frachtwagen aus der Stadt, erschlug die Fuhrleute, die sich zur Wehr setzten, schnitt die Plane auf und nahm heraus, was ihm gefiel. Und das letzte taten nicht nur Straßenräuber, auch die Häupter alter Familien, denn nicht nur der Eigennutz stachelte gegen die Städter, ebensosehr ein bitterer tiefer Groll und Neid. Die Macht des Geldes erschien denen, welche Erwerb durch Arbeit zu verachten gelehrt waren, als höchste Tyrannei. Daß der Bürger pfandweise Burgen und rittermäßige Lehngüter gewann, daß die festen Häuser in der Nähe einer Handelsstadt fast sämtlich in Abhängigkeit von dem Kapital oder dem Regiment der Bürger gekommen waren, daß geliehenes Geld, wenn es nicht pünktlich zurückgezahlt wurde, Habe und Freiheit des Borgers in Gefahr bringen konnte, daß der Kaufmann den Ritterschild beanspruchte, und daß er mit seiner Frau rittermäßige Kleider, Goldschmuck, Juwelen zu tragen wagte, das alles dünkte unerträglich. Es war ein Kampf des alten Lebens der Nation gegen das neue, und wir sind gänzlich außerstande, dem Hochmut und der wilden und unritterlichen Rachsucht, womit die Drohnen jener Zeit auf die Arbeitsbienen

blickten, einen andern Anteil zu gönnen als den, welchen jedes Unglück verdient. Denn dieser Haß trieb viele zu schnöder und elender Freveltat.

Mehr noch als die Stadt hatte der Lehnsmann auf abgelegener Burg den Drang, sich mit Genossen seiner Landschaft zu verbinden. Aber den Schwurgesellschaften der Rittermäßigen war in dieser ganzen Zeit nur kurzes Leben im Tageslicht vergönnt, die Genossen fuhren uneinig auseinander, weil sie nicht gleiche Freunde und Feinde bewahren konnten, oder sie benutzten ihre Brüderschaft zu unleidlich großen Raubgeschäften und wurden durch stärkere Gewalt beseitigt, oder sie fühlten sich vornehm, nahmen Fürsten und Bischöfe in die Gesellschaft und wurden schnell in Politik und Fehden der großen Herren verbraucht. Wurden sie aber auch zersprengt oder zerrissen sie in Zwist, die Erinnerung blieb auf den Burgen, auch Statut und Zeichen erhielten sich, und Namen und Ordnung kamen vielleicht nach mehreren Generationen wieder zum Vorschein. Von politischen Gesellschaften des 13. Jahrhunderts sind uns fast nur die Namen überliefert. Im Jahr 1214 wurden die Wölfe, wahrscheinlich im Elsaß, erschlagen*), um 1270 waren die Geschlechter von Basel in zwei Verbindungen: Sittiche und Sterner geteilt, die Sterner, 1271 vertrieben, kehrten unter König Rudolf zurück. Im Jahr 1289 wurde wieder im Elsaß eine Rittergesellschaft, die sich die Nebelringen (Nibelungen?) nannte und seit einigen Jahren gleiches Gewand trug, vor den König gefordert. — Seitdem mögen viele Schwurvereine in den Burgen entstanden und gelöst sein, man merkt sie fast bei jeder größeren Fehde; aber erst nach 1360 wird Brauch, daß sie sich durch Namen und Abzeichen auffällig machen. Das vergrößert ihnen vielleicht Zulauf und Ruf, nicht die Dauer.

Sie gewinnen seitdem im westlichen Deutschland, wo nicht größere Landesherren hindern, überall Mitglieder, zumeist bei Hessen und Schwaben, und sind in dieser Zeit fast sämtlich Vereine zu praktischem Nutzen. Die Mitglieder verpflichten sich, weder mit Worten noch Werken, nicht mit Rat noch Tat gegeneinander zu handeln, sondern sich beizustehen in allen Fehden und Händeln, gleichviel weshalb und gegen wen, und ein gefangenes Mitglied durch gemeinsame Anstrengung zu erledigen; die einzelnen behalten sich wohl die Pflicht gegen ihre Herren und frühere Eide vor. Sie wählen einen Vorstand, der oft der König heißt, bestimmen Jahresversammlungen, gestatten Geldbeiträge der Mitglieder; sie binden sich durch Schwur, tragen meist — nicht alle — ein Zeichen der Gesellschaft an Hals oder Brust, die Ritter von Gold, die Knappen von Silber, und führen wohl auch ein Siegel. Aus den zufällig erhaltenen Namen ist zu ersehen, daß eine Minderzahl die Ritterwürde hatte. Schwerlich war rittermäßige Geburt zur Aufnahme

*) Fritsche Closener S. 81 „die rittere"; — das Folgende in Ann. Basil. a. 1271 und Ann. Kolmar a. 1289.

in das Silber der Brüderschaft nötig, einige unter fürstlichen Stiftern mögen vorsichtiger ausgewählt haben, andere trieben Buschklepperei, schätzten vor allem die packende Faust und waren ein Schrecken der Reisenden. Gegen diese Vereine, welche sowohl die Fürsten als die Städte bedrohten, stifteten die Landherren andere Vereine, ebenfalls mit Gesellschaftszeichen, aus denen die fürstlichen Orden wurden.

In Hessen gab sich eine kleine Wetterauische Gesellschaft ohne Namen (1362) eine Ordnung, welche uns erhalten ist. Ihr folgte die Gesellschaft vom Stern (ca. 1370—1376), die größte von allen, sie stand unter einem König, rühmte sich 2000 Ritter und Knappen, darunter 350 Burgbesitzer zu haben, und reichte bis nach Sachsen, Thüringen und dem Oberrhein; die Sterner entstanden und vergingen als Bundesgenossen Otto des Quaden von Braunschweig in dem Sukzessionsstreit gegen Landgraf Hermann von Hessen. Aus ihren Trümmern entstanden in derselben Gegend die kleinen Gesellschaften von der alten Minne (1374) und vom Horn (1378—1382). — In Westfalen und Hessen die Gesellschaft vom Falken (ca. 1380), nach ihr eine andere ohne Namen und Kapitelversammlungen (1385); Mitglieder derselben banden sich aufs neue (1391—92), nannten sich jetzt die Bengeler, führten als Zeichen einen silbernen Klöppel, wurden schnell sehr schädlich und durch die versöhnten Fürsten Otto von Braunschweig und Hermann von Hessen niedergeworfen. Beide Fürsten gründeten gegen die Bengeler eine Gesellschaft mit der Sichel (1391—97) unter König und Marschalk zur Herstellung eines dauerhaften Landfriedens. Im Fuldaischen hatten sich nach dem Untergang der Sterner die Burginhaber der Landschaft Buchenau als Buchner in eine Gesellschaft zusammengetan, auch sie wurden 1397 vom Landgrafen Hermann niedergeworfen. Später entstand dort die kleine Gesellschaft des heiligen Ritters Simplizius (1403) mit Zeichen und frommer Tendenz, sie forderte vier Ahnen, erhielt sich lange und wird hier erwähnt, weil die Erinnerung an sie wahrscheinlich noch im 17. Jahrhundert dem Verfasser des Simplizissimus in der Seele lag, als er seine Romanfiguren zu einem Verein gesellte. Nach Buchenau gehört auch die Gesellschaft vom Luchse (ca. 1409); drei der Gründer ermordeten den Herzog Friedrich von Braunschweig. — Während die hessischen Vereine durch Kampf oder Bund mit den Fürsten von Hessen und Braunschweig gesellt und vernichtet wurden, bleiben die fränkischen und thüringischen unschädliche Privatvereine oder Hofgesellschaften, so die Gesellschaft von der Spange (ca. 1350), deren Zeichen eine goldene Gürtelspange nach einer Nürnberger Reliquie der Jungfrau Maria war, deren Oberst den Mitgliedern gleiche Kleidung befehlen konnte und die sich Pflege frommer Rittersitte vorgesetzt hatte. Dann die mit dem Greifen (1379) der Grafen von Wertheim und die vom Einhorn (1407) des Landgrafen Balthasar von Thüringen. In Schwaben wird die der Martinsvögel (Gänse, erwähnt 1367 und 1395) gegen die Grafen

von Württemberg gegründet. Dann die vom Schwert (1370), die große von der Krone (1372), um dieselbe Zeit eine „mit den Wölfen", darauf die berühmte Gesellschaft vom Löwen oder Panther (1379), in der Wetterau gestiftet, aber schnell über Schwaben und den Oberrhein verbreitet. Zu gleicher Zeit die Gesellschaften von St. Wilhelm, das Zeichen ein Bild des Heiligen, und von St. Georg (beide um 1380), das Zeichen ein weißes Kreuz auf rotem Grunde, nach der Georgsfahne, unter welcher die Schwaben seit alter Zeit in Reichsschlachten den Vorstreit hatten. Endlich die bemerkenswerteste unter allen: die Schlegeler (1394—96), unter drei Königen, die dasselbe Zeichen wie die fast gleichzeitigen westfälischen Bengeler führte und wie diese gegen die Übergriffe der Fürsten gerichtet war. Sie nahm auch große Städte in den Bund auf: Worms und Speier, und jener Diener der Wormser, Hennele Streif, war einer der Tätigsten im Bunde. Indes diese demokratischen Ideen eines Bundes der Ritter und Städte, die 125 Jahre später durch Hutten und Sickingen aus alten Schloßerinnerungen noch einmal hervorgeholt wurden, gelangten zu keinem Leben. Alles war zu locker und zuchtlos; als die Fürsten gegen den Schlegelerbund ein starkes Bündnis schlossen, verhandelten die Schlegeler und lösten sich auf. Hennele Streif aber wurde in demselben Jahr begünstigter Diener des Königs Wenzel, der zwar ein Wüterich und Trunkenbold war, aber recht gut wußte, daß dem deutschen Königtum nottat, gegen die großen raublustigen Herren mit den Kleinen zusammenzuhalten.

Noch viele andere Rittergesellschaften mögen damals ihr Eintagsleben gehabt haben, sie verschwanden und wurden wieder einmal erneut. Auch im östlichen Deutschland äußerte sich dieselbe Tendenz in Vereinen von sehr verschiedener Bedeutung. In Österreich sind sie machtlos, teils ritterliche Hofgesellschaften, z. B. von dem Drachen, mit dem Zopf, die ein Herzog gestiftet, weil sich eine schöne Frau das Haar für ihn abgeschnitten hatte, teils ritterschaftliche Vereine, wie der Elefantenbund von Tirol (1409*). In der Mark dagegen waren

*) Es hätte einiges Interesse zu wissen, wer jene schöne Frau war, deren Haar einer Hofspielerei Herzog Albrechts III. diente. Die Stiftung fällt in die Zeit der leidvollen Liebe von Wilhelm und Hedwig. Herzog Wilhelm von Österreich (geb. 1370) war mit Hedwig, Tochter des Königs Ludwig von Ungarn (geb. 1371) als fünfjähriger Knabe verlobt, im Jahre 1378 feierlich durch einen Erzbischof in der Kirche zu Haimburg vermählt worden, die Kinder lagen, wie Brauch war, nach der Vermählung die Nacht auf einem Lager. Sie wurden einander herzlich lieb und wuchsen stattlich heran, beider Schönheit wurde gerühmt. Hedwig aber ward von den Polen zur künftigen Königin gewählt und bis zur Übergabe an ihren Gemahl Wilhelm nach dem Tode ihres Vaters in Krakau erzogen. Da kam jene große Krisis für den europäischen Osten, als der Heide Jagel, Fürst der Litauer, den Entschluß faßte, Christ und durch Hedwigs Hand König von Polen zu werden. Die Polen waren damit sehr einverstanden. Die hilflose Königstochter wurde streng bewacht, der sechzehnjährige Wilhelm, der nach Krakau eilte, ward feindselig empfangen und ihm der Zutritt zu seiner Gemahlin verweigert. — Vergebens wendeten sich das Haus Österreich und der Hochmeister des Deutschen Ordens an den Papst, Jagel zog (1386) festlich in Krakau ein, die zweite Vermählung

die Stellmeiser nur eine verwegene Raubverbrüderung, im Kulmer Land Preußens aber die Gesellschaft von der Eidechse (1397) eine schwächliche Verbindung von Lehnsleuten, durch Zeichen, Statut und Tendenz den schwäbischen Vereinen nachgebildet. Die Vereine der westdeutschen Ritter werden allmählich zu landschaftlichen Verbänden, die der Fürsten zu Hoforden; die ersteren regen sich am Ende des 15. Jahrhunderts noch einmal mit völlig veränderter Tendenz. —

Hatte der Fehder einer Stadt den Brief gesandt und wurde das ruchbar, so fehlte es ihm nicht an Zulauf. Der arme Schildbürtige, der sich heraufbringen wollte, wandte sein letztes Geld auf ein dauerhaftes Pferd, das über Felsgestein und durch Waldesgestrüpp zu traben gewöhnt war, und gesellte sich einer aufbrechenden Fehde zu; er horchte und schrieb darum und bot seine Genossenschaft an, in der Hoffnung, sich bei der „kleinen Reiterei", wie sie genannt wurde, einen Namen zu machen und so viel Geld zu gewinnen, daß er sich rittermäßig halten konnte.

Nicht weniger geschätzt war der erfahrene Knecht, der Schildamt nicht begehrte. Außer den Knechten im festen Dienst warb man für eine aufbrennende Fehde ledige Leute, am liebsten mit einem Pferde, und es gab überall harte Gesellen im Volke, die friedliche Arbeit unbehaglich fanden, oder aus dem Frieden in den Unfrieden versetzt waren und gern auf Kost und Beuteteil mitmachten. Daneben sammelte sich schwächeres Gesindel, verdorbene Bürger, zumal Fuhrleute, die von der Landstraße und den Waldschenken her dem Handwerk vertraut waren.

Die Kundschafter der befehdeten Stadt brachten sorglichen Bericht über die Bande und ihre Mitglieder, und wir sehen aus der Niederschrift, die der Rat von ihren Aussagen machte, wie bunt zusammengeworfen die Gesellschaft war, die sich wegen der Beute einer solchen Fehde durch Schwur gebunden hatte. Da haben z. B. um das Jahr 1444 zwei Wallenfels ohne Fehdeanzeige den Nürnbergern wiederholt Frachtwagen aufgeschnitten und Pelzwerk, Panzer und für 100 Gulden Safran geraubt, Dörfer abgebrannt, Bauern gefangen und gebrandschatzt.

Hedwigs ward vollzogen. Das Schicksal der fünfzehnjährigen Frau ist wohl unserer Teilnahme wert. Der neue Gemahl — dessen widerwärtige Häßlichkeit die deutschen Chronisten gern hervorheben — war ihr tief verhaßt, sie hielt sich lange für die rechtmäßige Frau Herzog Wilhelms. Darüber berichtet die ältere Hochmeisterchronik (Scriptt. rer. Pruss. III. p. 609): „Keine Herrschaft noch Freude schmeckte ihr, so daß sie niemandem Behagen und Fröhlichkeit bewies. Geringe Kleider trug sie und ging mit verhülltem Antlitz. Alles was ihr Jagel zugute tat, war ihr eine Pein, nur daß sie ihm mußte gehorsam sein als ein bezwungenes Weib. Viele Jahre aß sie in ihrem Gemach auf einer Lade und saß auf der Erde. Mancherlei heimlicher Krieg war zwischen ihr und Jagel. Auch stets, wenn er nach ihr sandte zu seinem Lager, bewies sie ihm ihren Unwillen. Oft ward sie in der Beichte darum bestraft, das nahm sie zornig auf und hieß den Beichtvater schweigen. Mancherlei List erdachte sie und andere Leute mit ihr, wie sie zu ihrem rechten ehelichen Mann Herzog Wilhelm kommen möchte. Da ward mancher Mann getötet, der zwischen ihnen beiden Bote war. Auch er wollte kein Weib nehmen, dieweil sie lebte." — Über die Ritterbünde mehr bei Landau, Rittergesellschaften in Hessen, und Frh. Roth von Schreckenstein, Gesch. d. Reichsritterschaft, I.

Ihre Gesellschaft besteht zuerst aus Ritter Hans und aus Fritz Wallenfells, sie führen gemeiniglich niederländische Kleider, grobe Mäntelein und kurze Kappen und wie die Mehrzahl ihrer Leute Armbrüste, reiten fast immer miteinander, haben 20 bis 24 Pferde zum Streifen; der Hans hatte vormals gemeiniglich Rot getragen, was er aber jetzt für eine Farbe trägt, weiß man nicht eigentlich, er reitet ein rot Pferd mit einer Bläße, der Fritz reitet gemeiniglich einen grauen Hengst mit Bläße, hat einen Krebs unter dem grauen Rock und grauen Hut. Sie haben große Förderung auf den Burgen in der Nähe von Hof. Bei ihnen ist Ott Müring, ein junger Gesell, edel, mittler Länge, hat langes krauses Haar und ein Pferd; dann Balthasar von Watzdorf, ein junger, langer, gerader Gesell, ist auch edel, hat zwei Pferde und langes Haar; Georg von Kolditz will auch edel sein, ist ein kurzer Mann, hat ein Pferd, ist hin und her daheim; Heinz Scheiding, ein junger, hübscher, frischer Gesell, lang und dünne, hat einen Bruder zu Franken und ist nirgend daheim, hat ein Pferd; Friedel von Dobeneck, ein Bankert, ein frischer Gesell, hat ein Pferd; Erhard Röder hat krauses Haar, ist edel, hat einen Vater in der höfischen Art und ein Pferd; Nickelasko ist ein Bösewicht, des Herrn Hansen Knecht, ein kurzer, dicker Gesell, hat auch kräuslichtes Haar; Hans Hofmann, eines Bauern Sohn von Rückendorf, ein kurzer Gesell, hat ein eigen Pferd; Kunz Michel, ist ein Schneider und ein großer Bösewicht, ein gerader Gesell aus dem Vogtland, hat sein eigen Pferd; Hans Kolbel, ist ein Karrenmändel von Lichtenburg, dort Bürger, er reitet zuweilen und fährt auch mit dem Karren. — Unter den übrigen führen manche nur ihre Reiternamen: der Wolf, Pock den Stein, Raum den Kasten, Hol den Bolz, Rübendunst.

Nächstdem sorgte der Fehder für Häuser, die sich ihm im Notfall öffneten; war der befreundete Besitzer durch Rücksichten gehindert ihm vor den Leuten Vorschub zu tun, so wurde doch ein entlegener Hof oder ein Schlupfwinkel im Walde nachgesehen; denn man mußte Herbergen haben und Zufluchtsorte, wenn die zornigen Feinde einmal mit Übermacht heranzogen.

Auch der Junker ließ Briefe schreiben, worin er seine Sache gut darstellte, Freunde warb, sich entschuldigte; diese sandte er an Fürsten und Städte und bat, den Gegnern keinen Vorschub zu tun. Ja er ließ, um die Gegner zu verkleinern, seine Beschwerden öffentlich in Stadt und Land durch Zettel anschlagen. War die Fehde im Gange, so hing jeder gute Erfolg von der Kundschaft ab, und in allerlei Verkleidungen liefen und ritten die Kundschafter durch das Land, um einen Fang auszuspähen, einen beladenen Wagen, ein Frachtschiff, einen Herrn vom Rat. Dann ritt der Haufe auf geheimen Waldwegen über die Berge, viele Meilen weit, sorglich bemüht, nicht gesehen zu werden, denn auch die Späher der Stadt lagen überall auf der Straße und in den Herbergen, und die Reise mußte geglückt sein, bevor die Städter ihre

Schar hinaussenden konnten. Es war oft saure Arbeit und hungriges Harren im dichten Wald; den Wirten in Dorf und Stadt war nicht zu trauen, und war der Wirt gewonnen, so konnte jedes Bäuerlein, das im Stall die Pferde sah, zum Verräter werden. Viele Helden der Landstraße, der Eppele von Gailingen, Rumensattel, Schüttesam, waren in der Herberge verraten worden. War die „Nahme", der Fang, gemacht, so wurde alle Reiterkunst daran gesetzt, sie glücklich in Sicherheit zu bringen; wenn die Verfolger auf der Straße waren, mußte ein Teil die Nahme treiben, während die Reisigen gegen die Anrückenden Front machten; dann hielt der Haufe still, den Spieß auf Sattel und Bein gestützt, bis der Führer den Leisen sang — die Textnoten eines Liedes, die nach deutschem Brauch noch im 15. Jahrhundert bei kleiner Reiterei den Angriff einleiteten.

Auf der Burg oder im Waldversteck wurde die gesicherte Beute verteilt, die Gefangenen in dem Turm an Ketten gelegt, bestockt und gepflockt. Sie wurden oft sehr hart behandelt und gequält, um ihnen den Aufenthalt unleidlich zu machen und ein hohes Lösegeld zu erpressen. Auch Kinder reicher Familien wurden im Gefängnis gehalten, zuweilen jahrelang. Man wußte, daß die Bauern am schwersten daran gingen, die Schatzungssumme zu bezahlen, und behandelte sie darnach. Das war der gewöhnliche Reiterbrauch.

Auch die Reisen solcher, welche sich für ehrliche Reiter hielten, waren nicht nur blutig, es war in ihnen nicht selten eine wilde Grausamkeit, die uns entsetzt. Noch im 15. Jahrhundert vergaß man den Gewinn, um Rache zu üben, man verstümmelte oder tötete die überwältigte Mannschaft, hackt Hände und Ohren ab. Ja, es war eine gewöhnliche Praxis jener Zeit, Feinde, denen man persönlichen Haß nachtrug oder deren Leben lästig war, im Turm verhungern zu lassen; oder man handelte christlicher, gab ihnen Wasser und Brot, überließ sie aber in schweren Ketten und unterirdischer Finsternis dem Verderben durch den Kerker, und es geschah, daß ihnen, während sie noch lebten, Gliedmaßen abfaulten. Abt Mangold von Reichenau, der später Bischof von Konstanz wurde, stieß fünf gefangenen Fischern von Konstanz mit eigener Hand die Augen aus. Dem Bauer, der in Verdacht stand, den Feinden Nachricht gegeben zu haben, wurde in der Nacht das Haus über dem Kopfe angezündet, und die sich retten wollten, mit Spießen in das Feuer zurückgetrieben. Solcher Mordbrand wurde ein neuer Klagepunkt der Stadt, aber gestraft wurde er nur dann, wenn der Stadt selbst gelang, die Fehder zu fangen und zu richten. Erlangten die Bürger Gewalt über den Leib ihres Feindes und zwang die Politik nicht zur Schonung, dann übten auch sie mit der Energie eines lange bewahrten Hasses Vergeltung; aber ein Unterschied war zwischen ihrer Rache und der von Schildbürtigen, oft nur ein formeller Unterschied, dennoch ein entscheidender: sie vollzogen die Strafe an einem Verbrecher, der durch des Königs Recht und Gericht verurteilt

war, und sie quälten nicht im Gefängnis, weil er ihr Feind war. Es war ein hartes Recht und grausam seine Strafen, aber es war das Gesetz einer wilden Zeit. Der Mordbrenner wurde verbrannt, der Mörder gerädert; das Vorrecht des Edelmanns war enthauptet zu werden, seine Spießgesellen wurden gehenkt. Die Bürger hatten vielleicht längst hohe Preise auf ihre Feinde gesetzt, so die Augsburger 1374 auf den lebenden Leib ihres Feindes Kraft Waaler, eines rittermäßigen Mannes, 1500 Gulden, auf seinen Tod 1000 Gulden. — Für Haman von Reischach bat in Ulm die Erzherzogin Mechtild von Österreich persönlich, er wurde doch enthauptet. Und in manchem Stadtturm trauerte ein junger Gesell in der Weise des rührenden Liedes, das der arme Peter Unverdorben im Turm „Schütt den Helm" zu Neuenburg vor seiner Hinrichtung gesungen hatte: „Gott gesegne dich Laub, Gott gesegne dich Gras, Gott gesegne alles das da was, ich muß von hinnen scheiden. Lieber Engel steh mir bei, weil Leib und Seel' beieinander sei, daß mir mein Herz nicht breche. Gott gesegne dich Sonn', Gott gesegne dich Mond, Gott gesegne dich, schönes Lieb, das ich heimlich hab', ich muß mich von dir scheiden."

Es waren nicht immer die Schlechtesten, die das Verhängnis traf. Kunz von Kaufungen, „der Prinzenräuber", gehörte zu den tüchtigsten seines Standes, er war in der großen Nürnberger Fehde von 1449 bis 1451 neben einem Reuß von Plauen Hauptmann der Stadtreisigen von Nürnberg gewesen, und in dieser Zeit, wo man wohl den Wert eines Mannes erkennen konnte, „hielt er sich so redlich, daß ihn männiglich lieb hatte." Als er darauf wegen seiner Verbindung mit den Vitztum dem Kurfürsten von Sachsen Fehde ankündigte, tat er nichts, was nach der Meinung seiner Genossen ein Unrecht war; auch die Form der Ankündigung, die in Sachsen für unehrlich erklärt wurde, war nicht anders, als sie in hundert andern Fällen ungestraft geübt wurde, sogar von Herren des höchsten Adels, und der Prinzenraub wäre im Fall des Gelingens von allen Gegnern Sachsens als ein Meisterstreich gerühmt worden. Der Verwegene verlor sein Reiterspiel und kam in ungnädige Hand.

Selten geschah es, daß die Bürger von den wilden Taten ihrer Feinde so launig sangen, wie von dem großen Helden der Landstraße, dem Apel von Gailingen, daß er als abgesagter Feind, der von Nürnberg in die Stadt vor eine Schmiede ritt, sich sein Roß beschlagen ließ und dann den Torwächter fragte, wem die Reiterstiefeln gehörten, die am Frauentor hingen; und als ihm der antwortete, es sind des Eppele von Gailingen Stiefeln, da riß der Reiter die Stiefeln herab, schlug sie dem Torwärter um den Kopf und riet ihm seinen Herren anzuzeigen, daß der Apel sich seine Stiefeln geholt habe, und als er darauf durch die Stadtreiter weiter verfolgt wurde, sprang er vom Hohensteine mit seinem Roß in den Main und höhnte die Reiter: „Keiner von euch hat ein gutes Pferd."

Zuweilen glückte der Fang durch Verrat, den die eigenen Leute übten, um die Summe zu gewinnen, die auf den Kopf eines gefürchteten Fehders gesetzt war, häufiger noch wurden die Fehder in ihren Schlupfwinkeln beim Trunke überrascht. Der Überwundene bat dann wohl den Junker, der im Dienst der Stadt ihn einfing, daß er ihn mit seinem Ritterschwert töten möge, das aber wurde ihm nicht vergönnt; oder er bat, wie der Lindenschmidt, daß man seinen jungen Sohn ziehen lasse, der nichts getan, als was ihm der Vater befohlen, dann aber wurde die Antwort: „Das Kälblein muß folgen der Kuh, er würde seines Vaters Tod vergelten." Und diese Sohnespflicht wurde geübt, denn das Wiegenlied, das man im Hause des Gerichteten dem hinterlassenen Kinde sang, das lautete: „Ihr Herren vom Rat, eure Rechnung trügt, ein Kindlein in der Wiege liegt, das noch kein Wort kann sprechen, einen Vater, den soll es rächen."

9. Aus den Hussitenkriegen

Während im ganzen Odergebiet und an den Ufern der Ostsee die deutsche Nationalität sich auf dem eroberten Gebiet siegreich ausbreitete, schwankte nahe der Mitte des deutschen Reiches die Bevölkerung Böhmens zwiespaltig zwischen deutschem und slawischem Wesen. Von dem ersten Jahrhundert seiner christlichen Geschichte, von jenem Brudermord, den der Heide Boleslaus an dem deutschgesinnten Wenzeslaus verübte, ist das düstere und blutige Schicksal der Landschaft vorzugsweise durch die Kämpfe zwischen deutschen und slawischen Interessen bestimmt worden. Seit Rudolf von Habsburg schien der politische Zusammenhang mit Deutschland auf längere Zeit gesichert. Der König von Böhmen sollte als deutscher Kurfürst zur Kaiserwahl reiten und bei der Krönung den goldenen Becher schwenken. Böhmische Liedersänger und Chronisten dichteten in Sprache und Versform der Schwaben, und böhmische Maler verfertigten Heiligenbilder und Kirchenfenster für deutsche Gotteshäuser. Die böhmische Ritterschaft trieb Tjost und Raub ganz nach deutscher Weise, unter deutschen Ordnungen erstarkten die Städter der großen Landschaft. Ja, seit 1346 war durch Kaiser Karl IV., den Luxemburger, Böhmen zum Mittelpunkte des Reiches geworden. Über dem böhmischen Königsstuhl schwebte die Kaiserkrone und der deutsche Reichsadler. Karls Jahre, in Deutschland nicht preiswürdig, waren vielleicht die beste Zeit, die Böhmen je erlebt. Prag konnte am Ende des 14. Jahrhunderts für eine germanisierte Stadt gelten, die nicht nur in Politik und Handwerk, auch in Wissenschaft und Kunst ein selbständiges und kräftiges Leben erwies.

Denn seit 1348 zog die Blüte der deutschen Jugend nach der vieltürmigen Moldaustadt, um dort in der Korporation der ersten deutschen Universität friedlichere Ehre zu gewinnen, als das Ritterschwert verlieh. Vor Stiftung der Universität Prag waren große Gelehrtenschulen in Frankreich und Italien die Stätten gewesen, wo ernste Gelehrte und fahrende Schüler sich die Geheimnisse und Würden der gesamten Theologie, des Rechts, der Heilkunde und der freien Künste holten. Nach dem Muster von Paris und Bologna wurde die Prager Universität eingerichtet, in ihren Grundzügen nach demselben germanischen System, das die Innungen und andere Schwurvereine zeigten. Die Schüler — kurz nach 1400 Studentes genannt — hausten zum größten Teil in „Bursen", gemeinsamen Arbeits- und Schlafräumen, unter Aufsicht der

Meister, Magister. Die Magister bildeten die stimm- und wahlberechtigten Mitglieder der Anstalt, sie, wie ihre Studenten nach Nationen gegliedert — in Prag als Böhmen, Bayern, Polen, Sachsen; sie kürten ihren Rektor in der Regel aus ihrer Mitte. Aber diese älteste Einrichtung italienischer Schulen war dadurch künstlicher geworden, daß sich in Paris aus der alten Wissenschaft der freien Künste anspruchsvoll die Fakultäten der Theologie, Jurisprudenz und Medizin geschieden hatten, und daß jeder Genosse nicht nur einer Nation, sondern auch entweder einer Fakultät oder dem großen Verband der Artisten angehörte. Im Anfange bestimmten die Parteikämpfe der Nationen, später die Interessen der Fakultäten das akademische Leben. — Wie groß das Bedürfnis solcher Gelehrtenschulen in Deutschland war, lehrt ihre schnelle Vermehrung: Wien, Heidelberg, Köln, Erfurt folgten noch im 14. Jahrhundert. Und die neue Art von Genossenschaften, welche durch die Universitäten in das Leben der Deutschen gestellt wurde, hat allein von allen Vereinen des späten Mittelalters bis zur Gegenwart in dauernder Steigerung Segen gewirkt.

Unablässig wird das wissenschaftliche Denken des Menschen beschränkt und geirrt durch die Mängel seiner Erkenntnisquellen, in den Naturwissenschaften durch die Sinne und die Instrumente, die zur Ergänzung derselben erdacht werden, in den historischen Wissenschaften durch die Unvollständigkeit und Unsicherheit des überlieferten Materials. Und unablässig ist der Gelehrte bemüht, diese Mängel durch neue Methoden der Prüfung und Ergänzung und durch Aufsuchen alter Überlieferungen zu bessern. Größer aber ist die Beschränkung, die dem Wissen jederzeit durch die Hast der Kombinationen und das übermächtige Eindringen der Phantasie in die geistige Arbeit bereitet wird. Jede Zeit sieht überlegen auf solche Trübungen der Wahrheit in früheren Geschlechtern zurück, die durch stärkere Erkenntnis und bessere Zucht der folgenden Geister überwunden sind, aber keine ist frei von neuen Irrungen, die ihr eigentümlich sind. Der Historiker der Gegenwart ist allzu geneigt, Leben und Politik vergangener Fürsten so zu deuten, wie er sich die Politiker seiner Zeit vorstellt, gedankenreich, systematisch, mit Parteiinteressen und geheimem Plan; aber er belächelt den flachen Rationalismus der nächsten Vergangenheit, er ärgert sich über die rednerische und schönschreibende Geschichtschreibung des 16. Jahrhunderts, deren Ungenauigkeit im Bericht von Tatsachen ihm sehr auffällig erscheint, und er sucht die epische Zurichtung geschichtlicher Begebenheiten im Mittelalter zu begreifen, wo der wirkliche Zusammenhang der Ereignisse dem alten Berichterstatter ganz unwesentlich war gegenüber einer überlieferten Methode der Umbildung, in der das poetische Bedürfnis des Volkes sich geltend machte. Ähnlichen Wandel in der täuschenden Zugabe unserer Phantasie lehrt die Geschichte der Naturwissenschaften. Von der modernen Theorie über Entstehung der Menschen und Bildung des Sonnensystems blicken wir zurück auf eine lange

Reihe großer Hypothesen und überwundener Systeme, bei denen nicht nur die Mangelhaftigkeit der Beobachtungen, sondern auch eine eigentümliche Methode im Verbinden der einzelnen Beobachtungen auffällt. Und wir sind uns wohl bewußt, daß die kühne Arbeit der Phantasie, welche die zahllosen Lücken unserer Wahrnehmungen ergänzt und sich notwendig und unfilgbar in unsere feinsten Schlüsse eindrängt, in jeder Zeit durch die Beschaffenheit der gesamten wissenschaftlichen Erkenntnis bedingt wird, und vielleicht noch mehr durch die innige und unablässige treibende Sehnsucht des Menschen, Vernunft und Einheit in der Welt zu finden und das göttliche Leben in der Natur und Menschheit sich begreiflich herzurichten.

Von solchem Standpunkt werden auch die Irrungen der Wissenschaft in früherer Zeit der Teilnahme und Forschung höchst würdig. Wenn der Alchimist ruhelos Gold aus unedlem Metall oder ein Lebenselixier suchte, so war ihm die Einbildungskraft übermächtig aufgeregt durch neue Funde und hohe Ahnungen über Zusammensetzung und Formenwechsel geheimnisvoller Naturstoffe, und wenn der Astrolog aus der Konstellation der Gestirne das Schicksal des Menschen bestimmen wollte, so war der Zusammenhang, den er zwischen Stern und Einzelleben annahm, allerdings ein willkürlicher Traum, aber im Hintergrunde lag das ehrwürdige Bedürfnis, das unermeßliche Leben der Natur als ein innerlich zusammenhängendes zu erfassen. Der Sterndeuter und der Goldsucher haben nicht nur ihrer eigenen Wissenschaft unentbehrliche Dienste getan, sie haben gerade durch diesen phantastischen Zusatz das ganze Volk zur Teilnahme herangezogen, sie haben auch andere Arbeit des Gemütes und denkenden Geistes mächtig beeinflußt. Wicleffe und die Professoren zu Prag nahmen die alte Lehre der Kirchenväter von der Prädestination wieder auf, weil diese durch die Astrologie zu einer Lebensfrage für die Christenheit geworden war, und die Mystiker erfanden sich genau wie die Alchimisten lange poetische Bilder und Gleichnisse, in deren Deutung sie das Mysterium der Gottheit zu erfassen suchten.

Seit dem 13. Jahrhundert war durch einige große Gelehrte aus den Bettelorden das Interesse für Naturbeobachtungen im Volke sehr gesteigert worden. Zumal die Predigermönche trieben eifrig Astronomie, Kalenderwesen, Verfertigung von Sonnenuhren, Naturgeschichte, Rechnen, Messen, Erdkunde, und erwiesen besondere Teilnahme für alle mechanischen Künste. Es ist sehr auffallend, wie dadurch dem Volke die Beobachtung der Dinge schärfer und die Beschreibung genauer wird, das Einregistrieren und Teilen, das Definieren und Aufzählen wesentlicher Merkmale überall reichlicher; diesen Fortschritt schuf nicht vorzugsweise die scholastische Philosophie, die von Frankreich her in die Klöster und großen Stadtschulen drang, sondern noch mehr die Richtung des Auges auf genaueres Fassen der Form und Zusammensetzung. Das nützte dem Handwerk, und wieder vermehrte die hohe Entwicklung der

Handwerkstechnik dem Gebildeten Interesse und Genauigkeit der Beobachtung. Daher hört etwa mit dem Jahr 1300 die alte epische Erzählungsweise in Vers und Prosa fast plötzlich auf, die kurzen Aufzeichnungen der städtischen Chronisten haben oft eine erfreuliche Zuverlässigkeit und Präzision, trotz mangelhafter Kenntnis und engem Gesichtskreis; eine kurze Chronik verzeichnet die Veränderungen in den Kleidertrachten und die neuen Gassenlieder des Jahres, andere alle Kuriositäten an Geburten, Wassernot, merkwürdigen Tieren; die liederlichen Verse des Spruchsprechers Suchenwirt berichten genau die Zahl der Kähne, durch die sein Kreuzheer übergeschifft wird, und die Tiefe des Wassers; auch in den kleinen poetischen Schwänken der Zeit erfreut eine klare, genaue, reichlich detaillierte Erzählung. Wer aber wißbegierig die Dicke des Baumstamms maß, aus dem die Chorstühle seiner Kirche geschnitzt wurden, der berechnete wahrscheinlich auch genau die Summen, die der Bischof an seine zahlreichen Frauen und Kinder ausgab, und die Zahl der Gebete und Rutenstreiche, die er selber zur Erlangung der Seligkeit aufgewandt, und es war wohl möglich, daß er an einem sorgenvollen Tage sich bis zur Prüfung seiner himmlischen Rechnung verstieg und überlegte, ob ihm sein Guthaben auch wirklich eine Verheißung gebe. Oder er grübelte bedenklich über die viel verhandelte Frage, ob auch die Kirchenmaus, die über eine Hostie gerät, den Leib Christi genieße. Und wäre dies der Fall, was würde aus der Maus?

Zu diesem Fortschritt kam der neue, den die Deutschen durch die Universitätslehre gewannen. Wer bis dahin die Geheimnisse seiner Wissenschaft in die Seelen anderer gelegt, der hatte sie in der Klosterzelle oder unter seinen Büchern leise in das Ohr geflüstert, jetzt klang das deutende Wort laut in gefreitem Raume. Lange blieb die Selbsttätigkeit der Lehrenden gering, und was sie aus ihren geschriebenen Heften lasen, das war in der Regel nur die Arbeit weniger großer Denker, die sie mühsam aufgenommen hatten und ängstlich und schwerfällig überlieferten. Und doch wirkte jetzt die geringste Selbsttätigkeit des Lehrers in ganz anderer Weise, auch die spitzfindigen Schlüsse und mühsamen Definitionen, die den schweren Block eines Begriffes in kleine Hölzer spalteten, regten den versammelten Hörern neue eigene Gedanken auf; dem Lehrer wurde am wertvollsten, die Weisheit, die er selbst mühsam gefunden, und den Weg, auf dem er sie gewonnen, mitzuteilen, und hundert jüngere Männer konnten die Vertrauten seiner Lehren werden. Bald ist eine Zunahme an Gelehrten bemerkbar. Alle Wissenschaften senden ihre Schüler jetzt häufiger durch das Land, in den Städten werden Juristen Mitglieder des Rates, die Kenntnis und das Ansehen des römischen Rechtes steigen schnell. Die Ärzte sind weniger selten; wenn sie von reichen Städten gerufen und bezahlt werden, so stellen sie nicht mehr die befremdliche Bedingung, bei einer Pest die Stadt verlassen zu dürfen. Vor allem aber wird die Regierung und Lehre der Kirche einer angestrengten und leidenschaftlichen Prü-

fung unterstellt, und die Kämpfe, die dadurch aufgeregt werden, bestimmen auf Jahrhunderte das politische Schicksal der Nation.

Wer jetzt das Interesse der alten Kirche verficht, der sollte sich hüten, das Schmachvolle ihres Verfalls im 14. und 15. Jahrhundert zu verdecken. Uns wenigstens scheint eine bessere Argumentation für den sittlichen Hintergrund der Lehre, die sie in ihrem Bekenntnis zusammenschloß, daß sie sich aus jener tiefen Versunkenheit noch einmal erheben konnte. Es ist wahr, daß jedes Urteil über die Verworfenheit eines Standes und einer Genossenschaft grausam gegen die vielen einzelnen wird, die sich in ihnen als redliche Männer nach den Begriffen ihrer Zeit zu halten wußten, und daß auch ein vorsichtiges Urteil vor Zuständen einer entfernten Vergangenheit in Gefahr kommt, aus einer Zahl auffälliger Erscheinungen zu summarisch auf das Ganze zu schließen. Aber wir haben für die Verdorbenheit der Kirche zur Zeit des Schisma doch einen Maßstab, der uns im ganzen betrachtet so sicher ist, wie irgendwelche Kunde über Verhältnisse alter Zeit. Wir finden ihn nicht in der notorischen Schlechtigkeit einzelner Päpste und Kirchenfürsten, und nicht in der Menge von skandalösen Geschichten, die aus geistlichen Stiftern, Mönchs- und Nonnenklöstern überliefert sind, sondern in dem abfälligen Urteil solcher Zeitgenossen, welche unzweifelhaft den Wunsch hatten die Schäden ihrer Kirche zu bessern. Wenn seit der Hohenstaufenzeit über irgend etwas in Deutschland Übereinstimmung besteht, so ist es über den Verderb der Klerisei und über das schlechte Regiment in Glaubenssachen, bei allen Ständen Nichtachtung und Anklage. Und die Ankläger sind nicht einzelne Unzufriedene, Ketzer und unruhige Köpfe, es ist auch nicht eine damals modische Krankheit der Schriftsteller, sondern die Guten und Argen der Kirche selbst klagen und zürnen über den öffentlichen Skandal, Konzilien, Kirchenfürsten, Kaiser und Reich, ein Papst und eine Partei in der Kirche über die andere. Wenn das heiligste Institut in die unglückliche Lage kommt, den sittlichen Forderungen der Zeitgenossen so wenig zu entsprechen, so haben die Spätern ein volles Recht zu verurteilen. Und wer die Auflehnung gewissenhafter Männer jener Zeit gegen die verdorbene Genossenschaft der Kirche dennoch für ein Unrecht hält, weil er eine Reform der Kirche durch die Kirche fordert, der verschweigt sich und andern, daß diese Reformen durch mehrere hundert Jahre von den Besten der Kirche fruchtlos versucht worden sind. Die Zeit reformsuchender Konzilien, die seit Costnitz anfing, endigte erst im folgenden Jahrhunderte zu Trient damit, daß Konzilien überhaupt aufhörten, und daß die energische Restauration der Kirche von da bis zur Gegenwart mit geringen Unterbrechungen in die Hand einer späten mönchischen Schwurgenossenschaft gelegt wurde, welche die herrschende Partei in der Aristokratie des neuen Katholizismus geblieben ist. Fast alle großen Erfolge und Einbußen des Katholizismus sind auf sie zurückzuführen,

die Laien haben sich entweder von der Herrschaft der Kirche gelöst, oder sie gehorchen schweigend.

Aber von dem Zorn, den der ehrliche Deutsche gegen ausschweifende und bestechliche Päpste und gegen die plumpe Lüsternheit deutscher Geistlichen empfand, war noch ein weiter Weg bis zur Auflehnung gegen die Dogmen des Glaubens und das kirchliche System. Millionen schalten und höhnten und suchten für sich selbst geistlichen Trost bei denselben Männern, die sie verachteten, und bei den Heilsmitteln, deren marktschreierisches Anpreisen ihnen höchst unchristlich erschien. Die Richtung der Zeit war einem selbständigen Handeln des Individuums und einer Opferung für Gewissenskämpfe im ganzen nicht günstig. Das harte, rührige, derb praktische Geschlecht sah mit Mißtrauen auf jeden einzelnen, der sich aus dem großen Verein der Kirche herausheben und anders denken und glauben wollte als seine Mitbürger.

Auch wurde dem Laien das Nachdenken über die Mysterien des Glaubens und den Inhalt der Dogmen nicht leicht. Die Kenntnis der Glaubenslehren war selbst bei Anspruchsvollen in der Regel sehr mangelhaft. Es war gut, wenn sie die heilkräftigsten Gebete lateinisch hersagen konnten. Die Kirche hatte in der letzten Zeit viel getan, das Leben der Laien mit geistlichen Gaben zu erfüllen, neue Heilige waren mächtig geworden, neue große Dome gebaut, überall riefen die Glocken in die Kirchen und Kapellen; aber trotz der breiten Ausdehnung, die der Kultus erhalten hatte, tat er wenig der Menge das Herz zu erwärmen. Der Zwang, welchen er dem kleinen Mann auflegte, war ein äußerlicher. Der Laie sollte am Tage jedes der heiligen Zwölfboten fasten, doch hatten einige dieser Fürsten des Himmels: Jakob, Philipp, Johannes der Evangelist und Bartholomäus freundlichere Sitte, sie forderten solche Entsagung nicht. Dann waren die vier Fronfasten, die langen Fasten bis Ostern, der Pfingstabend und zwei Marientage. Messe sollte man eigentlich täglich hören, wo nicht, doch an den Feiertagen. Die Haupthandlung des Christen aber sollte sein, daß er wenigstens einmal im Jahre seinem Pfarrer beichtete; wer das nicht tat und starb, den sollte man begraben wie einen Strohhalm im Acker. Das war der Anteil, den im 15. Jahrhundert Millionen am Christentum hatten.

Wenn die Kirche dem armen Laien wenig bot, so hatte sie dafür allerdings einen zureichenden Grund: Die Mehrzahl der Geistlichen besaß auch nicht viel mehr von Lehre und gemütlichem Inhalt des Glaubens. Das Amt der Bischöfe war völlig verweltlicht. Ihre Weiber, Gelage, die Jagd und zuweilen Ritterroß und Harnisch waren ihre Tagesinteressen, es gab Kirchenfürsten und Äbte, die kein Latein verstanden und nicht lesen und schreiben konnten. Nicht viel besser erging es der Mehrzahl der Mönche und den Plebanen, den Pfarrgeistlichen, denen vorzugsweise die Seelsorge für die Laien oblag. Wenn sie beim Gottesdienst Gebete und Reden lateinisch lesen mußten, so buchstabierten sie mürrisch, ohne Verständnis des Sinnes und der Worte, ihnen selbst

war barbarisch, was sie beteten; und das galt für natürlich, weil jeder Müßiggänger und faule Bauch sich in den Priesterstand dränge*). Und der Franziskaner Bernhard Baptisé klagte in der Predigt, die er auf dem Konzil in Costnitz vor den Kirchenfürsten und der versammelten Geistlichkeit Europas hielt: „So schlecht sind unsere Geistlichen geworden, daß schon fast die ganze Geistlichkeit dem Teufel verfallen ist**)."

Dennoch gab die verdorbene Kirche vielen Millionen Trost im Unglück und Hoffnung der Seligkeit. Das unverwüstliche Glaubenbedürfnis des Volkes richtete sich das wenige, was der Kirchenglaube nahe legte, recht gemütlich zu. Vor allem waren die Deutschen damals Geschäftsleute; sie waren gewöhnt, in irdischen Dingen vollständig zu rechnen, auch der Idealismus ihres Glaubens erhielt einen Beigeschmack von Handelschaft und Vereinswesen. Die Gebete und die übrige lange Reihe der Gnadenmittel: Bußen, Fasten, Wallfahrten, Almosen und Spenden an die Kirche waren die ehrwürdigen Mittel, durch die sich der Sünder in die Gnade des Himmels einkaufen konnte. Hatte er auch Arges verübt und stand seine Rechnung nach der Meinung anderer Leute sehr schlecht, er hatte doch heimlich gebetet, Kerzen angezündet und gute Werke getan. Er hatte einem Heiligen besondere Ehre erwiesen, er wußte, wie mächtig und einflußreich dieser im Himmel war, und daß er in dem Augenblick, wo das verhängnisvolle Urteil über den Sünder gefällt werden sollte, die guten Dienste seines Getreuen rühmend zur Geltung bringen werde. Wie der erste Habsburger dem Volksglauben nach am Tage der heiligen Jungfrau, der dem Tage ihres Sohnes vorausging, aus persönlicher Hochachtung gegen die Gottesmutter jeden schlechten Streich vermied, ebenso opferten unzählige andere ihr Gelüst zu bestimmten Zeiten ihren himmlischen Fürsprechern. Der Sünder hörte, daß die Kirche nicht der Werktätigkeit allein die Fähigkeit zuschrieb von der Verdammnis zu befreien, sondern daneben auch Reue verlangte. Natürlich reuten ihn seine Sünden, er wußte recht gut, daß sie nicht in der Ordnung waren. Und er dachte sich seine Schuld und sein Guthaben im Himmel genau angemerkt, und hatte für die letzte Entscheidung und die Balance so seine stille Hoffnung. Ferner hatte die Kirche die Meinung feierlich bestätigt, daß das Gebet des einen auch für andere heilkräftig wirken könne, und diese milde Ansicht wurde dem Deutschen ein Quell liebevoller und zärtlicher Tätigkeit zum Besten anderer. Das stille Gebet für Freunde wurde diesen wirksam durch leise Nennung ihres Namens, auch wenn man mehrere Namen geschrieben vor sich hinlegte und der Reihe nach durch Gebete bedachte. Durch die Gebete Frommer konnte sogar der arge Sünder seine Rechnung im Himmel günstiger stellen. Es war ihm also eine wichtige Sache, diese Gebete zu veranlassen. Wer den anderen um etwas bat, versprach dafür sein Gebet. Wer einem Hilfsbedürftigen reichliches Almosen gab, der

*) Nic. de Clamengis De praesulibus simoniacis, ed. J. M. Lydius, 1613. p. 165.
**) v. d. Hardt, Conc. Const. T. I. P. XVIII. p. 880 sq.

verpflichtete den Beschenkten, für ihn zu beten, und war der Empfänger ehrlich, so hielt er sein Wort. Die Rechnung erscheint uns roh, sie wurde doch für Millionen eine herzerfreuende Poesie des Glaubens, denn der Grundgedanke dabei war immer, daß die Summe der Liebe, die jemand auf Erden für sich gewonnen, eine wesentliche Hilfe seiner Seligkeit sein müsse. Und diese Poesie empfand jedermann, das Weib, das in einer Klosterzelle für ihre Verwandten oder für einen Fremden betete, dem sie einst in irdischer Neigung zugetan war, der Ritter, der einem Kloster Acker und Renten überwies, der Kaufmann, der in froher Stunde seine Geldtasche unter die Bettler an der Kirchentür leerte.

Die Aufmerksamkeit der Menschen war in der Stille unablässig auf diese Rechnung gerichtet; wer sich und andern ein außergewöhnliches Guthaben verschaffen wollte, wurde Büßer und Klaußner; wenn den argen Weltmann das Gefühl seiner Schuld einmal übermannte, so schenkte er Renten, Güter, Leibeigene immer an das Kloster, von dessen Bewohnern er die größte Summe von Gebeten und wirksamer Fürbitte erwarten konnte.

Die Kirche hatte außerdem festgesetzt, daß der Himmel auch Schwurgenossenschaften anerkenne, deren Mitglieder in gegenseitiger Assekuranz füreinander die Gebete und guten Werke verrichteten; dann kam jeder Überschuß, den ein Mitglied erwarb, den Genossen zugute. Nach diesem Prinzip entstand die große Bruderschaft des Kalands und zahllose andere. Jeder Bruder verpflichtete sich beim Eintritt zu einer bestimmten Anzahl Gebete und Bußübungen, zu Geldbeiträgen, zum Gottesdienst am gemeinsamen Altar unter Fürsprache eines erwählten Heiligen. Auch diese Bruderschaften wurden charakteristischer Ausdruck einer Zeit, die allen Erfolg durch Privatvereine zu erreichen gewohnt war. Dem Laien erschien die ganze Kirche als eine große Verbindung aller Gläubigen, der Stadtgemeinde vergleichbar, seine Bruderschaft als die Innung darin; die Menschen waren nicht mehr in der alten Weise die Gefolgleute ihres himmlischen Häuptlings, sondern Geschäftsmänner, die sich bedächtig zusammengeschworen hatten, um miteinander die Seligkeit durchzusetzen. Zumal in den Städten hatte fast jedermann als Mitglied einer Innung oder Bruderschaft durch die aufgesammelten Gebete und guten Werke seiner Korporation ein kleines Kapital für den Himmel angelegt, er hoffte deshalb nach dem Tode einen gnädigen Richter seiner Sünden zu finden, und er wollte ungern diese aufgewandte Mühe und die guten Verbindungen verlieren. Er mißachtete die Pfaffen, aber der Ketzer war ihm ein unheimlich Ding.

Es ist wahr, die große Mehrzahl der Geistlichen vermochte nur auswendig Gelerntes herzusagen; aber die Besseren des Standes hatten eine Bedeutung für das Volk erhalten, die sie in keinem frühern Jahrhundert gehabt. Die schnelle und einem Wunder gleiche Ausbildung der deutschen Schriftsprache hatte Volksprediger möglich gemacht, wie sie das frühere Mittelalter nie gekannt. Der redekräftige Mann vermochte

jetzt auf seine Zuhörer eine unermeßliche Wirkung auszuüben. In jener Zeit, wo die große Mehrzahl der Menschen nicht zu lesen verstand, regte längere zusammenhängende Rede über ein geistliches Thema weit mehr Nachdenken und heiße Empfindung auf als jetzt. Wenn Bruder Berchtold († 1272) predigte, so lauschte die Menge in atemloser Spannung, das gesprochene Wort fiel wie ein zündender Funke in die Seelen. Als Tauler nach langer Einkehr in sich selbst zuerst wieder die Kanzel bestieg, war er selber so bewegt, daß er die Worte nicht fand; als er endlich sprach, fielen eine Anzahl Leute vor übermäßiger Aufregung in Ohnmacht. Es ist möglich, die Methode jener alten Volksredner aus erhaltenen Predigten zu ersehen. Einige derselben gelten auch uns für edle Muster einer populären Beredsamkeit, namentlich wenn sie, wie die des Berchtold, vorzugsweise Moralreden sind, und wir bewundern die Energie und treffenden Vergleiche der Sprache und die zuweilen meisterhafte Darstellung der Schwächen und Verirrungen der Hörer sowie klug eingestreute Belehrung über Dinge dieser Welt. Seit dem Ende des 13. Jahrhunderts waren in ansehnlichen Städten wirksame Volksprediger nicht unerhört und sie wurden allmählich zahlreicher. Sie hatten sich freilich zu hüten, daß sie nicht in Zwist mit der Kirche kamen, sogar wenn sie durch Stellung in einem einflußreichen Mönchsorden geschützt waren. Aber seit das gesprochene Glaubenswort in die Seelen der Hörer dringt, gewinnt leise und allmählich auch das deutsche Volk eigene Gedanken über die Dogmen des Glaubens, und die alten Heilsmittel verlieren in den Seelen an Heiligkeit gegenüber neuen Sorgen und Forderungen, die von höchlich verehrten Männern aufgeregt werden. Die Predigt steht für diese ganze Periode bis zum Dreißigjährigen Kriege obenan unter den Mitteln das Volk zu belehren und fortzureißen. Und die Mächte, die das Gemüt des Volkes regieren, sind im Mittelalter der fahrende Spielmann, in den vier Jahrhunderten der Reformation die Predigt und das geistliche Lied, in der Neuzeit das gedruckte Wort der Zeitungen.

Gegen das öde und ideenarme Leben der Kirche suchten gemütvolle Menschen Rettung in stiller Beschauung, im innern Gesichten und schwärmerischem Versenken in die Gottheit. Seit dem Ende des 13. Jahrhunderts gewinnt die Mystik überall Anhänger, als eine neue Methode des armen Christenmenschen die Gottheit zu suchen. In der Kirche des Mittelalters hatten sich die frommen Büßer gegeißelt und durch Bußübungen und Gebet Nerven und Phantasie so lange gesteigert, bis ihnen nach Angst und Unsicherheit eine Stunde exaltierter Spannung kam, dann sahen sie Gesichte, den Erlöser, die Mutter Gottes, ihren Heiligen, die ihnen freundlich zusprachen. Es war für Hunderttausende derselbe aufregende Prozeß, die Praxis der Aszese war in den Mönchsorden festgestellt, wer Übung hatte, erhielt die Erweckung leichter. Sie alle geißelten sich und schauten Gesichte als kleine Dienstleute des Himmelsherrn, sie lebten nach der Stunde ihrer Exaltation

vergnügt dahin, ihres guten Verhältnisses zum Himmel sicher; was sie in der Verzückung schauten und hörten, waren die herkömmlich überlieferten Gestalten der kirchlichen Sage, Fragen und Antworten zwischen dem Diener und dem Herrn gewesen. Seit die prächtige Entwicklung der lyrischen Poesie unendlich größern Reichtum an poetischen Bildern und zugerichteten Anschauungen in die Seelen leitete, seit die Rede für feinere Dialektik ausgebildet ward und die junge Naturwissenschaft viele subtile Geheimnisse der Natur hinter den Formen der Körperwelt ahnen ließ, wurden die frommen Träume der Begeisterten kunstvoller und reichlicher. Noch waren Bußübungen ein Teil der Vorbereitung, aber die wilden Geißelhiebe und das massenhafte Herbeten eingelernter Formeln halfen den Besten nicht mehr zur Erhebung. Ihre Stimmung war ein sinniges, leidenschaftsloses und liebevolles Träumen, Vorbedingung ein Herz, das die Menschen und alle Kreaturen Gottes mit herzlicher Liebe umschloß, der Weg zur Gottheit war, selbstlos auf eigenes Begehren zu verzichten. Was diesen Frommen in glücklichen Stunden aufging, war, soweit wir aus ihren Schriften ein Urteil gewinnen, in der Regel eine glänzende Anschauung, ein zugerichtetes Bild, ihnen aber verwischten sich die Grenzen zwischen Gleichnis und der Idee, die dahinter lag, die allegorische Deutung, die sie dem Bilde gaben, galt ihnen für die Offenbarung der göttlichen Wahrheit. Sie sahen die christliche Kirche als einen hohen Felsen, von dem Wasserbäche herabrannen, einen Felsengipfel über den andern aufgetürmt, auf dem höchsten Christus; und sie wurden begnadigt aufzusteigen von einem zum andern, oder sie wandelten in einem himmlischen Rosengarten, worin der Braut Seele der Bräutigam Christus begegnete. Alle Erkenntnis des Menschen wurde geschaut im Bilde von fünf Lichtern, die das Treiben der Welt beleuchteten, das Gebet war eine Leiter mit sieben Staffeln, jede folgende hebt näher an Gott; der Zustand der Seele auf jeder dieser Staffeln und das Glück derselben wird ausführlich geschildert, auf der siebenten wird man Gott gleich und schaut ihn „von Auge zu Auge", das unermeßliche Glück dieser letzten Staffel soll St. Paulus einmal genossen haben, vielleicht hat es Maria, sicher aber Jesus Christus.

Diese Art der christlichen Verzückung, die das Unbegreifliche in ausgeführtem Bild schaute und in deren allegorischen Deutung das unerforschliche Geheimnis zu besitzen glaubte, blieb den Völkern des Abendlandes von Rulman Merswin und Dante bis auf den Engländer Bunyan, es ist ebenfalls charakteristisch für die Jahrhunderte des Überganges aus der alten Kirche zur Neuzeit und steht mitten inne zwischen der Mönchsaszese des Mittelalters und der modernen Erweckung in dem Pietismus Speners.

Und neben diesem Einbilden geht das entsprechende Bestreben, in der Spekulation das individuelle Sein aufzuheben zu einer Abstraktion, die man von der Gottheit konstruiert. Der Mensch soll sich als Kreatur

vernichten, der Wille muß schwinden, alle Werktätigkeit aufhören. Der geschaffene Geist, der einst Gott war, soll mit Gott wieder „einförmig und vergöttert" werden. Ein Geist, der so selbstlos und ichlos geworden ist, wird durch nichts mehr getrübt, er ist erhaben über allen Wandel, er bedarf das Mundgebet nicht mehr, er bedarf die Übung der Tugend nicht mehr, er hat den wahren unbeweglichen Frieden, die Lösung aller Widersprüche in sich.

Nicht jeder Gottesfreund und Verklärte stellte die Vereinigung der Seele mit Gott ebenso dar, die pantheistische Auffassung ist am konsequentesten bei Tauler und seinen Schülern durchgebildet. Und wir sind keineswegs sicher, ob diese Philosophie aus neuplatonischen Schriften abgeleitet wurde, oder ob sie von der Berührung mit indischer Weisheit herrührt, die durch die Kreuzzüge vermittelt ward.

Diese frommen und weichen Naturen bildeten einen stillen Geheimbund, der oft von der Ketzerei der Waldenser beeinflußt wurde und wieder auf die laute Opposition in der Kirche wirkte, sie huschten zusammen und wieder auseinander, sie wallfahrteten, wie später die schönen Seelen, zu einem berühmten Meister in Straßburg, in Basel. Aber nicht diese Frommen haben den Kampf gegen das Papsttum aufgenommen, sondern die Lehrer der Universität, die zugleich Volksprediger waren und denen die Verpflichtung oblag, laut vor dem Volke Zeugnis abzulegen von ihren Gedanken, ihrer Liebe und ihrem Zorn.

Wenn der Deutsche Rebell wird, so wird er es selten aus dogmatischer Starrköpfigkeit, sondern weil ihm sein Sinn für Gerechtigkeit arg verletzt ist. Dasselbe galt damals von den Böhmen.

Denn die hussitische Bewegung begann mit dem Zorn und Ärger über unredliche Gewaltakte der kirchlichen Partei, in zwanzig Jahren steigerte sie sich schrittweise bis zum Abfall von der irdischen Kirche. Im Jahr 1392 wurde das Jubeljahr auf dem Vissegrad verkündet, von Lätare bis zu Kreuzerhöhung wallfahrtete zahlloses Volk zu den heiligen Stellen durch die Städte von Prag, spendete und beichtete und erhielt dafür reichen Ablaß. Großes Geld nahm die vornehme Geistlichkeit ein, die Beutel der Armen wurden leer, die Einnahmen mußte der Erzbischof mit dem König Wenzel teilen. Da war unter Predigern und Lehrern keiner, der sich gegen den Ablaß setzte, nur der Pfarrer von St. Martin, Rohle, wagte leise zu raunen, das sei nicht Ablaß, sondern Betrug; Wenzel aber erfuhr das und bedrohte ihn, da zog auch er in sehr auffälligem Hut mit den übrigen in Prozession. Damals stand Johannes Huß in der Kapelle Bethlehem im Vissegrad, die später die ruhmvolle Stätte seiner Reden werden sollte, und lauschte der Predigt des Magister Stekna, der dringend mahnte, ein so großes Gnadenmittel nicht zu verachten*). Auch Magister Johannes gab seine letzten vier

*) Chron. Univ. Prag: ad a. 1392 bei K. Höfler, Geschichtschreiber der hussitischen Bewegung I. S. 14.

Groschen dem Beichtvater, so daß er zu Hause nur trocknes Brot zu essen hatte, und wallte mit der Menge dahin. Der Aufregung folgte schnell die Ernüchterung. Das Volk rechnete nach, daß sein gespendetes Geld auf dem Vissegrad in Saufgelagen und weltlicher Pracht verschwand, und die Volksprediger fanden, daß die Menge durch den Ablaß nicht heiliger, sondern schlechter wurde. An dieses Jahr erinnerte die Opposition später von den Kanzeln, und Johannes Huß erzählte seinen Irrtum dem Volke und beklagte seine Torheit.

Der nächste Anstoß kam auf der Universität. Selten hatten die akademischen Händel zwischen den fremden Nationen und den Böhmen, zwischen Juristen und Artisten geruht. Die Deutschen in Prag standen unter den Slawen als eine bevorzugte Minderzahl der Bevölkerung, an der Universität als die Mehrzahl; da war natürlich, daß sie sich an die aristokratische Partei in Böhmen, die höhere Geistlichkeit und deutschgesinnten Adel lehnten, und ebenso natürlich war, daß die böhmische Partei der Universität sich auf ihren wüsten König stützte, der von den Deutschen aufgegeben war, und daß sie die Stimmungen ihrer Freunde und Verwandten, der böhmischen Bürger und Bauern vertrat.

Im Karolinum begann der Streit zwischen Deutschen und Böhmen über die Lehren Wicleffes; ein Magister der deutschen Partei hatte fünfundvierzig Ketzereien aus den Schriften des Engländers gezogen. Seine Artikel wurden vom Domkapitel dem Rektor übergeben, er solle die Mitglieder der Universität bei ihrem Eid auffordern, daß sie weder daran glaubten noch darüber disputierten. Das tat der Rektor, aber Mitglieder der böhmischen Partei protestierten heftig gegen die Fälschung der Wicleffeschen Lehre, Huß noch mit vorsichtiger Verwahrung gegen ihren Inhalt. Im Jahr 1409 brach das Schisma der Universität aus. Die Böhmen hatten beim Könige durchgesetzt, daß das Stimmrecht der Nationen verändert und den Böhmen, die bis dahin eine Stimme gegen drei gehabt hatten, drei Stimmen gegen eine der übrigen Nationen zugeteilt wurden. Sie beriefen sich dabei mit Unrecht auf das Beispiel von Paris, wo die Franzosen in ähnlicher Weise gegen die übrigen Nationen bevorzugt seien; dort war das Zahlenverhältnis zugunsten der Franzosen, in Prag scheint die Anzahl der Fremden beträchtlich größer gewesen zu sein als die der Böhmen, auch die Polen hielten zu den Deutschen*). Es kam zum Bruch, die Deutschen und

*) Nicht nur auf der Universität, wo die Polen zum großen Teil deutsche Schlesier oder Söhne deutscher Polenstädte waren. Man darf nicht vergessen, daß die systematische Opposition der Polen gegen die Deutschen erst mit der katholischen Reaktion und den Jesuiten des 16. Jahrhunderts beginnt. Bis dahin standen sie unter allen Fremden den Deutschen am nächsten. Frühere Ausbrüche nationaler Abneigung im armen Adel wurden immer wieder überwunden durch die enge Verbindung der Fürsten, der Städte, wie der Klöster und Ritterschaft mit Deutschland. Wenn die Schlesier und Westpreußen zuzeiten lieber unter polnischer Oberhoheit leben wollten, als unter böhmischer oder der des Ordens, so gehörte Polen nach Volksmeinung gerade ebensosehr zum Reiche, als Böhmen oder der Orden, das heißt ein wenig.

Polen zogen aus, — wie man später behauptete, gegen 5000 Mann, — in der Mehrzahl nach Leipzig zur Gründung einer neuen Universität, die ihren orthodoxen Charakter bis in die Reformationszeit bewahrte. Diese Trennung wurde ein schicksalsschweres Ereignis für die Böhmen und den lauteren Mann, der bis dahin Führer einer jugendkräftigen und begeisterten Opposition gewesen war. Die Fremden, hochmütig und mit den Pfaffen verbunden, hatten den Pragern gewiß gerechten Grund zur Unzufriedenheit gegeben, aber sie hatten auch den größten Teil der Universitätswissenschaft repräsentiert, das Institut verlor den Charakter einer großen Akademie und wurde Brennpunkt eines leidenschaftlichen Parteitreibens, das die Besonnenen kaum noch zu beherrschen vermochten. Bis dahin waren Huß und seine Freunde durch das hohe Ansehen, das die erste Universität Deutschlands gab, gestützt worden, jetzt trat die entgegengesetzte Stimmung ein, die Opposition wurde Streit des fremden Volkes gegen das deutsche, und der ehrliche Huß ward von Tausenden erbitterter Studenten durch ganz Deutschland als Feind und Zerstörer würdiger Ordnung verlästert. Und nicht nur in Deutschland, auch in Böhmen. Der böhmische Adel löste sich zum größten Teil von dem Reste der Universität, sogar die Bürger Prags erhoben laute Klage über die verwüstete Stadt.

Jetzt folgten schnell Schlag und Gegenschlag. Im Jahr 1410 verbrannte der Erzbischof öffentlich unter Glockengeläut und Te Deum laudamus 200 Handschriften Wicleffescher Schriften, aber das Volk sang zornige Spottlieder auf den Straßen. Im nächsten Jahr kam das entscheidende Ärgernis von Rom, Johann XXIII. forderte durch eine Bulle zum Kreuzzuge gegen den König Ladislaus von Neapel auf, weil dieser zur Partei des Gegenpapstes Gregor XII. gehörte; wer am Kreuzzug teilnehmen oder auch nur Geld dafür spenden würde, der sollte Ablaß haben, wenn er seine Sünde bereute. Als wieder das Ablaßgeld in die Becken fiel, die in den Kirchen aufgestellt waren, schlug die Empörung der böhmischen Partei zu hellen Flammen auf. Die päpstlichen Bullen wurden am Hals feiler Dirnen durch die Stadt gefahren; als die Bulle in den Pfarrkirchen verlesen wurde, erhoben sich junge Handwerker und riefen dem Geistlichen entgegen, daß er lüge. Ein königliches Edikt hatte vorher jeden mit dem Tode bedroht, der die Heiligkeit des Papstes schmähen würde, die Rufer wurden ergriffen und zum Tode verurteilt. Huß, der keinen Anteil an diesem Sturm der Straße gehabt, ging mit großem Universitätsgefolge nach dem Rathause, bat um das Leben der Verurteilten und erbot sich selbst für sie die Strafe zu erleiden, denn um seinetwillen seien sie in dieses Unglück gekommen. Die Richter täuschten ihn durch gewundene Rede und ersuchten ihn, den Aufstand des Volkes zu stillen; er gehorchte, aber einige Stunden darauf wurden die Verurteilten tumultuarisch enthauptet. Das Volk tauchte Tücher in ihr Blut und nannte die Kapelle von Bethlehem, in der die Leichen bestattet wurden, die Stätte

der drei Heiligen. Huß bezeugte den Geköteten, sie seien gemordet worden, weil sie dem Antichrist widersprochen hätten. Er wurde in Bann getan, appellierte von der Kanzel an seinen wahren Richter Jesus Christus. König Wenzel, der in nüchternen Stunden die Pfaffen verachtete und die Aufregung in Prag scheute, ließ den Liebling des Volkes warnen, er möge sich in einem festen Hause der Landschaft bergen. Huß wohnte fortan auf den Burgen seiner Anhänger und schrieb seine letzten Büchlein, bis er nach dem Konzilium von Konstanz geladen wurde. Er kehrte von da nicht heim wie Luther von Worms, die Asche des Verbrannten führte der Rhein stromab dem Meere zu.

Überall bietet das Leben des Magister Johannes Vergleichspunkte zu dem seines Nachfolgers, der denselben Kampf siegreich durchführte. Der ärgerliche Ablaß und die frivole Verwendung, die dem Gelde der Gläubigen zuteil wurde, die Herausforderungen, Drohungen, Gewaltakte der alten Kirche, die immer neue Steigerung der Opposition hervorriefen. Aber nicht nur zwischen König Wenzel und Kurfürst Friedrich ist ein Unterschied, auch nicht nur der entscheidende zwischen zwei reinen, selbstlosen, tapferen Männern, daß der ältere Stimmführer seiner Partei war, die er zurückzuhalten und zu mäßigen nicht immer vermochte, und der spätere ein heldenhafter Vorkämpfer, an Mut und Entschluß allen Zeitgenossen überlegen; der größte Unterschied liegt in den Völkern selbst und in der Zeit; zuerst Slawen, dann Deutsche, vor und nach der Erfindung des Bücherdrucks.

Aber es war ein eigentümlich deutsches Verhängnis, daß in den Hallen der Universität, unter den Gelehrten und Lernenden der größte politische Kampf aufbrannte, und daß der Scheiterhaufen eines böhmischen Professors der gesamten Politik der deutschen Fürsten und Völker eine neue Richtung gab.

Der heiße Tod des Huß war für die Deutschen vom Rhein bis zur Oder weder ein besonders auffallendes, noch ein besonders tadelnswertes Ereignis. Man war damals schnell bei der Hand, hinzurichten, und es verging schwerlich ein Jahr, wo nicht in jeder größeren Stadt der Nachrichter sein Richtschwert schwenkte oder die Pechfackel an einen Holzstoß legte. Und wie groß auch Schmerz und Zorn der nationalen Partei in Böhmen war, der wilde Fanatismus des Volkes wurde erst aufgewühlt durch eine zweite, nicht kleinere Sünde des charakterlosen Kaisers Sigismund. Denn nicht die Böhmen trugen zuerst die Kriegsfackel über ihre Berge in die Nachbarländer, sondern die deutsche Partei begann im Jahr 1420 mit orthodoxem Eifer das Gemetzel. Ihr Einfall gab den Böhmen die Kraft der Verzweiflung, von da begannen die Kriegszüge der Hussiten gegen die Deutschen.

Es ist das wilde Treiben einzelner Hussitenhaufen in dieser harten Zeit, das die folgenden Bilder schildern. Sie sind dem Bericht eines schlesischen Zeitgenossen, der Kaufmann in Bolkenhain war — sein Name Martin ist unsicher — entnommen. Das Bruchstück, das uns er-

halten und durch Heinrich Hoffmann (in Scriptores rer. Lusat. I. 1839) nach der Handschrift herausgegeben ist, enthält kein reiches Material für den Historiker, denn der ehrliche Schlesier schrieb nur auf, was er selbst erlebte oder was sich in seiner Nähe ereignete. Sein Bericht ist wie ein kleines glänzendes Feuer auf weiter dunkler Heide, nur wenige Gegenstände werden sichtbar, diese aber in scharfer Beleuchtung, vorzüglich das Leben der einzelnen in der großen Bewegung ihrer Zeit. Mit Freude wird man merken, daß über viele Schlechtigkeit und über eine Wildheit, die wir kaum begreifen, sich beiden Parteien hier und da die unvertilgbare Güte der menschlichen Natur und der ruhige, feste Sinn einzelner erhebt. Der Berichterstatter, der von jetzt ab erzählt, erscheint selbst als ein treuherziger Mann von gesundem Urteil.

Als man schrieb nach Christi Geburt 1425, da kamen die Hussen vor die Stadt Wünschelburg an einem Sonnabend und gewannen den Zugang am Sonntag um die Vesperzeit mit Übermacht und brachen durch die Mauer. Da floh das Volk auf des Vogtes Haus*), das war ein hohes Steinhaus. Als sie nun darauf kamen, beide Männer und Frauen, zündeten sie selbst die Stadt an vom Stadthause aus und meinten sich damit zu retten. Die Böhmen aber warteten, bis sich das Feuer gesetzte und gelegte, dann drangen sie mit Macht an das Steinhaus und wollten zu ihnen stürmen und das Haus untergraben. Und es kam dazu, daß man miteinander verhandelte, und der Vogt ließ sich zu den Hussen hinab durch eine rohe Plane**) mit ihrem Willen, er sollte mit ihnen sprechen und verhandeln, ob die Bürger los und frei von ihnen werden und herabkommen könnten. Er war überlange da unten in der Stadt, so daß es den Leuten zu lange währte und bange ward, sonderlich dem Pfarrer derselben Stadt, — er war des Vogtes Gevatter — der ließ hinabschreien und rufen: ob der Vogt etwa noch da unten wäre, sollt er sich offenbaren und melden und wieder zu ihnen heraufkommen. Nach einer Weile kam der Vogt wieder an das Steinhaus und ließ sich wieder hinaufziehen. Als er heraufkam, da fragte ihn sein Gevatter, der Pfarrer, wie es ihm gegangen wäre, ob er auch ihn und seinen Kaplan los und frei gehandelt hätte. Da sprach der

*) Haus ohne weiteren Zusatz bezeichnet oft ein befestigtes Gebäude, in den Städten die Vogtei, auf dem Lande den Sitz des Vasallen. In solchem Fall ist es von Stein, die Mauer unten sehr dick, aber zuweilen nicht in Grund gesetzt, sondern breit auf der Oberfläche gelagert, daher leicht zu untergraben. Die Fenster sind mit Eisengittern versehen, und unter dem Dache läuft innerhalb der Mauer ein Gang, oder über den Stockwerken ist ein großer freier Saal unter dem Dachgebälk, an dessen Wänden Schießscharten von verschiedener Form für Bolzen und später auch für Feuerwaffen angebracht sind, im 15. Jahrhundert standen wohl auch leichtere Geschütze oben. Oft war das Haus noch mit einer besonderen Ringmauer umgeben, zumal auf dem Lande, wo diese auch den Wirtschaftshof einschloß. In solchem Landhaus saßen häufig mehrere Familien gedrängt übereinander.

**) Große Leinwanddecke, wird über die Holzreifen der Korbwagen gespannt.

Vogt: „Nein, Gevatter, sie wollen keinen Pfaffen zu Gnaden annehmen.“ Da war der Pfarrer mit seinem Kaplan sehr betrübt und sprach: „Wie gar jämmerlich verlaßt ihr mich und verachtet mich! Das sei Gott dem Allmächtigen geklagt. Da ich vormals von euch wollte ziehen und fliehen, sprachet ihr, ich sollte bei euch bleiben, ihr wolltet gut und übel mit mir leiden und auch mit mir sterben oder Rettung finden, und ihr sprachet: Wie darf der Hirte von den Schafen fliehen? Und jetzt steht es gar übel, nun fliehen leider die Schafe von dem Hirten.“ Da sprachen die Frauen und die Bürgerinnen weinend zu ihm: „O lieber Herr, nicht weinet, nicht betrübet Euch, wir wollen Euch und Euren Kaplan flören*) und wollen Euch wohl mit hinab und wegbringen.“ Da sprach der Pfarrer Herr Megerlein: „Das wolle Gott nicht, daß ich mein Amt und Würdigkeit verleugnen soll, denn ich bin ein Pfaffe und nicht eine Frau; eure Männer aber werden das wohl gewahr werden, wie jämmerlich sie mich dem Tode überantworten und hingeben und sich selbst durch mich retten.“ Alle diese Klage und Rede beachtete man nicht. Nur zwei Kapläne ließen sich schleiern und nahmen Kinder auf ihre Achseln. Aber der Pfarrer nicht.

Während dieser Rede einigte sich der Vogt mit den Bürgern, wie sie sich ergeben wollten, und sie ergaben sich. Sie gingen hinab einer nach dem andern. Da standen die Böhmen und Hussen gar stark unten vor dem Steinhaus und nahmen sie alle gefangen. Nur die Frauen mit den Kindern ließen sie los und frei hinweggehen. Aber ein großer Teil der Frauen, Jungfrauen und Kinder war geflüchtet aus Furcht in die Keller; als nun das Feuer über sie kam, da erstickten sie und vergingen alle. Als sich nun alle von dem Steinhause ergeben hatten, da blieb zuletzt der Pfarrer darauf und sonst noch ledige Gesellschaft, als Knappen und andere Handwerksgesellen, die nichts hatten, sich loszukaufen und die besorgten, gefangen zu werden und zu verderben; die vermahnte der Pfarrer und sprach: „Liebe Gesellen, wehret euch heute eurer Hälse und steht feste; denn werdet ihr euch gefangen geben, so werden sie euch quälen, martern und peinigen.“ Da sprachen sie wieder, sie wollten es tun. Aber als sie sahen, daß sich die Bürger alle ergeben hatten, da begann ihnen zu grauen und gaben sich auch und gingen hinab. Und der Pfarrer blieb zuletzt da oben mit einem alten Dorfpfarrer. Da liefen die Hussen hinauf und nahmen sie herab und führten sie in das Heer und den Pöbel. Da war zur Hand gegenwärtig Meister Ambrosius, ein Ketzer von Grätz**), der sprach zu dem Herrn lateinisch: „Pfarrer, willst du widerrufen und widerreden, was du gepredigt hast, so magst du behalten das Leben, wirst du aber das nicht tun, so mußt du gehen in das Feuer.“ Da antwortete ihm Herr Megerlein, der Pfarrer, und sprach: „Das wolle Gott nicht, daß ich widerrufen sollte die Wahrheit unsers heiligen Christenglaubens um dieser kurzen Pein willen. Ich habe ge-

*) Flören und schleiern, in Frauentracht hüllen.
**) Königgrätz in Böhmen.

lehrt und gepredigt die Wahrheit zu Prag, zu Görlitz, zu Grätz, um derselben Wahrheit willen will ich lieber sterben." Da lief einer und brachte eine Schütte Stroh, die banden sie ihm ringsum um den Leib und gürteten ihm die all um den Leib, daß man ihn nicht sehen konnte. Dann zündeten sie das Stroh an und ließen ihn so laufen, und tanzten in dem Heere mit dem Feuer so lange, bis er erstickte. Dann nahmen sie ihn also tot und warfen ihn in eine Braupfanne voll siedendem Wasser, und warfen auch den alten Pfaffen, den Dorfpfarrer, hinein und ließen sie darin sieden. So wurden sie beide gemarkert. Aber die andern zwei Kapläne, von denen ich vorher gesagt habe, die kamen mit den Frauen heraus, verschleiert in Weibskleidern, und des einen Priesters Kind, das er auf seinem Arm trug, begann zu weinen und zu schreien nach seiner Mutter, und der Priester wollte dem Kinde zusprechen es zu beruhigen. So erkannten die Hussen an der Stimme, daß es ein Mannsbild wäre, und einer zog ihm den Schleier ab, da ließ er das Kind fallen und gab die Flucht und lief mit Macht; sie folgten ihm nach und schlugen ihn zu Tode. Der andere kam mit den Frauen und dem Kinde davon. So erging es zu Wünschelburg.

1429. Aber zur Hand darnach, als die Hussen heimgekommen waren, blieben sie daheim kaum sechs Wochen. Sie schrien wieder nach einer Heerfahrt und sammelten sich wieder gar stark und zogen in das Land Meißen. Da waren die Meißner stark im Felde mit andern Leuten, als der von Braunschweig, die Sachsen und die aus der Mark, und auch ein Teil aus den Reichsstädten. Denn die Hussen zogen in das Land mit Brand, mit Mord, sie schlugen tot und fingen und lebten so schändlich, daß es Gott erbarmen möchte. Als nun die Hussen und die Taborer so weit gezogen waren, bis sie dahin kamen, wo die Meißner, die Reichsstädte und viele andere Lande mit großem Heer gesammelt waren und im Felde lagen, da lagerten sie sich auch gegenüber in das Feld und schlugen eine Wagenburg. Und so lagen die Heere gegeneinander, nur daß sie einander Briefe sandten aus beiden Heeren. Die Meißner schrieben also: „Ach, ihr Abtrünnigen des Glaubens und verdammten Ketzer, wir wollen euch, ob Gott will, morgen schlagen, daß euch die Hunde müssen fressen." Darauf schrieben die Hussen ihnen wieder also: „Ach, ihr Hundeshäupter, wir wollen euch, wenn Gott will, selber schlagen, daß euch die Hunde müssen fressen. Wartet auf uns nur bis morgen." Als es kam bis auf den andern Tag ganz früh, da schickten sich die Hussen an zu dem Schlag und Streite, sie hörten vorher Messe, sie aßen und tranken sich vorher ganz satt, und als sie nun wollten aufbrechen sich mit ihnen zu schlagen, da kommt den Böhmen die Botschaft, daß die Meißner die Flucht geben. Als sie das hörten, da zogen sie ihnen eilends auf flüchtiger Spur und Fuß nach zwei ganze Tage. Als sie dieselben nicht erreichen konnten, da besprachen sie sich und teilten sich, so weit als das Land war, und brannten und mordeten und fingen und zogen in die Städte, woraus das Volk gewichen war.

1430. Und die Böhmen lagerten sich vor das Dorf Wederau bei Bolkenhain und umlagen den Edelhof daselbst. Der Höfe waren zwei beieinander, ein jeglicher hatte sein Haus oder Schloß besonders, und die Bauersleute waren alle geflohen auf die zwei Höfe. Da waren auch auf den zwei Höfen vier Brüder und Vettern, auf dem einen Hofe Wolfhart und Nickel von der Reibnitz, auf dem andern Hofe Kunz und Nickel, auch Gebrüder von der Reibnitz. Und die Hussen stellten davor wohl sechs Steinbüchsen am Fronleichnamabend und schossen da an die Höfe ohne Unterlaß Tag und Nacht. Und es kam, daß sie ihnen die Gräben zufüllten mit Gehölz und mit Reisig und stachen ihnen das Wasser ab, und liefen mit Macht über die Gräben und kamen an den Hof, sie durchhackten und durchhieben ihnen die Mauer. Das wollten die auf dem Hofe wehren und zündeten Viertelskonnen an, wollten diese herabwerfen und sie so durch das Feuer verjagen und vertreiben. Da blieb ihnen die Viertelskonne zwischen den Latten stecken, so daß sie den Hof selbst anzündeten, und beide Höfe brannten aus. Und die vorgenannten Edelleute, als Wolfhart und Nickel von der Reibnitz auf dem einen Hofe, Kunz und Nickel von der Reibnitz auf dem andern Hofe, die vergingen und verbrannten alle viere, Gott sei ihnen gnädig und barmherzig. Und als die Höfe abgebrannt und die Bauern in die Keller geflüchtet waren, und die Hussen durch die Mauer hackten und hieben und in die Keller zu ihnen wollten, da ergab sich der eine Keller und als sie alle zu den Löchern herausgekrochen kamen, die die Hussen gemacht hatten, da nahmen sie die Hussen sofort und banden sie zwei und zwei zusammen und trieben sie in die Badestube, die vor dem Hofe stand. Sie zündeten diese an und verbrannten alle ganz kläglich darin. Deren waren mehr als dreißig. Und die noch in dem andern Keller waren, deren waren sechzehn und bei ihnen war der Pfarrer; sie wehrten sich gar lange, da sie wohl vernommen hatten und hörten, wie ihre Nachbarn und Kumpane gebrannt wurden. Jedoch als sie sich nicht länger erhalten konnten, gaben sie sich einem böhmischen Herrn gefangen, der beschützte sie vor der Büberei, daß sie nicht gebrannt wurden. Diese selbigen führte man alle gefangen gen Böhmen. Da das nun andere umwohnende Leute sahen und erfuhren, daß die Hussen so grausam lebten, da erschraken sie gar sehr. Und viele der Häuser wurden aus großer Furcht geräumt; etliche unterhandelten mit den Feinden und gaben Geld für die Höfe und für die Dörfer. Und als nun die Landschaft sah und erkannte, wie es zuging, daß kein Aufgebot und keine Wehr in dem Lande war und keine Hilfe von andern Landen, da begann dem Lande zu grauen und zu bangen. Aber der tüchtige Hermann Zettritz von Fürstenstein nahm Geleit zu der Hussen Heer, dieweil sie noch vor Wederau lagen, und das tat er nach Beratung mit andern Schloßherren, doch die Landschaft wußte davon nichts. Und als er nun zu ihnen in das Heer kam und dort für der Landschaft Bestes sprach und von ihnen begehrte, daß sie das Land unbeschädigt ließen und nicht

so jämmerlich und kläglich und gründlich verdürben, da hielten die Altesten der Taborer und der Waisen ein Gespräch, beredeten und berieten sich und gaben Hermann Zettritz solche Antwort: Sie wären öffentliche Feinde der Landschaft, und man hieße sie in diesem Lande Ketzer. Auch hätte diese Landschaft ihr Böhmerland überzogen und hätte es verderben helfen. „Und darum," sprachen sie, „verdrießt euch das, so wehrt uns das. Allhier sind wir, wir wollen auf euch warten, rüstet euch dazu." Aber es trat ihnen niemand entgegen als Hermann Zettritz, der gab gute Worte und war versöhnlich gegen sie, denn er war wohl bekannt und geachtet von den böhmischen Schloßherren. Da begehrte er von den Böhmen, sie sollten dem Lande Frieden geben auf einige Zeit und aus dem Lande ziehen. Da besprachen sich wieder die Böhmen und Hussen und gaben Hermann Zettritz solche Antwort: Sie wollten dem Land einige Zeit Friede geben und ein gutes Verhältnis zu dem Lande haben, sofern man wollte in dieser Zeit im Lande den Tanz meiden und im Lande auch die freien Weiber*) nicht halten und nicht leiden, sondern diese aus dem Lande jagen und vertreiben, wie sie zu Böhmen auch getan hätten. Und es war Hermann Zettritz gar fremd, solchen schmählichen Antrag zu hören, wie sie ihn stellten. Und sie erlaubten ihm, das Land zu fragen und zu bereden, und die Sache sollte gütlich stehn vom Sonnabend bis auf den Dienstag, sie wollten auch dieweil nicht brennen im Lande, noch stürmen, noch morden und niemand fahen, sondern stille liegen. Aber Eßwaren und Futter müßten sie haben, sie wollten das nehmen, wo sie es fänden und bekommen könnten. — Da die Landschaft hörte und vernahm, daß die Feinde ihr Friede geben wollten, da waren alle gar froh und sagten Hermann Zettritz, er sollte dem Lande Frieden schaffen, so gut er könnte. — Da zogen die Hussen wieder gen Böhmen.

In denselben Jahren kamen die Hussen und Böhmen aus Ungarn und kamen gar rasch und eilends in das Land und zogen vor Strehlen. Darin lagen die Breslauer gesammelt dem Lande zur Wehr, und Michel Bancke war von der Stadt wegen als Altester da, und Hein von Czirnau war auch allda, als Söldner der Stadt Breslau. Als diese nun in der Stadt Strehlen berannt und umlagert wurden, und die Stadt nicht fest war noch passend zur Abwehr, und sie sich auch nicht getrauten darin sich zu halten und zu wehren, so berieten sie sich darin, machten kurzen Rat und ergaben sich, so daß Michel Bancke gefangen ward und Hein von Czirnau gefangen, und viele andere Söldner, Adlige und sonst gute Leute auch gefangen wurden. Aber Michel Bancke löste sich durch vierhundert Schock Groschen, aber Hein von Czirnau, der blieb ihr Gefangener und gesellte sich zu ihnen und blieb bei ihnen fast ein

*) Die Einrichtung der öffentlichen Häuser im Mittelalter und die Ausdehnung, die das Geschäft mit ihnen damals erhalten hatte, konnte allerdings die Puritaner des 15. Jahrhunderts empören. Die Schlesier stellten auch sonst in diesen Kämpfen die leichtsinnigen Kavaliere vor.

Jahr, und half ihnen, die Kühe zusammenzutreiben im Lande und zog mit ihnen wie ein anderer Husse, Böhme oder Ketzer. Denn wie sie damals Nimtsch selbst innehatten und allen Raub, den sie in dem Lande einstreichen konnten, dorthin zusammentrieben, so hatte auch Hein von Czirnau daselbst das Schloß und Haus, den Falkenstein, inne und war Herr darüber. Dieser Hein von Czirnau gab vor und legte vor dem Knyzze Wedirsich und auch dem Pan Mihalko, die alle beide die Ältesten und Führer der Hussen und der Taborer waren, daß er gar wohl wüßte einen guten Beutezug zu tun, wenn sie ihm folgen wollten, und sprach: „Um Löwenberg ist gar ein volles Land, dort wollten wir wohl Beute machen. Und ich weiß auch wohl, wie die Stadt Löwenberg gelegen ist, und an welchen Enden sie gar gut zu ersteigen und zu gewinnen ist. Darum, liebe Herren, folget mir, wir wollen Gut und Ehre erwerben, das gelobe ich euch bei meiner Treue und Ehre." Aber Hein von Czirnau sprach so mit dem Munde und meinte es anders mit dem Herzen. Und da er ihnen solches Gelübde tat, folgten sie ihm, rüsteten sich mit zweihundert Pferden und zogen aus auf Löwenberg zu. Da führte sie Hein von Czirnau auf den Falkenstein, dort blieben sie über Nacht. Dort rüstete er sich, wie er Willen hatte, denn er hatte in seinem Herzen beschlossen, daß er ihnen beweisen wollte eine böhmische Treue. Und er sandte gar rasch und eilends in alle umliegenden Dörfer und las auf alle frischen Gesellen, die er bekommen und haben konnte, daß sie einzeln auf das Haus kämen. Die hielten sich zusammen an einer Stelle im Hause. Als nun die Zeit kam, daß man schlafen gehn wollte, da hatte Siegmund von Czirnau es so geschicket und gefüget und die Hussen gar weit voneinander gelegt und gestreckt. Und zunächst legte Siegmund von Czirnau die zwei Herren, den Knyzze Wedirsich und Mihalko, zuoberst in einen Erker und Gemach. Darnach lagerte man wohl fünfzig böhmische Gesellen in eine Kammer mitten im Hause und nahm von ihnen allen ihre Harnische, Waffen und Wehren. Und endlich die Knechte und die geringe Gesellschaft legten sie in den Vorhof vor das Haus; die vierte Rotte und den vierten Haufen schickten sie in die nächsten Dörfer am Hause. Und da geschehen war, daß sie die Hussen und Böhmen alle unterbrachten und legten, wie ihr gehört habt, da rüstete sich Siegmund von Czirnau mit den Gesellen, die er auf einen Ort gesandt und versteckt hatte, die nahm er an sich, und sie zündeten viel Lichter und Fackeln und Luzernen an, zogen heraus ihre Schwerter, Dolche und Messer und beredeten es so mit den Wächtern auf der Mauer, daß diese anhuben grausam, gräßlich und greulich zu schreien, so daß die Böhmen nicht wissen noch erkennen konnten, was die auf dem Hause vorhätten. Und darauf ging Siegmund von Czirnau zuerst mit seinen Gesellen vor Erker und Gemach, wo die zwei Herren lagen, Herr Knyzze Wedirsich und Mihalko, und er klopfte gar leise an die Tür mit zween Fingern. Da sprachen die zwei Herren: „kto tho? kto tho?" d. i. wer da? Da sprach Siegmund

von Czirnau: „Pah Hein.“ Nun taten sie die Tür auf, da hatte Siegmund von Czirnau und alle seine Helfer und Gesellen ihre bloßen Schwerter und Dolche in den Händen und schrien mit grausamen Stimmen: „daywothe se, daywothe se,“ d. i. ergebt euch. Da sprachen sie: „O pan Hain, czom wtczmisch?“ d. i. was tust du, Hein, gegen uns? Da aber sprach Siegmund von Czirnau: „Gebt euch nur gefangen, es ist kein Hein mehr allhier.“ Und das war so, denn Hein von Czirnau hielt sich woanders im Hinterhalt. Und es geschah in derselben Nacht durch die Schickung Gottes, daß seine Frau, welche die Jünglingin von Teschen hieß, verschied und starb. Und die im Schloß nahmen die zween Herren gefangen und setzten sie in eine Kammer, die stand auf der Mauer. Darin war ein heimliches Gemach, das ging über die Mauer. Da brach sich Mihalko in der Nacht mutternackt durch und kam so fort bis nach Böhmen. Aber den Knyzze Wedirsich hielten sie gefangen zu Schweidnitz. Und durch dies ward die Stadt Nimtsch wieder befreit und dem Lande zurückgegeben.

1443. Das Land rüstete sich und besandte sich, und es brachen auf wohl an vierhundert Pferde. Sie wußten wohl, daß die Böhmen und Hussen den Willen hatten in das Land zu ziehen, aber sie wußten nicht, an welchem Ende; deshalb lagerten sich die Landschaft eine Meile Wegs von Schweidnitz bei Bögendorf und wollte dort horchen, sehen und erkennen, an welchem Ende die Feinde in das Land herankommen würden. Nur Hein von Czirnau hatte eine heimliche Sorge, sie würden auf Bolkenhain zu kommen (wo er damals gesessen hatte), wie es auch geschah. Darum sandte er auch eilends einen reitenden Boten nach Bolkenhain und ließ dem Bürgermeister sagen und bitten, man solle die Wache stark und gut bestellen, denn er hätte sichere Botschaft, daß die Böhmen und Feinde ins Land wollten, auf Bolkenhain zu. Und der Bürgermeister erließ Warnungen auf die Dörfer; weil aber die Wache der Stadt noch nicht bestellt und bewahrt war, und weil uns die Botschaft von Hein Czirnau des Abends kam, so kamen die Feinde am Morgen früh, als der Tag anbrach, über die Mauer. Denn sie waren am Abend schon zu guter Zeit um die Stadt gezogen und versteckten sich und drückten sich hinter die Berge und in die Felsen, und rüsteten in der Nacht Leitern mit sehr guter Muße. Die Leitern nämlich waren ganz kurz, jede von vier Sprossen, so daß vier von den Leiterstücken kaum auf die Mauer reichten; und das erste Stück der Leiter hatte vorn ein Rädlein oder eine Scheibe, wenn man die an die Mauer setzte, so fuhr sie an der Mauer hinauf und ward nicht gehemmt. Die andern Leitern oder Stücke aber waren so zugerichtet und gemacht, daß eine in die andere paßte und ein Stück das andere faßte mit einem eisernen Band, wie sie dieselben hinterlistig und boshaft schon früher gegen uns angelegt hatten. Dieselbigen Leitern hatten sie in der Nacht an die Mauern dorthin gebracht, wo die Stadt und der Berg an der Stadt am allerhöchsten ist, und die Leitern waren so breit und weit, daß

zwei von den Feinden nebeneinander liefen und hinaufstiegen. Als sie nun die Leitern vierfach angelegt hatten und der Tag anbrach, da fingen sie an vierfach hinaufzusteigen. Als sie nun auf die Mauer kamen, da fanden sie stadtwärts keinen Gang auf der Mauer, und sie mußten auf der Mauer einen weiten Weg wutschen, rutschen und kriechen, bis sie an ein Waschhaus kamen, an dem fanden sie eine Treppe und so kamen sie leider zu uns in die Stadt. Und als nun viele von ihnen hereingekommen waren, da fingen sie an grausam zu schreien und zu brüllen wie der Teufel und aufzutrompeten. Das geschah am letzten Donnerstag vor Bartholomäi. Als wir solches grausame Geschrei und Getümmel hörten, da erschraken wir kläglich; wer da fliehen und laufen konnte, der lief auf die Tortürme oder auf den Kirchturm und auf andere Türme; nur auf das Haus konnten wir nicht kommen, da die Feinde zunächst dem Schloß in die Stadt gestiegen waren, und wer auf das Haus wollte, den erschlugen sie auf dem Wege. Als nun die Leute aus der Stadt sich verkrochen und still hielten, da gingen die Hussen mit großen Haufen in die Stadt, etliche liefen der Kirche zu, etliche den besten Häusern, so daß ihrer wohl achte zu mir kamen. Und sie stießen mir den Kramladen auf und stellten zwei von sich an die Haustür mit bloßen Schwertern und ließen niemand in das Haus so lange, bis sie meinen Kram und das Gerät ganz und gar ausgeteilt und ausgebeutet hatten. Meine Frau lag die Zeit in ihrem Sechswochen, Gott sei ihr gnädig; die hatte doch auch gute Sachen bei sich, als ihr Bettgewand und ihre Kleider in der Stube, worin sie lag. Und doch taten sie ihr die Ehre an, daß keiner der Feinde in die Stube zu ihr gehen wollte. Nur zwei von ihnen, die mit ihr wohlbekannt waren und denen sie viel Gutes in unserem Hause getan hatte, die gingen zu ihr an die Stubentür und beklagten sie, es täte ihnen leid, und sie brachten ihr auch heimlich eine Bettdecke und ein Decklaken und sprachen: „Frau, sie werden alsbald die Stadt anzünden, darum laßt rasch in die Keller tragen alles, was Ihr möget und behalten wollt, denn wir wollen sogleich weg.“ — Als sie nun alle Häuser ausgeplackt und beraubt hatten, da wären sie gern weg gewesen, und konnten doch nicht zu den Toren hinauskommen, denn das Stadtvolk war auf die Türme und Torhäuser gewichen und warf von dort Steine herab unter sie, so daß sie nicht zu den Toren hinaus konnten, und wären doch gern hinaus gewesen. Endlich fanden sie eine alte Pforte an der langen Seite, die war vor langen Jahren zugemauert. Die brachen und hackten sie auf und trugen alles Geräte durch die Pforte über die Gräben und beluden alle ihre Wagen, und wollten wieder weg auf Böhmen zu. Sie ließen die Stadt anzünden und zogen hinauf vor Landshut. Da nun die Landschaft, die da stark gesammelt bei Bögendorf lag, sah, daß ein solcher großer Rauch und Feuer aufging, da sprach ein jedermann: „Es ist fürwahr Volkenhain oder um Volkenhain.“ Da rannten sie und jagten gar rasch und eilig vorne vor und auf Landshut zu, so daß sie die Feinde und

Böhmen daselbst erreichten und erlangten. — Als nun die Böhmen und Hussen sich wandten und umkehrten nach der Landschaft hin, da wurden sie gewahr, daß noch ein großer Haufe der Unsern über den Galgenberg kam, darauf erschraken sie und gaben die Flucht. Da schlugen die Unsern auf sie, und das Fußvolk bei den Wagen floh in die Büsche und ließ die Wagen mit unserm Gut und Gerät stehen; das wurde ihnen wieder abgeschlagen und von den Fußgängern wurden viele gefangen und auch von den Reisigen. Sie wurden unter die Städte geteilt. — — So weit der Bericht aus Bolkenhain.

Die Hussitenkriege verwüsteten das mittlere Deutschland, zumal die Dörfer, in unerhörter Weise. Noch erinnern in Thüringen, Franken, Meißen, Schlesien alte Ortsnamen über beackerten Feldern an die Zerstörung. Die Kriege wurden durch Uneinigkeit der Böhmen und Verträge notdürftig gestillt. Aber bis zum Ende des Jahrhunderts währten die Raubzüge böhmischer Haufen und Aufstände des verwilderten Volkes. Und Böhmen behielt, trotz dem Frieden und der Krönung König Girsiks durch zwei katholische Bischöfe, seine separatistische Stellung zur Kirche und zum Reich. Die Einheit der Christenheit war zerrissen. Mitten unter Deutschen bestand ein Gottesdienst, der in blutiger Empörung dem Papsttum abgerungen war. Das Beispiel sollte für die Deutschen nicht verloren sein.

10. Eine deutsche Frau am Fürstenhofe

(Um 1440)

Die kleinen Bilder aus den Kämpfen der Schlesier und Hussiten sind nicht arm an Einzelheiten, die Art und Sinn des Volkes charakterisieren. Zunächst freilich empfinden wir das Fremdartige eines entfernten Jahrhunderts aus der Methode des Berichterstatters Martin selbst. In seiner knappen und doch lebendigen Darstellung werden die Tatsachen berichtet, die Reflexion darüber hat noch keinen Ausdruck gefunden. Wie würdig und mannhaft der Tod des Pfarrers Megerlein war, wie treulos die List des Hein von Czirnau, das empfindet zwar der Erzähler, aber er fühlt noch nicht das Bedürfnis, sein Urteil auszusprechen, ja es fehlt ihm die Sicherheit und Gewandtheit dazu. Noch ist am wichtigsten, was geschieht, nicht aber, warum es geschieht und in welchem innern Zusammenhange. Die Bewegungen einer Menschenseele bis zum Momente einer Tat sind noch nicht so durchsichtig oder nicht so imponierend, daß ihre Schilderung lohnte. Und wie der Erzähler, empfinden auch die Menschen, von denen er spricht, einfach, naiv, kurz gefaßt. Der schnell gewonnene Entschluß wird gekreuzt durch den übermächtigen Eindruck eines Augenblickes, der meißnische Heerhaufe, eben noch so tapfer, flieht in dem Grausen der Nacht. Solange Hoffnung ist zu leben, spannt sich die Seele erfinderisch zu List und Widerstand; schwindet die Hoffnung, so geht der Gefährdete entschlossen zum Tode. Auch der Pfarrer, von seinen Beichtkindern verlassen, ermahnt noch die jungen Gesellen zum Widerstand, so klein seine Hoffnung ist, sich zu retten, aber gegenüber der Zumutung seines hussitischen Bekannten bleibt er ein Mann in elendem Tode. Wenig gilt das Menschenleben, hartherzig und grausam wird getötet, aber die Stube der Kindbettin ehren die stürmenden Böhmen und für genossene Freundlichkeit lohnen die Plünderer mit fast rührendem Eifer. Dicht neben zügellosem Egoismus steht heldenhafte Selbstverleugnung, neben roher Gesinnungslosigkeit der stärkste Glaubensmut. Glaube und Eigennutz sind die starken Triebfedern, die zum Handeln drängen, Liebe und Haß arbeiten rücksichtslos, vereinigend und trennend, belebend und tötend. Eng ist der Gesichtskreis des einzelnen, aber sicher und tüchtig bewegt er sich auf dem bekannten Gebiet.

Die Böhmen sind lange Zeit die stärkeren, weil bei ihnen der einzelne am stärksten erfüllt ist von den Gefühlen, die zum Zusammen-

schluß treiben und über die egoistischen Triebe hinaus heben. Die Vereinigung von Glaube und Heimatgefühl macht ihren idealen Inhalt größer, ihren Haß gewaltiger. Aber auch dieser geistige Gehalt erscheint in der Gebundenheit einer unfreien Zeit. Die Hussiten sind nur ausnahmsweise bemüht, zu bekehren, sie berauben und töten ihre Feinde, den Kelch bewahren sie für sich als eigene Habe, sie dringen ihn den Fremden nicht auf. Hundert Jahre später waren jeder Bürger, jede Kirchengängerin bereit und geübt für die Dogmen ihres Glaubens über Abendmahl, gute Werke und Gnade mit den Lippen zu kämpfen, Proselyten machen erschien als verdienstliche Arbeit für Geistliche und Laien. Aber der große Vertiefungsprozeß der Nation hatte mit den Predigten Bruder Berchtolds und dem Scheiterhaufen von Konstanz erst begonnen, noch war der Geist des Volkes nicht geübt in den Kreisen seiner Beweisführung, noch war die deutsche Volkssprache nicht zu gewandter Dialektik ausgebildet. Denn man glaube nicht, daß nur die Verschiedenheit der Sprachen die Hussiten gehindert hat. Wie heiß die Andacht, wie hoch die Begeisterung einzelner Hussitenhaufen war, die Krieger waren in der Regel noch unfähig zu disputieren und eindringlich vorzutragen, was ihr Gemüt bewegte. Erst durch die gedruckten Büchlein, durch die Humanisten und Luther kam solche Fertigkeit unter die Enkel der Hussiten, die böhmischen Brüder.

Diese kleinen Blicke in die gemütlichen Regungen des 15. Jahrhunderts seien ergänzt durch eine andere Erzählung, in welcher Leben und Seelenbewegung einer klugen und willenstarken Frau kenntlich werden. Der Kreis, in dem sie auftritt, ist der Hof einer deutschen Kaisertochter.

Wenige unserer Hofchargen mögen in der Erkenntnis leben, um wieviel behaglicher, sicherer und anständiger ihr Amt ist als der Dienst ihrer Vorgänger, denen Kaiser Wenzel seine Stiefeln an den Kopf warf, oder Margaretha Maultasch mit festgeschlossener Fürstenhand einen Faustschlag verlieh. Männer und Frauen vom Hofe mußten in früheren Jahrhunderten starke Nerven und eine feste Gesundheit haben, sie mußten Hitze und Kälte, im Winter den Zug der schlecht verwahrten Wohnungen, im Sommer den tagelangen Ritt auf schweren Reisekleppern mit lächelndem Munde ertragen; die Männer mußten stark trinken und die Fertigkeit besitzen, ihre Besinnung später zu verlieren als ihr gnädiger Herr, wenn sie nicht von diesem und andern fürstlichen Gästen begossen, mit Kohle bemalt und endlich mit Füßen getreten werden wollten; die Frau am Hofe mußte es nicht unbehaglich finden, mit Haufen stark betrunkener Männer von rohem Wesen zu scherzen, oder die Nachtruhe durch das Geklirr bloßer Schwerter und das Geschrei einer empörten Volksmenge gestört zu finden. Es begegnete wohl auch am Kaiserhofe, daß einmal kein Geld auf neue Schuhe in der Kasse war und daß die ehrlichen Bürger müde wurden,

dem Hofe ihres Gebieters den nötigsten Bedarf an Fleisch und Brot zu liefern. Fast alle größern Höfe führten noch ein Wanderleben, und auf der Reise waren schlechte Herbergen, grundlose Wege und zuletzt dürftige Kost nicht die größten Unbequemlichkeiten. Oft waren die Straßen unsicher, nicht selten die gute Aufnahme am Ziel der Reise zweifelhaft.

So roh aber und unbehilflich das Hofleben früherer Jahrhunderte uns erscheinen muß, es war im 15. Jahrhundert doch bereits in fortschreitender Ausbildung begriffen. Die Macht der Fürsten gegenüber den großen Vasallen war, im ganzen betrachtet, im Steigen. Schon gab es eine Hofluft mit sehr eigentümlichem Parfüm, schon damals gab es eine feurige Loyalität und den starren Stolz hochadligen Blutes; schon damals waren zwischen den Regierenden und ihrer nächsten Umgebung dieselben gemütlichen Beziehungen vorhanden, die noch jetzt an den Höfen charakteristisch sind: von oben zartes Vertrauen, von unten schrankenlose Hingebung, und im Gegenbild oben und unten perfider Egoismus und gegenseitige Verachtung, die sich hinter gnädigem Lächeln und unterwürfigem Wesen zu verbergen wußten. Und schon im 15. Jahrhundert begannen Sprache und Etikette viel von der Devotion zu zeigen, die durch den Servilismus des 17. und 18. Jahrhunderts volle Ausbildung erfuhr.

Zwar sind es Bilder vom ungarischen Königshofe, die hier vorgeführt werden, aber das Königsgeschlecht selbst und die Erzählerin sind Deutsche. Es ist der Hof der Königin Elisabeth, Tochter Kaiser Sigismunds, Witwe Kaiser Albrechts von Österreich, des im Jahre 1439 verstorbenen Königs der Ungarn. Das deutsche Kaisergeschlecht der Luxemburger ist seit Karl IV. wohl das ruhmloseste von allen, welche über Mitteleuropa geherrscht haben. In der Übergangszeit aus der gewalttätigen Politik des Mittelalters zu einer verfeinerten der Neuzeit vereinigte es die Fehler und Laster beider Regierungsmethoden, ohne die charakteristischen Vorzüge von einer zu besitzen. Und nicht der Beste ihres Geschlechts war Kaiser Sigismund, gewalttätig ohne Tapferkeit, hochfahrend ohne Selbstgefühl, intrigant ohne Energie, der gewissenloseste und dabei der launenhafteste aller Menschen; von großer geistiger Rührigkeit und Tatenlust, ohne Willens- und Arbeitskraft, brachte er in Unheil, was er anfaßte, und machte sein Leben zu einer Reihe von Verbrechen, Enttäuschungen, Demütigungen und unverhofften Erfolgen, welche zuweilen schimpflicher waren als seine Niederlagen. Auch seine Tochter Elisabeth litt an dem Fluch ihres Hauses. Sie war eine kräftige, herrschsüchtige Frau, die, wie man erzählte, ihren Gemahl mit Härte bevormundet hatte, bei den Ungarn, deren Sprache sie fertig sprach, nicht unbeliebt. Aber auch ihr Schicksal war es, Ungarn in Schwäche und Verwirrung zu stürzen. Doch wie sie sonst in der Geschichte verurteilt werden muß, es scheint, daß sie etwas vor ihrem Vater und einer verworfenen Mutter voraushatte;

sie besaß ein sicheres Gefühl ihrer Hoheit und war, was ihre Eltern niemals waren, eine durchaus vornehme Dame. Diese Eigenschaft verhinderte sie zwar nicht aus politischen Gründen Unwürdigkeiten zu begehen, denen jede Zeit das Prädikat gemein gegeben hat, aber sie fesselte doch die Seelen anderer Menschen fest an die ihrige. Denn der Zauber, den eine vornehme Haltung auf andere ausübt, hat sich mehr als einmal als verhängnisvolles Surrogat besserer Eigenschaften, der bürgerlichen Redlichkeit und eines wahrhaft adligen Sinnes, bewiesen.

So war auch eine ihrer Dienerinnen, Helene Kottanner*), ihr mit unerschütterlicher Treue ergeben. Diese war als Kammerfrau und Erzieherin der vierjährigen Königstochter zugleich die Vertraute und Ratgeberin ihrer Herrin. Eine warme Loyalität und eine mütterliche Liebe zu dem kleinen Könige Ladislaus machten sie zur zuverlässigsten Parteigängerin der Königsfamilie. Sie entwendet für ihre Herrin heimlich die ungarische Krone, sie trägt den kleinen Ladislaus durch die Sümpfe Ungarns und die Waffen rebellischer Magnaten zu seiner Krönung und wird, als ihn das Schicksal von seiner Mutter trennt, seine Erzieherin. — Und nicht am wenigsten merkwürdig ist, daß dieselbe Frau in einer Zeit des rührigen Handelns, wo auch den Männern das Schreiben lästig oder unmöglich war, die wichtigen Ereignisse ihres Lebens und ihren Anteil an der Politik in Memoirenform niederschrieb. Die Verwunderung über einen so ungewöhnlichen Einfall steigert sich, wenn man das Bruchstück ihrer Denkwürdigkeiten, das uns erhalten ist, näher betrachtet. Ihre Erzählung ist auffallend detailliert, rücksichtslos, klar und wirksam.

Und doch ist kein Zweifel, daß das Bruchstück echt ist. Es wurde nach der Handschrift, die jetzt in der k. k. Bibliothek zu Wien (Nr. 2920) aufbewahrt wird, unter dem Titel: Aus den Denkwürdigkeiten der Helene Kottannerin. 1439. 1440. Leipzig 1846, von Stephan Endlicher mit einigen erläuternden Bemerkungen herausgegeben. Aus diesen Denkwürdigkeiten sei hier die Hauptbegebenheit, der Raub der ungarischen Krone und die dadurch möglich gewordene Krönung des Kindes Ladislaus herausgehoben.

Zum Verständnis genügt es, daran zu erinnern, daß die Krone des heiligen Stephan, „die heilige", bis in die neueste Zeit für das ungarische Volk eine geheimnisvolle Bedeutung hatte: Nur durch sie konnte man der echte König von Ungarn werden. Und diese mystische Bedeutung hat, wie bekannt, noch in neuester Zeit der langen und traurigen Geschichte dieser Krone einige romanhafte Abenteuer zugesetzt. Damals, als König Albrecht starb, hatte seine Witwe Elisabeth den Erben, dem die Ungarn schon vor Jahren die Nachfolge im Lande zugesichert hatten, noch nicht geboren. In dem wilden und egoistischen

*) Der Name ihres Mannes. — Die „Kottner", „Kottenauer" waren ein fränkisches Geschlecht, fünf Mitglieder desselben sagten bei der großen Fehde von 1449—51 der Stadt Nürnberg ab. Vergl. Chron. d. d. Städte II. S. 596.

Hader der einzelnen Aristokraten, der damals Ungarns Schicksale bestimmte, lassen sich doch im ganzen zwei große Parteien unterscheiden, die nationale, zu gleicher Zeit die aristokratische, und die deutsche, die Partei der Königsfamilie und der deutschen Bürgerschaften. Keine von beiden hat unveränderlich das beste Recht, doch ist nicht zu leugnen, daß die deutsche Partei zum Teil durch Elisabeth, noch mehr unter ihrem Sohne Ladislaus V. durch die größere Schwäche und Unzuverlässigkeit sich selbst vernichtet und in der glänzenden Person des Matthias die nationale Fraktion zum Siege gebracht hat. Bei Albrechts Tode war das Land nicht nur durch die Roheit und die Gelüste seines Adels zerrissen, sondern auch von den Türken ernsthaft bedroht. Die nationale Partei vereinigte sich, den König Wladislaus von Polen zum König zu machen, die deutsche suchte jede Möglichkeit, dem deutschen Königsgeschlecht die Herrschaft zu erhalten. — Helene Kottanner erzählt:

Ihre Gnaden, die edle Königin, kam auf die Plintenburg*) und viele ungarische Herren mit ihr. Sie gingen in das Gewölbe, trugen die Truhe mit der heiligen Krone herauf und nahmen die heilige Krone mit dem Gehäuse heraus. An diesem waren viele Siegel. Die brachen sie ab, nahmen die Krone heraus und sahen dieselbe recht genau an. Ich war dabei. Darnach nahmen sie die heilige Krone und setzten sie in eine kleine Kiste. Nun stand nahe bei derselben Kiste ein Bett, darauf lag die edle Königin mit schwerer Leibesbürde, und bei ihr in demselben Gemach lagen zwei Jungfrauen, die eine hieß Barbara, eines ungarischen Herrn Tochter, die andere hieß die Fronacherin, ein Nachtlicht, auch eine Wachskerze bei ihnen, wie denn Gewohnheit ist bei den Fürstinnen. Nun war die Jungfrau in der Nacht aufgestanden, und weil sie übersehen hatte, daß das Licht umgefallen war, entstand Feuer in dem Gemach und es brannte an die Kiste, so daß diese versengt ward, und oben auf der Kiste lag ein blaues samtenes Polster, darein brannte ein Loch, größer als eine Spanne. Und merket das Wunder, es war der König noch verschlossen in seinem Mutterleib, der die heilige Krone tragen sollte, und beide waren kaum zwei Klaftern voneinander entfernt, die hätte der böse Feind gern mit der Feuersbrunst geschädigt, aber Gott war Hüter, der hat die Königin zu rechter Zeit aufgeweckt. Ich lag damals bei der jungen Königin. Da kamen die Jungfrauen, ich sollte schnell aufstehen, es brenne in dem Gewölbe, worin meine gnädige Frau läge. Ich erschrak gar sehr, stand eilig auf und eilte in das Gemach. Es war voller Rauch, und ich dämpfte und löschte das Feuer, ließ den Rauch heraus und füllte es wieder mit frischer Luft, daß die edle Königin die Nacht darin schlafen

*) Das berühmte ungarische Königschloß Vissegrad, in einem Knie der Donau, vier Stunden nördlich von Budapest. Dieser erste Besuch des Vissegrad durch die Königin fällt in die letzten Wochen des November 1439.

konnte. Des Morgens kamen die ungarischen Herren zu meiner Frau Gnaden; da sagte ihnen Ihre Gnaden, wie es ihr über Nacht ergangen war, und wie nahe es gebrannt hätte bei ihr und bei der heiligen Krone. Das nahm die Herren wunder und sie rieten, man sollte die heilige Krone wieder in die Truhe tun und sollte sie wieder in das Gewölbe tragen, worin sie vorher gewesen war. Das geschah an demselben Tage. Die Tür ward wieder versiegelt wie zuvor, aber es waren der Siegel nicht so viele als vorher. Und die ungarischen Herren wollten haben, daß sie das Schloß ihrem Vetter Laßla Wan von Gara*) übergebe. Das geschah. Herr Laßla Wan von Gara nahm das Schloß ein und besetzte es mit einem Burggrafen.

Nachdem das alles geschehen, schied die edle Witwe, meine gnädige Frau, nach Ofen, beladen mit schwerer Leibesbürde und umgeben von vielen Sorgen, denn die ungarischen Herren wollten nur, sie sollte einen Mann nehmen. Und es wollte Herr Laßla Wan, ihr Vetter, sie sollte den König von Polen nehmen; aber sie wollte nicht, denn ihr hatten alle ihre Ärzte gesagt, sie trüge einen Sohn — und darauf hatte sie Hoffnung, aber sie konnte die Wahrheit nicht wissen und konnte sich nicht darnach richten. — Und ihr ward geraten, den von Polen zu nehmen, und sie sollte unterdes tun, was zu ihrem Besten wäre, man würde dann schon eine Aushilfe finden, daß sie davon käme. Da fing die edle Königin an zu denken und zu trachten, wie sie die heilige Krone von den ungarischen Herren weg in ihre Gewalt bringen könnte. Da hätten die ungarischen Herren gern gesehen, daß die edle Königin sich auf der Plintenburg in das Kindbett gelegt hätte. Das war Ihrer Gnaden nicht recht — und sie kam nicht auf das Schloß. Das tat sie in stillem Überlegen, denn zunächst hatte sie Sorge, wäre sie auf das Schloß gekommen, so wäre sie mit Gewalt dort festgehalten worden, sie mit ihrem Kinde; und ferner sollte man destoweniger daran denken, daß sie nach der heiligen Krone trachtete. Deshalb nahm die edle Königin ihre jüngste Tochter, Frau Elisabeth, aus dem Schlosse zu sich an den Hof und mich mit ihr und noch zwei Jungfrauen, und ließ die andern dort oben. Das nahm jedermann wunder, warum Ihre Gnaden die Jungfrauen und ihr anderes Hofgesinde, das meiner jungen Frau zugegeben war, da oben ließ. Warum das war, das wußte niemand als Gott, Ihre Gnaden und ich.

Die edle Königin zog sich mit ihrer jungen Tochter Frau Elsbeth aufwärts nach Komorn. Auch Graf Ulrich von Cilly**) kam zu Ihrer Gnaden als ein treuer Freund, und sie berieten sich, wie man ein Mittel finden möchte, die heilige Krone aus der Plintenburg herauszubringen. Da kam meine gnädige Frau an mich, daß ich es tun sollte, weil niemand, dem sie darin vertrauen möchte, die Gelegenheit so gut

*) Ban Ladislaus von Gara, Vetter der Königin Elisabeth.
**) Ebenfalls Vetter der Königin und des Ladislaus von Gara.

wüßte als ich. Darüber erschrak ich sehr, denn es war für mich und meine kleinen Kinder ein gefährliches Wagnis, und ich dachte hin und her, was ich darin tun sollte, wußte auch niemand um Rat zu fragen als Gott allein; und ich gedachte, wenn ich es nicht täte und es entstände etwas Übles daraus, so wäre die Schuld mein vor Gott und vor der Welt. So willigte ich ein, auf der schweren Reise mein Leben zu wagen, und ich begehrte einen Gehilfen. Da wurde ich um Rat gefragt, wen ich dazu tauglich hielte. Da riet ich zu einem, von dem ich glaubte, er wäre meiner Frau mit ganzer Treue ergeben, der war ein Kroat. Er ward in den heimlichen Rat gefordert und ihm vorgehalten, was man von ihm begehrte. Da erschrak der Mann so sehr, daß er die Farbe wechselte, als ob er halb tot wäre, war auch nicht willig und ging hinaus in den Stall zu seinen Pferden. Ich weiß nicht, ob es Gottes Wille war oder ob er sonst ein Ungeschick beging, es kam aber die Nachricht zu Hofe, er sei schwer von dem Pferde gefallen. Und als es sich mit ihm besserte, da machte er sich auf und ritt weg nach Kroatien. Und die Sache mußte länger anstehen und meiner Frau Gnaden ward traurig, daß der Schwachherzige jetzt um die Sache wußte, und auch ich war in großen Sorgen.

Als nun die rechte Zeit kam, in der Gott der Allmächtige seine Wunderwerke bewirken wollte, da schickte er uns einen Mann, der willig war, die heilige Krone herauszugewinnen, der war ein Ungar und war genannt der . . . . . .*); der faßte die Sache weise, getreu und männlich an. Wir richteten zu, was wir zu der Tat bedurften, und nahmen etliche Schlösser und zwei Feilen mit. Der mit mir sein Leben wagen wollte, der legte einen schwarzen samtnen Bettrock an und zween Filzschuhe, und in jeden Schuh steckte er eine Feile, und die Schlösser nahm er unter den Rock. Und ich nahm meiner gnädigen Frau kleines Siegel, und ich hatte die Schlüssel zu der vordern Tür, denn bei der Türangel war auch eine Kette und eine Klammer, daran hatten wir auch ein Schloß angeschlagen, ehe wir fortgingen, damit niemand anders ein Schloß dorthin schlagen möchte. Als wir nun bereit waren, sandte meiner Frau Gnade einen Boten voraus auf die Plintenburg und tat dem Burggrafen und den Jungfrauen zu wissen, daß diese sich darnach richten sollen, und daß sie bereit wären, nach Komorn zu fahren zu Ihrer Gnaden, sobald der Wagen käme. Als nun der Wagen bereit war, den man nach den Jungfrauen schicken wollte, und der Schlitten, worauf ich fahren sollte und er, der mit mir in der Sorge war, da ordnete man uns zwei ungarische Herren zu, die mit mir zu den Jungfrauen reiten sollten. Wir zogen nun hin; da kam dem Burggrafen die Kunde, daß ich nach den Jungfrauen käme. Ihn und das Hofgesinde meiner Frau nahm es wunder, daß man mich fortließ von meiner jungen Herrin, weil sie noch klein war, denn man

*) Der Name scheint in der Handschrift vernichtet.

ließ mich nicht gern von ihr, das wußten sie alle wohl. Der Burggraf war ein wenig krank und hatte den Willen gehabt, er wollte sich zur Türe legen, durch die der erste Eingang zu der heiligen Krone war. Da wollte Gott haben, daß sich sein Unwohlsein vergrößerte, und die Knechte durfte er nicht dahin legen, weil es doch in dem Frauengemach war. Er legte deshalb ein leinenes Tüchel um das Schloß, das wir an der Angel angeschlagen hatten, und ein Siegel darauf.

Als wir nun auf die Plintenburg kamen, waren die Jungfrauen fröhlich, daß sie zu meiner Frau Gnaden reisen sollten, und richteten sich zu und ließen eine Truhe machen zu ihren Kleidern. Damit hatte man lange zu tun und pochte bis in die achte Stunde. Und der mit mir war, der kam auch in die Frauenstube und hatte seinen Scherz mit den Jungfrauen. Nun lag ein wenig Holz vor dem Ofen, womit man einheizen wollte, darunter verbarg er die Feilen. Die Knechte aber, die den Jungfrauen dienten, hatten das unter dem Holz ersehen und fingen an miteinander zu raunen. Das hörte ich und sagte es ihm sogleich. Da erschrak er so sehr, daß er die Farbe wechselte, nahm die Feilen wieder zu sich und barg sie anderswohin und sprach zu mir: „Frau, seht zu, daß wir Licht haben." Und ich bat eine alte Frau, daß sie mir etliche Kerzen gäbe, weil ich viel zu beten hätte, denn es war an einem Samstag nacht und war der nächste Samstag nach Allermanns Fasching. — Ich nahm die Kerzen und verbarg sie in der Nähe. Als nun die Jungfrauen und jedermann schlafen war, da blieben in der kleinern Stube ich und die alte Frau, die ich mit mir gebracht hatte, die konnte kein Wort Deutsch und wußte auch von der Sache nichts, hatte auch vom Hause keine Kundschaft, und lag da und schlief fest. Da jetzt die Zeit war, kam er, der da mit mir in den Nöten war, durch die Kapelle an die Tür und klopfte an. Da tat ich ihm auf und schloß nach ihm wieder zu. Nun hatte er einen Knecht mit sich gebracht, der ihm helfen sollte, der hieß mit Taufnamen ebenso wie er, der hatte ihm geschworen. Und ich gehe hin und will ihm die Kerzen bringen, da waren sie verloren. Da erschrak ich so sehr, daß ich nicht wußte, was ich tun sollte, und fast wäre die Sache gescheitert, allein des Lichtes wegen. Da bedachte ich mich, ging und weckte heimlich die Frau, die mir die Kerzen gegeben hatte, und sagte ihr, die Kerzen wären verloren und ich hätte noch viel zu beten. Da gab sie mir andere. Ich war froh, gab ihm die, gab ihm auch die Schlösser, die man wieder anschlagen sollte, und meiner gnädigen Frau kleines Siegel, womit man wieder zusiegeln sollte, und die drei Schlüssel, die zu der vordern Tür gehörten. Er nahm von dem Schloß das Tuch mit dem Petschaft, das der Burggraf darauf gelegt hatte, öffnete, ging hinein mit seinem Diener und arbeitete stark an den andern Schlössern, daß das Schlagen und Feilen überlaut war. Und die Wächter und des Burggrafen Volk waren dieselbe Nacht gar munter in der Sorge, die sie um die Krone hatten, dennoch hat der allmächtige Gott aller Ohren verstopft, daß

keiner von ihnen den Lärm hörte. Nur ich hörte alles wohl, und ich hielt unterdes die Wache in großer Angst und Sorge. Und ich kniete nieder in großer Andacht und bat zu Gott und zu unserer lieben Frau, daß sie mir und meinen Helfern beistände. Doch hatte ich größere Sorge um meine Seele als um mein Leben, und bat zu Gott, wenn das wider Gott geschähe, so daß ich deshalb verdammt werden sollte oder daß ein Unglück daraus für Land und Leute entstehen sollte, daß in diesem Falle Gott meiner Seele gnädig wäre und mich lieber hier zur Stelle sterben ließe. Als ich so bat, da klang ein starker Ton und ein Gerassel, als wenn viele mit Harnischen an der Tür wären, durch die ich den eingelassen hatte, der mein Helfer war, und mir kam vor, als wollten sie die Tür aufstoßen. Da erschrak ich gar sehr, erhob mich und wollte die warnen, daß sie von der Arbeit abließen. Da kam mir der Einfall, zuerst an die Tür zu gehen, und das tat ich. Als ich an die Tür kam, war das Getöse zu Ende und ich hörte niemand mehr. Da gedachte ich mir wohl, daß es ein Gespenst war, und ging wieder an mein Gebet und verhieß unserer lieben Frau eine Fahrt nach Zell*) mit barfußen Füßen, und solange ich die Fahrt nicht geleistet hätte, solange wollte ich am Samstag nacht nicht auf Federn liegen; und ich spreche auch alle Samstag nacht, solange ich lebe, unserer lieben Frau ein besonderes Gebet und danke ihr für die Gnade, die sie mir bewiesen hat, und ich bitte sie, daß sie ihrem lieben Sohne, unserm lieben Herrn Jesus Christus, für mich danke wegen der großen Gnade, die mir sein Erbarmen so offenbar bewiesen hat. Und da ich noch bei meinem Gebet war, da deuchte mich wieder, daß ein großes Getöse und ein Gerassel mit Harnischen an der andern Tür wäre, wo der eigentliche Eingang in die Frauenstube war. Da erschrak ich so sehr, daß ich vor Angst am ganzen Körper zitterte und schwitzte, und dachte, es wäre doch nicht ein Gespenst, und während ich an der Kapellentür gestanden hätte, unterdes wären sie herumgegangen. Ich wußte nicht, was ich tun sollte, und lauschte, ob ich bei den Jungfrauen vielleicht etwas hörte. Ich hörte niemand. Da ging ich langsam die kleine Treppe hinab durch die Kammer der Jungfrauen an die Tür, wo der gewöhnliche Eingang in die Frauenstube war. Als ich an die Tür kam, da hörte ich niemand. Da war ich froh und dankte Gott und ging wieder an mein Gebet und dachte mir wohl, daß es der Teufel war, der die Sache gern hintertrieben hätte.

Als ich mein Gebet vollbracht hatte, stand ich auf und wollte in das Gewölbe gehen und sehen, was sie taten. Da kam mir der Mann entgegen, ich sollte mich freuen, es wäre vollbracht. An der Tür hatten sie die Schlösser abgefeilt, aber an dem Gehäuse waren die Schlösser so fest, daß man sie nicht abfeilen konnte, man mußte das Holz aufbrennen. Dadurch entstand ein so großer Rauch, daß ich wieder in

*) Maria-Zell in Steiermark.

Sorge war, man würde dem Rauch nachforschen; das verhütete aber Gott. Als nun die heilige Krone ganz frei war, da schlossen wir die Tür wieder überall zu und schlugen andere Schlösser anstatt der Schlösser, die man gebrochen hatte, und drückten das Siegel meiner gnädigen Frau wieder auf, und die Außentür sperrten wir wieder zu und legten das Tüchel mit dem Petschaft wieder an, wie wir es gefunden hatten und wie der Burggraf es angelegt hatte. Und ich warf die Feilen in das Sekret, das in der Frauenstube ist, darin wird man die Feilen finden, wenn man es aufbricht, als ein Wahrzeichen. Und die heilige Krone trug man durch die Kapelle hinaus, worin St. Elsbeth in Gott ruht; dorthin blieb ich, Helena Kottannerin, ein Meßgewand und ein Altartuch schuldig, das soll mein gnädiger Herr König Laßla bezahlen. Mein Helfer aber nahm ein rotsamtnes Polster, trennte das auf, nahm einen Teil der Federn heraus, tat die heilige Krone in das Polster und nähte es wieder zu.

Unterdes war es fast Tag geworden, die Jungfrauen und jedermann standen auf, und wir sollten jetzt von dannen fahren. Nun hatten die Jungfrauen eine alte Frau in ihrem Dienst, und meiner Frauen Gnade hatte befohlen, man sollte dieser Frau ihren Lohn bezahlen und sollte sie zurücklassen, damit sie wieder heimginge nach Ofen. Als nun die Frau bezahlt war, kam sie zu mir und sagte mir, daß sie ein wunderliches Ding vor dem Ofen liegen gesehen, und sie wüßte nicht, was es wäre. Da erschrak ich sehr und sah wohl, daß es etwas von dem Gehäuse war, darin die heilige Krone gestanden hatte, und redete ihr das aus den Augen, so gut ich konnte. Heimlich aber ging ich zum Ofen und was ich von Trümmern fand, warf ich in das Feuer, daß sie ganz verbrannten, und die Frau nahm ich mit mir auf die Reise. Es nahm jedermann wunder, warum ich das täte. Da sprach ich, ich wolle das auf mich nehmen und wollte ihr eine Pfründe zu Wien bei St. Märten von meiner gnädigen Frau erbitten, wie ich auch später tat.

Als nun die Jungfrauen und das Hofgesinde bereit waren, von dannen zu fahren, da nahm der, der mit mir in den Sorgen war, das Polster, worin die heilige Krone vernäht war, und empfahl seinem Diener, der ihm geholfen hatte, daß er das Polster aus dem Hause auf den Schlitten tragen sollte, worauf ich und er saßen. Da nahm der gute Gesell das Polster auf die Achsel und eine alte Kuhhaut dazu, die hatte einen langen Schwanz, der hing ihm hinten nach, und jedermann sah ihm nach und begann über ihn zu lachen.

Da wir aus dem Hause herab auf den Markt kamen, da hätten wir gern gegessen, man fand aber nichts anderes als Heringe. Wir aßen ein wenig und man sang das gewöhnliche Amt (in der Kirche), so daß es schon weit am Tage war, und doch sollten wir an demselben Tage von der Plintenburg nach Komorn kommen — und es sind wohl zwölf Meilen dahin. Als wir nun fahren sollten und aufsaßen, da nahm ich

sorgfältig wahr, wo die Ecke des Polsters war, darin die heilige Krone lag, daß ich nicht darauf säße, und dankte Gott dem Allmächtigen für seine Gnade. Aber ich wandte mich dennoch oft um, ob uns jemand nachkäme. Meine Sorge nahm gar kein Ende und ich hatte viel Gedanken. — Und als wir an die Herberge kamen, wo wir essen wollten, da nahm der Gutgesell das Polster, das ihm empfohlen war, und trug es mit mir an die Stätte, wo wir essen wollten, und legte es auf einen Tisch mir gegenüber, so daß es unter meinen Augen die ganze Zeit war, während wir aßen. Als wir gegessen hatten, nahm der Gutgesell das Polster und legte es auf den Schlitten wie zuvor, und wir fuhren vorwärts dahin bis in die finstere Nacht; da kamen wir an die Donau, die war noch mit Eis verschlossen, aber es war an einigen Stellen dünn geworden. Als wir nun auf das Eis kamen und wohl mitten auf der Donau waren, da brach der Wagen mit den Jungfrauen ein und fiel um, und die Jungfrauen erhoben ein Geschrei und konnte die eine die andere nicht sehen. Da erschrak ich sehr und fürchtete, wir müßten mitsammen der heiligen Krone in der Donau bleiben. Aber Gott war unser Helfer, daß kein Mensch unter das Eis kam, wohl aber andere Dinge, die auf dem Wagen waren, davon fiel etliches unter das Eis in das Wasser. Da nahm ich die Herzogin von Schlesien und die besten Jungfrauen zu mir auf den Schlitten und kam mit Gottes Hilfe über das Eis und auch alle die anderen. Als wir nun nach Komorn in das Schloß kamen, da nahm der, der da mit mir kam aus den Sorgen, das Polster mit der heiligen Krone und trug sie an eine Stätte, wo sie wohl aufgehoben war. Und da ich in die Frauenstube kam zu meiner gnädigen Frau, da ward ich von der edlen Königin schön empfangen. Die merkte wohl, daß ich ein guter Bote gewesen war mit der Hilfe Gottes. — —

Als mich die edle Königin empfing, lag Ihre Gnaden im Bett und wollte ruhen, und sagte mir, wie es ihr am Tage ergangen war. Es waren zwei ehrbare Frauen von Ofen, zwei Witwen, zu Ihrer Gnaden gekommen, — die hatten zwei Ammen mit sich gebracht, die eine war Hebamme, die andere war die Amme, die das Kind mit der Brust nähren sollte, und diese Amme hatte auch ihr Kind mitgebracht, das war auch ein Sohn; denn es meinen die Weisen, die Milch sei besser von der Frau, die einen Sohn bringt, als von einer Tochter. Diese Frauen sollten mit Ihrer Gnaden nach Preßburg ziehen und sollten sie dort in dem Kindbett pflegen, denn nach der Rechnung sollte Ihre Gnaden noch eine Woche mit dem Kinde gehen. Ob die Rechnung geirrt hat, oder ob es sonst Gottes Wille war, — als ich mit der edlen Königin so sprach, da sagte mir Ihre Gnaden, daß die Frauen von Ofen sie in einer Wanne gebadet hätten und daß ihr nach dem Bad sehr unwohl geworden sei. Da hob ich ihr die Hülle auf und sah, daß die Geburt nicht fern war. Und die Frauen von Ofen lagen weithin auf dem Markte, aber wir hatten dennoch eine Hebamme bei uns, die

hieß Margaret, die hatte die Gräfin Hans von Schaumberg meiner gnädigen Frau zugeschickt, und sollte eine gar gute sein, wie sie auch war. Da sprach ich: „Gnädige Frau, steht auf, mich bedünket wohl, Ihr werdet morgen nicht nach Preßburg fahren." Da stand Ihre Gnaden auf und ging und begann sich vorzubereiten zu der schweren Arbeit. Da sandte ich nach der ungarischen Hofmeisterin, die war genannt Aessem Margit*). Die kam sogleich, und eine Jungfrau war da, die Fronacherin, und ich ging schnell nach der Hebamme, welche die von Schaumberg hergesandt hatte. Die lag in der Stube meiner jungen Frau**), und ich sprach: „Margaret, steht schnell auf, meiner gnädigen Frau Stunde ist gekommen." Die Frau antwortete wie aus schwerem Schlaf und sprach: „Heiliges Kreuz, wollen wir heute nacht ein Kind bekommen, so werden wir morgen schwerlich nach Preßburg fahren", und wollte nicht aufstehen. Und der Streit deuchte mich zu lang, ich eilte wieder zu meiner gnädigen Frau, daß ihr kein Unglück geschähe, denn die zwei, die bei ihr waren, verstanden solche Dinge nicht. Da sprach meine gnädige Frau: „Wo ist Margaret?" Ich sagte Ihrer Gnaden die törichte Antwort der Frau, und Ihre Gnaden sprach: „Geht schnell wieder hin und heißt sie kommen, es ist kein Spaß dabei." Ich ging schnell wieder hin und brachte die Frau mit Zorn auf, und als sie zu meiner gnädigen Frau kam, da währte es nicht eine halbe Stunde, daß uns der allmächtige Gott einen jungen König schenkte. In derselben Stunde, wo die heilige Krone von der Plintenburg nach Komorn kam, in derselben Stunde ward der König Laßla geboren. Die Hebamme war gewitzigt und sprach: „Gnädige Frau, wollt Ihr mir gewähren, worum ich Euch bitte, so will ich Euch sagen, was ich in meiner Hand habe." Da sprach die edle Königin: „Ja, liebe Mutter." Da sprach die Amme: „Gnädige Frau, ich habe einen jungen König in meinen Händen." Da ward die edle Königin froh und hob ihre Hände auf zu Gott und dankte Gott für seine Gnade. Als nun die Kindbettin in ein Bett gelegt wurde und niemand bei ihr war als ich allein, da kniete ich nieder und sprach zu der Königin: „Gnädige Frau, Eure Gnaden hat Gott zu danken, solange Ihr lebt, für die große Gnade und Wunder, die Gott der Allmächtige bewirkt hat, daß der König und die heilige Krone in einer Stunde zueinander gekommen sind." Da sprach die edle Königin: „Wohl ist es ein großes Wunder von Gott dem Allmächtigen, denn vor diesem hat es nie gelingen wollen."

Als nun der edle und getreue Graf Ulrich von Cilly inne ward, daß ihm ein König und Freund geboren war, sein Herr und Verwandter, da ward er gar freudenreich und auch die von Kroatien und andere Grafen und Herren und alles Hofgesinde. Und der edle Graf

*) Margit azony, Frau Margaret.
**) Der vierjährigen Prinzeß Elisabeth.

von Cilly ließ ein Freudenfeuer machen, und sie fuhren mit den Windlichtern auf dem Wasser und hatten ihre Freude bis über Mitternacht. Des Morgens früh sandte man nach dem Bischof von Gran, daß er kommen und helfen sollte, den jungen König zu einem Christen zu machen. Der kam, und der Pfarrer von Ofen, Meister Franz, war auch da. Und meine gnädige Frau begehrte von mir, auch ich sollte Ihrer Gnaden Gevatterin werden. Da sprach ich: „Gnädige Frau, ich bin Euer Gnaden sonst allezeit Gehorsam schuldig, ich bitte Eure Gnaden, nehmt die Aessem Margit.“ Das tat Ihre Gnaden. Als man nun den edlen König taufen wollte, da nahm man der jungen Königin, Frau Elisabeth, den schwarzen Rock ab, worin sie um den hohen und teuren Fürsten König Albrecht getrauert hatte, und legte ihr ein goldenes Gewand an von roter Farbe, und die Jungfrauen alle mußten sich zierlich kleiden, Gott zu Lob und Ehre, der Land und Leuten einen erblichen Herrn und König gegeben hatte.

Nicht lange darauf kam eine sichere Botschaft, der König von Polen ziehe heran und er hätte eine Absicht auf Ofen, wie es denn auch war. Und wir mußten uns heimlich und eilends vorbereiten zu der Krönung. Da sandte meine gnädige Frau nach Ofen nach goldnem Tuch für den kleinen König Laßla zu dem Gewande, das zu der Krönung gehört. Die Sendung aber dauerte zu lange und wir hatten Sorge, es würde sich zu sehr verziehen, denn die Krönung mußte an einem hohen Festtage geschehen, und Pfingsten waren die nächsten, die waren nicht mehr weit, so daß man eilen mußte. Nun war ein schönes und großes Meßgewand da, es war Kaiser Sigismunds Rock gewesen, das war rot und golden und waren silberweiße Flecke hereingewirkt; das mußte man zuschneiden und machte dem jungen König sein erstes Kleid, das er zu der heiligen Krone anlegen sollte. Und ich nähte die kleinen Stücke, die Albe und das Humerale, die Stola und die Handfahne, und die Handschuhe und die Schuhe zu den Füßen, und die mußte ich in der Kapelle heimlich machen mit versperrter Tür. — —

Als es nun Abend und jedermann in seiner Ruhe war, da sandte meine gnädige Frau nach mir die edle Frau Margaret Aessem, ich sollte bald zu Ihrer Gnaden kommen. Da erschrak ich sehr und dachte mir wohl, daß es eine Widerwärtigkeit wäre. Die edle Königin ging allein hin und her in Gedanken und sprach zu mir: „Nun, wie wollet Ihr raten? Unsere Sache steht nicht gut, man will uns den Weg versperren; wo wollen wir die heilige Krone hinbergen? Denn kommt sie in der Feinde Hand, so wird nichts Gutes daraus.“ Ich trat eine kleine Weile zur Seite, wollte mich bedenken und rief die Mutter aller Erbarmung, daß sie uns Gnade erwürbe bei ihrem Sohne, damit wir die Sache verständig anfaßten und kein Übel daraus entstünde. Darauf trat ich wieder zu der edlen Königin und sprach: „Gnädige Frau, Eure Weisheit in Ehren, so dünkt es mich gut, Eure Gnaden weiß wohl, der König ist mehr als die heilige Krone; legen wir die heilige Krone

in die Wiege unter den König, wo Gott den König hinführt, da kommt die Krone auch hin." Der Rat gefiel Ihrer Gnaden wohl und sprach: „Wir wollen so tun und wollen ihn selbst die Krone hüten lassen." Am Morgen nahm ich die heilige Krone und packte sie sorgfältig in ein Tuch und legte sie in die Wiege in das Bettstroh, da Seine Gnaden damals noch nicht auf Federn lagen, und legte dazu einen langen Löffel, womit man den Kindern Brei einmacht; das tat ich deshalb, wenn jemand in die Wiege griff, daß er wähnen sollte, es läge etwas da, worin man dem edlen Könige seinen Brei machte.* — —

Am Dienstagnachmittag vor dem Pfingsttage brach die edle Königin mit dem jungen König auf, und der edle Graf von Cilly und die Grafen von Kroatien und die Herzöge von Lindbach. — — Da war ein großes Schiff, eine Plette, zugerichtet, darein stieg die edle Königin mit ihrem Sohn und Tochter und viele gute Leute mit ihnen, so daß die Plette ganz voll geladen, kaum eine Hand breit über dem Wasser war, so daß es ängstlich und gefährlich war, dazu kam ein großer Wind, doch half uns Gott mit Freuden über den Fluß. Den jungen König trug man in der Wiege und viere mußten ihn allein tragen, meistens geharnischte Männer, und ich, seine Dienerin, ritt neben der Wiege. Und man trug ihn nicht gar weit, da begann er sehr zu weinen und wollte in der Wiege nicht bleiben. Und ich stieg vom Pferde und trug ihn auf den Armen, und es hatte sehr geregnet, daß es böse zu gehen war. Da war ein frommer Ritter da, Herr Hans der Pilacher, der führte mich durch den Sumpfboden.

*Und wir zogen dahin mit großer Sorge, denn alle Bauern waren aus den Dörfern geflohen in das Holz, und die Bauern gehörten zum größten Teil den Herren, die uns feindlich waren. Deshalb, als wir an den Berg kamen, stieg ich ab von dem Pferde und nahm den edlen König aus der Wiege und legte ihn in den Wagen, worin die edle Königin saß mit ihrer jungen Tochter Jungfrau Elisabeth, und wir Frauen und Jungfrauen setzten uns im Kreise um das edle Geschlecht, wenn jemand in den Wagen schösse, daß wir die Schüsse aufhielten. Und wir hatten viel Fußknechte, die gingen zu beiden Seiten bei dem Wagen und suchten in den Büschen, ob jemand von den Feinden im Holz wäre, der uns schaden könnte. Und so kamen wir mit Gottes Gnade aus dem Berg, ohne daß jemand ein Leid geschah. Da nahm ich den edlen König wieder aus dem Wagen und legte ihn in die Wiege, und ich ritt bei der Wiege. Und man trug ihn gar nicht weit, da begann er laut zu weinen und wollte in der Wiege und in dem Wagen nicht bleiben, und die Amme konnte ihn auch nicht beruhigen. Da nahm ich ihn auf den Arm und trug ihn ein gutes Stück Weg, und die Amme ging mit, bis wir müde waren, da legte ich ihn wieder in die Wiege, und der Wechsel währte, solange wir über das Land zogen. Zuweilen regnete es, daß der edle König ganz begossen wurde, — ich hatte einen Pelzrock mit mir gebracht zu meinem Bedarf, und

wenn der Regen zu groß war, deckte ich den Pelzrock auf die Wiege, bis er durchnäßt war, dann ließ ich ihn auswinden und deckte ihn wieder auf die Wiege, solange er nötig war. Zuweilen auch war der Wind so groß, daß es in die Wiege stäubte und der König die Augen kaum auftun konnte. Zuweilen auch war es so heiß, daß er überall schwitzte, daß Tropfen auf ihm lagen, davon bekam er nachher viel Hitzblattern. — Und als wir an die Herberge kamen und es fast Nacht war und jeder gegessen hatte, da legten sich die Herren alle um das Haus, worin das Königsgeschlecht zur Herberge war, machten ein Feuer an und hüteten die Nacht, wie es Gewohnheit ist in dem Königreich Ungarn. Am anderen Tage zogen wir dahin nach Weißenburg.*

Als wir in die Nähe von Weißenburg kamen, ritt Miklosch Weida von der freien Stadt uns entgegen, wohl mit fünfhundert Pferden. Und als wir in den Sumpf kamen, da fing der junge König wieder an zu weinen und wollte in der Wiege und im Wagen nicht bleiben, und ich mußte Seine Gnaden auf den Arm tragen bis in die Stadt Weißenburg. Da sprangen die Herren von den Pferden ab und machten einen weiten Kreis von geharnischten Mannen und hielten bloße Schwerter in den Händen, und mitten in dem Kreis da mußte ich, Helena Kottannerin, den jungen König tragen, und Graf Bartholomä von Kroatien ging mir an der einen Seite und ein anderer an der andern Seite und geleiteten mich dem edlen König zu Ehren; so gingen wir durch die Stadt bis zur Herberge. Und das war am Pfingstabend.

Da sandte meine gnädige Frau zu den ältesten Bürgern — und ließ sie die heilige Krone sehen und befahl zur Krönung zuzurichten, wie sich's gebührt und seit alters Herkommen ist. Und es waren etliche Bürger da, die sich daran erinnerten, daß man Kaiser Sigismund auch gekrönt hatte, und die dabei gewesen waren. Am Pfingstfagmorgen stand ich früh auf und badete den jungen König und richtete ihn zu, so gut ich konnte. Da trug man ihn in die Kirche, wo man einen jeden König krönt, und es waren viel gute Leute da, Geistliche und Weltliche. Als wir in die Kirche kamen, trug man den jungen König zu dem Chor, die Tür aber am Chor war zugeschlossen, und die Bürger waren innerhalb, und meine gnädige Frau war außerhalb der Tür mit ihrem Sohn, dem edlen König. Meine gnädige Frau redete ungarisch mit ihnen und die Bürger desgleichen antworteten ungarisch Ihrer Gnaden wieder heraus, so daß Ihre Gnaden schwur anstatt ihres Sohnes, des edlen Königs, denn gerade an demselben Tage waren Seine Gnaden zwölf Wochen alt. Als das nach ihren alten Gewohnheiten vollbracht war, taten sie die Tür auf und ließen ihren natürlichen Herrn und ihre Herrin hinein und auch die andern, die dazu befehligt waren, Geistliche und Weltliche. Und die junge Königin, Jungfrau Elisabeth, stand oben bei der Orgel, damit man Ihre Gnaden in dem Gedränge nicht verletzen möchte, denn sie war erst in dem vierten Jahre. Als man nun das Amt anfangen wollte, mußte ich den jungen König aufrichten, daß man Seine Gnaden firme.

Nun war Mikloſch Weida von der freien Stadt dazu beſtellt, den jungen König zum Ritter zu ſchlagen, deshalb weil er ein echter Landsmann war. Der edle Graf von Cilly hatte ein Schwert, das war dick mit Silber beſchlagen und vergoldet, darauf war ein Spruch gemacht, der lautete: „Unverſehrt". Dies Schwert ſchenkte er dem jungen König, damit man Seine Gnaden damit zum Ritter ſchlagen ſollte. Da nahm ich, Helena Kottannerin, den König auf meinen Arm, und der von der freien Stadt nahm das Schwert in die Hand und ſchlug den König zum Ritter und maß ihm die Schläge wohl zu, daß ich ſie ſehr in dem Arm empfand. Das hatte die edle Königin gemerkt, die ſtand neben mir und ſprach zu dem von der freien Stadt ſo: „istemere nem misertem!" d. h. auf deutſch: „Um Gottes willen tue ihm nicht wehe!" Darauf entgegnete er: „nem", d. h. „nein", und lachte. Darauf nahm der hochwürdige Prälat, der Erzbiſchof von Gran, das heilige Öl und ſalbte das edle Königskind zum Könige. Da legte man ihm das goldene Gewand an, das dem Könige zukommt, der Erzbiſchof nahm die heilige Krone und ſetzte ſie auf das Haupt des edlen Königs, und er, der jetzt in der heiligen Chriſtenheit iſt König Laßla, König Albrechts Sohn und Kaiſer Sigmunds Enkel, der iſt am heiligſten Pfingſttag mit der heiligen Krone von dem Erzbiſchof von Gran zu Weißenburg gekrönt worden. Denn ſie haben in dem Königreich Ungarn drei Geſetze, und wo eines derſelben abgeht, da meinen ſie, daß das Königtum nicht rechtmäßig ſei. Das eine Geſetz iſt: ein König von Ungarn ſoll gekrönt werden mit der heiligen Krone, das andere: ihn ſoll krönen der Erzbiſchof von Gran, das dritte: die Krönung ſoll geſchehen zu Weißenburg. — Und da der Erzbiſchof dem edlen König Laßla die Krone auf ſein Haupt ſetzte und ſie ihm hielt, hielt der König das Haupt ganz kräftiglich aufrecht, es wäre einem Jahrkinde genug geworden, und das wird ſelten geſchehen an Kindern, die zwölf Wochen alt ſind. Als nun der edle König gekrönt war am St. Stephansaltare, auf meinem Arm, da trug ich den König eine kleine Stiege auf eine Höhe, wie da Gewohnheit iſt. Da las man die geſchriebene Feſtordnung, die dazu gehört. Dazu fehlte ein goldenes Tuch, worauf der König nach der Gewohnheit ſitzen ſoll. Da nahm ich eine Decke aus ſeiner Wiege, die war rot und golden und war mit Hermelin gefüttert. — Während der edle König auf dem goldenen Tuch gehalten wurde, hielt ihm Graf Ulrich von Cilly die heilige Krone über dem Haupte, ſolange man das Amt ſang.

Der edle junge König hatte geringe Freude an ſeiner Krönung, denn er weinte mit lauter Stimme, daß man es durch die ganze Kirche hörte, und das gemeine Volk ſich verwunderte und ſprach: Das wäre nicht eine Stimme, wie ein Kind von zwölf Wochen hätte, es wäre für ein Kind genug, das ein Jahr alt wäre, was er doch nicht war. Und der von der freien Stadt, Weida Mikloſch, ſchlug Ritter anſtatt des edlen Königs Laßla. Als das Amt vollbracht war, trug ich den edlen König wieder herab und legte ihn in die Wiege, denn er war müde geworden

von dem Aufrichten. Darauf trug man ihn in die St. Peterskirche, dort mußte ich ihn wieder aus der Wiege heben, zu einem Stuhl tragen und niedersetzen, da Gewohnheit ist, daß jeder König, der gekrönt wird, dort niedersitzen soll. Wieder trug ich Seine Gnaden herunter und wieder legte ich ihn in die Wiege. Und man trug den edlen König von der St. Peterskirche, und sein edles Geschlecht folgte ihm alles zu Fuße nach bis in die Herberge. Nur allein der Graf von Cilly ritt, denn er mußte die heilige Krone tragen und über dem Haupte des edlen Königs halten, damit jedermann sah, daß es die heilige Krone war, die dem heiligen Stephan und andern Königen Ungarns aufgesetzt worden ist. Und Graf Bartholomä trug den Apfel und ein Herzog von Lindbach trug das Zepter, man trug auch vor dem edlen König einen Legatenstab, deshalb weil er keinen Teil von Ungarn zu Lehen hat von dem heiligen römischen Reich; man trug das Schwert, womit man Seine Gnaden zum Ritter geschlagen hatte, man streute auch Pfennige unter das Volk. Und die edle Königin ehrte ihren Sohn so hoch und war so demütig, daß ich arme Frau an diesem Tage vor Ihro Gnaden gehen mußte, zu allernächst dem edlen König, deshalb, weil ich Seine Gnaden bei der heiligen Salbung und Krönung in meinem Arme gehalten hatte. — Als der edle König zur Herberge und zu seiner Ruhe gekommen war, da war Seine Gnaden müde von dem langen Aufrichten. Die Herren und jedermann gingen hinaus, und die edle Königin war allein bei ihrem Sohne. Da kniete ich nieder vor die Königin und mahnte Ihre Gnaden an die Dienste, die ich Ihrer Gnaden und dem edlen König und auch andern Kindern Ihrer Gnaden, dem edlen Fürstengeschlecht, getan habe. Da bot mir die edle Königin ihre Hand und sprach: „Steht auf. Gibt Gott, daß die Sache gut wird und Erfolg hat, so will ich Euch und Euer ganzes Geschlecht erheben. Das habt Ihr wohl verdient, Ihr habt an mir und meinen Kindern getan, was ich selbst nicht hätte tun dürfen noch tun können." Da neigte ich mich demütig nieder und dankte Ihro Gnaden für den guten Trost.

So weit Helena Kottanner. Zu der wortgetreuen Übertragung ihres Berichtes wird noch bemerkt, daß die Striche im Text Kürzungen andeuten, und daß die kleinen Begebenheiten der Krönungsfahrt, die hier mit einem Sternchen bezeichnet sind, in der Handschrift bei der Rückreise erzählt werden.

Wie der Raub der Krone die Partei des Königs Wladislaus von Polen in Bestürzung setzte, und wie die Krone selbst von der Königin an Kaiser Friedrich III. verpfändet wurde, ist aus der Geschichte bekannt. Von den späteren Schicksalen der Helene Kottanner wissen wir nichts.

Hier interessiert am meisten jene Nachtszene, in welcher die heilige Krone der Ungarn entwendet wird, und die Gemütsbewegungen eines starken Frauencharakters. Helene schwebt in Todesgefahr; merken die Wachen der Ungarn den Verrat, so fällt sie entweder unter den Säbelstreichen der Wütenden, oder sie wird zum warnenden Beispiel gerichtet

und schwerlich vermag die Königin ihren Tod abzuwehren, ja die Königin selbst und die Interessen der österreichischen Partei erfahren eine verhängnisvolle Niederlage. Da ist belehrend, wie Angst und Gewissen in ihrer Seele arbeiten. Sie ist nicht ohne Empfindung dafür, daß sie an einem Frevel teil hat, sie fleht zu Gott, ihr auf der Stelle den Tod zu geben, wenn sie ein Unrecht tue, und das heißt damals noch nichts anderes als dies: wenn ihre Tat andern zum Unheil sein sollte. Ihr Gott tötet sie nicht, folglich, so ist der Schluß ihrer beängsteten Seele, gibt er ihr recht. Und jetzt sucht sie durch fromme Gelübde und Versprechungen an die himmlischen Gewalten den glücklichen Ausgang zu fördern. Aber inneres Ringen und Gewissenszweifel nehmen bei der Tochter des 15. Jahrhunderts sogleich eine sinnlich wahrnehmbare Gestalt an, sie werden ihr etwas Äußerliches, Fremdes, das unheimlich gegen sie herandringt. Nicht vorzugsweise als Gedanken, die einander anklagen und entschuldigen, beängstigen sie ihre Seele, als täuschende Erscheinung flößen sie ihr Entsetzen ein. Zum Waffengerassel der Gespenster oder des Teufels versinnlicht sich die Angst, und erst wo sie das grauenvolle Geräusch berichtet, versteht sie ausführlich zu erzählen.

Diese Art von Sinnentätigkeit, die mit dem Schein eines äußeren Lebens umkleidet, was furchtbar und unbegriffen in der eigenen Seele aufsteigt, ist allgemein und vorzugsweise charakteristisch für das Jugendleben jedes Volkes. Noch ist die Freiheit des Individuums nicht groß genug, den innern Kampf in Gedanken und Selbsterkenntnis zu lösen, der Prozeß der Befreiung beginnt so, daß das Quälende als eine Erscheinung, ein fremder Feind bekämpft wird. In solchen Formen rang damals alle Welt mit dem eigenen Gewissen. So kämpfte Luther seine großartigen Kämpfe aus. Und wenn der unvergleichliche Dichter, der sich mit souveräner Freiheit aus dem englischen Volksgemüt des 16. Jahrhunderts erhob, seine tragischen Helden mit den Schatten der Erschlagenen und mit dem Dolch, dem Werkzeug ihrer Missetat, ringen läßt, so hatte solche „Einbildung", die wir als hoch poetische und geistvolle Erfindung betrachten, für ihn und seine Zuschauer noch eine ganz andere Wahrheit als die künstlerische. Man kämpfte damals so in Sünde und Zweifel. Und wenn die Geistergebilde Shakespeares uns wohl gar zu zahlreich werden, wie in Richard III.: Alle, die damals mit Schrecken schauten, wußten sehr gut, daß solche Gestalten dem sündigen Menschen erscheinen und sein Haar sträuben.

11. In den Turnierschranken

(Um 1480)

Nach den Hussitenkriegen war auf den deutschen Burgen die höfische Zucht fast vergessen, die für höchst bäuerisch erklärt hatte, Nüsse mit den Zähnen aufzuknacken, die Äpfel vom Stiel aus zu schälen und die Birnen vom Blütenende. Die Nachkommen jener höfisch Geschulten standen in dem Verdacht, bei ihren Trinkgelagen ungebratene Gänse mitsamt den Federn zu essen, einander aus sehr unsaubern Geschirren den Wein vorzutrinken und die Beine der Gesellschaft unter dem Tische zusammenzubinden, damit keiner von der Bank weiche, was ihm auch begegne.

Damals sah es in weiten Landschaften sehr schlecht aus mit Bildung und Sittlichkeit der Schildbürtigen, die als niederer Adel den Edlen des Reiches zur Seite traten. Aber trotz dem Verderb einer großen Zahl waren sie als Stand betrachtet doch im Aufsteigen, auch sie wurden von den Reformen ergriffen, die seit dem Scheiterhaufen des Huß in Kirche, Staat und Gesellschaft änderten.

Wir dürfen in den landschaftlichen Verbänden der Schildbürtigen, die aus den Rittergesellschaften des vorigen Jahrhunderts entstanden, von den Fürsten begünstigt oder angefeindet, den ersten Fortschritt erkennen. Die Reichsritterschaft beanspruchte als Korporation Vertretung auf den Reichstagen, auch die Lehnsleute, die unter einem Landesherrn standen, wurden als Stand neben Vertretern der Städte, der Geistlichkeit und, in einigen Landschaften, der Bauern zu Landtagen zusammenberufen, um dem Fürsten Steuern zu bewilligen, die er nicht mehr entbehren konnte, und um bei einem Teil der Gesetzgebung mitzuraten.

Nicht weniger half dem neuen Adel die größere Reichlichkeit des Lebens, die hohe Entwicklung des Handwerks und Handels, die Steigerung der Fürstenmacht und der Geldwirtschaft, endlich die stille Arbeit der Universitäten und die Erfindung des Bücherdrucks. Zwar die Ärmeren wurden dadurch nur geärgert und niedergedrückt, Raub- und Fehdelust wurden denen nicht geringer, welche jetzt mit größerer Bitterkeit ihre dürftige und unsichere Lage empfanden. Wer aber mit besserem Landbesitz ausgestattet war, der bezog allmählich höhere Renten und suchte sich aus der Wegelagerei und dem Gezänk in den Burgen heraufzuarbeiten an einen Fürstenhof oder als reisiger Söldner bei einem größern Kriegszuge. War ein Geschlecht vollends durch städtische Ver-

bindungen zu stärkerem Wohlstand gekommen, so wandte es auch Geld auf die ritterliche Erziehung seiner Söhne in der Fremde.

Es ist ein langsamer Fortschritt zum Bessern, aber er verdient die Beachtung der Nachkommen. Auch darum, weil er sich zunächst so vollzog, daß die Traditionen des alten Rittertums wieder aufgenommen und nach Zeitgeschmack umgeformt wurden.

Es war natürlich, daß die Erhebung der wilden Gesellen vom Stegreif mit einer Steigerung des abschließenden Standesgefühls begann; die Neigung dazu war seit zwei Jahrhunderten vorhanden. Jetzt wird die Trennung des Landadels von den städtischen Geschlechtern viel schroffer, nur eine Anzahl derselben wird als gleichberechtigt angesehen, die Ausschließung eines jeden, der im Verdacht steht Kaufmannschaft zu treiben, wird eifriger und gehässiger. Strenger wurden auch die Ansprüche, welche die geistlichen Stifter an standesmäßige Geburt ihrer Mitglieder machten; sie verlangten nicht mehr vier, sondern acht Ahnen, und es war natürlich, daß sich diese Forderung in den nächsten Generationen auf sechzehn und zweiunddreißig steigert; einzelne von diesen, z. B. das vornehmste Stift zu Straßburg, schlossen sich freilich ganz gegen den niedern Adel ab. Und den geistlichen Ritterorden wurde gar durch eine Bulle des Papstes Sixtus IV. vom Jahr 1483 befohlen, nur Altadlige von Vater und Mutter Seite her in den Orden aufzunehmen, bei Strafe des Bannes für die Hochmeister. So geschah es, daß man auf den Burgen überall die alten Schildzeichen mit Ehrfurcht betrachtete, und daß die beschwerliche Kunst der Herolde für Männer und Frauen höchste Bedeutung gewann. Und die Deutschen erlangten in dieser Zeit den Ruhm, den sie nur mit einem Teil der Spanier und Franzosen teilten, daß bei ihnen auch rittermäßiges Herkommen der weiblichen Vorfahren zu altem Adel notwendig sei.

Noch bestand die Ritterwürde als persönliche Ehre mit einigen der alten Vorrechte: den goldenen Sporen, dem Prädikat „Herr", der Pflicht, einen Knecht als Schwertträger zu halten und bei Feldzügen mit einer „Gleve" oder einem „Spieß", das heißt mit zwei bis drei berittenen Wappnern ins Feld zu ziehen. Aber diese Würde war ein Schmuck der Wohlhabenden und Ansehnlichen des Standes geworden, sie wurde von der großen Mehrzahl des Adels nicht mehr erworben, ja nicht einmal begehrt. Denn die wesentlichen Vorrechte des Schildamtes, das Turnierrecht und das wertvollere Recht des Eintritts in Präbenden und geistliche Stifter, hingen nicht mehr von der Ritterwürde ab, sondern von rittermäßiger Herkunft und der Zahl der Ahnenschilde. Der Schildgeborene, der die goldnen Sporen nicht trug, hatte sich im vorigen Jahrhundert Wappner oder Edelknecht genannt, seit 1450 wurde allmählich die Bezeichnung Junker üblich*).

*) Über das Zahlenverhältnis der Ritter zu den Junkern fehlt es an statistischen Angaben. Im Jahr 1307 waren bei dem Fürstentage zu Frankfurt versammelt 32 Herzöge und Fürsten, über 150 Grafen und Herren, 1300 Ritter, 3700 Edelknechte. Außerdem 450 vor-

Der Adel wurde jetzt häufig an neue Leute durch Briefe erteilt, auch die Ritterwürde als höhere Ehre; sogar die Gelehrten, welche die Doktorwürde auf einer Universität erworben hatten, beanspruchten Adelsrecht, und der Kampf der älteren Familien ging dahin, diese neuen da fernzuhalten, wo sie selbst in der Mehrzahl waren, aus Präbenden, geselligen Vereinen, Trinkstuben und dem Turnier. Durch Schwertschlag wurde die Ritterwürde nur noch bei besonderen Gelegenheiten erteilt. Zunächst bei großen Hoffesten, am ehrenvollsten bei einer Kaiserkrönung in Rom. Dort zogen nach der Krönung Kaiser und Papst auf die Tiberbrücke, und der Kaiser schlug selbst den Ehrenschlag, zuerst seinen Fürsten, dann vielen andern. Dann vor der Schlacht; aber es war bezeichnend für die Zeit, daß den jungen Rittern erlassen wurde, in der ersten Schlachtreihe ihre Sporen zu verdienen. Auch die Erinnerung an die Kreuzfahrten bestand fort; seit der Deutsche Orden in Preußen klein geworden war, suchte der ritterlustige Gesell den Rittergurt gegen die Mauren in Spanien, gegen die Türken in Ungarn, bei den Johannitern zu Rohdus, am liebsten im Heiligen Lande.

Dazu fuhr er auf einer Galeere der Venetianer oder Genuesen über Rhodus nach dem Heiligen Land. Hatte er keinen Schwertpaten, der den Schlag tun durfte, in seiner Reisegesellschaft, so suchte er durch Empfehlungen der Rhodiser in Zypern oder an der Küste eine solche Bekanntschaft, er war fast sicher, unterwegs gute Gesellen zu finden. Die Reise nach Jerusalem geschah unter türkischer Bedeckung, aber für den Ertrag der Pilgerfahrten waren auch die Heiden Mohammeds nicht unempfänglich, der Pilger konnte hoffen unbeschädigt in Jerusalem abgeliefert zu werden. Dort kehrte er in einer der zahlreichen Tavernen ein, die wohlhabenden Pilgern gute Bequemlichkeit boten — der Wirt zum „Goldenen Stern" und seine Frau wurden zu ihrer Zeit sehr gerühmt, sie waren zwar mohammedanisch, aber ordentliche Leute, Speisen und Pflege gut, man konnte auch bei ihnen sein Geld wechseln, rheinische Gulden und Dukaten. In der Taverne zog der Wanderer sein Büßerkleid an, wallte demütig zur Klosterkirche am Heiligen Grabe und stellte sich mit dem Ritter, der den Schwertschlag übernommen hatte, dem Guardian vor. Dieser vielerfahrene Herr behandelte das Geschäft würdig; er nahm zuerst, wie Brauch war, dem Kandidaten die Beichte ab, — den Deutschen fiel auf, wie leicht die Pönitenz gemacht wurde, — dann trugen die Mönche Schlüssel, Schwert und Buch herzu, dem Pilger wurde aus dem Buche die Ordnung des Ritterstandes verkündigt und die Rittermesse vor ihm gelesen. Darauf schloß man ihm das Heilige Grab auf, dort kniete er auf seinem Stabe nieder und betete — wenn er ein Deutscher war, gewiß inbrünstig mit hochklopfen-

---

nehme Laien (Gelehrte, Ratmänner usw.). Aber da bei solchem Tage nur die Ansehnlichen erschienen, wird das Verhältnis für jene Zeit höchstens wie 1 : 5 anzusetzen sein, um 1450 war es mutmaßlich nicht einmal 1 : 10. Nur die gelegentlichen Unterschriften in Urkunden geben einen Anhalt.

dem Herzen. Dann schlug der bestellte Ritter mit Erlaubnis des Guardians den Pilger, der Hutkappe und Mantel abgelegt hatte, zum Ritter, der Guardian sprach den Segen. Zuletzt kam der fromme Bruder Tresler mit einem Buch und erhielt sechs bis zwölf Dukaten für die Feierlichkeit. Dadurch erhielt der Geweihte die ruhmvollste Ritterwürde der Christenheit, er wurde Ritter des Heiligen Grabes. Kam der neue Ritter auf der Rückfahrt nach Rhodus oder an einen deutschen Fürstenhof, so war Brauch, ihm zu seiner Ritterschaft ein Geschenk zu machen, Armbrust, Schwert oder Gewand.

Wie unwesentlich aber die alte Ritterwürde für Krieg und Frieden geworden war, erkennt man daraus, daß die, welche den Ritterschlag bei einem Hoffest erhalten hatten, erklären durften, ob sie den Ritter annähmen oder nicht. Häufig wurde er nicht angenommen, weil er zu standesmäßigem Aufwand mit Knecht und Rossen nötigte. Denn der Edelknecht oder Junker empfing Roß und alte Hofkleider von seinem Herrn und diente im Felde mit einem Pferde und einem Roßbuben. Das ziemte dem Ritter nicht mehr. Es kam deshalb vor, daß derselbe Mann mehreremal die Würde erhielt und fallen ließ. Willibald von Schauenburg z. B. wurde nach seiner Versicherung (etwa seit 1468) dreimal zum Ritter geschlagen.

Für die erste Bildungsschule eines adligen Kindes galt, wie in alter Zeit, der Fürstenhof. Hatte der Vater gute Verbindungen, so wurde der Sohn Knabe im Dienst eines vornehmen Herrn oder seiner Gemahlin mit einer gewissen Reihenfolge der Dienstleistungen, aus dem Boten wurde der Vorschneider und Tischdiener, der die Teller zu wechseln hatte, die Speisen zu rücken und das Handtuch nach Tische zwischen Leib und Waschbecken zu halten. Wuchs er heran und erwies er sich tüchtig, so bekam er wohl das vertraute Amt der Schlüssel und wurde ein Kämmerer des Herrn. Jetzt gehörte er zum Gefolge, trank, jagte, verstach seine Speere und tanzte in dem Zimmer der Herrin mit dem adligen Frauenzimmer des Hofes, während Herr und Herrin auf erhöhtem Raume Karte oder Schach spielten, die Windspiele der Fürstin dazwischen bellten, ein Pfeifer und ein Geiger Musik machten und ein Hofbedienter das neugierige Volk aus Küche, Stall und Straße mit einem Stock in das Gesicht schlug, wenn es die Tür aufriß, um hereinzugucken.

Am Fürstenhofe erhielt der Diener leicht die Ritterwürde. Wollte er sie annehmen, so bat er seinen Vater um die Ausstattung, die viel Geld kostete, drei bis vier Rosse, einen Knecht, Harnisch und Festkleider. Damit war seine höfische Erziehung vollendet.

Als ein tüchtiger Mann hielt er jetzt für träge, sich in der Ruhe des Hofes zu verliegen, in den Herbergen zu sitzen und mit dem Frauenzimmer seiner Herrin zu äugeln. Er fragte umher, wo in der Nähe oder Ferne eine Kriegsfahrt Gelegenheit zu reisiger Arbeit gab. Mächtig zog es ihn immer noch in die sagenhafte Ferne zu Abenteuern unter fremden Völkern. Solche Fahrten waren eine Lieblingsunter-

haltung bei Hofe, wie in der Hinterstube des Kaufmanns; nicht nur von dem Osten, auch von Paris, England und Spanien wurde gern erzählt. Schon damals waren die großen deutschen Fürstenhäuser mit den übrigen Königen Europas eng verschwägert, und in jeder Landschaft saßen Bauern, die eine Wallfahrt nach Rom oder zu dem finstern Stern von San Jago gewagt hatten. Kam nun die Botschaft, daß der türkische Kaiser einen Zug gegen die Johanniter beabsichtigte, oder die Könige in Spanien und Portugal einen Krieg gegen die Mauren, so suchte der junge Edelmann gern einen Genossen für die Fahrt und warb bei dem Fürsten, dem er gedient hatte, um „Vorschriften und Förderniſse", die Empfehlungsbriefe. Diese wurden dem Wohlhabenden gern gegeben, denn die Reise galt für ein rühmliches Unternehmen und brachte auch dem Fürsten Ehre. Dann zog die Gesellschaft mit einem Herold, welcher fremder Sprachen kundig war und den Fourier und Dolmetsch machte, mit einigen Reisigen und einem Packknecht in die Ferne. An fremdem Hofe wurde der Reisende huldreich empfangen, zu Tanz und Ritterspiel gezogen und wohl traktiert. Kam er zu einem Kriegszug zurecht, gelang ihm sich dabei tapfer zu erweisen und nahm er nach Beendigung Urlaub, so erhielt er ein Geldgeschenk oder Goldstoff und Samt zu Kleidern, und vielleicht die „Gesellschaft" des fremden Herrn, seinen Orden, wie sie im 15. Jahrhundert an den meisten Höfen verteilt wurden, sogar vom kleinen König von Zypern, und der König in Spanien hatte bereits drei von dieser Art. So reiste Georg von Ehingen (um 1450) nach Rhodus, spähte dort ein Jahr ungeduldig von den Mauern der Veste und den Galeeren des Ordens nach einer türkischen Flotte, durchfuhr das Heilige Land und besah das Königreich Zypern, und zog nach der Heimkehr wieder an die Höfe von Frankreich, Navarra und Portugal, ging von da mit einer Schar zur Unterstützung der Besatzung von Septa nach Afrika, half die Stadt gegen ein großes Maurenheer verteidigen, tötete einen tapfern Mauren im Zweikampf mit Speer und Schwert, machte darauf einen Einfall der Spanier in Granada mit, besuchte auf der Heimreise den englischen und schottischen Hof und kehrte ruhmvoll und reich beschenkt zurück. Er fand im König Ladislaus von Ungarn einen österreichischen Prinzen, im König von Portugal einen Bruder seiner Kaiserin, in Schottland den Bruder der österreichischen Herzogin Albrecht, in der Königin von Schottland eine Herzogin von Geldern.

Freilich nicht immer war in der Fremde Gelegenheit zu Heldentat, auch lag solche nicht jedem am Herzen. Aber der Deutsche war sicher, in Frankreich überall Deutsche von Adel zu treffen, in andern Ländern wenigstens an der Küste Landsleute aus Niederdeutschland.

Kam der Reisende in die Heimat, so wurde seine Reise die beste Empfehlung zu einem ansehnlichen Dienste am deutschen Fürstenhofe; denn der Deutsche, welcher von fremden Fürsten höflich behandelt war und wohl gar fremde „Gesellschaften" heimbrachte, erschien dem deut-

schen Landesherrn damals ehrenwerter, und er gab ihm gnädig auch seinen „Salamander", oder, wenn der Heimgekehrte nicht starker Neigung zum Trunk und zur Wegelagerei verdächtig war, sogar seinen „Schwan". Im Hofdienst und am eigenen Herd war für den Edelmann jetzt die Zeit gekommen, sich aus gutem Hause ein Weib zu werben. Aber noch hing etwas von dem alten phantastischen Treiben des 13. Jahrhunderts an seinem Leben. Er hatte seinen Knabendienst und seine Fahrten in der Fremde mit der Empfindung gemacht, daß er ganz auf den Wegen des Herrn Parzival und Herrn Iwein fahre, und jede Bewegung mit einem französischen Reisigen oder gar mit einem Mauren und Türken betrachtet wie das Abenteuer eines Tafelrunders mit einem Mohrenkönig. In der Heimat hatte er jetzt wieder die trödelhafte Empfindung, daß ihm Minnedienst bei einer vornehmen Frau zieme. Nun war in den zweihundert Jahren seit Gottfried von Straßburg jene Poesie, die bedenkliche Verhältnisse durch glänzende Farben geschmückt hatte, völlig verloren. Den vornehmen Frauen war jeder Anflug von literarischer Bildung entschwunden, der sie einst allzu empfänglich für die zierlichen Lieder eines ritterlichen Sängers machte. Die meisten der deutschen Fürstinnen hatten so wenig gelernt und gelesen wie ihre Männer, sie verstanden dagegen zu rechnen wie ihre ganze Zeit und überzählten nicht nur die Stücke Goldstoff in ihrer Truhe und die Gulden, welche ihnen von einer Stadt als Gastgeschenk überreicht wurden, sondern zuweilen auch die Töpfe mit kunstreich eingesotteten Quitten und Amarellen. Die aber eine reichere Bildung hatten, lasen jetzt statt der Geschichte von Tristan einen Traktat des Pater Ekstatikus, eine Predigt von Tauler oder die Nachfolge Christi des Thomas Hamerken von Kempen. Und wieder der ritterliche Mann war im Grunde ein derber Gesell von gesundem Menschenverstand und scharfen Sinnen, der ebenfalls den Goldwert eines geschenkten Ringes genau abschätzte, in Neigungen und dem Ausdruck seiner Gefühle seinem vertrauten Knechte nicht sehr überlegen.

Demungeachtet galt aufstrebenden Männern des niedern Adels die geheime Verbindung mit einer vornehmen Frau immer noch für ein wünschenswertes Stück Rittertum. Das Geheimnis lockte, die Gefahr und die Verehrung vor stattlichem und majestätischem Wesen, und leider wohl auch die eitele Freude über den herkömmlichen Schmuck, den die Unbekannte seiner Rüstung zufügte und der ihm vor seinen bäurischen Genossen ein Ansehen gab. Es war nicht schön und kein Vorteil für den jungen Helden, wenn ihm die goldene Kette, welche die heimliche Herrin schenkte, und das Geld, das sie ihm für seine rittermäßige Ausrüstung zuwies, eine große Wichtigkeit gewannen. Er ritt also wohl um sie zu sehen viele Meilen weit, verkleidete sich, kroch Mauern hinauf und brachte Tage in ihrem Verstecke zu, nicht ohne sehr natürliche Verlegenheit und Bedrängnis, und er putzte sich und sein Roß mit ihren Geschenken. Aber zuverlässig dauerte solche Hingabe nicht lange.

Auch fand er mit geringer Mühe Frauen für eine ehrlichere Neigung. Die Häuslichkeit auf den Burgen war besser geworden. Der Respekt vor Ahnen beschränkte das Urteil des Junkers in vielem; einen Vorteil hatte der heraldische Unfug doch gehabt, er hatte die Frauen und die Töchter der Rittermäßigen unleugbar gehoben. Vielleicht nicht in ihrer Bildung; es ist auffallend, wie ganz und gar nicht in biographischen Aufzeichnungen und lokaler Geschichte jener Zeit von den Burgfrauen die Rede ist. Aber die Ansprüche, welche die Frau an den Mann machte, waren gesteigert, seit sie auf die Schilde ihrer Ahnen stolzer war als er, und ähnliche Privilegien in Kleidung, in Zahl der Gerichte und in Vorrang vor andern Frauen beanspruchte. Sie war nicht mehr wie sonst die Haushälterin des umherfahrenden Frauenritters und im besten Fall die Kammerfrau einer Gräfin, sie fuhr oder ritt mit ihrem Hausherrn zu Hofe, begleitete ihn zum Turnier und bildete mit den schildbürtigen Frauen ihrer Landschaft einen Chor, der die Händel der Männer, den Streit der Gesellschaften, einen Ausschluß Unwürdiger und die Preise, endlich die Freude über einen Sieg der heimischen Landschaft vielleicht leidenschaftlicher durchfühlte, als die Speerbrecher selbst. Auch die Frau des Vasallen nahm die Huldigungen junger Kämpfer als Edelfrau an, ihr Beifall und ihre Neigung wurde wertvoll. Das war in manchen Fällen ein trüber Quell der Selbstachtung und brachte ihre Sittsamkeit in ähnlichen Versuchungen, wie einst das einsamen Hausen auf der Burg unter Knechten. Es war doch ein großer Fortschritt für Mädchen und Frauen, daß die Männer ihnen daheim und in Gesellschaft größere Ehre erwiesen.

Die Frauen heirateten jung und die Ehen waren kinderreich; sorgfältig erwogen erfahrene Mütter und Basen vor der Vermählung die Gesundheit und Beschaffenheit der Braut, Töchter von zartem Leibe wurden dem himmlischen Bräutigam überwiesen und oft als kleine Kinder in dem befreundeten Kloster geborgen. — Das Jahrhundert war frivol, genußsüchtig und zuchtlos, das Maß, wonach Ehrbarkeit und gute Sitte der Frau gemessen wurde, war ausnehmend niedrig. Aber dies kleine Maß wurde von den Deutschen auf den Burgen und in den Städten weit fester gehalten, als in den Nachbarländern, wo die Unsittlichkeit der Frauen, und gerade der anspruchsvollen, sehr arg war. Wir haben ein Recht anzunehmen, daß Häuslichkeit und Ehe der Deutschen ein wenig mehr Poesie und Selbstachtung erhalten hatten als in den früheren Jahrzehnten, aber wir erkennen diesen Fortschritt fast nur aus einer gesteigerten Empfindung für das Wohlbehagen im Hause. Der Ofen ist allgemein geworden, ihn umgeben behäbige Sitze und die Bank, die Glasscheiben der Fenster schließen auch die Burgstuben ab, der Hausrat ist ziemlich reichlich und wird immer schmuckvoller und zierlicher. Es scheint wenig, von Glas und Holz auf das Herz der Menschen zu schließen, aber wir sehen doch, daß der Deutsche seit 1450 ein Vergnügen darin findet, sein Haus nicht nur auf der Außenseite

für die Fremden, sondern auch im Innern für Weib, Hausgenossen und sich selbst zu schmücken. Hat ihm aber sein Hausleben so viel größere Wichtigkeit erhalten, so ist das ebensowohl Verdienst der Frau als ein Vorteil für sie.

Auf den Burgen war freilich der unruhige Sinn immer noch in die Ferne gerichtet. Nicht nur nach dem Fürstenhof, nach den Staubwolken der Landstraße und dem Hinterhalt im Walde, auch nach den großen Gesellschaften für die alte Ritterkunst, die der niedere Adel jetzt mit besonderem Stolze hervorsuchte. Seit Ulrich von Liechtenstein waren die Turniere nur von Städten und Fürsten veranstaltet worden, immer seltener, sie waren in Deutschland fast vergessen. Da werden sie um 1479 auf einmal wieder lebendig, nicht zuerst durch Fürsten, sondern durch den niedern Adel, dessen Ahnen, wie man annahm, 250 Jahr früher dieselben Künste geübt hatten. Ob der glänzende Hof Herzog Karls von Burgund, ob der ritterliche Albrecht Achilles oder der junge Kaisersohn Maximilian, ob ein Aufflackern der alten Romantik in der Literatur die Richtung darauf gab: Die nächste Veranlassung ging von der kleinen Gesellschaft „des Spängleins" um Nürnberg aus, fast der einzigen, die im 14. Jahrhundert den Idealismus des alten Rittertums vertreten hatte. Ihre Mitglieder veranlaßten das erste Turnier in Würzburg, übernahmen die Leitung, und die Spängler erhielten den Preis. Seitdem rührten sich in den „vier Landen" der Ritterschaft: Schwaben, Franken, Rheinland, Bayern, alte Vereine oder neue eingerichtete, es konstituierten sich zwölf löbliche Turniergesellschaften mit Banner und Zeichen, zum Teil unter gewählten Königen; in Schwaben die Gesellschaft des Fisch und Falken, der Krone, des Leitbraken und Kränzel, des Esels, des Wolfs; in Thüringen und Franken außer der Spange die Gesellschaft des Einhorns und des Bären, in Rheinland des Windhunds und des gekrönten Steinbocks;*) endlich die große bayrische Genossenschaft, die Zeichen und Bundesnamen öffentlich nicht führte, die aber kurz darauf (1488) eine Zahl ihrer Mitglieder gegen die Übergriffe Herzog Albrechts noch einmal zu einer politischen Gesellschaft, dem Löwenbund, vereinigte, dessen Zeichen ein Löwe an silberner Kette war. — Schon früher hatten die Fürsten neue Gesellschaften gestiftet nach dem Muster des Goldenen Vlieses, das Philipp von Burgund 1431 einrichtete, zunächst Herzog Albrecht von Österreich die Gesellschaft vom weißen Adler (1433), Kurfürst Johann von Brandenburg die vom Schwan (1440), Herzog Sigismund von Österreich die vom Salamander (1450), andere Fürsten folgten.

Auch die Mitglieder der Turnierkränzchen trugen ihre Gesellschaft, „das Kleinod", an Hals oder Brust und wie es scheint auf dem Helm, und hielten bei Turnierhändeln fest zusammen. Man konnte Mitglied

*) R. von Retberg, Kulturg. Briefe. S. 207.

mehrerer Gesellschaften sein, die Zeichen waren begehrt als Beweis ritterlicher Herkunft, sie wurden durch unehrliche Tat, wie Diebstahl und Missetat gegen Frauen verwirkt. Als Peter von Hagenbach, Hauptmann Karls von Burgund, durch den Bund unter Sigismund von Österreich gerichtet ward, wurde ihm seine Ehre und Ritterorden, die Gesellschaft vom Halse, das Schwert von der Seite, die Sporen von den Füßen abgerechnet, und er dem scharfen Richter übergeben, damit ihm dieser den Kopf abhaue.

Bei den neuen Turnieren war die Teilung, d. h. die Wappenschau und Annahme in die Parteien des Spiels, eine ernste Angelegenheit geworden, um die viel gestritten und vielleicht Blut vergossen wurde. Aufgenommen sollte nur werden, wer beweisen konnte, daß seine Voreltern seit fünfzig Jahren „geteilt" waren, oder daß wenigstens seine Eltern in einem der vier Lande ein Turnier besucht. Persönlichen Ausschluß sollte erfahren, wer Gotteshäuser zerstört, Straßenraub oder Wucher verschuldet, feldflüchtig geworden, Frauen oder Jungfrauen mit Worten oder Werken ihre Ehre genommen, Hantierung oder Handel getrieben usw. Jeder hatte zur Teilung Schild, Wappen, Gesellschaftszeichen zu bringen.

Die Turnierrüstung dieser Zeit ist durch Abbildungen und Besprechungen bekannt. Die Turnierspiele waren mannigfaltiger geworden, die Rüstung allmählich sehr massiv und unförmlich, hoher Stechsattel, Stechhelm, starke Schienen, welche die Schenkel deckten, eiserner Plattenharnisch und Stechtartsche, der Speer mit dreizackiger Krone, über dem Handgriff eine große trichterförmige Schiene zum Schutz des rechten Armes, auch das Roß mit Eisenschienen gepanzert. Daneben bestand das alte Scharfrennen mit niederem Rennsattel, scharfem Speer, leichterer Schlachtrüstung, hölzerner Tartsche, Eisenhandschuhen, ohne Beinschirmer und ohne eiserne Pferderüstung. Auch die begleitende Musik war eine andere, statt Flöte und Handtrommel klang im Scharfrennen die Kriegstrompete, und Frauen sollten solchen Kampf nicht ansehen. Dem Speerkampf folgte, wie früher, das Schwertturnier, das Schwert mit abgestumpfter Spitze, außerdem Fußkämpfe auch mit Kolben, und anderes Reiterspiel.

Das „Zäumen" war gröber geworden; wer gegen Turnierbrauch gefehlt hatte, wurde rittlings auf die Schranken gesetzt; wer an einem andern unritterliche Handlungen rächen wollte, der durfte ihn im Turnier schlagen; keine Turnierbeleidigung sollte nachgetragen werden, wenn das Turnier beendigt war. Das Recht der Vergeltung wurde mit größer Rücksichtslosigkeit geübt; der Stolzeste mußte sich harte Schläge gefallen lassen, wenn sein Gegner über ihn kommen konnte, und da jeder Mitglied einer Gesellschaft war und sein Klub für ihn Partei zu nehmen pflegte, so waren erbitterte Händel nicht zu vermeiden. Die Streitigkeiten verstörten diese Feste der Ritterschaft sehr bald, und es erwies sich dafür schon im ersten Jahrzehnt ihrer Einführung der

Fürstenhof als die beste Zuflucht wegen dem Zwang, den ein vornehmer Hofherr wilden und rachsüchtigen Geladenen auflegte.

Und es war auch in dieser Zeit nur eine kleine Minderzahl der Adligen, welche die Ritterspiele besuchte. Die alten Gewohnheiten der Burgsassen dauerten trotzdem fort, sie wurden erst im nächsten Jahrhundert gebändigt.

Hatte der Adlige als Junker oder Ritter sich in Fehde und Krieg, in Spiel und Händeln seiner Landschaft versucht und kam er in höhere Jahre, so wurde er wahrscheinlich ein strenger Hausvater, er suchte die Söhne auszustatten für ritterliches Handwerk, den Töchtern wählte er Männer. Er gedachte ernsthaft der eigenen Sünden, trat in eine geistliche Bruderschaft und bewahrte die Kutte, in der er begraben werden wollte, und die Lichter, die bei seiner Leiche brennen sollten, mit düsterem Behagen in einer Truhe neben seinem Bett. War er ein frommer Mann, so teilte er vielleicht Gut und Habe noch bei Lebzeiten unter seine Kinder und zog sich ganz in das Kloster seiner Familie zurück, wo er in besonderer Zelle oder Behausung lebte, die Horen des Klosters treulich besuchte und von den Brüdern, die seiner Freigebigkeit froh waren, im Tode getröstet und zu Grabe geleitet wurde. Dann erhielt er in der Kirche sein Grabmal, ein gemeißeltes Bild mit Wappen und einem Löwen unter den Füßen; sein letzter Wille spendete den Armen Kost und Gewand, damit sie für seine Seele beteten.

Von solchem Leben soll jetzt ein Turniergenosse aus den Gesellschaften des Esels und des Einhorns erzählen.

Da wo die letzten Höhenzüge des Thüringer Waldes auf der fränkischen Seite zum Main hinabfallen, lag über dem Tale der Itz die Schauenburg auf einem Hügel, der weiten Ausblick in die Landschaft gewährte. Das feste Haus, schon um das Jahr 1000 erwähnt, stand seit dem 13. Jahrhundert im Besitz eines weitverzweigten Geschlechtes. Die Schauenburg waren Ministerialen des Reiches und stolze Lehnsleute des Bistums Bamberg; es erging ihnen, wie vielen aufstrebenden Familien, sie waren nahe daran, den Adel zu gewinnen, aber die stattlichen Güter wurden vielfach geteilt und entglitten ihren Händen, sie mußten die Oberlehnshoheit der Schauenburg dem Grafen von Henneberg verkaufen. Im 15. Jahrhundert war der Wohlstand des Geschlechtes sehr verringert, sie hatten die alte Stammburg verloren, saßen vielgeteilt auf mehreren Häusern des nördlichen Frankens und ihre jüngern Söhne suchten Unterkunft an Höfen und Unterhalt vom Kriege und von der kleinen Reiterei*). Unter den Söhnen dieses Ge-

*) Die alte Willkür der Orthographie und Aussprache hat in die häufigen Familiennamen Schauenburg, Schönburg und ähnliche eine Verwirrung gebracht, welche dem Genealogen schwere Stunden bereiten kann. Die fränkischen Nachkommen des Geschlechtes, von dem hier die Rede ist, schreiben sich jetzt Schaumberg; der älteste Name scheint — nach den urkundischen Notizen bei Brückner, Landeskunde von Meiningen — Scowenpek

schlechtes hat einer, Wilibald, der in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts heraufkam, sein vielbewegtes Reiterleben in höheren Jahren durch einen Vertrauten niederschreiben lassen. Die Aufzeichnung gehört zu den lehrreichsten deutschen Biographien, die in dieser ganzen Periode verfaßt wurden, sie gewährt genauern Einblick in das ritterliche Treiben der Deutschen, als das gute Büchlein Georgs von Ehingen und die Reisen des böhmischen Leo von Rozmital, jenes Verwandten des Königs von Podiebrad. — Wilibald wurde als Knabe des Grafen Rudolf von Sulz in der Nähe des Kaiserhofes erzogen, als junger Mann von Kaiser Friedrich dem Herzog von Burgund empfohlen, machte bei diesem die Belagerung von Neuß und den ersten unglücklichen Feldzug gegen die Schweizer mit, kämpfte darauf als Diener des Kurprinzen Johann von Brandenburg, in der Fehde gegen Johann von Sagan und König Matthias von Ungarn, lebte einige Jahre daheim vom Stegreif und wurde endlich Hauptmann des Herzogs Albrecht von Sachsen, der als kaiserlicher Feldhauptmann in Flandern und Burgund für König Maximilian stritt. Er half bei den Erfolgen und ertrug das Elend dieser Feldzüge, er unterwarf Friesland, stieg hoch im Vertrauen seines Herzogs und erhielt als bewährter Landsknechtführer auf Verwendung seines Gönners die Schauenburg zurück, die von Henneberg an das Haus Sachsen gekommen war. Dorthin zog er sich nach dem Tode Herzog Albrechts mit seiner Kriegsbeute, er verwandte Geld, die verfallene Burg stattlich und kriegsfest wieder herzustellen und mit Jungfrau Walpurg Fuchs ein eheliches Hauswesen zu gründen. Es scheint ihm aber gegangen zu sein wie manchem seiner Zeitgenossen, der aus der großen Welt in die enge Heimat zurückkehrte, er konnte sich in den kleinen Händeln der Landschaft nicht wohl fühlen und fand unter den hochmütigen fränkischen Junkern keineswegs die Anerkennung, welche zu beanspruchen er sehr geneigt war. Das Leben auf der Burg seiner Vorfahren muß ihm bald verleidet worden sein, denn er trat wieder in österreichischen Dienst und diktierte als Stadthauptmann in dem Herzogtum Meran um das Jahr 1507 das Buch, dem der folgende Bericht entnommen ist. Die Niederschrift ist in der Form sehr ungelenk, und Wilibald erscheint da, wo er von seinen eigenen Erfolgen berichtet, in Nebensachen nicht immer zuverlässig. Er ist kein reicher und kein besonders kräftiger Geist, aber ein rühriger Mann, der lehr-

---

(Schauenbach), er weist auf bayrischen Ursprung. Vom 13. bis 15. Jahrhundert lautet der fränkische Name Scowen(Schauen)-berg oder -burg. Beide Formen, Schauenberg und Schauenburg, gebraucht der Verfasser der folgenden Aufzeichnung, wenn dem Abdruck der Handschrift zu trauen ist; mit beiden wird das Geschlecht auch im Verzeichnis der fränkischen Turniergenossen am Ende des Münchner Wappenbuchs von Konrad Grünenberg genannt. Auf dem Titel des Drucks: „Die Geschichten und Taten Wilwolts von Schaumburg, herausg. durch Adelbert von Keller (1859)", möge man also entweder lesen, wie die Handschrift schreibt: Wilwolt von Schauenburg, oder so, wie die Familie sich jetzt schreibt: Wilibald von Schaumberg.

reiche und ungewöhnliche Fahrten schildert, sein Bericht zur Zeit noch wenig benutzt. Im folgenden werden zunächst einige seiner Stegreifabenteuer mitgeteilt. Wilibald von Schauenburg erzählt wie folgt:

Herr Hans von Schauenburg hat mit seinem ehelichen Gemahl unter anderen Söhnen einen mit Namen Wilibald geboren, den er als Knaben zur Reiterei geschickt erachtete. Er hat ihn deshalb an den kaiserlichen Hof, und zwar zu einem weisen und trefflichen Herrn, nämlich dem Grafen von Sulz, getan. Dieser Graf hat ihn mit Fleiß erzogen, und derselbe war bei kaiserlicher Majestät so angesehen und gehalten, daß des Kaisers und des Grafen Gesinde und Knaben untereinander gewohnt und man den Unterschied nicht wohl gewußt hat, welchem Herrn jeder zuständig gewesen ist.

Als man nach der Geburt unseres lieben Herrn Christi das Jahr 1468 zählte, zog der obenerwähnte Kaiser Friedrich mit 14 Fürsten und Grafen und großer ansehnlicher Ritterschaft gen Rom, er hatte bei sich an 700 Pferde, jeder Mann in schwarzer Kleidung. Welche Ehre und Reverenz Seiner Majestät unterwegs von Städten und Landen, deren unmäßig viele waren, erzeigt worden ist, wird, um kurz zu schreiben, übergangen. Da Sie aber am Abend des heiligen Christtags in gedachter Jahrzahl nahe an Rom gekommen, sind ihnen zum Empfange entgegen und unter die Augen geritten und gekommen viele Kardinäle, Bischöfe und Prälaten mit sehr viel anderem ehrbarem Volk, ich glaube, daß über 3000 brennende Stablichter da gesehen wurden. Und so wurde darauf die Kaiserliche Majestät ehrenvoll empfangen, was mit schönen und zierlichen Worten geschah, nach Rom hinein und vor St. Peters Münster geleitet, wo Sie abstieg. Und als Sie hereingeführt war, kniete Sie vor St. Peters Altar in langem Gebet. Unser Heiliger Vater der Papst trat etliche Schritte oder Stufen höher als die Kaiserliche Majestät; dies wurde durch diejenigen vermerkt, die der kaiserlichen Majestät Gerechtigkeit und die Bullen, die deshalb ausgegangen sind, kennen, und so viel durchgesetzt, das die Päpstliche Heiligkeit etliche Treppen herabtrat, wo Papst und Kaiser einander zusprachen und empfingen. Darnach ward der Kaiser in einen köstlichen Palast geführt, der mit güldenen Tüchern und köstlicher Tapisserie umhangen und zugerichtet war, um seine Wohnung und Gemach darin zu haben, und ebenso ein jeglicher, welcher der Kaiserlichen Majestät angehörte, nach Würde und Stand in schön gezierte und zugerichtete Gemächer.

In der heiligen Christmeß zur Mette hielt unser Heiliger Vater Papst Paulus der andere die Christmesse, und war daselbst zugegen eine gar ehrenwerte treffliche Botschaft des Königs von Frankreich. Einer aus dieser sang anstatt des Königs von Frankreich zu dem Amte die Epistel. Da es aber zu dem heiligen Evangelium kam, tat der Kaiser einen Diakonenrock an. Ihm gab auch der Papst einen kostbaren Hut, wie sich dazu gebührt, und man sagte, daß er über 8000 Dukaten wert sein sollte. Und als der Kaiser das Evangelium zu singen anfangen

wollte, nahm ihm einer seiner höchsten Diener, der dazu bestellt war, den Hut von dem Haupte und ließ ihm sein bloßes Schwert, das man gewöhnlich vor ihm trug, in die Hand legen. Das hielt der Kaiser ernstlich in die Höhe, und während dem Singen des heiligen Evangeliums bewegte er das Schwert kräftiglich. Darnach gingen Papst und Kaiser zusammen ein zu dem Hochamt in St. Peters Münster, dort sang unser Heiliger Vater wiederum das Amt, und ward alles in voriger Weise gehalten, wie sich's gebührt. Dazu ward dem Kaiser ein Stuhl bereitet darauf zu sitzen, doch etwas niedriger als des Papstes Stuhl. Dennoch fingen die Kardinäle an zu murmeln, als ob der Kaiser zu hoch sitzen würde, wobei der Pfaffen übergroße Hoffart zu merken war. Aber die Fürsten und Räte, welche die kaiserliche Gerechtigkeit kannten, sagten, er säße zu niedrig. Darum ward der güldene Brief gebracht und hielt der Papst mit der Messe still, bis dieser in der Kirche öffentlich verlesen war, und es ward befunden, daß sie der Kaiserlichen Majestät Sitz erhöhen ließen. Und Wilibald von Schauenburg wurde als ein Junge mit den Knaben des Grafen Haug von Werdenberg gerufen zu dieser Erhöhung Ziegelsteine zu tragen. Darnach ward solches Amt mit großer Feierlichkeit zu Ende gebracht. Welche große Würden und Ehren aber dem Kaiser, seinen Fürsten und den Ihrigen zu Rom geschehen sind, wäre sehr lang zu beschreiben.

Etliche Tage darauf zogen die Päpstliche Heiligkeit und Kaiserliche Majestät miteinander zu Roß unter einem schönen Stück Goldzeug, wovon ein Himmeldach gemacht war, von St. Peters Münster auf die Tiberbrücke; zwölf weiße Zelter, mit kostbaren Decken behangen, jeglicher einen silbernen Sarg mit Reliquien tragend, wurden vor dem Papst geführt. Dazu trug ihm ein Kardinal gar ein köstliches güldenes Kreuz vor, und vor dem Kaiser wurde das bloße Schwert durch einen Marschalk von Pappenheim getragen. Auf derselben Brücke forderte der Kaiser alle seine Fürsten, Grafen, Herren und die Trefflichsten vom Ritterstande, und schlug so in Gegenwart der Päpstlichen Heiligkeit Ritter, daß über 125 die allerseltenste Ritterschaft erhielten. Darnach schlug die Kaiserliche Majestät auch viele ihrer Knaben zu Rittern und wurde dieser Junge von Schauenburg, weil sein Vater der Kaiserlichen Majestät Rat war, auf einem Sack mit Hafer auch zum Ritter geschlagen. Darauf wurden alle Hauptbüchsen, Karkaunen und andere große Geschütze auf der Engelsburg abgeschossen und viele höfische Knappen (Bacheliers) gemacht. So zogen der Papst und Kaiser wieder mit großem Gepränge nach St. Peters Münster und jeder in sein Gemach. Kurz darauf brach der Kaiser von Rom auf und ward mit großer Zierde geleitet. Was ihm aber von großer Würde und Ehre von dem Markgrafen von Ferrara und den Städten unterwegs geschehen ist, das ist gar nicht zu schreiben noch zu sagen. Und wenn er beim Ein- und Ausziehen wenig über eine Meile Wegs gereist war, so waren an der Straße Tafeln auf das allerbeste und zierlichste zugerichtet, mit dem

köstlichsten Essen und Trinken, was nur erdacht und zustande gebracht werden konnte, was des Menschen Lust oder Herz begehrte, davon ein jeglicher zu Roß oder Fuß nehmen und nach seinem Willen gebrauchen konnte*). —

Damals (seit 1479) fingen die Turniere wieder an, wie sie von alters gehalten worden; das erste war zu Würzburg, das andere zu Mainz. Dies war durch die Franken stattlich und wohl besucht und kamen viele entzweite Parteien dahin. Insonderheit war Herr Martin Zollner, ein Ritter, den verklagte Adam von Schauenburg vor den vier Landen, den Bayern, Schwaben, Franken und Rheinländern, und sagte, daß der Mutter seiner Hausfrau das Erbe und Gut ihrer Mutter durch Herrn Martin Zollner mit Gewalt genommen sei; wiewohl die Hausfrau des Herrn Martin seine, des Adam, Verwandte und leibliche Schwester seiner Schwiegermutter sei, so hätte Herr Martin doch nichtsdestoweniger die Erbschaft beider Frauen nach Absterben der Großmutter, die Herr Martin bei sich gehabt, mit Gewalt eingenommen, ihre Hintersassen zu Erbhuldigung gezwungen und die Inhaber des Hofes Haßfurt mit dem Siegel der toten Frau betrogen, so daß sie ihm die Schlüssel zu allem Silbergeschirr und der Barschaft übergeben und den Hof überantwortet hätten usw., woran noch Größeres und Mehreres angehängt war. Und da Herr Martin seine Antwort darauf gab, nahm sich Wilibald seines genannten Vettern an und gerieten er und Herr Martin so zusammen, daß ihn Herr Martin Lügen strafte. Darauf sagte Wilibald, er wollte ihm die Lügen ins Maul stoßen, und die Antwort des andern war, er wollte ihn auch nicht schonen und wieder schlagen, und gab einer dem andern etlichermaßen böse Worte. Nun bedachte sich der getreue Wilibald, wie Herr Martin seinen Verwandten so Unrecht tue, er erwog auch die Rede, die jener öffentlich getan hatte, und besorgte, wenn er nicht mehr dazu täte, so würde er verächtlich werden. Auch wurde Herr Martin derzeit von allen für einen gefährlichen, übermütigen, unerschrockenen Mann gehalten, und darum war um so mehr acht auf ihn zu haben. Deshalb bewarb sich Wilibald bei etlichen Bayern und der Gesellschaft vom Esel um Hilfe, und alle sagten ihm zu. Herr Martin Zollner bewarb sich auch. Aber Wilibald dachte sorgfältig über die Sache nach, was und wie er es am füglichsten vornehmen könnte, er schlief des Nachts wenig und sagte am Morgen seinen Gesellen, sie möchten Achtung auf ihn haben und sich nach ihm richten. Und als man in die Schranken gezogen war und an den Seilen hielt, rückte Wilibald von Schauenburg dem oftgedachten Herrn Martin an die Seite, und als die Seile zerhauen und durchbrochen waren, nahm Wilibalds Knecht, der ihm in den Schranken aufwartete, sein Pferd bei dem Zügel und brachte ihn sogleich zu Herrn Martin, den Wilibald

*) Wilibald macht darauf seine ersten Kriegszüge im Heer Karls von Burgund bis 1476, dann unter Kurprinz Johann von Brandenburg bis 1479.

alsbald mit dem Zaume band, ohne zu achten, daß jener auf ihn schlug. So hielt er ihn, bis seine Gesellen herbeikamen. Die rückten um ihn und schlugen ihn über die Maßen sehr. Indem kamen auch die Freunde des Herrn Martin und fragten, was die Ursache solches Schlagens wäre; da ward ihnen die Antwort, man habe jetzt keine Muße, es sollte ihnen aber auf dem Tanzhause heute gesagt werden. Da mußten Herrn Martins Freunde abziehen und die andern mit ihm gewähren lassen. Darnach rissen sie ihn aus seinem Turniersattel bis an die Sporen, legten ihn seinem Roß auf den Rücken, schlugen ihn auf den Bauch so lange, bis er das Roß hergab, dann hoben sie ihn wieder auf und ließen ihm die Stengler die Gurte zerschneiden und ihn als einen Mann, der Turnierstrafe wert ist, in seinem Sattel auf die Schranken setzen. Nach dem Ende des Turniers ward Wilibald von Schauenburg auf dem Tanzhause darum zur Rede gesetzt und gab diese Antwort: Es sei kund, daß Herr Martin Zollner vor der Ritterschaft der vier Lande öffentlich verklagt und zur Rede gesetzt sei wegen Gewalt und Unrecht, das er der von Steinau, der Schwiegermutter des Adam von Schauenburg getan; darum hätte er ihn zu schlagen Fug und Recht gehabt, und wenn er der frommen, ehrbaren Frau nach dem Turnier ihr Gut nicht wiedergäbe, so werde er ihm zu anderen Turnieren nachziehen, und wo er ihn beträte, werde er ihn wieder schlagen.

Da ließ sich Herr Martin wie ein Prahler mit schmachvollen Worten vernehmen, er wollte ihn auch wieder schlagen. So schieden sie voneinander. Als die Franken nach dem Turnierhof heimziehen wollten, sammelten sie sich mit dem Beschluß, so lange zusammenzubleiben, bis ihre Wege sich schieden, und wiewohl sie Versicherung und Geleit hatten, nahmen sie sich doch in acht und bestellten ihr Feld. Unterdes nahm Herr Martin seinen Spieß, rückte an Wilibald und rief: Wenn hier ein stolzer Junker wäre, der ihn im Turnier geschlagen, der sollte doch zu ihm rücken und ihn im Felde auch schlagen. Da fragte ihn Wilibald, ob er ihn dadurch herausfordere. Herr Martin sprach, er höre, was er sage. Da zog der edle beherzte junge Mann ohne Furcht vor dem Eisenfresser auch heran, aber ihre Freundschaft rückte dazwischen und erinnerte sie beide an des Turniers Gerechtigkeit und gab ihnen zu erkennen, ein jeglicher, der Turniergeschichten mit der Tat und auf andere Weise als in dem Turnier räche oder dagegen handle, der und seine Nachkommen würden auf ewige Zeit des Turniers beraubt und nimmermehr zum Turnieren zugelassen. Und das ist wahr und vor Augen; denn es ist einmal ein Turnierhof zu Kassel gewesen, worin etliche Fürsten, Grafen und Herren hart geschlagen wurden, auch die Buchner von den höchsten Geschlechtern wurden wegen Raub auf der Landstraße gestraft. Das hatten sie mit der Tat gerochen und jenen, die mit ihnen im Turnier gehandelt, die Scheuern verbrannt. Und daß solches wahr, habe ich auf dem letzt gehaltenen Turnierhof zu Würzburg gehört und gesehen. Denn obgleich einige von selbigen Geschlechtern aus der Ge-

sellschaft der Buchner austraten und ins Land Franken zogen, so hat man ihnen doch, als sie zu turnieren begehrten, zwar zugegeben, daß ihre Eltern daselbst turniert hätten, aber weil sie in früherer Zeit Buchner und von jenen Geschlechtern gewesen, wurde ihnen die Teilung beim Turnier versagt*).

Darum, wenn jemand denkt, daß ihm Unrecht geschehen, mag er sich darum im nächsten Turniere vor den vier Landen beklagen, und wenn das Unrecht augenscheinlich, wird ihm seine Strafe abgetan und dem andern aufgesetzt. So wurden sie voneinander geschieden, aber Herr Martin trieb darnach mit seinem Spieß viel seltsame Paraden, sprengte neben dem Zug, worin Wilibald war, oft auf und nieder, schrie und juchzte. Da meinte der von Schauenburg, es wäre ihm eine Schmach, wenn er das so leide, er rückte also auch heraus mit seinem Spieß und sie fuhren oft gegeneinander mit den Spießen an die Hälse. Das wollten die Edelsten und Verwandten nimmer leiden, und sie mußten wieder davon ablassen.

Darauf ward ein Turnierhof zu Heidelberg gehalten, da unterstand sich Herr Martin den Wilibald wegen der Turnierstrafe zu verklagen, die er auf ihn gelegt, und drehte die Klage zu seinem Vorteil aufs ärgste. Aber der von Schauenburg war geharnischt und mit der Antwort zur Stelle und trug vor, wie und wo der Zollner der Frau Unrecht getan. Und da die Sache auch bekannt war und am Tage lag, so ward erkannt und dem Zollner die Turnierstrafe auch ferner aufgelegt, weil er einer Frau von Adel das Ihrige gegen Recht und Billigkeit vorenthielt. Da er solches vermerkte, stieg er auf sein Pferd, ritt aus dem Tor und sagte, er wollte sich nicht mehr zur Pauke machen lassen, er werde seine Sache auf andere Weise mit Wilibald austragen und diesen, wo er ihn erreiche, erwürgen. Es wurde aber von beiden Teilen verhütet, daß sie nicht zusammenstießen, bis der vorgedachte Adam von Schauenburg zu seinen männlichen Jahren kam und Wilibald außer Landes war. Adam hing sich an Herrn Martin Zollner und bedrängte ihn so hart, daß er sich seines Weibes wegen in einen Vertrag nach Adams Gefallen fügen mußte; in diesen Vertrag wurden auch alle die eingeschlossen, welche in dieser Sache angefeindet oder tätig gewesen waren.

Damit ich aber den begonnenen Bericht von dem Turnierhof (zu Heidelberg) zu Ende bringe; es waren dort so viel Fürsten und Herren, auch Ritterschaft, daß der Platz zu enge wurde, und wurde das eine Turnier in zweie geschieden, daß der eine Teil vormittags und der andere Teil nachmittags turnieren mußte, und es hatte dabei Herr Georg von Rosenberg mit Herrn Konrad von Vorlingen zu tun, weshalb die von der Gesellschaft des Einhorns, in der Wilibald auch war, den von Vorlingen schlugen und auf die Schranken setzten. Was aber

*) Die Buchenauer und die Westfalen waren damals vor andern wegen ihrer Straßengeschäfte übel beleumdet.

sonst in diesem Turnier gerichtet und verhandelt wurde, lasse ich unterwegs, weil es zu hören verdrießlich und nicht besonders nützlich zu vernehmen ist.

Aber ausführlich will ich berichten von einem Turniere, das zu Stockgarten gehalten worden ist, so ernstlich wie zu unsern Zeiten kein anderes. Denn es kamen gar viele von Fürsten, Herren und vom Adel dahin, und sonderlich Markgraf Friedrich von Brandenburg brachte mit sich 125 Helme, alle von trefflichen Grafen, Herren und Ritterschaft. Er verklagte Herrn Georg von Rosenberg vor den vier Landen, worauf Herr Georg seine Antwort tat. Nach Klage und Antwort wurde erkannt, daß der Graf Herrn Georg etliche Schläge im Turnier geben und tun sollte. Solches aber genügte dem Markgrafen nicht, sondern er vermeinte, da ihm das Strafrecht zuerkannt sei, so wolle er nach seinem Gefallen mit Herrn Georg handeln und ihn beim Turnier auf die Schranken setzen. Da ward weiter von den vier Landen geredet, wenn der Markgraf die Strafe nicht bei ihrem Erkenntnis belassen wollte, so dürfte sich Herr Georg derselben mit seiner Freundschaft erwehren, wenn er es vermöchte. Darauf bewarb sich Herr Georg von Rosenberg bei der Gesellschaft des Einhorn, in der er auch war, mahnte sie an ihre Verschreibung und bat, man möge ihn darum und über das Erkenntnis der vier Länder hinaus nicht vergewaltigen lassen. Das sagten sie ihm nach Vermögen zu.

Nun hatten die von der jetzt gedachten Gesellschaft 35 Helme, sie warfen unter sich zwei zu Hauptleuten auf, nämlich den großen Georg von Schauenburg zu der Lauterburg, der auch ein Vaterbruder Wilibalds war, und Diez von Tüngen. Da man nun zu allen Seiten in die Schranken kam und gegeneinander an den Seilen hielt, brach der Markgraf mit den Seinen, sobald die Seile gehauen waren, aber die vom Einhorn rückten in eine Ecke an die Schranken, so daß weder auf einer Seite noch im Rücken jemand in sie brechen oder kommen konnte. Der Markgraf versuchte es mit den Seinen gar hart, konnte aber ihre Spitze, die durch ihre Hauptleute richtig und gut gemacht war, nicht brechen, und war ein solches Gedränge, daß die Rosse wie die Schweine gurrten und ein solcher Dampf von Leuten und Rossen aufging, daß die Frauen und Jungfrauen an den Fenstern das Turnier kaum sehen konnten.

Nun war Wilibald zu Herrn Georg von Rosenberg auf die rechte Seite und Diez Marschalk auf die linke Seite beordert, sie wurden mit ihren Hengsten überrücks ausgedrängt, so daß ihre Rosse auf ihnen lagen. Dazu fiel der gemeldete Herr Georg auch mit seinem Rosse auf sie. Durch glücklichen Zufall kam das Roß des Herrn Georg wieder unter ihm auf, aber die beiden, Schauenburg und Marschalk, lagen unter den Rossen, daß ihnen von den andern die Gitter an den Turnierhelmen und sie selbst allenthalben so hart getreten wurden, daß sie beinahe an ihrem Leben verzweifeln wollten. Da der Markgraf nichts ausrichtete, rückte er an eine Ecke, seine Ordnung anders zu machen.

Indem gaben die Einhörner ihren liegenden Gesellen Raum, daß sie durch die Stengler wieder aufgebracht wurden. Und als ihre Hauptleute sahen, daß der Markgraf wieder mit drei Haufen daherzog, in der Meinung, daß der eine von vorn, der andere von der offenen Seite und der dritte von hinten durchzubrechen versuchen sollte, machten diese ihre Ordnung auch anders, das zu verhindern. Die Hauptleute überdachten wohl, der Markgraf wäre derzeit ein junger Fürst, er würde sich zuvörderst vor den Frauen und Jungfrauen sehen lassen; wenn er also gedrungen käme, wollte man ihn einlassen und hinter ihm schließen. Der Anschlag geriet, denn er drang als ein ehrbegieriger Fürst vor dem Haufen daher, der auf die Seite treffen sollte, ihm ward gewichen und er eingelassen, aber zur Stunde die Ordnung wieder hinter ihm zugemacht. Seine Grafen, Herren und Ritterschaft drangen ihm hart nach, sie wurden laut von den Gegnern angeschrien gemach zu reiten, was sie ihrem Herrn denn antun, ob sie ihn niederdrängen wollten. Das ward verachtet und das Eindringen stärker und härter versucht, so lange bis der Markgraf niedergedrängt war; da lag er, und es ging ihm wie es vordem den andern gegangen war. Da die Seinen merkten, daß ihr Herr gefallen und ihre Arbeit umsonst war, rückten sie wieder auf eine Ecke.

Unterdes gaben die vom Einhorn Raum und ließen die Stengler zu dem Markgrafen, ihn aufzuheben. Das vermochten sie aber nicht. Sie mußten das Roß absatteln und zogen es also aus dem Haufen heraus. Da stieg der Markgraf auf die Schranken und vermeinte so hinter einem von den Stenglern aus den Einhörnern herauszukommen. Da schrie ihn Utz von Kinsberg an, was er täte; der gemeine Mann würde dafür halten, er wäre geschlagen und auf die Schranken gesetzt; wenn es ihm gefiele, sollte er hinter ihm aufsitzen, er wollte ihn zu seinen Gesellen bringen. Der Markgraf bedachte sich, daß ihm ein Spott wäre, hinter einem seiner Gegner zu sitzen, und bat, man möchte ihm seinen Vetter den von Zollern in die Schar zulassen, hinter dem wolle er hinwegreiten. Das geschah, und die vom Einhorn meinten, es würde ferner keine Not haben und sie nicht weiter angefochten werden. Da aber der Markgraf hinwegkam, setzte er sich wieder auf sein Turnierroß, und die Seinen machten den Anschlag, sie wollten, als ob das Turnier ein Ende hätte, zu den Schwertern greifen, dann würden auch die vom Einhorn ihre Ordnung trennen, und dann wollten sie Herrn Georg nach ihrem Gefallen erst recht schlagen.

Die Einhörner wurden aber durch ihre guten Freunde gewarnt, und wiewohl ihre Knechte gerannt kamen und die Schwerter brachten, blieben sie doch in ihrer Ordnung halten und befahlen den Knechten nicht eher wiederzukommen, als bis sie die Trompeten hörten. Die Markgräflichen aber versuchten sich wieder auf das härteste gegen sie. Da nun der Markgraf hörte, daß ihrer Ordnung nichts abzubrechen

wäre, schickte er den Grafen Eberhard von Württemberg und Herrn Wilhelm von Rechberg zu Herrn Georg von Rosenberg und ließ ihm sagen, Markgraf Albrecht, sein Herr und Vater, hätte ihn ausgeschickt, daß er ihn schlagen sollte. Er ließe ihn bitten, daß er ihm drei und mehr Schläge verstattete, er wollte ihm bei fürstlicher Ehre und Glauben zusagen, daß ihm nichts Weiteres angetan werden sollte; denn ohne das dürfte er nicht in seines Vaters Haus zurückkommen. Herr Georg von Rosenberg antwortete, der Markgraf hätte ihn in seiner Klage ehrenwidriger Tat geziehen, wenn er sich jetzt schlagen ließe, würde man annehmen, daß er sich einer Schuld bewußt sei. Das könne ihm niemand raten, auch sei er selbst der Meinung, das keineswegs zu leiden; wenn der Markgraf aber so große Lust habe, ihn zu schlagen oder ihm so mächtig daran gelegen sei, so möchte er doch an einen bestimmten Platz reiten, dort wolle er zu ihm kommen, da solle er ihn nach allem seinem Vermögen schlagen; dasselbe wolle er, Georg, auch wieder tun und das Spiel so lange mit dem Markgrafen treiben, als diesem gelüste. Das wollte der Markgraf nicht annehmen. Indem wurde aufgeblasen zum Nachturnier und zu den Schwertern gegriffen, und blieb Herr Georg von Rosenberg von Markgraf Friedrich ungeschlagen. Am andern Tag hatten die Frauen vom schwäbischen Adel, die bei dem Turnierhof waren, ein herrlich, köstlich Bankett zugerichtet, wozu sie die ganze Gesellschaft des Einhorns luden, diese mit Werken und Gebärden hoch ehrten. Und wie gewöhnlich die schwäbischen Frauen mit schönen, subtilen Worten redereich sind, so rühmten sie die Einhörner hoch und sagten, daß sie sich stolzlich, ritterlich, männlich und prächtig gehalten hätten, sie wollten das auch nachher zu langem Gedächtnis ihren Kindern zu verstehen geben, und begehrten darauf, eines jeglichen Namen und Geschlecht zu wissen. Aber der alte Markgraf wollte darnach seinen Sohn darum, weil er seinen Befehl und Geschäft nicht ausgeführt hatte, weder sehen noch hören, es wurde auch den von der Gesellschaft des Einhorns nicht wohl aufgenommen, sondern sie wurden sauer angesehen. Doch verlor sich die feindliche Stimmung nach und nach, was jeder hatte, das behielt er.

Während nun Wilibald von Schauenburg keinem Herrn diente und für sich selbst oder seine eigene Freundschaft nichts zu tun hatte, war derzeit die kleine Reiterei im Lande gemein, wie denn solcher Zank im Lande Franken selten ruht, so daß einige Freiherren und vom Adel miteinander zu schaffen hatten, einander Burgen abgewannen, Dörfer ausraubten und brannten, Vieh nahmen und solche Hantierung trieben. In diesen Geschäften diente er gern seinen guten Gesellen, die ihm schrieben, bewarb sich darum und führte Pferde, womit er sich etwas verdiente und einen großen Ruf und Geltung bei Fürsten und Ritterschaft machte.

Nun ist wohl wahr, was Ovidius schreibt, und bewährt sich auch oft, daß jede Frau von Ehre besondere Liebe und Lust, auch Wohl-

gefallen zu männlichen, unerschrockenen, kecken, ernsthaften Mannen trägt, weil sie gedenkt, daß diese eher und tapferer für die Frauen wagen und tun als hausgebackene und weibische Männer. Dies förderte auch den von Schauenburg, daß sich ihm eine edle tugendhafte Frau in Liebe verband. Der versprach er in der Abrede über ihre Liebschaft, sich nach ihrem Gefallen und Willen zu halten, und um ihrer willen jede Sache bis in den Tod zu wagen. Dagegen ließ sie sich wieder hören: Wenn er seinem Versprechen nachkäme, wollte auch sie nicht von ihm lassen, ihm von ihrem Gut nach ihrem Vermögen mitteilen, soweit es einer edlen, frommen und tugendhaften Frau zustände und mit Ehre, Zucht und Ziemlichkeit geschehen könnte, und sie wollte, wie er bat, keinem Geschwätz eines unnützen Kläffers Glauben schenken. Und sie befahl ihm auch in ihrem Dienst ritterlich und ansehnlich zu leben, dazu wollte sie es ihm an nichts fehlen lassen. Er richtete sich nach ihrem Gefallen, suchte und veranstaltete Rennhöfe, die damals häufig waren, rannte und stach in köstlicher Waffenkleidung, mit seidener Decke und was dazu gehört, meist alles in guter Seide, mit köstlichem Schmuck seines Hutes und mit guten güldenen Ketten um die Arme und anderen Kleinodien, die dazu ziemten; er hatte auch allerwegen vier oder sechs laufende Knechte, die in seidenen Kleidern seiner Farbe ihm auf der Bahn dienten, war zu solchem Spiel mit guter Zehrung versehen, stets wohlberitten und nach ihrem Wunsche mit seinen Knechten und Pferden im Sommer und Winter ansehnlich und wohl gerüstet, so daß viele Leute, die seine Nahrung und Einkommen wußten, eine große Verwunderung trugen und etliche, wie der Welt Lauf ist, sehr munkelten. Und wiewohl dieser Handel niemandem genau kund wurde, so wurde er doch aus Vermutung vielfach gegen ihre Verwandten verschwätzt; deshalb kam ihm oft Warnung zu, er möchte sich aus der Gegend entfernen, er würde sonst um den Hals kommen und ihm ein ungewöhnlicher, greulicher Tod zuteil werden. Nun aber ging ihm sein Versprechen und die Liebe zur Frau mehr zu Herzen als die Furcht des Todes. Er hatte stets bei oder mehr als zwanzig Meilen zu der Frau zu reisen, weshalb man nicht auflauern und sein Kommen oder Scheiden merken mochte. Denn er kam nicht in einerlei Gestalt, ritt zuzeiten wie ein Kaufmann, dann wie ein deutscher Herr, lief zuweilen als Barfüßermönch oder einem Aussätzigen gleich, wie denn die Liebe zu geliebten Menschen allezeit neuen Fund und Anschlag eingibt. Und wenn sich dann fügte, daß er an den Ort kam, wo er zu der Frau sollte, mußte er über ein Wasser kommen und darnach noch Felsen und Mauer an siebzehn Klaftern hoch hinaufsteigen. Dazu ließ ihm die Frau über die Mauer aus einem Fenster eine starke Schnur hinab, daran unten ein großer Kolben Wachs hing, damit er sie in der Finsternis desto eher finden möchte. An die Schnur band er sein Steigezeug, das dazu eingerichtet war; dies also zog die liebhabende

Frau hinauf, heftete und schlug den Haken des Steigezeuges ein, daß ihr Freund hinaufsteigen konnte. Und wie die Liebe stets mit bitterer Sorge, Angst und Mühe gemengt ist und die Freude, die aus ihr kommt, mit Trauer, so begab es sich einst, daß sie einmal lange nicht beieinander gewesen waren, und als er zu ihr kam, wie früher oft geschehen, hatten sie beide so große Freude, daß sie das Steigezeug, das an dem Fenster hing, vergaß. Aber da dies nicht beschwert war, wehte es der Wind hin und her, der Haken ging heraus und das Zeug fiel über den Fels ins Wasser, worüber sie beide übermäßig sehr erschraken. Wie aber die Zeit kam, daß er nicht länger bleiben konnte, da hatte die Frau zwei Stück Leinwand und zwei Paar Handschuh zuwege gebracht; die Leinwand machte er aneinander, band das eine Ende an eine Bettstange, legte die quer unter das Fenster und ließ das andere über das Fenster hinuntergehen. Die Frau und er gesegneten einander mit den hübschesten Worten, die sie zuwege bringen mochten. Jeder werte Mann, der von Frauenliebe zu seiner Zeit ergriffen war und ehrliche Buhlschaft getrieben hat, kann wohl abnehmen, welcher Art und wie bitter der Abschied gewesen ist. Darnach zog er die Handschuh an, gab sich für das Wagnis in die Gnade Gottes, um über die Mauer und den Felsen hinabzukommen. Die Frau legte sich in ihrer Treue auf die Bettstange diese zu halten, daß sie nicht überschlug und ihren Allerliebsten zum Falle brachte, sie vergaß, daß ihr die Hände unter den Stecken kamen, worauf die Leinwand gemacht war, das drückte sie so hart, daß sie in den Schrei ausbrach: „Hilf, Maria, Gottes Mutter, du brichst mir die Hände!" Da erschrak der gute Geselle über die Maßen sehr, und das Glück fügte, daß er mit den Füßen einen Nagel fand, der in einem Riegel oder Band am Hause stak, weil er noch nicht herab bis zu der Mauer war. Darauf stand er und erhielt sich, bis die Frau ledig war und ihm das alsbald leise zu erkennen gab. Mit der Hand ließ er sich zu Tal, aber die Leinwand schnitt ihm durch die Handschuhe so sehr in die Hände, daß er solches keineswegs länger ertragen konnte, er fing also die Leinwand in beide Arme und drückte sie an sich so gut er konnte. Er fiel gar in große Schrecken und Sorgen, denn er wußte nicht, wie tief noch hinab war zu Tale, aber er traf aus Glück und Ungefähr auf einen Misthaufen, den die Stallknechte aus den Ställen geworfen. So machte er sich rasch auf und kam auf eine Meile Wegs weit hinweg in ein Holz, er ging vom Wege ab und tat wie der Wolf, der in einem Dorfe geraubt, sah sich oft um, ob ihm niemand folgte, ward aber niemanden gewahr.

Nun hatte ihm die Frau etwas in einem Bausch vernäht auf den Rücken gehängt; da er nicht wußte, was darin sein mochte, kam ihm der Fürwitz, das zu besehen. Er trennte es auf und fand hübsche Arbeiten von guten Hemden darin, goldene Hauben, Perlenschnüre und eine gute goldene Kette mit einem goldenen Kreuz, worein fünf köstliche Diamanten gefügt waren. Darüber freute er sich viel mehr, weil er

Gunst und Liebe der Frau deutlich daraus merkte, als um des Kleinods oder Gutes willen, und kam darauf mit Freuden heim.

Kurz darnach begab es sich, daß eine große Hochzeit gehalten wurde, wohin viel Fürsten, Fürstinnen, Grafen, Herren, Ritterschaft, viele höfische Frauen und Jungfrauen kamen. Auch Wilibalds Frau und höchste Freundin war daselbst. Dieweil nun nichts auf Erden einem jungen Mann mehr Freude und Mut machen kann als ein reines, zartes, tugendhaftes Weibsbild, gedachte er ein seltsames und abenteuerliches Ritterspiel zu beginnen und besprach sich mit Herrn Eberhard von Brandenstein, der in seiner Jugend auch ein Liebhaber der fraulichen Geselligkeit und ein unerschrockener Mann war, über ein Rennen in der Art, daß jeder in seiner Tartsche einen Spiegel haben sollte und auf dem Haupte keinen Rennhut, sondern aufgewaschenes und geschmücktes Haar und ein hübsches Kränzlein, und wer von ihnen am nächsten zu dem Spiegel in der Tartsche träfe, sollte ein Kleinod gewinnen, das zehn Gulden wert war. Sie kamen also in ihrem Schmucke auf die Bahn und war mein Wilibald gut und reitermäßig herausgeputzt. Sie rüsteten sich zum Treffen, da ließen Herzog Ernst und Herzog Albrecht, beide Fürsten von Sachsen und Gebrüder, ihnen durch Herrn Haubold von Schleinitz, den obersten Marschalk, und durch Herrn Heinrich von Einsiedel sagen, wollten sie rennen, so müßten sie sich mit ihren Hüten und was sonst zum Rennen gehört, wie andere Ritterschaft verwahren. Sie gaben die Antwort, wenn der Fürsten Wille nicht anders wäre, so wollten sie noch ein- oder zweimal umreiten und darnach abziehen. Sie hatten sich aber wohl vorher bedacht, daß man ihnen solches Rennen nicht gern zugeben würde, und deshalb besprochen; sie sprengten also plötzlich während dem Umritt gegeneinander, und Herr Eberhard von Brandenstein traf eine Ecke des Brettleins, worein das Spiegelglas gesetzt war, aber Wilibald das Spiegelglas auf Herrn Eberhards Tartsche. Darüber entstand ein Streit zwischen ihnen, Wilibald meinte, Herr Eberhard wäre des Kleinodes verlustig, und Herr Eberhard sagte, die Bedingung wäre gewesen, wer dem Spiegel zunächst träfe, er hätte das Brett getroffen, das zu dem Glase gehörte, und es gäbe keinen richtigen Spiegel, der nicht gefaßt wäre, darum hätten sie beide den Spiegel gerührt, es wäre aber nicht ausbedungen gewesen, wer am besten seine Mitte oder einen andern Fleck treffen würde. Auf ihr beider Begehren wurde ein Ritterrecht niedergesetzt zu entscheiden, aber mit Wilibald so viel verhandelt, daß er die Sache in Güte fallen ließ.

Darnach begab sich's, daß Haubold von Schleinitz seine Tochter Herrn Götz von Ende zulegte. Das ward wieder eine große Hochzeit. Da vereinten sich der Bräutigam und Wilibald und rannten miteinander hinter Kissen, die sie anstatt der Tartschen vor sich hingen, sie ließen aber gutes, starkes Stahlblech in die Kissen und Bettleinwand verbergen. Sie hatten auf ihren Hüten gestreifte Leinwand und hinten

auf den Pferden Bettkleinwand. Beide trafen richtig die Kissen, ihre Harnischmeister rissen die Speerlöcher in den Kissen weiter, so daß der Wind die ausgestobenen Federn so weit trug, als die Bahn war, und die Leute bestäubte. Das gab ein Gelächter und war den Frauen und Jungfrauen lustig anzusehen.

Darum hab' ich solches hergesetzt, daß jeder junge Edelmann nimmer ruhe, bis sein Herz und Gemüt einer werten Frau oder Jungfrau in Züchten und Ehren zugesellt werde, denn sie erlöst ihn von den unehrlichen Händeln und daß er sich nicht verliegt, und treibt ihn in ferne Lande, dort Ehr' und Preis zu suchen, und hindert ihn bei seinen Bauern in den Wohnhäusern zu bleiben und von blauen Enten zu schwatzen."

So weit Wilibald von Schauenburg. — Sein romantisches Verhältnis zu einer Fürstin verging unter den Trommeln und Pfeifen derber Landsknechte, denen er sich gesellte. Und ebenso rasch schwand die letzte Romantik des absterbenden Rittertums auf den Seelen der Junker. Die Turniere des 15. Jahrhunderts waren nur eine rohe und schlechte Karikatur des glänzenden Rittersports unter den Hohenstaufen. Und es ist ein Irrtum, wenn man ihnen irgendeinen wesentlichen Anteil an der Zähmung der wilden Junker vom Stegreif zuschreibt. Größere Wirkung hatte jede kleine Flugschrift, die jetzt in ein Herrenhaus getragen wurde, und Männern und Frauen den Wunsch erregte, die krausen Buchstaben persönlich kennenzulernen.

12. Die frommen Landsknechte

(1492)

Vor Beginn des Jahrhunderts, in dem über dem egoistischen Treiben der Gesellschaften sich einzelne starke Menschen erheben, um dem Leben der Deutschen neuen Inhalt und edlere Kämpfe zu geben, ziemt es noch einmal, auf die politischen Verhältnisse des Reichs aufmerksam zu machen. Dies soll geschehen durch Bericht über eine Genossenschaft, die von allen den größten Einfluß auf die Politik der deutschen Kaiser ausgeübt hat, und dem Hause Habsburg darum zum Verhängnis geworden ist, weil man sie nicht rechtzeitig zu reformieren verstand.

Im Jahr 1431 war ein großes Reichsheer gegen die Hussiten aufgeboten, ein Kardinal hatte die Waffen gesegnet, die seidenen Banner der deutschen Fürsten standen dicht gereiht, Erzbischöfe und Bischöfe in prächtigem Feldschmuck, der Kurfürst von Brandenburg, dem das Oberfeldherrnamt aufgenötigt war, der Kurfürst von Sachsen mit der päpstlichen Fahne, die Wittelsbacher, das St. Georgs-Banner der schwäbischen Ritterschaft, die großen Büchsen der fränkischen Reichsstädte, ein Lehnsheer von 14 000 gerüsteten Pferden, 80 000 Mann streitbarem Volk und einer Wagenburg von 8000 Wagen. Und dies große Reichsheer floh schmachvoll beim Herannahen der schwächeren Hussitenhaufen über die Grenzberge aus dem Böhmerland. Die ganze Wagenburg, unermeßliche Beute fielen in die Hände der Böhmen, 11 000 Deutsche wurden in den Wäldern getötet. An diesem elenden Tage von Tauß war das Banner der Stadt Straßburg das letzte, das den Rückzug zu decken wagte. Es war eine Flucht ohne Schwertstreich, wohl die größte Schande, die je ein deutsches Heer erfahren; seitdem wußte jedermann, daß das Reichsheer in seiner Zusammensetzung aus zahllosen Kontingenten und uneinigen Fürsten ein ebenso kraftloser Mechanismus geworden war wie das deutsche Reich selbst; man suchte Rettung.

Als König Maximilian befahl, für den Krieg in Flandern und Burgund Fußvolk aus Landeskindern zu werben und nicht aus zusammengelaufenem Volk, da wurde nur der Name Landsknechte, d. h. eingeborene Kriegsleute, gebräuchlich, in der Sache wurde nichts Neues geschaffen, vielmehr uralter Brauch, der nie untergegangen war, wieder in den Vordergrund gerückt. Denn das Landsknechtheer ist in seiner Taktik, seinen Gewohnheiten, in seinem Gericht und Recht nichts

anderes als das alte Volksheer der Merowingerzeit, das durch die Vasallenreiterei seit den Jahren Karls des Großen in die zweite Schlachtreihe zurückgedrängt war, aber zu jeder Zeit fortbestanden hatte. Allerdings dauerte es nicht in der Masse der aufgebotenen Landleute, die dem Vasallenheer nach Hofrecht folgten, sondern als ein Fußvolk Freiwilliger, die, wie ihre Ahnen, sich durch Schwur zu Abenteuer und Beute vereinigten, zu gemeinsamer Tat und Gehorsam unter dem Führer, der sie gerufen hatte oder den sie sich setzten. Sie richteten ihre Genossen selbst durch ein Schöffengericht nach herkömmlicher Kriegsordnung, sie wollten Freie sein, die ohne Erlaubnis eines Herrn reisen durften und Urteil finden über freie Männer. Aber zuverlässig wurde auf die persönlichen Rechte, welche die Genossen in der Heimat besaßen, seit frühester Zeit wenig Rücksicht genommen.

Im Jahr 1276 kämpft eine solche Schar, die gegen Sold und auf Beuteteil geworben ist, für Rudolf von Habsburg. Als die Rittermäßigen nach dem Treffen eine Anzahl Gefangene enthaupten, ohne die Söldner zu fragen, und diesen durch das ausfallende Lösegeld den Beuteanteil verringern, geraten die Söldner in Empörung und verweigern ferneren Dienst*). Hundert Jahre später bezahlten Ulm und der schwäbische Städtebund Fähnlein derselben freien Knechte, die sich Freiharde und ihren Bund die Freiheit nennen; sie waren damals eine sehr tüchtige Schar, trugen dicke Joppen, Spieß und Armbrust, 70 Mann derselben trieben 60 Reisige, Ritter und Knechte, ruhmvoll ab, und es gelang den Städten in diesem Jahre sehr gut. Seitdem spielen sie bei jeder größeren Fehde und jedem Kriege mit, unter verschiedenen Namen und mit sehr wechselnder Kriegstüchtigkeit. Sie ziehen als schwarze Garde gegen die Dithmarschen, bilden als „Ruter" die wehrhafte Bemannung der Hansaschiffe, laufen als Schildknechte jeder aufbrennenden Fehde zu und kämpfen als Söldner bei allen großen Kriegsfahrten der oberdeutschen Städte. Schon damals war viel Gesindel unter ihnen, das Krieg und Fehde zu wüstem Raub benutzte; diese Marodeure, die man Böcke nannte**), fanden als Gefangene hartes Gericht, sie wurden im Gefängnis der Städte schwebend an Ketten geschlossen, von dem feindlichen Feldhauptmann als Mordbrenner mit Feuer gerichtet. Außer dem Fußvolk ritten auch Reisige mit eigenem Pferde der Beute nach, sie gesellten sich am liebsten den Burgherren zu und müssen für besonders schädlich gegolten haben, denn unter Kaiser Friedrich III. ward verordnet, daß sie nirgends geduldet werden sollten, wenn sie nicht Diener eines Herrn, eines Junkers, einer Stadt wären***). Trotzdem dauern sie noch zweihundert Jahre später als Einspännige in den deutschen und schwedischen Heeren.

*) Ann. Basil. ad a. 1276.

**) Von pochen, rauben.

***) Reform von 1442, § 7.

Wenn eine Stadt dem König für einen Reichskrieg ihr Kontingent sandte, bestand es in der Regel aus diesen geworbenen Söldnern, und reiche Städte suchten etwas darin, ihre Mannschaft durch gleich bunte Tracht auszuzeichnen, ein Vorzug, dessen sich außerdem nur die Leibwache großer Herren — die Hartschiere mit Hellebarden — erfreute.

Am Ende des 15. Jahrhunderts war jedes größere Kriegsheer zusammengesetzt aus den Kontingenten, die Fürsten oder Vasallen und Städte aus Lehnspflicht sendeten — auch dieser Anzug zum Teil geworbene Leute — daneben gemieteten Söldnern zu Fuß und Roß. Und dieser Teil galt für den Kern des Heeres. In der Reiterei dienten geworbene Edelleute mit ihren Knechten, in der Regel zu doppeltem Monatssold, der damals auf acht Gulden für den Reiter, vier Gulden für den Landsknecht festgesetzt war. Noch waren der Reiter im Verhältnis zum Fußvolk viel, einigemal die gleiche Zahl, zuweilen die Hälfte, und dazu gewaltiger Train, ein Heer von 1000 Reitern und 1000 Mann Fußvolk führte z. B. an 400 Wagen mit Geschütz und Wagenburg, jeden zu 4 Pferden. Aber das Bedürfnis nach größeren Fußheeren wird zwingend, die Entscheidung des Kampfes steht ganz bei ihnen und nicht bei den Reitern. Dem Feldhauptmann freilich waren die Reisigen im ganzen die zuverlässigere Truppe, denn es war leichter, auf ihr Ehrgefühl zu wirken.

Das Heer der Landsknechte dagegen war ein seltsames politisches Institut, schwer zu behandeln. Eine große Bruderschaft, die das Kriegshandwerk als Lebensberuf übte, trotzig, unbotmäßig, im Kampf oft von einer unübertrefflichen Tapferkeit, kriegshart und dauerhaft in Strapazen, aber immer eine Genossenschaft, die eigenwillig befand, ob sie schlagen wollte oder nicht.

Die Landsknechte schafften sich selbst Waffen und Kleidung, waren entweder Spießknechte oder Büchsenknechte, die ersteren mit stärkerer Rüstung, zuweilen mit doppeltem Sold, aber beide in der Gesellschaft gleichberechtigt. Sie leisteten ihren Fahneneid auf Zeit oder zu einem Feldzuge, und zogen zum Heere mit einem Buben oder einem Weib, daß sie sich gesellt hatten. Ihr Troß war also nicht gering, aber er war immerhin beweglicher und weniger massenhaft als der eines Reiterheeres. Im Jahr 1474 gehörten bei der Belagerung von Neuß zu einem Heer von 20 000 Fußknechten 4000 Weiber; auch diese wurden zur Schanzarbeit verwandt, durch einen Profoß befehligt, hatten ein eigenes Fähnlein, worauf eine Frau gemalt war, und zogen mit Fahne, Trommel und Pfeifen zur Arbeit auf*).

Die Landsknechte hatten ihre Grillen und Feindschaften, sie vertrugen sich schlecht mit den Reitern und hatten einen alten Kriegszorn gegen die Schweizer, der aus den österreichischen und burgundischen

*) Über das Landsknechtheer der folgenden Zeit, Werbung und Bewaffnung vergl. Bd. III. der Bilder, Nr. 1 und 2.

Kriegen überkommen war und dadurch genährt wurde, daß die Söldner aus der Schweiz am liebsten französischen und italienischen Sold nahmen, was die Landsknechte ihnen übrigens bei Gelegenheit ohne jedes politische Bedenken nachmachten. Auch die Bewaffnung war nicht ganz gleich, die Landsknechte führten entweder Handrohr oder langen Spieß, die Schweizer außer Handrohr und Spieß auch Hellebarden in größerer Zahl. Dagegen war wieder gute Freundschaft zwischen Schweizern und Friesen. Beide wußten im 15. Jahrhundert zu erzählen, daß einst Friesen auf der Heimkehr von einem Römerzug Karls des Großen sich in Schwyz niedergelassen und die Ahnherren der Schwyzer geworden wären. Beider Stärke bestand in dem freien Bauernstand, beide duldeten keine Herren über sich, und in ihren Briefen nannten sie einander Söhne und Vettern. Die Landsknechte aber waren zum größten Teil Oberdeutsche und viele Stadtkinder darunter. Doch trotz der Feindschaft behandelten diese Gegner einander in der Regel als ehrliche Soldaten. Dagegen hatten die Raizen, die in den Kriegen des Königs Matthias mit den deutschen Landsknechten zusammenstießen, grobe und unchristliche Sitten, sie nahmen niemand gefangen, denn sie bekamen für jeden abgeschnittenen Kopf einen Gulden, das war ihr Sold, und sie schnitten Köpfe ab, wo sie irgend Gelegenheit fanden; diese erhielten von den Landsknechten kein Quartier.

Das Leiden des Landknechtsheeres war, daß jeder Kriegführende die Landsknechte nötig hatte, und daß keiner sie zu bezahlen vermochte. Das Dienstverhältnis beruhte auf Vertrag, beide Teile hatten zu leisten, der Kriegsherr den Sold, der Söldner den Dienst. Wurde der Sold nicht gezahlt — und das geschah selten regelmäßig, selten ohne Abzüge und Betrug, der den Hauptleuten zugute kam, und zuweilen nach den ersten Wochen gar nicht oder doch nur durch kleine Abschlagzahlungen: dann war nach Ansicht des Heeres der Vertrag gebrochen, und dem Heere stand frei, sich anderweitig zu vermieten. So kam es, daß den Landsknechten eine aufsässige und meuterische Stimmung zur üblen Gewohnheit wurde. Die Hauptleute der Fähnlein, in Geldsachen häufig durch böses Gewissen gedrückt, hatten geringe Autorität und folgten dem empörten Haufen. Der Feldhauptmann, der kein Geld schaffen konnte, mußte zu allerlei Mitteln die Zuflucht nehmen; er vermochte doch vielleicht Tuch zu borgen, wenn die Kleidung seiner Mannschaft abgerissen war, dann wurde kapituliert, die Knechte nahmen einmal Gewand statt Geld, und Hauptmann und Leute freuten sich, daß sie in gleichen Farben, z. B. schwarz und weiß einhergingen. Zuweilen half dem Führer gegen die erbitterten Knechte, wenn er sie feierlich anredete. Er mußte sich eine wohlgesetzte Rede ausdenken und darin durch gute Versprechungen trösten. Es war ihm aber nützlich, wenn er vor solcher Verhandlung mit den eigenen Knechten sich von ihnen zur Verantwortung freies Geleit erbat, das ihm nicht verweigert wurde. Er-

fuhren während solcher Geldnot die Knechte, daß ein Geldtransport beim Heere angekommen war, so bemächtigten sie sich vielleicht gewaltsam des Geldes, um sich den Sold zu sichern, ja sie nahmen den Geldtransport weg, wenn man ihnen auch gerade nichts schuldig war, weil sie behaupteten, daß sie sich vorsehen müßten und daß man am Ende eher die Reiter als sie bezahlen würde. Da die Leute leben mußten, so plünderten sie ihre Quartiere und die Umgegend, unternahmen eigenmächtig Beutezüge und forderten dann von ihrem Feldhauptmann, daß er den eingebrachten Raub, wie es Brauch war, verteilte. Selten gelang es, einen einflußreichen Subalternoffizier oder die Anstifter der Unzufriedenheit zu ergreifen, und in diesem Falle brach vielleicht die Meuterei aus, und der Feldherr mußte sich durch die Flucht dem Tode entziehen.

Aber die Brüderschaft, die sich am Fahnenstock zusammengeschworen hatte, besaß sogar vor dem Feinde nicht den unbedingten Gehorsam, welcher für dauernde militärische Erfolge unentbehrlich ist. Wie sie im Soldatengericht, wo der Profoß anklagen mußte, selbst erkannte, ob ein Gesell sich als unehrlicher Soldat gehalten habe, so wollte sie auch vor jeder Kriegsoperation, welche Leib und Habe in Gefahr setzte, mitsprechen. Das war uralter Heeresbrauch. Der Feldhauptmann mußte sie zusammenrufen, anreden und für seine Absicht gewinnen. Zuweilen versagten die Gerufenen. Wenn es ihnen in den Quartieren gefiel und sie nicht den Angreifer vor Augen sahen, so wurden ihnen die Kriegspläne der Führer unbequem, vollends wenn dabei gute Beute nicht zu hoffen war. In den Quartieren waren ihre Weinwirte und Metzger, ihre Weiber und Dirnen einflußreicher als die Befehlshaber, der Troß aber fürchtete für seinen Kramschatz oder scheute das Ungemach des Feldes.

Wenn gar ein Krieg seinem Ende nahte und nicht so reiche Plünderung gewährt hatte, daß die Landsknechte in Frieden ihre Beute vertun wollten, dann schieden sich feindlich die Interessen des Heeres und des Kriegsherrn. Die Landsknechte suchten das Ende des Krieges dadurch zu hindern, daß sie den entscheidenden Schlag verweigerten, oder heimlich mit ihren Kameraden im feindlichen Heere verhandelten und ein stilles Abkommen schlossen, das kriegerische Geschäft im gemeinsamem Interesse fortzusetzen und nicht zu dulden, daß der fromme Landsknecht wieder in unsicherer Reise laufen müsse. Wurde der Krieg doch geendet und ihre Fähnlein abgedankt, so ballten sie sich vielleicht zu einem Haufen zusammen, setzten sich einen Hauptmann und durchzogen plündernd die Landschaft, bis sie durch Gewalt zerstreut wurden oder einen neuen Kriegsherrn fanden, dem sie sich verdangen.

Kam man an den Feind und stand ein Zusammenstoß bevor, so galt es den Schlachtenzorn der Landsknechte durch Versprechung und Anrede zu erregen; darauf wurde große Sorgfalt verwandt und einflußreiche Subalterne gewonnen, die berichteten, ob das Heer in der rechten Laune war. Vor dem Kampf verstrickten sich die Landsknechte noch

einmal mit Glauben und Eid untereinander, die Schlacht zu gewinnen, die Festung zu erobern, bis auf den letzten Mann auszuhalten. Vor dem Treffen knieten die Knechte nieder — die Schweizer senkten betend auch den Oberleib zur Erde — sie sprachen ihre Gebete um Glück und Sieg und warfen eine Erdscholle oder Handvoll Staub hinter sich. Die Schlacht war ein Kampf zweier großer quadratischer Gewalthaufen, die aus den einzelnen Fähnlein zusammengestellt waren; vor dem Zusammenstoß dieser Haufen galt es, den Feind durch das zerstreute Gefecht der Armbrust- und Büchsenschützen zu schwächen, aber der Dienst dieser Vortruppen oder laufenden Knechte war noch schlecht organisiert. Sie liefen nach einigen Schüssen ihrem Gewalthaufen zur Seite und in den Rücken, die Lockerung der feindlichen Masse hing vorzugsweise von der Gewalt des Einbruchs und den langen Spießen der zusammenrennenden Haufen ab. Bei diesem Zusammenlauf waren die ersten Glieder — die Doppelsöldner — am meisten gefährdet, wohl die Mehrzahl darin wurde erstochen; die Fahnen standen deshalb erst im vierten und fünften Gliede. Um die Gefahr dieses Zusammenstoßes zu verringern, wählte man im 15. Jahrhundert zuweilen verzweifelte Gesellen, die bereit waren ihr Leben gegen besonderen Lohn in die Schanze zu schlagen; auch wer Arges verwirkt hatte, konnte sich durch solchen Dienst von der Strafe lösen. Diese „Katzbalger" wurden mit Hellebarden vor der ersten Reihe der Knechte aufgestellt und ließen im Augenblick vor dem Zusammenstoß die Hellebarden in schrägem Hiebe auf die Speerspitzen der Feinde fallen, damit die Spießknechte eilig in die Lücken sprangen und an den Leib der Feinde kamen. Dann begann das Stoßen und Drängen der beiden großen Haufen, die hinteren Glieder, verhältnismäßig sicher, drückten ihre Vorkämpfer unablässig nach vorn. Und es kam darauf an, in welchem Haufen die größere Stoßkraft dauerte. Bei diesem Wogen der Massen wurde in trockener Zeit der Staub auf dem Schlachtfelde so groß, daß man die Aussicht verlor, sogar die Hauptfahne nicht erkennen konnte. Dann schlugen die Mutigen so lange ineinander, als die Kräfte und Hoffnung aushielten, die Feigen beider Heere flohen, der Sieg hing außer anderem auch sehr von Sonne und Wind ab. Die Entscheidung aber war in der Regel vollständig, denn der Haufe, welcher sich zuerst zur Flucht wandte, hatte den Feind im Nacken, der massenhaftes Niederschlagen, Gefangennahme und Plünderung begann. Dabei verlor das siegreiche Heer völlig den Zusammenhang und mehr als einmal wurde der glänzende Erfolg einer Schlacht vereitelt, weil der Feind imstande war, noch eine taktisch zusammenhängende kleine Minderzahl gegen die zerstreuten Sieger zu führen. Man suchte deshalb wohl einen Haufen für solche Entscheidung zurückzubehalten, aber regelmäßige Reserven wurden erst in der zweiten Hälfte des Dreißigjährigen Krieges Brauch.

Die ärgste Schwäche dieser Gewalthaufen war, daß sie zwar eine starke Front hatten, aber leicht zersprengt wurden, wenn die Feinde

in ihre Seiten drangen; erst als die Handrohre der Schützen schneller feuerten und diese Truppe verläßlicher ward, suchte man durch angehängte Schützenflügel die Flanken zu sichern. Die Reiterei kämpfte in dieser letzten Zeit selten gegen die Landsknechte, sie galt für wirkungslos vor den langen Spießen des Fußvolks, ihre Aktion war an den Seiten des Gewalthaufens gegen die feindliche Reiterei; die beiden Waffengattungen des Heeres griffen also im Kampf fast gar nicht ineinander. Die Artillerie endlich wurde in Positionen aufgefahren, die sie in der Regel nicht verließ, sie half die Aufstellung schützen, aber leistete geringen Dienst bei der Entscheidung. Nach jedem Siege wurde „gebeutet", die gesamte Beute auf einen Haufen zusammengebracht und verteilt.

Daß der Befehl über ein solches Heer keine sorgenlose Ehre war, wußte jedermann; es gelang nur wenigen Feldhauptleuten, sich für wichtige Fälle den Gehorsam zu sichern, durch Redlichkeit, einen demantharten Mut, der jede Probe aushielt, durch imponierendes Wesen, dem ein Strich von volkstümlicher Laune nicht fehlte. Wer den Befehl übernahm, der mußte abgehärtet sein gegen zahllose Kränkungen, die er selbst erfuhr, und gegen die Verwüstungen und Unmenschlichkeiten, die durch seine Banden verübt wurden. Seine Prüfungen begannen an dem Tage, wo das Heer aufbrach. Man merkte wohl, daß Heervolk sich nicht in Säcken fortbringen ließ, und daß die Gesellschaft überall, wo sie durchzog, „sich behalf", indem sie von der Bevölkerung nahm. Denn an geordnete Verpflegung wurde nicht gedacht; deshalb brachte der Zug eines Heerhaufens das Land des eigenen Kriegsherrn längs der Heerstraße in Aufruhr, die erbitterten Landleute wurden da, wo man sehr schonen mußte und einmal Geld hatte, durch Entschädigungssummen gestillt, die der Kriegsherr zahlen mußte; zuweilen zog das Heer in Streitordnung durch Freundesland, um die einzelnen Haufen vor der Rache und den Überfällen der Bewohner zu bewahren, dann marschierte man in breiter Ordnung in großen quadratischen Haufen, Wagenburg und Troß in der Mitte.

Der oberste Hauptmann einer solchen Gesellschaft war vielleicht der große Unternehmer, der das Geld für Werbung und Ausrüstung vorgeschossen hatte, unter seiner Autorität war das Heer zusammengelaufen. Auch er faßte als einen Kontraktbruch gegen sich, wenn ihm der Sold nicht gezahlt wurde. Wie die Treue gegen Kaiser und Reich in solchem Fall erhalten wurde, lehrt das Verhalten des Herzogs Albrecht von Sachsen, der die Regierung seines eigenen Landes vernachlässigte und große Summen aus dem Erbe seiner Väter zog, um den Habsburgern Kriegsdienste zu tun, und der in Wahrheit durch mehr als ein Jahrzehnt die beste Stütze der kaiserlichen Familie war. Er hatte als oberster Feldhauptmann im Niederländischen Kriege über 300 000 Gulden für Sold und Ausrüstung vorgeschossen, und König Maximilian, der für seinen Sohn Herzog Philipp Kriegsherr war, achtete wenig auf des

Herzogs Not und Drängen. Da wußte der Fürst — wohlgemerkt, während er für den Kaiser gegen Frankreich im Felde lag — sich nicht anders zu helfen, als daß er sein Heer und seine Dienste dem König von Frankreich anbot, mit der Bedingung, nicht wider König Maximilian und das Deutsche Reich gebraucht zu werden, einer unnötigen Bedingung, denn wenn er das kaiserliche Heer zu den Franzosen hinüberführte, war ohne weiteres die Sache zugunsten Frankreichs entschieden, Maximilian hatte kein Heer und kein Geld, ein neues zu werben, und dieser Übertritt des sächsischen Fürsten wurde eine Katastrophe für das Reich. Die Bedingungen des Geschäftes waren durch seinen Unterbefehlshaber am französischen Hofe vereinbart, als König Maximilian erfuhr, daß der treue Herzog diesen verzweifelten Weg eingeschlagen hatte, sich bezahlt zu machen. Da endlich sandte der König seinem Feldhauptmann etwas Geld und viele Versprechungen, und schloß einen neuen Vertrag, ihn nach und nach zu bezahlen. Es ist durchaus nicht zu ersehen, daß diese vorübergehende Differenz das gute Verhältnis zwischen dem König und dem Herzog gestört habe.

Solche Heere einer geworbenen Genossenschaft entschieden durch fast drei Jahrhunderte das Geschick unseres Vaterlandes, und gerade vor ihnen wird sehr deutlich, daß Schwurvereine von Privatleuten nicht befähigt waren, eine feste staatliche Organisation zu ersetzen. Wer jetzt gegen stehende Heere kämpft, der möge wohl daran denken, daß unsere Vorfahren, die nicht imstande waren, ein stehendes Heer zu unterhalten, eben darum in fast unaufhörlichem Kriegszustand und einer höchst jammervollen Unsicherheit der Person und des Eigentums lebten, und wenn sie ein Heer warben, so viele Kosten und so großen Verlust durch Raub und Selbsthilfe der Söldner erfuhren, daß der nationale Schaden ganz unberechenbar größer war, als die Assekuranzprämie, welche die Gegenwart jährlich für Friede und Ordnung an ihre Armee bezahlt, endlich, daß trotz aller Kosten und aller Verwüstung doch die Erfolge der alten Heere höchst zufällig und unsicher blieben.

Und doch war dies Landsknechtheer, dessen Unbotmäßigkeit uns Späteren unerträglich und monströs erscheint, eine entschiedene Besserung im Vergleich zu der früheren Zeit der berittenen Vasallenscharen. Denn es war seit Entstehung einer besoldeten Infanterie doch leichter, das Land gegen äußere Feinde zu verteidigen, und der Fürst, der Geld aufzutreiben wußte und einen tüchtigen Feldhauptmann besaß, durfte Erfolge hoffen. Seitdem wurde den Fürsten erste Bedingung ihrer Macht, eine geordnete Finanzverwaltung herzustellen, sich reichere Geldquellen zu eröffnen; dies Bedürfnis drückte zunächst den Landmann herab, dem Ritter und Geistlichkeit die neuen Steuern aufwälzten, es brachte allmählich die Städte in größere Abhängigkeit von den Herren der Landschaft und wurde die große Verlegenheit und das beste Hilfsmittel der fürstlichen Macht. Erst im Dreißigjährigen Kriege kamen die Fürsten zu der Erkenntnis, daß ein stehendes Heer mit festem Sold

und einer Ausrüstung, die sie selbst besorgten, sehr viel billiger sei als Fähnlein, die für einen Sommerfeldzug geworben wurden. Das harte, geistlose, oft brutale Regiment des fürstlichen Staates war ein weiterer nationaler Fortschritt, der trotz vieler Einbuße an Kraft und Freiheiten das zerfallene Reich aus dem alten Aggregatzustand von Korporationen und Privatvereinen heraushob; und ebenso war das kriegerische Werkzeug dieser Staaten, das gedrillte Soldheer der Fürsten, trotz der Roheit und dem tyrannischen Zwang, eine Erlösung des Volkes von dem wüsten Treiben der freien Landsknechte.

Wir haben über die wilde Wirtschaft innerhalb des Landsknechtheeres einen Bericht, der an Beschaulichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Er ist in der Biographie desselben fränkischen Edelmanns enthalten, der von den letzten Ritterfahrten des deutschen Adels erzählt hat. Zum Verständnis wird kurz an die politischen Verhältnisse erinnert. Nach dem Tode Karls des Kühnen von Burgund (1477) war endlich ein Plan des alten Rudolf von Habsburg in Erfüllung gegangen, sein Geschäft erhielt durch Vermählung des Habsburgers Maximilian mit der Erbin von Burgund Anrecht auf das Ländergebiet, das die letzten Burgunder Philipp und Karl durch Krieg und Vertrag gewonnen hatten. Aber die Länder waren von Parteien zerrissen, der Einfluß Frankreichs bereits übermächtig, und es half wenig, als dem begehrlichen Nachbar Teile der Erbschaft abgetreten, andere versprochen wurden. Als Maria im Jahre 1482 starb und ihrem Gemahl zwei Kinder, Philipp und Margarethe, von vier und zwei Jahren hinterließ und Maximilian als Vormund die Regierung übernahm, wurden die Grafschaften Burgund und Artois als Mitgift der kleinen Prinzeß Margarethe dem Dauphin Karl verlobt, aber die Unruhen in den Niederlanden und die Intrigen Frankreichs hörten darum nicht auf; im Jahre 1488 wurde Max zu Brügge von den Bürgern gefangen und der Vormundschaft entsetzt. Er löste sich aus dem Gefängnis, indem er unter anderm eidlich gelobte, der Regierung zu entsagen, und stellte dafür Geiseln, aber er hielt den Vertrag nicht und verriet seine Geiseln, von denen Philipp von Kleve sofort zur französischen Partei übertrat. Die Gefangenschaft Maximilians brachte in Deutschland eine kleine Aufregung hervor, sein Vater, Kaiser Friedrich, begann langsame Rüstungen, die eifrigsten Herzog Albrecht von Sachsen, der nach den Niederlanden ging und von 1488 bis zu seinem Tode 1500 gegen die französische Partei und die unbotmäßigen Städte, endlich auch gegen Friesland im Felde lag. Als kaiserlicher Feldhauptmann kämpfte er mit wechselndem Erfolg, im ganzen den Gegnern überlegen. Im Jahre 1492 landete Heinrich VII. als Bundesgenosse Maximilians mit großer Flotte zu Calais, um gleich darauf einseitigen Frieden mit Frankreich zu schließen. Trotzdem unterwarf die Tapferkeit der Landsknechte bis zum Jahre 1493 den größten Teil der Niederlande.

Und jetzt erzählt Wilibald von Schauenburg als Unterhauptmann des Herzogs Albrecht zum Jahre 1492 wie folgt:

„Der König von England schlug eine übergroße Schatzung auf die Seinen, wie man meinte, mehr als 1 800 000 Gulden, und traf mit seiner Landschaft das Abkommen, gegen den König von Frankreich zu ziehen, da ein ewiger, immerwährender Krieg zwischen den beiden Königreichen ist; er bestellte über 400 große und mittlere Schiffe, die besten, so er in seinem Reich, in Holland und Seeland zuwege bringen konnte, die ihm alle gegen seinen Sold nach England gebracht wurden. Diese füllte er mit Leuten, Proviant und Geschoß und allem, was ins Lager gehört, und schiffte so mit 22 000 Mann oder darüber gen Calais.

Von da schickte er feierliche Botschaft zu Herzog Albrecht von Sachsen und allen Regenten in ganz Niederland, ließ sie an alte Treue und Hilfe, die er ihnen vor Sluis und an andern Orten erzeigt, erinnern, begehrte und bat aufs allerfreundlichste, auch ihm Hilfe und Beistand zu tun. Der hochgemute und ritterliche Herzog Albrecht, dessen Herz und Sinn nach Ehren rang, gab die Antwort, er werde dem König 4000 Knechte schicken, und sobald er sich gerüstet, wolle er in eigener Person mit allen seinen Grafen, Landesherren, Edlen und Reisigen bei ihm sein. Der Herzog schickte seinen werten Hauptmann, den von Schauenburg, mit der gemeldeten Anzahl Knechte dem König zu Hilfe, in der Absicht, später nachzuziehen.

Nun lag die englische Rüstung noch zu Calais, und als der Hauptmann sich auf zwei Tagereisen genähert hatte, kam ihm eine Botschaft von einem Kapitän, welcher der Grison hieß und noch drei oder vier andere Hauptleute seines Volkes bei sich hatte. Der ließ dem von Schauenburg sagen, wenn er nebst seinen Knechten mit ihm ziehe, so wollte er versuchen, ihm in die große Stadt Antricht, die sie zu welsch Arras nennen, Eingang zu verschaffen; wenn das gelänge, dann wäre noch die kleine Stadt, und wiewohl jede der beiden Städte ein festes Schloß hätte, wollten sie sich doch mit Gottes Hilfe unterstehen, auch die Klausen (Zitadellen) zu erobern. Der Hauptmann sorgte und mochte dem Grison und seinen Gesellen nicht vollen Glauben schenken. Aber es war ein redlicher Edelmann aus Hochburgund zur Stelle, der Herrn Wilibald bekannt war, mit Namen Loi de Wadre, der kannte die Leute und sagte dem Hauptmann für ihre Treue gut. Er bat ihn fröhlich, auf diesen Anschlag zu ziehen, und versprach mit seinen Gesellen von der welschen Garde, an 500 Pferde, deren Hauptmann er war, bei ihm Leib und Leben, Ehre und Gut getreulich hinzugeben und zu wagen. Herr Wilibald, der den Mann fromm wußte, war froh, ließ sich überreden, las aus seinen Knechten die 1500 besten; die andern 2500 ließ er seinem Stellvertreter, daß dieser dem König von England zuziehe und bei einem Städtlein, Grevenberg genannt, eine Tagereise unter Calais, warte, ob ihm sein Anschlag geraten würde.

Der Hauptmann kam mit seinen Knechten im Hennegau zu einem Städtlein, heißt Cunta, — es war zu der Zeit an Hans von Dettingen als Mitgift seiner Gemahlin gekommen, — von da hatte er noch 18 (belg.) Meilen gen Arras, er bestellte auf allen Straßen und Päßen, daß alle Frauen und Männer, die nach der Richtung gingen, aufgehalten würden, damit keine Warnung ins Land käme. Er zog aber mit seinen 1500 Knechten ohn' Unterlaß in einem Zuge bis auf eine Meile Weges an die Stadt. Indes war Loi de Wadre mit seinem reisigen Zug, an 500 Pferde, zu ihm gestoßen, er ließ Reisige und Fußvolk zusammenziehen, gab ihnen seinen Anschlag zu verstehen und sagte ihnen, sie sollten ihm geloben und schwören, im Fall sie mit Gottes Hilfe die Stadt eroberten, keinem Menschen etwas zu nehmen und die Stadt ungeplündert zu lassen; er aber wollte ihnen wieder geloben und schwören, daß er jeglichem Reisigen und Fußknecht einem wie dem andern statt der Beute drei Monate Sold geben wollte. Darüber wurden sie einig, schwuren also das einander zu halten und zogen auf solchen Vertrag fort. Der Hauptmann ließ den reisigen Zug eine halbe Meile vor der Stadt halten, er hatte Sorge, wenn er näher zöge, möchten die Pferde so schreien, daß die Wächter solches auf der Mauer hörten und vor dem Anschlag gewarnt würden. Er legte sich mit seinen Knechten ganz nahe in einen tiefen Graben und wartete, bis der Grison käme oder das Wahrzeichen gäbe, das sie vereinbart. Wenn eine Katze auf der Mauer miaute, sollten sie unten im Graben auch einen Schrei machen, dann wäre alles in Ordnung. Und als sie so lagen und auf die Zeichen warteten, waren von ungefähr etliche Franzosen auf Beute geritten, wollten wieder in die Stadt und stießen auf die Knechte mit einem feindlichen Geschrei: Teutsch, stich tot.

Der Hauptmann erschrickt mit Fug, da er eine Verräterei besorgt, und mahnt die Knechte in Ordnung, der Trommelschläger fährt in die Höhe und schlägt Lärm, da springt gar ein redlicher Knecht zu ihm und sticht mit einem Brotmesser einen langen Schlitz in die Trommel, in Sorge, die auf der Mauer würden sie gewahr werden. Indem rannten die Franzosen hinweg, daß niemand in der Nacht wissen konnte, wo sie blieben. Und während solchem Alarm brachte Loi de Wadre dem Hauptmann Botschaft, daß die Stadt geöffnet sei, er sollte mit den Knechten heranziehen. Das nahm den Hauptmann groß wunder, er bedachte, die auf der Mauer hätten unzweifelhaft ihren Alarm gehört, und wenn sie darüber die Tore geöffnet hätten, müßte das sicherlich eine Verräterei sein. Der edle fromme Ritter war betrübt und froh, da ihm ein zweifelhaftes Glück einmal die Verräterei, dann die offene Stadt anzeigte. Aber er hatte Vertrauen in Loi de Wadres Rechtschaffenheit und die Streitbarkeit der Knechte. Er gedachte zuvor einen großen Abraum zu machen und setzte seine Sache meist auf Gott, den der starke mannhafte Mann in allen Nöten durch Anrufen bekennen und um jeden Sieg bitten soll, denn er dachte, er wäre einmal

da und könnte nicht zurück. Er schrie die Knechte also an, kecklich vorzurücken, befahl etlichen Hauptleuten in Schlachtordnung auf den großen Platz zu treten, was ihnen begegne und nicht „burgundisch" schreie, alles tot zu stechen und großen Fleiß zu haben, daß man die in der Stadt nicht versammle oder zuhauf komme.

Der Hauptmann aber lief mit etlichen Knechten zur kleinen Stadt, da waren die Tore noch zu. Sie machten ein Gerüst mit langen Spießen von der Brücke über den Graben auf die Mauer. Sie hatten einen Knecht, der nicht ganz bei Sinnen war, den überredete der Hauptmann, daß er auf dem gemachten Gerüst hinüberrutschte, und als dieser auf die Mauer kam, ward er gefragt, ob er die Feinde um sich sähe oder vernähme. Der sagte, er sähe und vernähme niemand. Der Hauptmann hatte auch einen seiner Trabanten mit Namen Kunz bei sich, dem versprach er eine Summe Geldes, der machte sich auf dem gedachten Gerüst zu dem ersten Knecht hinüber, und ward ihnen befohlen, in eine Schmiede zu laufen, die nicht weit von dem Pförtlein lag, einen großen Hammer zu holen und zu versuchen, ob sie das Pförtlein öffnen könnten. Das geschah, sie schlugen die Schlösser ab. Da das Pförtlein enge war, mußte der Hauptmann mit den Knechten einer nach dem andern hineinschlüpfen. Als er mit zwanzigen hinein war, wurden Küraſſer und Kriegsvolk der Franzosen, die darin lagen, auch aufgestört und drangen in einer Gasse daher. Der Hauptmann nahm die Knechte mit den langen Spießen zu sich, lief den von der Stadt entgegen, schrie sie fröhlich und kecklich an: Her, her, ihr.

Die erschraken, dachten, daß allbereits der ganze Haufe da wäre und flohen in eine große Kirche. Der Hauptmann folgte nach und wurden ihrer über zweihundert darin gefangen. Indes wurden die großen Tore auch geöffnet und aufgebrochen, und drangen die Reisigen, denen Botschaft gesandt war, heran. Jeder Bürger, der in sein Haus konnte, hatte dies versperrt so gut er mochte, denn was außerhalb der Häuser betreten wurde, ward erschlagen. Ein Knecht des Hauptmanns brachte ihm sein Pferd. Er saß auf, sprengte von einer Schar zur andern und befahl, was jedermann tun und lassen sollte. Er ließ ausrufen, alle, so burgundisch sein wollten, sollten sich mit Andreaskreuzen bezeichnen und in die große Kirche gehen. Zur Stunde liefen die Bürger aus allen Ecken und Gassen ohne Wehr zu der Kirche, indem sie schrien „zu Burgund". Einer hatte sich mit Kreide, der andere mit weißem Tuch, wie sie das in solcher Eile haben konnten, gezeichnet, und waren über 2000 in der Kirche. Die Kirche ließ Herr Wilibald mit den besten Knechten besetzen, so daß niemand herauskonnte, und ließ die Frauen alle nach Hause gehen. Und als die beiden Städte, wie erzählt, eingenommen waren, zog der männliche Held gegen das kleinere Schloß, das die Feinde noch inne hatten. Die Schlösser aber beider Stadtseiten hatten Pforten auf das Feld, so daß sie sich ohne alles Hindernis nach Möglichkeit stärken und Leute, soviel sie wollten, einlassen konnten.

Ferner lag der Hofmeister des Königs von Frankreich, der von Cordis, über 10 000 Mann zu Roß und Fuß stark, mit tüchtigem Volk in den nächsten Flecken, vier, sechs und acht Meilen Weges. Daraus entstand dem Hauptmann nicht geringe Besorgnis; er war mit den Seinen von dem weiten Zug und jetzt von der großen Arbeit sehr müde, hätte auch nicht vermocht, wieder aus dem Lande zu kommen, wenn der von Cordis solches erfuhr und eilends zuzog.

Darum ließ der Hauptmann von Stund an vor allem gegen das Schloß schanzen und gab den Knechten auch viel Holz, Leitern und anderes, was zum Sturm gehört, zu tragen. Es wurden zwei Büchsen im Rathause gefunden, die brachte man vor das Schloß und machte ihnen ein Lager. Beim ersten Schuß zersprang die eine, und die andere war nichts nütze. Aber die Knechte stellten sich zum Sturm; darüber empfingen die Feinde auch keinen kleinen Schrecken und riefen Loi de Wadre, um ein Gespräch bittend. Dieser gab die Antwort, daß er hinter dem Rücken des Hauptmanns dazu kein Recht hätte, weil dieser es verboten, und ließen die Forderung an diesen gelangen. Der von Schauenburg forderte seine Knechte zu einem Gespräch. Loi verhandelte mit denen im Schloß, kam und sagte, auf welchen Punkten die Unterhandlung stehe. Die Knechte aber waren unterrichtet und angelernt, und schrien laut, sie wollten solche Bedingungen nicht annehmen, sondern stürmen. Wadre unterzog sich neuer Unterhandlung und bestand zuletzt darauf, die Feinde sollten dem von Schauenburg das Schloß überantworten und die Reisigen darunter sollten 1200 Gulden für Passeporten zahlen, so wolle man sie mit Pferd und Harnisch ziehen lassen. Denn die Knechte sagten, die Reisigen wären reich, sie hätten für diesmal genug gewonnen, bedürften weder Pferd noch Harnisch, sie möchten hinziehen und wieder an einen frischen Krieg gedenken, wenn dies verschlemmt sei, sie, die Knechte aber wollten auch davon gewinnen. Die Passeporten wurden bald ausgefertigt, mit 1200 Gulden dem Hauptmann überantwortet. Die Franzosen meinten, sie wären wohlfeil davongekommen, sie waren froh und der andere Teil noch froher, daß man ihrer so ledig war und die Sache besser beendigen konnte; denn jetzt war nur noch halbe Sorge und fortan nicht mehr als ein Stadtteil zu bewahren. Herr Wilibald besetzte den Stadtteil und dies eine Schloß nach Bedarf, ließ die Trommler schlagen und die Knechte wieder in die Ordnung fordern, und zog so mit seinen Sturmleitern an das andere Schloß, und man stürmte ritterlich mit aller männlicher Kraft, der vorigen Müdigkeit vergessend.

Da die Franzosen den ernstlichen und harten Willen des Hauptmanns und der Seinen ersahen, wurden sie weich und verzagt, und wiewohl sie den obersten Hauptmann des Königs von Frankreich, Cerclement, bei sich hatten, wichen sie doch zur hintern Pforte aus dem Schloß. Dadurch wurde ohne merklichen Widerstand auch das andere Schloß mit Sturm genommen. Aber die Knechte folgten den Feinden

in das Feld nach, erliefen etliche von ihnen und auch den Hauptmann, denn er war groß, feist und unvermögend, zu laufen, sie brachten ihn samt seiner Tasche, darin viel goldene Ketten, Paternoster, goldene Kreuze, mancherlei Zierat gefunden wurden, zu dem Hauptmann. Dieser bestellte die beiden Schlösser und Städte nach seinem Nutz und Vorteil so, daß er sich getraute, mit einem Angriff der Feinde fertig zu werden.

Als alle Dinge in Notdurft wohl bestellt waren und sich jedermann nach Herberge und wo er bleiben wollte, umsah, kam der von Schauenburg in das Haus, wo Cerclement, der vorgemeldete Hauptmann, seine Wohnung hatte, in dem merkliches Gut von Hausrat nach Landes Manier gefunden wurde. Nun bedarf es nicht sonderlichen Schreibens über den Kriegsgebrauch in Niederlanden, denn unsere Landsleute haben darüber so viel erfahren, daß er wohl bekannt ist. Dennoch kannte die Gemahlin des genannten Hauptmanns das hohe Lob der Deutschen, wie die alles Frauengeschlecht ehren, sie hatte auch erfahren, daß der oberste Hauptmann ein Hochdeutscher war, von werten edlem Stamm geboren. Und wie die Frauen in der Not schneller als die Männer mit Antwort und Anschlag ihren Vorteil erdenken, so trug sie ihre Kleider und Kleinodien, die in Goldstoff, Ketten, Gold, Edelstein, Zobel, Marder, gutem Rauchwerk und köstlichen Tüchern über 4000 Gulden wert waren, vor ihn und die welschen Kapitäne und sagte, der Allmächtige hätte ihnen den Sieg und alle Habe der Einwohner in ihre Hände gegeben, das wüßte sie wohl und es wäre unnütz, etwas vor ihnen zu verbergen, darum wäre sie da, um ihnen zu überantworten, was vorher das Ihre gewesen wäre. Bei ihrer Seele und Frauenehre wolle sie sagen, daß ihrem Herrn und Hauswirt nichts davon zuständig gewesen, sondern ihr allein zugehört habe. Darum, was sie als ritterliche und teure Männer, die allerwege Frauengunst geliebt hätten, ihr gütig verabfolgen oder wiedergeben wollten, dafür würde sie ihnen danken. Die Hauptleute sahen einander an. Der von Schauenburg sprach: „Lieben Freunde, ich weiß, daß die hiesige und unsere deutsche Gewohnheit in diesem Fall gerade entgegengesetzt ist, aber von mir wäre vermessen, euch eurer Landweise zu entziehen, und wenn ich es täte, könnte ich meiner Herrschaft und mir Schaden bringen. Wir Deutschen, und vor andern die von den Oberlanden, pflegen, so wir Städte und Schlösser gewinnen, keiner Frau oder Jungfrau von adliger Geburt etwas von ihrem Leibschmuck zu nehmen, und wenn solches ein Edelmann täte, würde er von seinen Genossen sein lebelang für untreu und unwert gehalten. Darum will ich die Beute, die mir zuteil wird, der tugendhaften Frau wiedergeben und ihr nichts abbrechen." Die Welschen wurden etwas zornig gegen ihn und sagten, es wäre hier nicht in seiner Landesart, jeder müßte sich nach dem Lande richten, worin er wäre, aber die Länder richteten sich nicht nach ihm. Schauenburg sprach: „Die adlige, deutsche Gewohnheit und Zucht soll mich

nimmer verlassen, und ob ich gleich keinen Deutschen meiner Landsmannschaft bei mir habe, der mir dies im Oberland zur Schande nachsagen könnte, so würde mich doch mein Gewissen strafen. Darum laßt uns zu der Beute und Teilung greifen. Denn was mir wird, damit weiß ich zu tun, wie ich vorher gesagt habe." Da die Frau diese Rede vernahm, sprach sie: „Ei, ei, deutsche Ritterschaft, bis geehrt. Nun hin, mir wird doch vorbehalten, der Deutschen Lob gegen alle meine Freunde zu rühmen und euer Tun zu beurteilen."

Durch diese Worte wurden die Welschen auch bewegt, der Frau das Ihrige zu lassen, und darum dem werten deutschen Hauptmann hoch gedankt.

Dem von Cordis kam die Botschaft, wie die Burgundischen Arras gewonnen und mit Gewalt innehätten; er erschrak unmäßig sehr, riß vor Leid seine Mütze vom Haupt, warf sie in das Feuer, raufte Haar und Bart und weinte bitterlich. Der von Schauenburg aber schrieb dem König von England seinen erlangten Sieg und vermeinte, der König sollte sich darüber freuen. Der König war deshalb aber über die Maßen sehr betrübt. Daneben schrieb der Hauptmann seinem Statthalter Georg Auge, er solle zum Könige ziehen; sobald er, der Hauptmann, Arras besetzt habe, wolle er zu Roß und Fuß so stark als möglich auch kommen. Indem ward Herrn Wilibald heimlich zu verstehen gegeben, weshalb der König von England erschrocken war.

Und das war die Ursache. Wie gemeldet, hatte der König von England 1 800 000 Gulden von den Seinen genommen und, um seinen Willen zu erlangen, ihnen zugesagt, den König von Frankreich zu überziehen. Denn woher und wie der Erbkrieg dieser zwei Königreiche entstanden und verlaufen, ist ja bekannt. Aber König Karl von Frankreich hatte gewußt, daß der angehende König von England zu seiner Partei gehörte, und hatte ihm mit beträchtlichem Geld und anderer Förderung zur Herrschaft geholfen; das aber durfte sich der von England keineswegs merken lassen, er wäre sonst von den Landherren und denen in London bald von der Krone weggebracht worden. Darum zog er dem König von Frankreich vor einige kleine Städte, die um Calais lagen, gewann zwei davon, ließ die Mauern umbrechen, die Häuser verbrennen, wobei man merkte, daß er den Krieg nicht hart machen oder scharf antreiben wollte, und gab dem König von Frankreich von seinem bewilligten Geld 100 000 Gulden, damit er solches geschehen lasse. Darnach zog er vor eine Stadt, heißt Boulogne, worin unsere liebe gnädige Frau rastete, lagerte sich mit seinem Geschoß und ließ sehr arbeiten.

Es ward also zwischen den zwei Königen verhandelt, daß der König von Frankreich dem von England zehn Tonnen Goldkronen für seinen Zug, Mühe und Arbeit, die er durch die Reise aus England gehabt, geben sollte; diese Tonnen wurden in einem großen Saal hintereinander gestellt und auf eine Million Goldkronen angeschlagen. Da die Englischen sie also ansahen, meinten sie, eine große Sache ausgerichtet

zu haben, die Tonnen waren aber nach beider Könige Wissen mit Asche gefüllt und kupferne vergoldete Kronen darauf gelegt, von denen fünfzig kaum eine wert waren, und wer etwa in die Tonnen griff, konnte nichts anderes merken, als daß sie mit Gold gefüllt waren. Und dieweil sie noch in der vorgemeldeten Verhandlung standen, bevor dieser Vertrag geschlossen war, ließ der König von England dem Herzog Albrecht schreiben, er möge seinen Hauptmann und alle niederländischen Herren veranlassen, mit ihrem Kriegsvolk sich gemächlich zu rühren und nicht heranzuziehen. Darum wurde der Abschluß sehr beeilt, die Englischen sagten, Frankreich hätte ihnen viel Geld geben müssen, und der englische König konnte das Geld, das er von seinem Lande geschatzt, auch behalten. Er schrieb dem Herzog und seinem Hauptmann mit großem Dank für die erbetene Hilfe, daß die Sache geschlichtet wäre.

Unterdes säumte der von Cordis nicht lange, forderte alles Kriegsvolk zu Roß und Fuß herbei und zog über 8000 stark vor Arras, lagerte sich zu Felde, konnte aber der Stadt nichts abgewinnen und zog mit Spott davon.

Und nun muß ich das gute Verhalten der redlichen Landsknechte melden. Der von Schauenburg hatte den Knechten, wie gemeldet, versprochen, wenn er beide Schlösser und Städte erobere, wolle er jedem drei Monat Sold nächstens darauf geben, welche Summe sich auf 60 000 Gulden belief. Er mühte sich hart in der Kürze, solches Geld aufzubringen. Die Knechte wurden gewahr, daß er es beieinander hatte, gedachten ihn totzuschlagen, das Geld zu teilen und die Stadt zu plündern, was sie doch vorher nicht zu tun versprochen hatten; darum wollten sie dem obersten Hauptmann die Muße nicht geben, mit jedem einzelnen Hauptmann abzurechnen, und zogen mit der ganzen Ordnung vor seine Herberge. Die Büchsenschützen standen hinter und vor dem Hause mit ihren eingestellten Büchsen und Gabeln, dazu hatten sie alle Schlangen in die Ordnung gerückt, um für den Fall, daß die Reisigen dem Hauptmann helfen wollten, diese auch zu erstechen und ihren Willen zu vollbringen.

Doch schickten sie ihre Hauptleute, Fähnriche und Weibel zu Herrn Wilibald, ließen ihm sagen, daß er von Stunde an ohne längeres Verziehen bezahle, wo nicht, wüßten sie, sich selbst zu bezahlen. Der Hauptmann hatte doch einige gute Freunde unter ihnen, die sagten ihm, die Verschwörung wäre gemacht, er solle darauf denken, sie zu bezahlen wie er könnte, es würde sonst nichts Gutes daraus. Nun bedachte der von Schauenburg, daß dies Volk weder Gott noch Ehre kannte und sich vor nichts schämte; er forderte also einen Hauptmann nach dem andern und sprach zu jedem: „Tue nach Treue und Glauben, nimm hin diesen Sack mit Gold, bezahle die Knechte, die unter dir liegen.“ Darauf forderte jeglicher seine Knechte, indem er ihnen sagte, daß er seine Bezahlung hätte, damit wichen sie ab zu ihren Herbergen. Darnach unternahm er, die Edlen und Reisigen zu bezahlen, dazu fehlten ihm

an 12 000 Gulden. Diese aber waren von anderer Zucht und besserem Gebaren. Der Bischof von Arras war gefangen, mit dem ward verhandelt, daß er sein Silbergeschirr, Kredenz und was er Gutes hatte, hingab, damit die Edlen und Reisigen bezahlt würden.

Der von Cordis bereitete mancherlei Verräterei, ließ an vielen Orten Feuer legen, bestellte, daß die Brunnenketten abgetragen oder in die Brunnen geworfen wurden, daß an den Brunnen, welche Seile hatten, diese halb entzwei geschnitten wurden, damit sie entzwei rissen, sobald man hart damit arbeitete.

Unterdes verzog sich die Sache, man mußte lange zu Arras liegen und die Schuld des Soldes wuchs wieder stark. Das Gesindel hatte den Gewinn fast verschlemmt, die Säcke wurden ihnen leer, darum zogen sie zu Zeiten fortan ins Land auf Beute, sich zu helfen. Da sie aber umher aufgeräumt hatten, daß nicht mehr viel zu kriegen war, wurden sie ganz widerspenstig, fingen an in der Stadt zu nehmen, und niemand in der Stadt, auf den Gassen oder dem Lande war sicher.

Nun ist landkundig und unverborgen, wie der Römischen Königlichen Majestät die Herzogin von Bretagne zur Gemahlin gegeben war, und daß König Karl von Frankreich sich mit Gewalt des Landes und der Frau bemächtigte. Darauf ließ die Römisch Königliche Majestät ihre Tochter, Frau Margarethe, die dem gedachten Könige vorher vermählt war, wieder holen und aus Frankreich bringen. Nun mußten die dazu geschickten Gesandten, Bischof Wilhelm von Eichstädt, Markgraf Christoph von Baden, Graf Engelbrecht von Nassau, Graf Eitelfritz von Zollern und die anderen mit gedachter Fürstin nicht fern von Arras hinziehen. Die wußten, wie sich Reisige und Knechte dort hielten. Darum schickten sie Botschaft zu dem von Schauenburg, daß er mit der ganzen Garnison zu Roß und zu Fuß verhandeln sollte, damit sie friedlich und ungehindert durchziehen könnten. In dem Vertrage mit dem König von Frankreich hätten sie auch ausgemacht, daß in dem französischen Lande von den Burgundischen nicht mehr geschädigt und geraubt werden sollte; das hätten sie im Namen Römischer Königlicher Majestät und des Herzogs Philipps zugesagt und sich christlich verpflichten müssen. Wenn nun dieses ihr Gelöbnis und Verpflichtung dem König von Frankreich nicht gehalten würde, so würde das sehr ernst genommen und dem Reich und der ganzen deutschen Nation zum Schaden werden.

Der Hauptmann rief eine Gemeinde des ganzen reisigen Zuges und der Fußhaufen zusammen, und hielt ihnen die Erklärung vor, mit vieler Bitte und gütlichen Worten. Die gaben Antwort, man sei ihnen schuldig, sie hätten kein Geld mehr und alles verzehrt, sie hätten auch keine Aussicht, etwas zu gewinnen. Wenn man sie bezahlen wollte, so könnten sie den Vertrag des Königs von Frankreich und der Gesandten sich wohl gefallen lassen. Wenn man sie aber nicht bezahlte, könnten sie ihre Hände und Füße nicht essen, wollten auch ohne Be-

zahlung nicht wegziehen, sondern pfänden, angreifen, aufhalten und fangen, wen sie könnten, damit sie sich erhielten. Der Hauptmann konnte trotz Mühe und Fleiß keine andere Antwort erlangen, und ließ die Botschaft so scheiden. Die sagte Frauen Margaretha und den Herren, was ihnen zu Arras begegnet war. Nun ward eine zweite Botschaft zu dem Hauptmann nach Arras geschickt. Dort forderte der Hauptmann wieder die ganze Gesellschaft in eine Gemeinde, führte die Boten in den Ring und bat, diese anzuhören. Die sagten: „Der ersten Botschaft ist ganz widerwärtig geantwortet worden, jetzt sind wir wieder geschickt, den Hauptmann und die ganze Gemeinde in der Garnison aufs gütigste anzusprechen, zu ersuchen und zu bitten, von solchem bösen Vorsatz abzustehen; denn ein solcher Mutwille und Schande ist an Deutschen unerhört, seit die Nation in Würden steht und das heilige Reich in ihrer Verwaltung ist, daß eines römischen Königs Tochter mit ihren Frauen und Jungfrauen aus fremden Landen herzieht und mit denen, die sie begleiten, von deutschen Knechten aufgehalten werden sollte, die alle ihre Eltern im Reiche haben und die selbst dem Reiche unterwürfig sind. Was kann die fromme und edle Fürstin dafür, daß man den Knechten Sold schuldig ist? Sie bleibt billig des Schadens müßig, denn sie kann dafür kein Pfand sein. Aber es ist wohl möglich, daß sie von anderen mit ihrer Begleitung gefangen werden kann, wegen des Unwillens, den die Knechte erregt haben. Daraus wird den Knechten wenig Ehre entstehen. Wenn aber dies geschähe, so haben sie zu bedenken, daß die Römisch Königliche Majestät, Herzog Philipps sowie das ganze Reich wenig Gefallen haben würde; ohne Zweifel müßten alle diejenigen, so dabei sind, mit Namen aufgeschrieben werden, und wo sie fortan im Reich oder in allen Niederlanden begriffen werden oder sich sehen lassen, darum sterben; was auch ihr verdienter Lohn wäre." Sie erzählten auch sonderlich dem Hauptmann, was für ihn selbst darauf stünde, sie sagten und ermahnten ihn seiner Eltern wegen, wie die gar lange Zeit ehrlich und wohl bei dem heiligen Reich heraufgekommen wären und ihr Blut vergossen hätten. Und sollte solcher Frevel unter ihm geschehen, der dieses Volkes oberster Hauptmann sei, so würde das seinem Namen und seinen Nachkommen ein ewiger Vorwurf sein; denn wer könnte etwas anderes denken, als daß diese Untat mit seinem Willen, Wissen, Rat und Hilfe begangen wäre.

Der Hauptmann sprach: „Liebe Freunde, ihr habt gehört, welchermaßen wir beschickt und angesprochen sind, ich bitte, ihr wollt zu Herzen nehmen unser aller Ehre. Uns ist die Wahrheit gesagt. Tun wir das, so sind wir ewig entehrt, dazu Leibes und Lebens unsicher, wo wir hinkommen."

Aber ein Kiesel ist ein Stein, hier war kein Wenden. Das Kriegsvolk wollte Bezahlung oder auf seinem Vorsatz beharren. Der Hauptmann erdachte einen andern Rat und sprach: „Liebe Freunde und

fromme Knechte, es ist wahr, obwohl wir dem Herzog Philipps gut und treu gedient, will er uns nicht bezahlen. Was wollen wir darum seine Schwester, die edle Fürstin, beschuldigen, die weder an seinen Leuten noch Landen teil hat? Weshalb sie mit ihrem Frauenzimmer oder den Fürsten, die bei ihr sind, aufhalten? Das wäre großer Unrat. Weshalb auch wollen wir die Ambassaten, die mit königlicher Würde von Frankreich Vertrag geschlossen haben, unwahr machen? Laßt uns den pfänden, der uns schuldig ist, das ist Herzog Philipps. Was sollen dies die andern entgelten? Ihm wollen wir in seinem Lande rauben, brennen, fangen und wirtschaften, so lange bis wir bezahlt sind."

Das gefiel den Knechten. Sie hielten das den gesandten Herren vor, die sahen das auch für besser an, als daß sie aufgehalten werden sollten. Darauf ward Frauen Margaretha Sicherung zugesagt und unter des Hauptmanns Siegel ein Passeport gegeben. Die zog ihres Weges mit großem Aufzuge, mit Pracht und Schmuck auf einer Roßsänfte, in einem herrlichen Stuhl sitzend, über ihr war eine Decke von einem Stück Goldstoff, um sie vor der Sonne zu beschirmen; so zog sie in Brabant ein. Dort ward sie mit großen Ehren und Freuden empfangen und viele frohe Feuer und herrliche Spiele gemacht.

Der Hauptmann aber und das Kriegsvolk vereinten sich und schwuren zusammen, den Herzog Philipps von Burgund und die Seinen anzugreifen, zu berauben, zu brennen, zu fangen und zu beschädigen, so lange bis sie bezahlt wären, und einander in keiner ehrlichen und redlichen Sache zu verlassen. Und jetzt zog eine Partei und dann die andere in das Land des Herzogs Philipps, raubte, brannte und schädigte, als ob es Feinde wären. Als nun dieser Berg auch abgeholzt und nichts mehr zu nehmen war, begannen die Knechte in der Stadt übel und greulich zu hausen, fingen die reichen Pfaffen und Bürger, legten sie auf Bänke, marterten und schätzten sie um alle ihre Habe. Der Hauptmann hätte gern gestraft, wie er oft zuvor getan, da er etliche durch die Spieße laufen, anderen die Köpfe abschlagen lassen. Sobald er das vornahm, hielten die Knechte zueinander nach ihrer alten Weise, wobei ihnen niemand zu fromm oder zu redlich ist, und sprachen also: „Daß dich Gottes Marter schände, du willst Hauptmann sein, kannst befehlen, aber nicht Geld geben. Sorge und gib Geld her, oder wir wollen dich totschlagen."

Ungefähr alle zwei oder drei Tage hielten sie eine Gemeinde, darein forderten sie den Hauptmann, und wiewohl er sich oft versah, daß er lebendig nicht von ihnen kommen würde, dennoch ging er in den Ring, um anderes Übel zu hindern, bot gute Worte und half soviel er konnte. Einmal schlugen sie ihn darnieder, und wenn die Hellebardiere nicht den Knechten die Spieße abschlugen und ihn beschützten, so hätten sie ihn erstochen. Das währte so fast an ein Jahr. Zuletzt fingen sie ihn mitsamt dem von Rony, dem Loi de Wadre und dem von Voris, legten die in eine Kammer zusammen und ließen sie aufs beste ver-

wahren, mit Hellebarden und anderen Knechten Tag und Nacht bewachen, und wollten schlechterdings die Bezahlung von ihnen haben. Aber da war kein Geld. Denn die Hauptleute hatten sich ebensogut wie die anderen ausgegeben. Dennoch mußten sie so im Gefängnis bleiben, und wenn die Knechte die Lust ankam, ließen sie die Hauptleute in ihre Gemeinde holen und hinten, vorn und an den Seiten mit Hellebarden verwahren, als ob sie Mörder und Diebe gewesen wären. Und wenn sie dann in den Ring kamen, sagten ihnen die Knechte, man sollte sie bezahlen, oder man wollte einen nach dem andern aufreiben. Der Hauptmann und die andern antworteten, sie könnten das nicht hindern, sie wären in ihren Händen. Man möchte doch bedenken, wenn sie Geld hätten, würden sie die Gefahr und abenteuerliche Lage um keines Gutes willen ertragen: sie wollten gern um Geld schreiben und alles tun, was an ihnen wäre. Sie schrieben und mußten die Knechte lesen lassen, was sie geschrieben hatten, sie konnten aber von der Herrschaft nie andere Antwort erlangen als die, es wäre kein Geld da. Als die Knechte die völlige Unschuld der Hauptleute einsahen, ließen sie dieselben ledig und wirtschafteten in der Stadt ganz nach ihrem Gefallen. Darnach schickten sie zu den Königen von Frankreich, England und anderen, boten ihnen die Stadt um ihren Sold zum Kauf an, steckten Strohwische auf die Stadttore, zu einem Zeichen des feilen Kaufes, und schrien nach ihrer Gewohnheit: „Wer kauft, der hat."

Der von Rony und der erwähnte Loi de Wadre wollten den Backenstreich nicht länger erwarten und machten sich heimlich hinweg. Aber Herr Wilibald blieb, in der Absicht zu verhindern, daß die Stadt nicht verkauft würde. Denn wenn solches geschähe, wäre es ihnen eine große und ewige Schande. Welcher Fürst sollte fortan seinen Glauben oder Vertrauten in sie setzen, sie wären nimmer des Glaubens, des Vertrauens und der Ehre wert. Damit machte er eine solche Irrung und Zwietracht unter dem Kriegsvolk, daß sie durchaus nicht mehr zusammen stimmen wollten. Denn die einen wollten solchen Verkauf nimmer bewilligen noch dabei sein. Etliche zogen auch hinweg. Der von Schauenburg hatte auch unter anderen Knechten 500 Schweizer, arge Schälke, die hatten einen Hauptmann, den Kaneloser, der war früher in Frankreich gewesen und gar gut französisch. Der hätte die Stadt gern in die Gewalt des Königs von Frankreich gebracht. Er kam zu Herrn Wilibald und sagte: „Lieber Herr, Ihr wißt, daß wir armen Gesellen unseres Soldes und Geldes sehr bedürftig sind, wir können nicht länger verziehen, sondern müssen die Stadt um unserer Forderungen halber verkaufen. Nun hat keiner von uns ein Siegel, das Glauben hat. Wenn Ihr uns aber helft, die Sache zu Ende bringt und die Kaufbriefe besiegelt, so wollten wir Euch 4000 Kronen vorausgeben, und was Euch bei Bezahlung der Knechte zugute kommen mag, wollen wir Euch gern gönnen und getreulich dazu helfen."

O bedenke doch ein jedes fromme getreue Herz, wie schrecklich dies dem frommen teuren Ritter war. Dennoch durfte er nicht offen oder nach seinem Herzen antworten und sprach mit anderen Gedanken: „Du weißt, daß unsere Boten bei den brabantischen Herren sind, ich versehe mich des Geldes, wenn das kommt, wäre doch dieser Anschlag umsonst. Darum verzieh, bis uns Antwort wird. Verläßt man uns, so komm wieder. Dann wollen wir vornehmen, was gut ist."

Die ganze Garnison hatte große Acht und Fleiß auf den Hauptmann, sie besorgte, wenn es sich schickte, würde er sich auch wie die andern hinwegmachen. Sie ließen Tag und Nacht bei 200 Mann vor seiner Herberge wachen, dazu besetzten sie alle Tore mit größtem Fleiß. Nun begab sich, daß die Knechte eine gute Anzahl Vieh gewannen. Der Hauptmann verhandelte mit ihnen, sie sollten die Kühe nach Rotten unter sich austeilen, damit sie Nahrung hätten und die Bezahlung besser erwarten könnten. Sie taten den Hauptmann aus der Wacht, um ihnen dies Vieh zu teilen. Er saß im großen Samtrock mit Schuhen auf einem Maulesel und befahl seinem Knaben, ihm ein kleines Pferd, das rasch war, dorthin zu bringen, einen günstigen Augenblick zu ersehen und ihm so nahe als möglich zu kommen, abzuspringen und dem Hauptmann auf das Pferd zu helfen. Der Hauptmann ritt vor das Stadttor zu dem Vieh, ließ das in Haufen voneinander teilen und befahl den Knechten, wenn sie die Haufen so gleich als möglich gemacht, wollte er ihnen die Lose geben. Dabei benutzte er den Augenblick, rückte auf die Seite wie wegen eines Bedürfnisses, der Knecht sprang ab und brachte seinen Herrn auf das Pferd. Jetzt ritt er zu den Knechten und sprach den Schweizerhauptmann an: „Her du, Kaneloser, du hast mir zugemutet, daß ich dem König von Frankreich die Stadt verkaufen helfe, und du wolltest machen, daß mir 4000 Kronen vorweg werden sollten. Den Bösewicht findest du nicht bei mir, denn du und andere Knechte geben mir Ursach, nicht länger bei euch zu bleiben." Damit ritt er von dannen. Unter den Knechten erhob sich ein großes Geschrei; sie liefen nach der Stadt und sagten, daß der Hauptmann hinweg wäre. Es kamen über 100 Pferde, um auf ihn zu jagen, sie machten ihm aber darum, weil er rasch geritten war, keine Sorge. Er kam in ein Städtlein, heißt Buscha im Hennegau, und etliche sagen, daß es vor alten Zeiten dem Herrn Lanzelot vom See, einem der trefflichsten Tafelrunder, gehört habe. Die von Arras fahndeten am nächsten Morgen auf Herrn Wilibald, aber Loi de Wadre schickte ihm einen Knecht als Wegweiser zu, der ihn ohne Not durch Hennegau nach Brabant zu Herzog Albrecht von Sachsen brachte. Dem berichtete er über alles, wie es um Arras stünde, und wo nicht Geld geschickt und die Knechte bezahlt würden, wäre keine Zweifel, sie würden die Stadt verkaufen und an den König von Frankreich bringen. Und da an der Stadt das ganze Land Artois hinge, so wäre leicht abzunehmen, welch großen Schaden und Nachteil es der Herrschaft

Burgund bringen würde, wenn die Stadt verloren ginge und in die Hand der Franzosen käme. Aus dieser Ursache wurde mit großer Mühe durchgesetzt, 40 000 Gulden aufzubringen.

Es wurden andere geschickt, um die Knechte abzuzahlen, und es wurde vorgesehen, daß die Stadt nicht verkauft wurde, und sie ist noch auf den heutigen Tag samt dem Lande unter Gewalt und Herrschaft der Burgundischen.

So weit Wilibald von Schauenburg.

Sein Bericht führt, wie keine andere Überlieferung des 15. Jahrhunderts, in das Treiben der Landsknechte ein; erstaunt sehen wir Modernen, wie damals auch die Besseren mit ihrer Soldatenpflicht umsprangen. Die schmähliche Weise, wie Wilibald in der Not ein Übel durch das andere vermeidet und gegen seinen obersten Kriegsherrn, den Herzog Philipp von Burgund, rauben und brennen läßt, erinnert sehr an die Moral jenes fränkischen Heeres in der Merowingerzeit, das den Verbündeten mit Kampf und Beute überzog, weil es mit dem Feinde sich durch Eid vertragen mußte. Und am auffälligsten ist, daß auch die großen Herren der kaiserlichen Partei dies Verfahren als Notwehr in der Ordnung fanden.

Eine alte militärische Lehre wird übrigens aus dem Handstreich auf Arras klar: der Soldat soll zuerst Order parieren, soll sich hüten, von dem vorgezeichneten Wege abzuweichen und die Verantwortung für eine gewagte Expedition auf sich zu nehmen. Der Schauenburger hatte den Befehl, seine Leute zum König von England zu führen, nicht eine Stadt zu überfallen, die gar nicht auf seinem Wege lag. Zuverlässig hat dem Hauptmann sein Verhalten in den Augen des Statthalters und des Königs Maximilian keinen wesentlichen Schaden getan, er fuhr fort, der vertraute Kriegsmann Albrechts von Sachsen zu sein, und spielte kurz nachher bei den Hoffesten des Reichstages zu Worms eine Rolle. Ja, er wurde darauf mit der Eroberung Frieslands beauftragt, das dem Herzog Albrecht vom Kaiser und Reiche als erbliche Statthalterschaft gegeben worden war. In Friesland bewährte der Feldhauptmann seine Kriegstüchtigkeit aufs neue, er widerstand, wie er versichert, der Versuchung, sich dort an den Küsten der Nordsee ein eigenes Land zu gewinnen, was bei der Sachlage wohl ausführbar gewesen sei. Er hielt treu zu seinem Herrn, bis dieser starb. Da erst schied er von dem Heere.

Die halben Erfolge, die durch das Heer der deutschen Landsknechte für das Haus Habsburg am Niederrhein durchgesetzt wurden, sicherten dem Enkel Maximilians, dem späteren Kaiser Karl V., das Gebiet, das der Landreiche als seine Heimat betrachtete, sie bildeten die Brücke, von der das Haus Habsburg nach Spanien hinüberzog. Hier wie in Böhmen, Ungarn und Italien wurde Maximilian I. Begründer der großen Macht seines Hauses. Er war ein echter Nachkomme des Ahn-

herrn aus dem Elsaß. Ländererwerb und Länderverkauf durch Heiraten, unablässige Versuche, das Reich für die Familienpolitik in Bewegung zu setzen, dasselbe Mißverhältnis zwischen innerer Kraft und den hochfliegenden Plänen, und darum dieselbe ewige Geldbedrängnis und bei den höchsten persönlichen Ansprüchen schmähliche Demütigung und Niederlagen, gewagte und unehrliche Geschäfte, Wortbruch und alle diplomatischen Kunststücke des Schwachen. Als ein frischer, kräftiger, ritterlicher Gesell trat Max in die Politik ein, aber auch sein Rittertum war genau so beschaffen wie das der fränkischen Junker, es war in einem hart realistischen Wesen eine phantastische Spielerei, die in Wahrheit sein Urteil in den Geschäften nur selten beeinflußte, ein eitles Kostüm, in dem er sich wohlgefällig beschaute, das ihn von unritterlichen Handlungen nicht zurückhielt. Der Ahn Rudolf hatte vor seinem Enkel eine größere Stetigkeit der Pläne voraus und die größere persönliche Tüchtigkeit in Feld und Geschäften, Maximilian fuhr mit seinen Einfällen unstet umher, sein Leben ist reich an halben und übereilten Schritten, die er zurücktun mußte. Aber er kam doch immer wieder auf die alten Wege und die Politik seines Ahnherrn zurück; während sein gelehrter Vater das Reich als eine widerwärtige fremde Last betrachtete, bewahrte er als Kaiser den Ehrgeiz, das Reich sich dienstbar zu machen, und hatte am Ende eines langen Lebens trotz dem Mangel an glänzenden Erfolgen durchgesetzt, daß seine Nachkommen für das erste Fürstengeschlecht Europas galten. Noch war sein Regiment schwach und unsicher, aber es brachte doch den Reichsfrieden und das Reichskammergericht, und es gewöhnte die Deutschen, sein Geschlecht als das Königshaus des Reiches zu betrachten. Kam nach ihm ein Fürst seines Blutes, der es verstand in großem Sinne deutsch zu sein, so war nach menschlichem Urteil wohl möglich, daß die Herrschaft über die Herzen des Volkes und über das Reichsgebiet dem Hause Habsburg zuteil wurde.

Die Vorbedingung für jede Kräftigung des Reiches war ein Heer, Vorbedingung für jede militärische Stärkung war dem Kaiser der Erwerb neuer Einnahmequellen. Wenige Jahrzehnte nach den niederländischen Händeln kamen die Jahre, wo einem deutschen Kaiser möglich geworden wäre, ein Heer zu bezahlen. Als das Volk durch Luther in unsühnbaren Kampf mit der Kirchenmacht und den geistlichen Landesherren geworfen war, da kam die Zeit. Aber der Habsburger, der damals die Geschicke Deutschlands leitete, war kein Deutscher.

Das war der Fluch, der sich an die weitsichtige Hauspolitik des ersten Habsburgers gehängt hatte.

13. Die fahrenden Leute

Allen Vereinen und Bruderschaften der alten Zeit, die der Seele Heil oder irdische Vorrechte suchten, und allen gesetzten Menschen, deren Leben umfriedet war durch die Grenzzeichen und das Recht einer Heimat, stand gegenüber eine große Gesellschaft von Rechtlosen und Heimatlosen, die alles entbehrten, was damals Sicherheit und Erbe gab, die doch überall zu finden waren und bei jeder gemeinsamen Tätigkeit der anderen mitspielten, mißachtet und vielbegehrt, als Kinder des Teufels der strengen Kirche verhaßt, als Bewahrer heiterer Kunstfertigkeit Geistlichen und Laien sehr willkommen, die Lustigmacher und Freudebringer des Volkes: die große Genossenschaft der fahrenden Leute.

Diese Kinder der Landstraße haben eine lange Geschichte, die mehr Beachtung verdient, als ihr bis jetzt zuteil geworden, denn sie waren durch mehr als ein Jahrtausend die volkstümlichen Bewahrer alter Poesie, der Musik und aller darstellenden Künste.

Auch ihre Geschichte lehrt, wie innig und ununterbrochen der Zusammenhang des deutschen Lebens mit dem römischen Altertum ist. So hatte sich mit zahllosem anderen das verachtete Geschlecht der Gladiatoren, Histrionen, Thymeliker durch die Stürme der Völkerwanderung erhalten und von Rom aus unter die Barbarenstämme verbreitet. Sie führten den blutigen Vandalenhaufen die unzüchtigen römischen Pantomimen auf; sie standen vor den Hütten des fränkischen Häuptlings und pfiffen und spielten fremdartige Weisen, die vielleicht einst mit den Orgien asiatischer Götter nach Rom gekommen waren; sie mischten sich unter die gotische Gemeinde, die aus der neugebauten Kirche auf den Kirchhof strömte, und öffneten dort ihren Kasten, um einen Affen mit roter Jacke als fremdes Ungeheuer zu zeigen, oder die grotesken Figuren altlateinischer Drahtpuppen, den Maccus, Bucco, Pappus und wie sonst die antiken Väter unserer Hanswürste heißen, der Dorfjugend aufzuführen, die vor dem fremden Wunder die großen blauen Augen weit aufriß. Unterdes erboten sich wohl andere Glieder der Gauklerbande, den Kriegern der Gemeinde gegen Bezahlung ein Kampfspiel mit scharfen Waffen aufzuführen, mit den Kunstgriffen und Gefahren des römischen Zirkus; dann schloß sich der Ring der trotzigen Männer und verfolgte mit leidenschaftlicher Spannung die Wechselfälle des Kampfes um „Lohn", den die Zuschauer um so mehr bewunderten, je blutiger er wurde, während sie die Elenden, die so für

Geld kämpften, mit nicht größerer Achtung betrachteten als zwei Wölfe oder hungrige Hunde. Aber für die vornehmen Zuschauer gab es noch andere lockende Künste. Auch fahrende Frauen zogen mit den Männern durch die deutschen Stämme, gewandt, frech, womöglich in glänzendem Aufzuge. Wenn sie das griechische Tamburin oder die asiatische Klapper in den üppigen Windungen eines bacchischen Tanzes schwangen, so waren sie den deutschen Edlen und geistlichen Herren zwar in der Regel unwiderstehlich, ernsten Leuten aber äußerst anstößig. Schon im Jahre 554 schritt ein Frankenkönig gegen den Unfug der fremden fahrenden Weiber ein, und der würdige Hinkmar warnt seine Priester väterlich vor diesen Frauen, deren fremdklingende Bezeichnung von treuherzigen Mönchen durch ein sehr bekanntes, aber derbes Wort erklärt wird.

An solche fremde Gaukler schloß sich schnell ein zahlreicher deutscher Nachwuchs. Die deutschen Stämme hatten seit uralter Zeit wandernde Sänger gehabt, Träger der Neuigkeiten, Verbreiter von epischen Gesängen und Liedern. Auch diese waren von Hof zu Hof gezogen, hoch willkommen in den großen Blockhäusern der Vornehmen, geehrte Gäste, vertraute Boten, die oft von ihren Gastfreunden holderen Lohn zu erhalten wußten als goldene Armringe oder neue Gewänder. Sie hatten einst am Herdufer zur Harfe von den abenteuerlichen Fahrten des Donnergottes nach der Riesenwelt und von dem tragischen Untergang der Nibelungen, dann von Attilas Schlachten und den Wundern der südlichen Länder gesungen. Dem neuen Christentum aber wurde der reiche Schatz der alten einheimischen Gesänge unheimlich. Karl der Große sammelte noch mit großem Sinn die Heldenlieder der deutschen Stämme, sein pfäffischer Sohn Ludwig haßte und verachtete sie. Allerdings waren diese Gesänge so voll Heidentum, daß die Kirche Ursache hatte, in Synodalbeschlüssen gegen sie zu eifern. Mit ihnen kam das Sängergeschlecht, das sie trug und verbreitete, in die Ungnade der Kirche. Die Lieder hörten deshalb nicht auf, aber ihre Sänger wurden niedriger, sie fielen endlich, wenigstens zum Teil, der Klasse jener fahrenden Leute zu, und das Volk gewöhnte sich, das schönste Erbe seiner Vergangenheit von den Lippen verachteter Spielleute zu hören.

Und noch andere Erbschaft aus dem deutschen Heidentum ward den fahrenden Leuten. Bis über die Zeit des Tacitus hinauf reichen in Deutschland feierliche dramatische Umzüge an den großen Festtagen der deutschen Götter; schon damals scheint die Laune, mit welcher der fromme Germane seine Götterwelt betrachtete, den Umzügen komische Vermummungen zugesellt zu haben, die Gestalten von Kobolden, Riesen, den greisen Winter und den grünen Frühling, den Bär Donars und wahrscheinlich das weiße Zauberpferd Wotans, die in der ältesten Form dramatischer Spiele, in der eines Wettkampfes oder Rechtsstreites, gegeneinander agierten. Behend fügten die fahrenden Gaukler diese deutschen Masken zu den grotesken römischen Figuren,

die sie in das Land gebracht hatten. Und auf den Kirchhöfen der neuen Christengemeinden in Deutschland brüllte der Bär des trinklustigen Asen neben dem Begleiter des römischen Weingottes, dem Satyr mit seinen Bocksfüßen und Hörnern.

So germanisierte sich schnell das fahrende Geschlecht und glitt während des ganzen Mittelalters zwischen den abgegrenzten Kreisen des Volkes umher, vor dem Gesetze heimatlos und rechtlos. Die Kirche fuhr fort das „fahrende und gehrende Volk" durch wiederholte Dekrete zu beargwöhnen, ja das Recht, an den Sakramenten des Christentums teilzunehmen, wurde ihm beschränkt. Die alten Rechtsbücher erlaubten „Klopffechter um Geld" zu erschlagen ohne Buße, wie herrenlose Hunde, oder, was beinahe schlimmer war, sie gewährten dem beschädigten fahrenden Mann nur eine höhnende Scheinbuße. War ein Spielmann mit dem Schwerte oder Messer getroffen, so durfte er nur auf den Schatten, den sein Beschädiger an die Wand warf, denselben Schlag oder Stoß tun.

Mit dieser „Unehrlichkeit" aber kontrastierte sehr die Beliebtheit, deren sich die Fahrenden in der Regel erfreuten. Einzeln oder in Banden zogen sie durch das Land, bei großen Hof- und Kirchenfesten strömten sie zu Tausenden zusammen. Dann war ihnen Trank, Speise, Kleider, Geld zu spenden allgemeiner Brauch, und wohl war es geraten, sie gut zu behandeln, denn sie waren als böse Zungen allbekannt und verkündeten in Spottliedern durch alle Länder die Schande des kargen Mannes mit einer Rachsucht, die durch das Gefühl geschärft werden mochte, daß ihnen solche Rache das beste Mittel sei, sich gefürchtet zu erhalten. Nur selten wagte ein Fürst, wie Kaiser Heinrich II., oder ein frommer Bischof ihre Banden ohne Lohn von seinen Festen fortzuweisen. Fast überall sind sie bis ins 15. Jahrhundert zu finden, wo eine größere Anzahl von Menschen gesammelt wird. Sie marschieren mit Dudelsack und Fiedel vor den bewaffneten Haufen, sie ziehen im Gefolg der Heere gegen die Slawen, nach Italien, nach Jerusalem, sie blasen und rufen bei jedem Turnier und singen auf der Stelle das Lob der Sieger, sie gaukeln und tanzen mit und ohne Kostüm bei großen Mahlzeiten, oder schweben auf dem Seil an jeder Messe und machen den Totensprung in voller Rüstung zwischen zwei Schwertern so fürchterlich, daß schreckhafte Leute in Ohnmacht fallen. Sie singen Wanderlieder, Spottlieder, Liebeslieder, und erzählen alte Heldensagen und Märchen aus fremden Ländern auf der Ofenbank des Bauers und in der Hausflur des Bürgers wie in der Halle der Burg. Dort ist vielleicht der Herr auf einem Kreuzzug abwesend, und die Frau und das Gesinde hören ängstlich auf die Märchen und Lügen des gewandten Spielmanns. Heut ist er Erzähler fremder Wundergeschichten, morgen verstohlener Bote zwischen zwei Liebenden; dann wieder tritt er eine Zeitlang in den Dienst eines ritterlichen Minnesängers, dessen Minne-

lieder er mit seinem Spiel begleitet und im Lande zu verbreiten unternimmt, ungefähr wie jetzt eine Zeitschrift tut. Oder er kleidet sich noch auffallender, als er sonst pflegt, nimmt einen Kolben in die Hand, setzt die Narrenkappe auf und wird als Narr Gefährte eines Adligen oder Begleiter eines vornehmen Geistlichen.

Von der Ordnung, welche die große Genossenschaft zusammenschloß, ist uns keine Spur geblieben, wohl aber ist uns überliefert, daß es auch unter ihnen Meisterschaft und höhere Würde gab. Nach dem Jahr 1000 ritt ein solcher Häuptling der fahrenden Leute, dem der Name Vollark gegeben wird, mit einem Gefolge von acht Genossen der Hochzeit eines sächsischen Edlen zu. Da gesellte sich ihm auf der Landstraße ein Fremder, der die Gestalt eines vornehmen Mannes hatte; dieser lud die Fahrenden ein, in seinem Hause zu übernachten, und stellte ihnen nur die Bedingung, daß sie sich mit den argen Knechten und Rittern seines Hauses nicht in Händel oder Gespräch einließen. Durch dunkles Tal und dichten Wald kamen sie in den hellerleuchteten Saal des Fremden; sie wurden von wohlgeschmücktem Gefolge ehrerbietig empfangen, in die Gastherberge des Hofes gelegt, ihre Rosse erhielten reichlich Futter, sie selbst ein stattliches Mahl. Da sie am Morgen aufbrechen wollten, forderte der Fremde, daß sie noch einen Tag in Freuden bei ihm weilten. Und er ließ wieder ein kostbares Mahl zurichten. An keinem Fürstenhofe hatten die Männer solche Pracht des Tischgerätes gesehen, und Vollark sagte das seinem Wirt über dem Mahle. Da antwortete dieser: „Wundere dich nicht, alles geraubte Gut auf Erden gehört mir und kommt in meine Hand." Da erschrak Vollark und rief nach dem Mahl heimlich seine Genossen zur Seite: „Der Fürst, der uns zu Gaste geladen hat, ist der üble Teufel, befehlt eure Seele dem Herrn und fleht, daß er uns von hier erlöse." Sie kehrten zum Gelage und baten um Urlaub. Erst sollt ihr die Gaben empfangen", sagte der Wirt, spendete ihnen goldene und silberne Becher und stattliches Gewand und sprach: „Jetzt ist alles erfüllt, was ich euch versprochen; morgen lasse ich euch auf euren Pfad geleiten." Nach einer schlaflosen Nacht wurden die Fahrenden von Wegweisern auf die Landstraße zurückgeführt; am Scheidewege verschwanden die Führer. Und zur Stelle fühlten Vollark und seine Gesellen große Schwäche des Hungers in sich und an ihren Rossen, so daß sie kaum weiter zu reiten vermochten, und als sie die Geschenke in den Bündlein suchten, fanden sie nichts darin als Spinneweben*). — Die Sage ist die einzige Nachricht, welche erkennen läßt, daß trotz dem Haß der Kirche, Sänger von Ruf noch etwas von der altheimischen Bedeutung bewahren. Auch der Teufel hat noch das Aussehen eines gastfreien Riesen.

*) Aus den Visionen, die der bayrische Mönch Othloh (c. 1000 bis 1066) in Fulda verfaßte, nach Pertz: Monum. Scriptt. XI. Vis. 23.

Seit dem 13. Jahrhundert wird die rechtliche Lage der Fahrenden besser, das Leben aller Klassen ist frivoler, kecker, rücksichtsloser, das Begehren nach burleskem Scherz, nach Saitenspiel und Tanz, Gesang und mimischen Darstellungen so allgemein, daß die Kunstfertigen ein ständiges Bedürfnis der Städte und Höfe werden. Deshalb glückt es vielen, ihren Frieden mit der bürgerlichen Gesellschaft zu machen, sie gesellen sich zu dem Rittertum als Rufer, Herolde, Lobsänger und Spruchsprecher, sie werden Hausnarren an den Fürstenhöfen, Pritschmeister in den Städten, Gesellen der Stadtpfeifer, Spielleute der Landsknechtbanden; die fahrenden Frauen gehen in die Frauenhäuser an die Stadtmauer und verfallen so der wohlwollenden Aufsicht einer städtischen Polizei. Seitdem teilen sie sich in angenommene und fahrende; der Narr, der Spielmann, der Klopffechter eines Herrn oder einer Stadt trägt als Zeichen der Dienstbarkeit Schild, Wappen, Kette oder Ring am Arme, und dieses Symbol der Unfreiheit ist für ihn ein wertes Privilegium, das Schutz gewährt gegen das Mißtrauen der beginnenden Polizei. Aber die Lage derer, die noch heimatlos umherschweifen, wird schlechter; in der Mitte des 15. Jahrhunderts werden sie auf dem Reichstage zu Frankfurt bereits durch kaiserliche Verordnung als Vagabunden bedroht, zumal die Sänger und Spruchsprecher, weil sie geistlichen und weltlichen Stand verächtlich antasten; denn sind sie bei den Geistlichen, so singen sie von den Weltlichen, und bei den Weltlichen von den Geistlichen, „welches zu Zwiespalt und Ungehorsam gereicht". Endlich kommt den Angesessenen der Ehrgeiz, sich in einer Innung oder nach italienischem Muster in einer Schola zu vereinigen und durch Privilegien bevorzugen zu lassen, so den Pfeifern und Paukern, den Fechtern und anderen.

Einige Tätigkeiten dieses fahrenden Volkes verdienen besondere Erwähnung. Die Banden der Gladiatoren und Tierkämpfer zogen von den Höfen der Merowinger auch nach Deutschland. Ihre Kämpfe, bei denen sie um Geld ihr Blut vergossen, müssen nicht selten eine Unterhaltung der Kaiser gewesen sein; denn als Kaiser Heinrich II. um das Jahr 1017 eine Schar Straßenräuber gefangen hatte, richtete er zu Merseburg und Magdeburg Kämpfe ein, stellte den Gefangenen eine Anzahl seiner unehrlichen Kämpen gegenüber und ließ sie von diesen niedermachen. Auch die Städte hielten zuweilen solche Kämpfer, so Aachen durch das ganze 14. Jahrhundert gegen festen Monatssold und Kleidung für Zweikämpfe mit Feinden der Stadt; einmal sollte dieser Kampf mit Streitkolben an Riemen geführt, dazu die Kämpfer mit Hosen und Gürteln versehen werden; sie wurden von einem Meister unterrichtet, der die ansehnliche Summe von fünfundzwanzig Goldgulden, Kleider und freie Zeche erhielt*).

In dem nächsten Jahrhundert gesellten sich die Fechter, die städtische Unterkunft gefunden hatten, als Marxbrüder und Federfechter in zwei

*) Laurent, Aachener Stadtrechnungen. S. 12.

Verbindungen, welche starken Groll gegeneinander hegten. Die Fechter mit der Feder führten einen geflügelten Greif im Wappen, sie rühmten sich von einem Herzog von Mecklenburg privilegiert zu sein, und fanden später in den Kurfürsten von Sachsen milde Gönner; sie riefen im Kampfplatz, wenn sie das Schwert erhoben: „Schwing' dich, Feder, sieh, wie man tut, schreib' gern mit Tinte, die aussieht wie Blut*)." Die Sankt Markus-Brüderschaft dagegen hatte in ihrem Wappen einen Löwen und stärkte sich durch den trotzigen Reim: „Du edler Löw, schwing' dein kraus Haar, nimm dir des Greifen eben wahr, den sollst du vor dir hauen nieder und ihm zerreißen sein Gefieder." Sie war von König Maximilian 1487 mit einem Privilegium beschenkt worden, ihre Meister vom langen Schwert standen unter einem Hauptmann und hielten seitdem auf der Herbstmesse von Frankfurt am Main ihre Zusammenkunft. Dorthin zog, wer von ihnen gefreit sein wollte; er mußte gegen vier Meister fechten, dann in öffentlicher Versammlung jeden annehmen, der ihn bekämpfen wollte. Bestand er die Proben, so wurde er mit dem Paradeschwert kreuzweis über die Lenden geschlagen, mußte den Genosseneid leisten und zwei Goldgulden auf das Schwert legen; dafür erhielt er das geheime Erkennungszeichen der Brüderschaft und das Recht, andere in seiner Kunst zu unterrichten und Fechtschule zu halten, das heißt öffentliche Schaugefechte zu veranstalten. Lange Zeit waren diese Schaukämpfe eine Freude der Fürsten und Bürger, sie erheiterten nach der Schlacht bei Mühlberg den gefangenen Kurfürsten von Sachsen während des großen Reichstags zu Augsburg. Daß Frankfurt die einzige Stadt war, wo man Meister vom Schwerte werden konnte, galt ihr beim Volk für einen besonderen Vorzug**).

Der Aufzug der Fechter und mancher Brauch erinnert noch lebhaft an die römischen Spiele, wenn auch die Kämpfe selten ein so blutiges Ende nahmen. Denn die Fürsten und Städte warben ganze Fechterbanden, die bei Freischießen und anderen großen Festen aufgeführt wurden. Sie rekrutierten sich in dieser Zeit aus Trabanten, Handwerkern — oft Kürschnern — und gaben durch das ganze 16. Jahrhundert auch aus eigenem Antrieb öffentliche, nicht gefahrlose Vorstellungen, wobei Hause gegen Hause und einzelne gegeneinander kämpften.

Diese Genossenschaften der Fechter überlebten den Dreißigjährigen Krieg, sie verloren die alten Ausdrücke für ihre Kunsthiebe, sie legten sich nicht mehr aus nach dem Ochs, Eber, Pflug und Dach, sondern nach französischen Kunstwörtern, aber sie erhielten sich trotz der fremden

*) Benedikt Edlbeck, Britzschmeister: Ordentliche Beschreibung des grossen schiessen in Zwickaw. 1574. S. 82.

**) Sogar der wackre Quad von Kinkelbach zählt diese Merkwürdigkeit Frankfurts auf: Teutscher Nation Herrlichkeit. 1609. S. 171. — Vergleiche Christoff Rösener, Ehren Titel der Ritterlichen Freyen Kunst der Fechter. — Adrian, Mitteilungen aus Handschriften, S. 277, ist die Frankfurter Ordnung der Brüder von 1491 und eine wenig spätere von Augsburg neben den Rechnungen der Meister vom Schwert abgedruckt.

Fechtlehrer in den größeren Städten. In Nürnberg wurden ihre öffentlichen Gefechte kurz vor 1700 verboten, aber das Volk nahm noch lange leidenschaftlich Partei für die beiden Fraktionen, es war kein Knabe in der Stadt, der nicht für die Marxbrüder oder Federfechter stritt, und häufig gaben sie ihre Vorstellungen in Privathäusern*). Eines der letzten großen Fechterspiele wurde 1741 zu Breslau auf dem Kirchhofe von Magdalena angestellt. An dem Tage, wo der junge König von Preußen mit seinem kleinen Paradedegen von dem Thronsessel des Kaiser Matthias die Huldigung des eroberten Schlesiens entgegennahm, gerade als die Morgenröte einer neuen Zeit anbrach, da gaukelten die alten Fechter wie Schattenbilder aus ferner Zeit noch einmal über den Gräbern vergangener Geschlechter, dann vergingen auch sie.

Der Einfluß, den die Spielleute auf Verbreitung und Fortbildung der epischen und lyrischen Volksdichtung gehabt haben, ist im früheren Bande erwähnt. Er ist deutlich aus den Heldengedichten in Volksweise zu erkennen. Oft suchen die Spielleute ihre Standesgenossen selbst in die alte Dichtung hineinzudrängen und sorgen dafür, daß ihre poetischen Ideale keine schlechte Rolle spielen. So ist schon in den Nibelungen die helle Gestalt des Helden Volker, des Geigers, eine Spielmannsfigur; derber und roher renommieren ähnliche Figuren mit groteskem Anstrich in den späteren Gedichten der populären Sagenkreise, z. B. der Mönch Ilsan im Rosengarten.

Aber nicht nur unter die Helden des deutschen Epos schwärzten die fahrenden Leute verschönerte Abbilder ihres eigenen Lebens ein, sie, die Verachteten, vom Heiligsten der Kirche fast Ausgeschlossenen, wußten sich sogar im Schiff und Chor der Kirche mit allem Übermut ihres Handwerks auszubreiten. Denn sie krochen in die ersten streng kirchlichen Anfänge des deutschen Dramas, in die heiligen Spiele des Osterfestes ein. Schon im ersten Mittelalter war der Geschichte von der Kreuzigung und Auferstehung in dem Kirchenritual ein dramatischer Anstrich geworden: Wechselgesänge zwischen Christus und den Jüngern, Pilatus und den Juden von Geistlichen im Kirchenchor gesungen, die feierliche Niederlegung eines großen Kruzifixes in einem künstlichen Grabe oder der Krypte, und darauf am Ostermorgen feierliche Verkündigung der Wiederauferstehung, Lobgesänge der ganzen Gemeinde und Palmenweihe. Früh fing man an, die einzelnen Rollen im dramatischen Gesange stärker hervorzuheben, ihnen außer dem Gesange auch Reden in den Mund zu legen, die Hauptrollen durch angemessene Tracht und einzelne Attribute zu unterscheiden. An andern Kirchenfesten geschah Ähnliches mit den Legenden der Heiligen, und schon im 12. Jahrhundert werden in den deutschen Kirchen ganze Stücke dramatisch aufgeführt, zunächst noch lateinisch von Geistlichen im Chor. — Aber im 13. Jahrhundert dringt die deutsche Sprache in den Dialog der Personen, so-

*) Wagenseil, de civitate Noriberg. p. 161.

gleich werden die Stücke länger, die Zahl der Rollen vermehrt sich, Laien fangen an mitzuspielen, die Rede wird behaglich, zuweilen ausgelassen, und sticht wunderlich ab gegen einzelne dazwischen bewahrte lateinische Chorgesänge und Responsorien, welche nach und nach ebenfalls deutsch werden. Jetzt zeigen sich unter den biblischen Personen der Spiele dieselben komischen Figuren, die derben Scherze und der Straßenwitz, welche die fahrenden Leute bis dahin draußen auf den Kirchhöfen vertreten hatten. Am häufigsten tritt der Narr als Knecht eines Quacksalbers auf. Seit ältester Zeit hatten die fahrenden Leute Geheimmittel, besonders solche, die der Kirche verdächtig waren, uralten römischen Aberglauben, altdeutsche Beschwörungsformeln und wohl noch anders, was unsauberer und gefährlicher war, durch das Land getragen. Bei großen Kirchenfesten und Märkten fehlten auch die Buden der Ärzte nicht, dieselben Buden wandernder Doktoren, die sich schon auf griechischen Vasenbildern finden; sie waren über Italien mit den grotesken Masken des Arztes selbst und des possenhaften Servus als ein gewinnbringendes Gewerbe des fahrenden Volkes nach Deutschland gekommen. Die Ärzte und Knechte traten in den geistlichen Spielen als Intermezzi und weit ausgesponnene Episoden der heiligen Handlung auf, Zoten und Prügeleien durften ihnen nicht fehlen.

Aber noch eine andere populäre Person führte das fahrende Volk in die heiligen Spiele ein, wahrscheinlich ihr erstes Debüt in der Kirche, den Teufel. Lange schon hatte dieser höllische Geist draußen auf dem Kirchhofe unter den Zelten Feuer gespien und mit dem Schwanze gewedelt, und wahrscheinlich war er schon oft von einem klugen Spielmann zum Entzücken der Zuschauer geprellt und durchgeprügelt worden, ehe es ihm um das 13. Jahrhundert gelang, als viel duldender Mitspieler beim heiligen Osterdrama zur Erbauung der frommen Gemeinde beizutragen.

Zu den Fahrenden gesellten sich leichtsinnige Kinder der Kirche, vagierende Mönche — leider auch Nonnen und Beguinen. Vor andern die fahrenden Schüler, die als Schatzgräber und Teufelsbanner erfolgreiche Angriffe auf die ersparten Goldgulden der Bauern und den Vorrat ihres Rauchfanges machten. Sie „wollten Priester werden", dann kamen sie aus Rom, sogar mit geschorener Krone, und sammelten zu einem Chorhemd; oder sie waren Schwarzkünstler, dann trugen sie einen gelben Behang am Rocke und kamen aus Frau-Venusberg; traten sie in ein Haus, so riefen sie: Hier kommt ein fahrender Schüler, ein Meister der sieben freien Künste, ein Beschwörer der Teufel, für Hagel, für Wetter, für Feuer und Ungeheuer, darauf machten sie „Experimente".

Aber mit den fahrenden Spielleuten und ihrem Anhang kreuzten sich auf den Heerstraßen noch andere Kinder des Elends, weniger harmlos, dem Volke unheimlicher. Unter ihnen die Zigeuner.

Die Zigeuner sind nach ihrer Sprache und nach dürftigen historischen Nachrichten ein Stamm des nördlichen Vorderindiens, der Heimat und Zusammenhang mit seinen indischen Verwandten erst zu einer Zeit verloren hat, wo die Umbildung des alten Sanskrit in die jüngeren Völkersprachen schon vor sich gegangen war. Auf ihrer Wanderung nach Westen, die Jahrhunderte dauerte, müssen sie mit Arabern, Persern und Griechen in dauerndem Verkehr gelebt haben, denn die Sprachen dieser Völker haben deutlich auf ihre eigene eingewirkt. Sie sind möglicherweise um 430, wahrscheinlich um 940 in Persien. Sie zeigen sich um 1100 als „Ismaeliten" und „Kaltschmiede" in Oberdeutschland*), sie sind im 14. Jahrhundert auf Zypern, im Jahre 1370 in der Walachei (als Unfreie) angesiedelt. Der Name Zigeuner ist aus ihrer Sprache verderbt, sie nennen sich noch heute Sinte, Indusbewohner; auch ihre alte Angabe, daß sie aus Kleinägypten kämen, mag richtig sein, da Kleinägypten damals nicht das Niltal, sondern die asiatischen Grenzländer bezeichnet zu haben scheint.

Im Jahre 1417 endlich erscheinen sie in großen Haufen mit lächerlichen Ansprüchen und fratzenhaftem Aufzuge von Ungarn her zunächst in Deutschland, bald in der Schweiz, Frankreich, Italien, und erregen überall das äußerste Befremden. Eine Bande von dreihundert Erwachsenen, ohne die Kinder, zieht bis zur Nordsee herauf, unter dem Befehl eines Herzogs und eines Grafen, zu Pferde und zu Fuß, die Frauen und Kinder sitzen bei dem Gepäck auf Karren. Sie sind komödiantenhaft aufgeputzt, sie führen Jagdhunde als Zeichen adliger Geburt; wenn sie aber in der Tat jagen, tun sie es ohne Hunde und ohne Geräusch. Sie weisen Empfehlungen und Geleitsbriefe von Fürsten und Herren vor, auch vom Kaiser Sigismund. Sie behaupten, ihre Bischöfe hätten ihnen befohlen, sieben Jahr in der Welt herumzuwandern. Sie sind aber große Gauner und übernachten im Freien, um besser stehlen zu können. — Im Jahre 1418 zeigen sie sich an vielen Orten in Deutschland, und in demselben Jahr unter dem Oberbefehl eines Herzogs Michel von Kleinägypten vor Zürich, wo ein Rendezvous mehrerer Horden gewesen sein muß. Dort zählen sie nach der niedrigsten Angabe

*) Zu den Kaltschmieden (Kupferschmieden) wurden auch die Tengler, Kesselflicker gerechnet. Die älteste Nachricht über sie in einer freien Bearbeitung des ersten Buches Mose, in rohen Versen, die vor 1122 geschrieben, ist abgedruckt in Hoffmanns Fundgruben II., dort werden sie als fremde Händler den Juden gegenübergestellt. Die merkwürdigen Verse lauten:

Von Ismal stammen die Ismaelitischen Leut, sie hausteren durch die Welt weit,
Wir heißen sie Kaltschmiede. Ach über ihr Leben und ihre Sitte!
Denn alles, was sie haben feil, das hat einen Makel und ist nicht heil.
Wenn er (der Kaltschmied) was kauft, übel oder wohl, man ihm noch etwas darüber geben soll,
Und hat er verkauft seine Waren, so ersetzt er nie mehr den Schaden.
Sie haben nicht Haus noch Heimat, es scheint ihnen überall gleich gut,
Das Land sie durchstreichen, das Volk sie mit Gaunereien beschleichen,
So betrügen sie die Menschheit, sie rauben aber nicht mit Öffentlichkeit.

tausend Köpfe, haben zwei Herzöge und zwei Ritter, wollen von den Türken aus Ägypten verjagt sein, tragen viel Geld in den Taschen, das sie von den Ihrigen daheim erhalten haben wollen, essen gut und trinken gut und bezahlen auch gut; sie haben sich nirgend wieder so gehalten.

Seitdem zogen sie in verschiedenen Haufen von Romanien über ganz Europa. Es gelang ihnen aber trotz dem eitlen Aufputz und ihren schlauen Lügen nur an sehr wenig Orten, die Menschen zu täuschen. Sie erwiesen sich fast überall als arge Heiden, Zauberer, Wahrsager und höchst unverschämte Diebe. Sie selbst zersplitterten auf der weiten Fahrt in kleinere Banden; ihre Führer, die sie mit allen Feudaltiteln schmückten, gingen ihnen verloren, sie selbst wurden durch das Wanderleben und die Verfolgungen der angesessenen Leute vielfach dezimiert.

Die besten Aufschlüsse über ihre Vergangenheit gibt die Sprache. Die ursprüngliche Einheit der Zigeunerdialekte ist noch jetzt deutlich zu erkennen. Die Sprache erscheint als die Mundart eines einzigen und besonderen indischen Stammes, eine verkommene Tochter des vornehmen Sanskrit; sie hat fast in jedem Lande, wo das Volk auf seiner Irrfahrt verweilte, einzelnes Fremde für sich gestohlen, und ihr Kleid ist mit den Lappen aller Völker überdeckt, so daß nur noch hier und da die echten Goldfäden sichtbar sind. Der Stamm hat einen großen Teil seiner eigenen Wörter aufgegeben, zunächst solche, welche auf Anschauungen beruhten, die sich in fremden Ländern, in dem kleinen armseligen Leben nicht erhalten konnten. Er hat den indischen Ausdruck verloren für den Papagei, den Elefanten und Löwen, für den Tiger und die Königsschlange, aber den Zucker gûlo, die Seide pahr, die Weintraube drakh nennt er noch mit ihren indischen Namen und den Wein mohl nach dem Persischen. Ja, ihm ist auch zu vielen immer geläufigen Bezeichnungen das indische Wort geschwunden, er weiß den Sperling nicht mehr indisch zu nennen, keinen Fisch und fast keine Pflanze, allerdings aber viele große und kleine Tiere, unter anderen auch dschu, die Laus. Dazu kam, daß die Zigeuner selbst in Banden unter die verschiedensten Völker zersplitterten, so daß auch ihr erhaltenes Eigentum nicht allen gemeinsam blieb und in jedem Lande ein eigentümliches Zigeuneridiom entstand. Endlich eignete sich der Rom, wie er sich selbst nennt, außer seiner romany tschib und der Landessprache auch die Sprache der Wissenden, den Diebesdialekt an, dem er auch in freundlichem Austausche Wörter seines Sprachschatzes mitteilte. In Deutschland verstand er Rotwelsch oder Jenisch, in Böhmen die Hantyrka, in Frankreich das Argot, in England den Slang, in Spanien die Germania. —

Diesen Fremden war in Deutschland kein behagliches Leben vergönnt. Wie ihre Hand gegen jedermanns Gut, so arbeitete der allgemeine Haß gegen ihren Hals. Karl V. gebot sie auszuweisen, die neuen Polizeiverordnungen der Fürsten gewährten ihnen keine Duldung.

Und doch wußten sie durch Wahrsagen und geheime Künste, als Ärzte an Menschen und Tieren, als Roßtäuscher und Hausierer vom Landvolk zu gewinnen. Wallenstein brauchte sie als Spione, später auch die Schweden; ihre Dirnen wußten sich Offizieren und Gemeinen wert zu machen, die Weisen der Bande verkauften Amulette und beschlugen den Huf der Pferde.

Nach dem Kriege zogen sie frech durch das Land, der Schrecken des Landmannes. In Thüringen fiel 1663 eine Bande von mehr als zweihundert Köpfen ein, die sich dort teilte und die sehr feindselig betrachtet wurde, weil man ihr nachsagte, daß sie das Land irgendeinem Feind auskundschafte. In der Tat waren sie eine große Landplage geworden, gegen welche die Gesetzgebung mit charakteristischer Rücksichtslosigkeit donnerte. Überall kamen Befehle, sie zu vertreiben, sie galten für Spione der Türken, sie galten für Zauberer, sie waren rechtlos; noch nach dem Jahre 1700 ward in einem kleinen rheinischen Fürstentum unter anderem erlegten Wild eine Zigeunerin mit ihrem Säugling aufgeführt. Bis zum Jahre 1750 wird in Österreich, dem Reich, Preußen durch Edikte immer wieder befohlen, alle Erwachsenen zu henken, oder auch die Männer, den Weibern aber ein Ohr abzuschneiden*). Und doch wurden die Fremden nicht ganz ausgerottet. Einen wohltuenden Gegensatz bildet das Verhalten des 19. Jahrhunderts; 1830 wird zu Friedrichslohra in Thüringen ein menschenfreundlicher — vergeblicher — Versuch gemacht, durch Unterstützung der Erwachsenen und Erziehung der Kinder eine Bande von ungefähr hundert Mann zu bessern.—

Um das Jahr 1500 verlor sich der Name „fahrende Leute", und viele fröhliche Tätigkeit der besitzlosen Umherschweifenden wurde von dem alten Makel frei; aber die große Genossenschaft der Gauner erhielt sich in einer gewissen Organisation. Auch ihre Sprache blieb. Das Rotwelsch zeigt am letzten Ende des Mittelalters in mehreren Proben die volle Ausbildung eines alten Gauneridioms.

Es besteht zum größten Teile aus hebräischen Wörtern, wie diese von Leuten gebraucht werden, die nicht selbst Juden sind; daneben steht auch ehrliches deutsches Sprachgut, alte Stämme, und wieder zwecklose Erfindung von bildlichen Ausdrücken, zunächst in dem Bestreben, den wahren Sinn der Rede durch ein täuschendes Bild zu verhüllen: Windfang, der Mantel, Breitfuß, die Gans. Wenige Wörter lassen eine gehobene Stimmung ahnen, aus mehreren bricht die rohe Laune verzweifelter Menschen. Und wie die Sprache, waren auch die Praktiken der Gauner schon zu großer Virtuosität ausgebildet.

Die gewöhnliche Form, in welcher der Seßhafte geplündert wurde, war die des Bettelns. Die Werkheiligkeit der alten Kirche, ein unvernünftiges Almosenverteilen, hatte überall in der Christenheit massen-

*) Kaiserl. Privilegia und Sanktiones für Schlesien VI zum J. 1726. In Preußen ähnliche Verbote 1710, 1725, 1749.

haftes Bettlerwesen großgezogen, schon in den ersten Jahrhunderten des deutschen Christentums ist es Klage frommer Geistlichen. Auf Kirchhöfen und öffentlichen Plätzen lagen die Armen, greuliche Wunden entblößend, welche oft künstlich gemacht waren; sie zogen nackt mit einer Keule, später in Kleidern mit mancherlei Waffen durch das Land und sammelten vor jedem Hofe für ihre Kinder, ihrem Heiligen zu Ehren, als gerettete Galeerensklaven der Türken, für ein Gelübde, nur bis sie ein Pfund Wachs, ein silbernes Kreuz und ein Meßgewand zusammen haben. Sie betteln zum Aufbau einer Kirche, weisen Brief und Siegel vor, ihnen liegen besonders Handtücher für ihren Priester, Garn zum Altartuch und Bruchsilber zu einem Kelch am Herzen; sie schweifen als Epileptische umher und halten Seifenschaum im Munde, oder nehmen als Priester in eine fromme Bruderschaft auf, wieder gegen Bruchsilber; ebenso wandern die Weiber: falsche Kindbetterinnen, solche, die ein Ungeheuer geboren haben, z. B. eine Kröte, die in Einsiedeln als Wundergeschöpf lebe und täglich ein Pfund Fleisch haben müsse. Wo ein großes Fest gefeiert wurde, strömten auch sie in Scharen zusammen. Es war eine gefährliche Genossenschaft, nicht immer vermochte die eiserne Härte der alten Zeit sie zu bändigen. Basel scheint einer ihrer geheimen Sammelplätze gewesen zu sein, sie hatten dort eine Gerichtsstätte, auch das berühmte „Liber vagatorum" mag in der Nähe entstanden sein. Dies Buch, von einem Unbekannten um 1500 geschrieben, enthält in Gaunersprache eine sorgfältige Aufzählung der Gaunerklassen und ihrer Kunstgriffe, am Schluß ein kleines Wörterbuch des Jargons. Oft gedruckt, von dem Basler Pamphilus Gengenbach in Reime gebracht, gefiel es Luther so wohl, daß auch er das kluge Büchlein nach einem der ältesten Drucke von neuem herausgab.

Mit dem Namen Luthers schließen die Berichte dieses Bandes. Es ist kein Zufall, daß der Mönch aus einem Bettelorden auch den armen, verdorbenen Kindern der Heerstraße eine Änderung ihrer Lage bereitet. Denn auf jedem Gebiet irdischer Interessen wird er den Deutschen der große Reformer, seinen Gegnern wie seinen Getreuen.

Von dem Tode des Kaiser Friedrich Rotbart wachsen die Deutschen durch dreihundert Jahre, ohne daß nur einmal ihre Bedürfnisse und Forderungen einen starken Vertreter finden, der sich die Herzen der Zeitgenossen unterwirft, um ein Führer ihrer Kämpfe, ihr Lehrer und Bildner zu werden. Jetzt kommen die Jahre, wo sich der Mann über der Arbeit von Millionen erhebt, um einem ganzen Jahrhundert das Gepräge seines Geistes aufzudrücken.

Solche Zeiten im Leben eines Volkes gelten immer für die großen Momente seiner Geschichte.

Aus dem Jahrhundert der Reformation

1. Ein fahrender Schüler

(1509 und folgende Jahre)

Das fünfzehnte Jahrhundert versank. Uns Deutschen erscheint es wie Einleitung zu den großen Begebenheiten der Folge, als eine Zeit der Versuche, eifriger, aber unfertiger Bildungen. Die Aufregung der Massen in einem großen halbslawischen Volksstamm des römischen Reiches hatte Tod und Verderben über die deutschen Landschaften gebracht, aber der Fanatismus der Hussiten schien auf der Brandstätte von hundert deutschen Städten und Dörfern verkohlt. Und doch zitterte die Bewegung fort in den Herzen zweier Generationen, und im nächsten Jahrhunderte loderte die Flamme von neuem auf, mächtiger, unvertilgbar, eine Feuersäule für ganz Europa. Auch das Haus der Luxemburger war vergangen, seine letzten Erben hatten einst die ungarische Krone an die österreichischen Habsburger verpfändet, scheidend überließen sie diesen ihre Ansprüche auf die weiten und unsichern Erwerbungen ihres Stammes. Aber noch stand das Geschlecht der Habsburger in Deutschland nicht fester als alle anderen deutschen Fürstenhäuser, als die Wittelsbacher, die Wettiner, die Hohenzollern. Und doch machte das nächste Jahrhundert Karl V. zum größten Dynasten der Erde. Vergebens hatte man auf den Konzilien zu Konstanz und Basel gearbeitet, die Schäden der römischen Kirche zu heilen, fruchtlos mühte man sich am Ende des Jahrhunderts, das zerfallene Haus des Deutschen Reiches durch neue Pfeiler zu stützen, während doch Ludwig XI. in Frankreich, der erste Tudor in England ihr Königtum hoch über den Trotz der großen Vasallen erhoben. Es war ein Jahrhundert der Fehden und eines rücksichtslosen Egoismus, und wieder der freien Föderation zu praktischen Zwecken, überall Städtebünde und Ritterbünde. Es war aber auch die Zeit, wo der deutsche Geist, auf Erreichbares und Endliches scharf gerichtet, zu der größten aller neuen Erfindungen kam, zur Kunst Bücher zu drucken; wo trotz den Kämpfen auf der Landstraße und blutigem Hader hinter den Stadtmauern Handel und Handwerk zu reichlicher Blüte kamen, wo der Bürger und Bauer sich als Kriegsmann fühlen lernte, wo der deutsche Kaufmann die nördlichen Meere seiner Herrschaft unterwarf, während der romanische Seefahrer durch die Nebel eines ungeheuren Ozeans zu unbekannten Erdteilen drang. Es war endlich die Zeit, in der die Saumtiere der Alpen mit den Gewürzen des Orients und den Bullen des Papstes auch die Handschriften fremder

Werke zutrugen, aus denen sich über Deutschland eine neue Wissenschaft, die Morgenröte des modernen Lebens, verbreitete.

Das sechzehnte Säkulum kam herauf, und mit ihm die größte geistige Bewegung, die je eine Nation in den innersten Tiefen aufgewühlt hat. Für immer hat nach menschlichem Ermessen dies Jahrhundert dem Geist und Gemüt der Deutschen sein Gepräge aufgedrückt. Eine einzige Zeit, wo eine große Nation emsig und angstvoll ihren Gott suchte, Frieden für die beängstigte Seele, sittlichen und gemütlichen Inhalt für ein Leben, das ihr reizlos, trübe, arm und verdorben erschien. — Sehnsucht nach Erkenntnis der Wahrheit und heißes Ringen nach der ewigen Liebe, das sollte auf lange die herrschende Leidenschaft der Deutschen werden.

Solche Anstrengung der Volksseele, das gesamte Leben neu zu gestalten durch ein tiefes Erfassen des Ewigen, hat auch die politische Entwicklung der Deutschen in einen Lauf gebracht, der dem anderer großer Kulturvölker scharf entgegengesetzt ist. Denn dieser leidenschaftliche Kampf hat die volle Kraft der Nation in Anspruch genommen bis zur äußersten Erschöpfung, er hat die politische Konzentration Deutschlands um Jahrhunderte aufgehalten, die furchtbarsten innern Kriege, eine totenähnliche Ohnmacht sind ihm gefolgt; er hat einen tiefen Riß gemacht zwischen Deutschen und Deutschen, zwischen der neuen Zeit und dem Mittelalter. Er hat verursacht, daß ein großer Teil des deutschen Volkes, das seine Geschichte in ununterbrochener Kontinuität bis auf die Kämpfe Arioviſts und Armins zurückführen kann, jetzt die Hohenstaufenzeit, ja das Reichsregiment des ersten Maximilian betrachten darf wie eine dunkle Sage, denn seine Staatenbildung, seine Rechte, seine Gemeindegesetze sind kaum so alt als die der nordamerikanischen Freistaaten. Die älteste unter den stolzen Nationen, die auf den Trümmern des Römerreiches entstanden, ist jetzt in vieler Beziehung das jüngste Mitglied der Staatenfamilie Europas. Aber wie verhängnisvoll auch jene Arbeit des sechzehnten Jahrhunderts für die politische Gestaltung des Vaterlandes geworden ist, dennoch soll jeder Deutsche mit Ehrfurcht darauf zurücksehen, denn ihm verdanken wir alles, was jetzt unsern Stolz und unsere Hoffnung ausmacht, unsere Opferfähigkeit, Sittlichkeit, die Freiheit des deutschen Geistes, einen unwiderstehlichen Trieb nach Wahrheit, die unerreichte Methode unserer Wissenschaft, unserer Kunst, zuletzt auch die große Verpflichtung, welche die Ahnen auf unsere Seele gelegt haben, die Pflicht das zu vollenden, was ihnen mißlang. Gerade jetzt, wo wir mitten im politischen Kampfe für deutsches Wesen stehen, wird es nützlich sein zu gedenken, wie dieser Streit vor vierthalbhundert Jahren im Volke begonnen hat.

Wer in die Seele der Deutschen zu blicken versucht, zu jener Zeit, wo das sechzehnte Jahrhundert emporstieg, der wird in den unteren Schichten des Volkes eine geheimnisvolle Unruhe erkennen, etwa wie

bei den Wandervögeln, wenn der Frühling herannaht. Auch wurde dieser unbestimmte Drang häufig zur uralten deutschen Wanderlust. Die Zahl der Landläufer, junger und alter, der Kleinkrämer, Pilger, Bettler, fahrenden Schüler war sehr groß, durch alle deutschen Stämme bis in die Slawenländer des Ostens, nach Frankreich und vor allem nach Italien ging der abenteuerliche Zug. Vieles wirkte zusammen, die Armen unruhig, auffässig, nach Neuem begierig zu machen.

Wunderbare Nachrichten klangen aus der Ferne. Hinten im fernen Mittelmeer auf dem Wege nach Jerusalem, den deutsche Pilger noch alljährlich suchten, hatte sich ein neuer Stamm, ein neuer Glaube eingedrängt, unheimlich und grauenhaft. Jeder Pilger, der aus dem Süden kam, berichtete in den Herbergen von der wilden Streitkraft des Türken, von seiner Vielweiberei, von den Christenkindern, die er raubte und sich zu Sklaven erzog, von den Gefahren der christlichen Inseln und Seestädte. Und wieder auf der anderen Seite tauchten der Phantasie aus dem Grauen des unendlichen Meeres neue Goldländer herauf, Landschaften wie das Paradies, braune Völker, die von Gott nichts wußten, eine unendliche Beute und Herrschaft für die gläubigen Christen. Dazu kamen die Botschaften aus Italien selbst, wie unzufrieden die Südländer mit dem Papste seien, wie arg die Simonie, wie lasterhaft die Fürsten der Kirche.

Und die von solchen Dingen zu erzählen wußten, in Stadt und Land, waren nicht mehr furchtsame Handelsleute, arme Pilger, sondern sonnenverbrannte feste Gesellen mit kühnem Antlitz und scharfer Wehr, Nachbarkinder und sichere Leute, die als Söldner der Kaisers nach Welschland gezogen waren, sich dort mit Italienern, Spaniern und Schweizern gerauft hatten und jetzt mit Beute zurückkehrten, Goldstücke im Säckel und goldene Ritterketten am Halse. Mit Ehrfurcht starrte die Jugend des Dorfes auf den Landsknecht, der seine Hellebarde vor der Schenke in den Boden stieß und die Herberge für sich und seine Gäste in Beschlag nahm wie ein Edelmann oder Fürst; denn er, der Bauernsohn, hatte die welschen Ritter unter seine Füße getreten; er hatte tief in die Geldkasse eines italienischen Fürsten gegriffen, er hatte für seine deutschen Hiebe vom Papste Ablaß vollauf bekommen, ja, wie man raunte, einen geheimen Segen, der ihn unverwundbar machte gegen Hieb und Stich. Eine Ahnung der eigenen Kraft und Tüchtigkeit zog nach langer Zeit zum erstenmal durch die Seele der Gemeinen. Auch sie waren Männer, in ihrer Hütte hing der Knebelspieß und an ihrem Gürtel das lange Messer. Und wie war ihre Lage in der Heimat! Ihre Hände und Gespanne forderte der adlige Junker für seinen Acker, ihm gehörten Holz und Wild im Walde, der Fisch im Wasser; selbst wenn der Bauer starb, nahm jener dem Erben das beste Haupt der Herde oder Geld dafür. Auch die Bauern hatte Christus durch seinen Tod erlöst und frei gemacht, und jetzt waren sie in der Mehrzahl eigene Leute des Gutsherrn. In jeder Fehde, die dem

Junker auflag, waren sie die Opfer, dann fielen fremde Reisige in ihr Vieh, schossen gegen sie selbst den Bolzen und warfen sie in ein finsteres Loch, bis sie Lösegeld zahlten. Und wieder nach ihren Garben und nach jedem versteckten Gulden spähte die Kirche. Unredlich, listig und üppig wie die Welschen, war auch der Dechant, der mit den Jagdfalken, mit Dirnen und Reisigen durch ihr Dorf ritt; ihr Pfaffe, den zu wählen und zu entlassen sie kein Recht hatten, der ihre Weiber verführte oder in ärgerlichem Haushalt mit Wirtin und Kindern lebte; der Bettelmönch, der sich in ihre Küche einnistete und für sein Kloster das Fleisch im Rauchfang, die Eier im Korbe verlangte. Eine dumpfe Gärung kam in die Landgemeinden des südlichen Deutschlands, schon am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts begannen lokale Aufstände, Vorboten des Bauernkrieges.

Aber noch größere Einwirkung übte die neue Kunst, durch die auch der Ärmste klug und gelehrt werden konnte. In der Mitte des letzten Jahrhunderts war am Rheinstrom erfunden worden, geschriebene Worte ins Tausendfache zu vervielfältigen. Schon seit mehreren hundert Jahren hatte man mit Holztafeln Muster gedruckt, manchmal einzelne Seiten Schrift darin ausgeschnitten, endlich ersann ein Bürger, daß man mit gegossenen Lettern ganze Bücher drucken könne. Es war für die nächste Folge wichtig, daß die neue Erfindung sich unabhängig vom geistlichen Stand, ja in Opposition gegen die mönchischen Abschreiber ausbildete, als eine Erfindung des Bürgerstandes. Denn sie gelangte dadurch sogleich zu der gesunden industriellen Stellung, die Intelligenz und Technik des Handwerks zu geben vermochte, mit wunderbarer Schnelligkeit wurde sie durch die wandernden Gesellen in viele deutsche Städte und in das Ausland getragen. Ihr zur Seite der neue Bilderdruck von Holztafeln. Neben den großen Druckwerken des fünfzehnten Jahrhunderts, deren Technik wir noch jetzt bewundern, verbreiteten sich bald kleine, billige in den Häusern der Handwerker, ja in den Hütten der Bauern: Kalendertafeln, Arzneimittel gegen Krankheiten, Organisationen frommer Brüderschaften, moralische und Gebetbücher, dazwischen schnell kleine Staatsschriften und die komische Literatur: Fastnachtsscherze, Narrenstreiche, volkstümliche Gedichte. Der Trieb lesen zu lernen wurde mächtig, auch der Landmann erfuhr mit einer Genauigkeit, die der zufällige mündliche Bericht selten gehabt hatte, von einer geheimnisvollen Weissagung oder Geistererscheinung, einem Fastnachtsspiel zu Nürnberg; gläubig buchstabierte er neue Gebete und Verheißungen seiner Kirche und verwundert nahm er in sich auf, so deutlich, als hätte er's selbst gesehen, daß sich die Bayernherzöge der Gewalt des Königs Maximilian unterworfen hatten. Dem Volk war die Pforte geöffnet für geistigen Erwerb, und mit Eifer suchte die Masse ihr Heil in dieser Richtung.

Aber die alte Wissenschaft der Kirche, die sonst den lernbegierigen Sohn des Volkes im Chor und Kreuzgang aufgenommen hatte, war in

tiefem Verfall. Noch saß die Gelehrsamkeit des Mittelalters anspruchsvoll in den Lehrstühlen der deutschen Universitäten, aber sie war in geistlosen Formeln und scholastischer Spitzfindigkeit verknöchert. Die Kunde alter Sprachen war gering, Hebräisch und Griechisch fast unbekannt; in barbarischem Mönchslatein wurde geschrieben und gelehrt, die alten Quellen ernster Wissenschaft, Bibel und Kirchenväter, römische Historiker, Institutionen und Pandekten, die griechischen Texte des Aristoteles und der Schriftsteller über Natur und Heilkunde lagen in bestäubten Handschriften, nur die mittelalterlichen Erklärer und Systematiker wurden immer wieder erläutert, auswendig gelernt und bekämpft. So in Deutschland. In Italien aber war seit länger als hundert Jahren aus dem Studium einiger römischer und griechischer Dichter, Historiker und Philosophen eine Bildung aufgegangen, die Adel der Seele und Freiheit fern von den Pfaden der christlichen Kirche suchte. Die Freude über die Schönheit lateinischer Sprache und Poesie, Bewunderung der gewandten Dialektik des Cicero, Erstaunen über das mächtige Leben des römischen Volkes erhob die Besten jenseits der Alpen. Behend rankte ihre Poesie, Geschichtschreibung, Rechtskunde, Heilkunst an den antiken Stützen empor. Ja es schien dort, als sollte das alte römische Leben aus seinem Grabe wieder auferstehen, und ein zweihundertjähriger Kampf begann zwischen den Schatten des August und Virgil und dem Schatten des heiligen Petrus, der finster über der Siebenhügelstadt schwebte. Das geistliche Wesen, tyrannisch, beschränkt und sittenlos, wie es auch in Italien war, sank in tiefste Verachtung, die vornehmen Geistlichen selbst, arm an Zucht und Pflichtgefühl, wurden von dem Zauber der neuen Bildung ergriffen. Und die römische Kirche bot das seltsame Schauspiel, daß ihre höchsten Würdenträger den Glauben an den Gekreuzigten, dessen Stellvertreter auf Erden sie sein wollten, innerlich verlachten und die Gläubigkeit der Christen schamlos ausmünzten zur Befriedigung verruchter Sinnlichkeit oder ihres Familieninteresses.

Erst seit Erfindung des Bücherdrucks, während der Kriege, welche die Deutschen auf den Schlachtfeldern der Halbinsel ausfochten, kam die neue Humanistenbildung allmählich nach Deutschland. Aber sie fand hier ein anderes Volkstum. Der redliche Sinn und das einfache Gemüt der Deutschen verarbeitete sie nüchterner und doch inniger und so wie damals deutsche Art war, methodisch, zunftmäßig, maßvoll. Emsig wurde die lateinische Sprache, die den Deutschen wie ein neuer Fund erschien, in lateinischen Schulen studiert und durch Lehrbücher verbreitet. Die angestrengte und lange Arbeit über der fremden Grammatik, die in Deutschland nötig war, diente den Geistern zur Zucht. Scharfsinn und Gedächtnis wurden kräftig angestrengt, die logische Seite der Sprache wirkte stärker als die phonische, die Größe und Weisheit des antiken Inhalts mehr als die Schönheit und Eleganz der Form; die Gymnastik des lernenden Geistes in Deutschland mußte

angestrengter sein, dafür war der Gewinn dauerhafter, schon deshalb, weil jetzt die Herrschaft über zwei grundverschiedene Sprachen gewonnen wurde. Eine Anzahl ernster Sprachlehrer verbreitete zuerst die neue Bildung. Jakob Wimpfeling schrieb seine lateinischen Lehrbücher für Knaben und Jünglinge, Alexander Hegius lehrte in Deventer, unter ihnen zahlreiche Schulmeister: Krato von Udenheim und Sapidus in Schlettstadt, Michaelis Hilspach zu Hagenau, so viele andere. Dazu der Dichter Heinrich Bebel in Tübingen, Konrad Celtes in Wien, der Jurist Ulrich Zasius in Freiburg und andere. In enger Verbindung mit ihnen standen fast alle kräftigen Talente Deutschlands, Sebastian Brand, Verfasser des Narrenschiffs, auch der große Prediger Johann Geiler von Kaisersberg, obgleich seine eigene Bildung noch in dem scholastischen Wesen wurzelte*).

In kurzem war die deutsche Gelehrsamkeit der romanischen mehr als ebenbürtig. Für ihre vornehmsten Vertreter aber galten allgemein Johann Reuchlin, der die erste hebräische Grammatik schrieb, und Erasmus von Rotterdam, der durch den Zauber seiner Bildung der ganzen Humanistenschule Deutschlands, wenige ausgenommen, das Gepräge eines feinen ironischen Geistes aufgedrückt hat. Auch die deutschen Humanisten ergossen ihre Begeisterung in lateinischen Versen, auch bei ihnen traten Jupiter, Minerva und der Sonnenlenker Sol wunderlich an die Stelle des Christengottes, der Jungfrau Maria und des großen Lichtes der mosaischen Urkunde. Auch sie wurden zuweilen durch die Bekanntschaft mit alter Philosophie bis zu heimlicher Spekulation über das Wesen der Gottheit geführt, auch sie standen sämtlich in geharnischter Opposition gegen die Verderbnisse der römischen Kirche, aber ihre Opposition hatte einige Momente, die sie von der italienischen unterschied. Sie wurde durch deutsche Gesinnung geadelt. Zwar galt manchem humanistischen Schullehrer die deutsche Sprache für eine barbarische, sie latinisierten ihre Namen und nahmen sich die Freiheit, in vertraulichen Briefen ihre Landsleute ungehobelt zu nennen; aber sie, die Vertreter römischer Wissenschaft, waren die eifrigsten Hasser italienischer List und Unsittlichkeit und des despotischen Hochmutes, mit dem der römische Priester auf ihr deutsches Volkstum blickte. Und sie selbst hörten nicht auf, gute Christen zu sein. Während sie die einfältigen Pfaffen verhöhnten oder schalten, suchten sie sorgfältig aus dem Altertum Beispiele der Frömmigkeit, gottseliger Gesinnung und männlicher Tugend. Und neben den unaufhörlichen Angriffen auf die Laster der italienischen Geistlichkeit wagten sie auch zögernd, vorsichtig und gewissenhaft eine historische Kritik der Quellen, auf die sich die Ansprüche des Papstes stützten. Ein herzliches Freundschaftsband schloß sie zu einer großen Gemeinde. Bösartig verfolgt von den Vertretern der alten Scholastik und ihren Verbündeten, den „Romanisten und

*) Der Schüler Geilers, Eberlin von Günzburg, bezeugt es.

Courtisanen", gewannen sie auch Bundesgenossen überall, in den Bürgerhäusern der Reichsstädte, an den Fürstenhöfen, in der Nähe des Kaisers, sogar in Domkapiteln und auf Bischofstühlen.

Aber freilich fand die Bildung der Humanisten in dem deutschen Leben selbst noch wenig Bürgschaften der Dauer. Zu fremd war die Grundlage ihrer Kultur den realen Bedürfnissen und dem Gemütsleben des Volkes, zu willkürlich und unklar die Ideale, die sie für ihr Leben aus der antiken Welt geholt hatten, nicht günstig für die Entwicklung ihres Charakters war die immer noch dilettierende und phantastische Beschäftigung mit einer versunkenen Welt, deren realen Inhalt sie zu wenig kannten. Als die Zeit kam, wo die ganze Nation für das, was ihr das Höchste war, in zwei feindliche Heerlager zerrissen wurde, als es für die Gebildeten notwendig war, in solchem Kampfe Partei zu nehmen und das eigene Wollen in bestimmten Forderungen zu konzentrieren, als die Glut männlicher Überzeugung wichtiger wurde als das souveräne Lächeln von freiem Standpunkt, da gelang der Mehrzahl nicht, sich rein und sicher zu erhalten. Einige zwar wurden Vorkämpfer in dem Glaubenskampfe, andere aber, durch Unholdes und Beschränktes einer neuen Lehre verletzt, fielen zur alten Kirche zurück, die sie früher so strenge beurteilt hatten. Dem enthusiastischen und hochsinnigen Talent dieser Schule aber, Ulrich von Hutten, der am leidenschaftlichsten deutsch war und sich am leidenschaftlichsten an die Lehre Luthers anschloß, wurde seine Hingebung an die populäre Richtung zum tragischen Verhängnis.

Im Anfang des Jahrhunderts aber führten die Humanisten fast allein den Kampf gegen den feindseligen Druck, unter dem die Nation stöhnte. Die Wetterwolken, die sie in ihrer luftigen Region gegen die Feinde deutscher Selbständigkeit sammelten, sanken in zahllosen Tropfen befruchtend auf das Volk hernieder; selbst was sie lateinisch schrieben, ging der Menge nicht ganz verloren, die behaglichen Reimer der Städte wurden nicht müde, Witzworte und derbe Angriffe der Humanisten in der Form von Lehrsprüchen, Schwänken, Spielen auszubreiten.

In den lateinischen Schulen konnte man die geheimnisvollen Kenntnisse erwerben, die den Besitzer aus der gedrückten, armen und freudeleeren Masse des Volkes hervorhoben. So wurde die Begierde, gelehrt zu werden, in der Seele des Volkes mächtig. Kinder und halbwüchsige Burschen liefen aus den entlegensten Tälern hinein in die unbekannte Welt, die Wissenschaft zu suchen. Wo eine lateinische Schule war, bei einem Stift oder im reichen Kirchenspiel einer großen Stadt, dahin schlugen sich die Kinder des Volkes, oft unter den größten Leiden und Entbehrungen, verwildert und entsittlicht durch das mühevolle Wandern auf der Straße, wie durch die Unsicherheit ihres Lebens in dem Bereich der Schule. Denn die Stifter, welche die Schule eingerichtet hatten, oder die Bürgerschaften der Städte gaben solchen Fremden zwar zuweilen Obdach und Lager in besonderen Häusern, aber ihren

Lebensunterhalt mußten diese zum größten Teil erbetteln. Die Aufsicht, die über sie geübt wurde, war sehr gering, nur darauf hielt man streng, daß in der Zügellosigkeit ihres Lebens Methode war; unter bestimmten Formen und nur in gewissen Stadtteilen war zu betteln erlaubt. Wenn der fahrende Schüler an einen Ort kam, wo eine lateinische Schule bestand, war er verpflichtet, in die Genossenschaft der Schüler einzutreten, damit er nicht zum Schaden des Schulmeisters und der vorhandenen Schüler die Mildtätigkeit der Einwohner in Anspruch nehme. Wie überall, wo sich Deutsche im Mittelalter zusammenfanden, so bildete sich auch unter diesen Schülern eine Organisation aus, ein Pennalismus, der eine Menge von Bräuchen und unsittlichen Gesetzen hatte, dem aber jeder einzelne verfiel, und neben diesem die rohe Poesie eines abenteuerlichen Lebens, die viele verdarb und nur von guten Naturen ohne Schaden für ihr späteres Leben überwunden wurde. Die jüngeren Schüler, Schützen genannt, waren, wie die Lehrlinge der Handwerker, ihren älteren Kameraden, den Bacchanten, zu erniedrigenden Diensten verpflichtet, sie mußten für ihre Tyrannen betteln, oft stehlen, und genossen dafür den Schutz, den die Fäuste der Stärkeren geben konnten. Für den Bacchanten war es Ehrensache und Vorteil, viele Schützen zu haben, die ihm die milden Gaben der Einwohner zutrugen. Von diesen lebte er. Aber wenn der grobe Bacchant bis zu der Universität, der *hohen* Schule empordrang, dann wurde er bezahlt für alle tyrannische Unbill, die er gegen jüngere Schüler geübt hatte, dann mußte er *deponieren*, sein Schülerkleid und ungehobeltes Wesen ablegen, unter demütigenden Zeremonien wurde er in die vornehme Genossenschaft der Studenten aufgenommen, er selbst mußte wieder dienen, wilde Scherze und Roheiten wie ein Sklave erdulden. Eigenmächtig wechselten die Schüler die Schulen; vielen wurde das Lungern auf der Landstraße die Hauptsache, und die Jugendjahre vergingen ihnen in einem wüsten Umhertreiben von Schule zu Schule, unter Bettelei und Raub und roher Liederlichkeit. Wenn wir uns jetzt über die Kraft und sichere Tüchtigkeit einzelner freuen, die sich damals von unten herauf zu geistiger Bedeutung emporgearbeitet haben, so müssen wir auch daran denken, wie manches Mutterkind in kindlichem Gemüt dasselbe Ziel zu erreichen hoffte, und doch elend hinter dem Zaune oder in dem Siechhause einer fremden Stadt verdorben ist.

Unbehilflich war der Unterricht in den lateinischen Schulen. Die Lehrbücher waren schwer zu erwerben, oft schrieben die Knaben den Text derselben für sich ab, ein Buch war ihnen ein Schatz. Zur Grundlage diente noch die alte Grammatik des Donat, an ihr lernten die Knaben lateinisch lesen. Deklinieren, Konjugieren und leichte Satzbildung wurde aus dem Sulpicius oder einem andern kleinen Handbuch und in Exerzitien der Knaben geübt. Dann sollte eine kleine leichte lateinische Schrift erklärt werden, etwa der Brief des Aneas Sylvius an den König Ladislaus, darauf vielleicht die Anthologie Jakob Wimp-

felings: Adolescentia, dann wurde zu den römischen Prosaikern, Cicero, Sallust übergegangen. Noch war in Grammatik und Erklärung viel unnützer scholastischer Kram, ob z. B. die Präposition ad personalis, localis, temporalis usw. sei, wurde sorgfältig definiert; durch lateinische versus memoriales suchte man dem Gedächtnis zu Hilfe zu kommen, und noch hat auch, was man damals als elegantes Latein bewunderte, einen mönchischen Beigeschmack. Aber schon mahnt der große Lehrer Wimpfeling, bei jeder Gelegenheit Beispiele zu wählen, welche die Knaben zur Ehrbarkeit, Gottesfurcht, zu redlicher Gesinnung anfeuern; nicht die Kenntnis der Formen und Wörter tue es, nicht die subtile Distinktion der Worte, sondern der Geist, der aus dem Altertum einströme. Die Gesinnung solle geadelt werden, das Verständnis der Welt und des Glaubens gefördert, zur Größe der Staaten, zur Reformation der katholischen Kirche, zum Ruhme im Frieden, zur Abwehr des Krieges müsse die Wissenschaft dienen, denn Erkenntnis der Wahrheit sei ihr Ziel*).

Von dem Leben der fahrenden Schüler ist uns eine oft ausgezogene Beschreibung durch Thomas Platter erhalten worden, den armen Hirtenknaben aus dem Vispertale in Wallis, später angesehenen Buchdrucker und Schulrektor in Basel. Aus seiner Selbstbiographie wird hier nach der Ausgabe von Dr. D. A. Fechter (Basel 1840) einiges mitgeteilt. In dem wilden Gebirgstal, aus dem die Visp zur Rhone hinabbraust, zog damals noch kein schaulustiger Reisender nach der Zermatt, dem Matterhorn und den Gletschern des Monte Rosa. Einsam wuchs der Knabe auf zwischen Felsen und seinen Ziegen; wenn ihm die Herde in ein Saatfeld lief, wenn ein Adler drohend über ihm schwebte, wenn er sich selbst auf steilem Felsen verstieg oder von seinem harten Herrn gestraft wurde, das waren die Eindrücke seines Kinderlebens. Wie er aus solcher Einsamkeit in die weite Welt hinausgeworfen wurde, soll er jetzt selbst erzählen.

„Als ich bei dem Bauer war, kommt eine meiner Basen, hieß Fransy, die wollte mich zu meinem Vetter Herrn Antony Platter tun, daß ich sollte die Schriften lernen. So reden sie, wenn man einen in die Schule tun will. Der Bauer war damit übel zufrieden; er sprach, ich würde nichts lernen, und setzte den Zeigefinger der rechten Hand mitten in die linke Hand und sprach: ‚So wenig wird der Bub lernen, als ich den Finger da durchstoßen kann.' Das sah und hörte ich. Da sprach die Bäsin: ‚Wer weiß, Gott hat ihm seine Gaben nit versagt, es kann noch ein frommer Priester aus ihm werden.' Sie führte mich also zu dem Herrn, ich war, wenn ich's gedenke, um die neun Jahre oder zehnthalb alt. Da ging es mir erst übel, denn der Herr war gar ein zorniger Mann, ich aber ein ungeschicktes Bauerbüblein. Der schlug mich grausam übel, nahm mich vielmal bei den Ohren und zog mich

*) Adolescentia Jacobi Wimphelingii, Hagenau 1508, in der Einleitung.

vom Herd auf, daß ich schrie wie ein Geiß, die am Messer steckt, daß oft die Nachbarn über ihn redeten, ob er mich wollte morden.

Bei dem war ich nit lange. Denn in derselben Zeit kam mein Geschwisterkind, der war den Schulen nachgezogen auf Ulm und München in Bayerland, derselbe Student hieß Paulus Summermatter. Dem hatten meine Verwandten von mir gesagt, und er verhieß ihnen, er wollte mich mit sich nehmen und in Deutschland der Schule nachführen. Da ich das vernahm, fiel ich auf meine Knie und bat Gott den Allmächtigen, daß er mir von dem Pfaffen hilfe, der mich schier gar nichts lehrte und aber jämmerlich übel schlug. Denn ich hatte eben ein wenig das Salve singen gelernt und um Eier bitten mit andern Schülern, die auch in dem Dorf bei dem Pfaffen waren.

Als nun Paulus wieder wandeln wollte, sollte ich zu ihm nach Stalden kommen. Vor Stalden wohnte Simon zu der Summermatten, meiner Mutter Bruder, der sollte mein Vogt sein; der gab mir einen Goldgulden, den trug ich im Händlein bis nach Stalden, lugte oft unterwegs, ob ich ihn noch hätte, gab ihn dem Paulus. So zogen wir zum Land hinaus. Da mußt' ich für mich betteln und meinem Bacchanten, dem Paulus, auch geben, denn wegen meiner Einfalt und ländlichen Sprache gab man mir viel. Als wir über den Berg Grimsel nachts in ein Wirtshaus kamen, hatte ich nie einen Kachelofen gesehen und der Mond schien an die Kacheln, da wähnte ich, es wäre so ein großes Kalb, denn ich sah nur zwei Kacheln scheinen, das waren, so meinte ich, die Augen. Am Morgen sah ich Gänse, deren ich nie keine gesehen hatte; da meinte ich, als sie mich anheiserten, es wäre der Teufel und wollte mich fressen, floh und schrie. Zu Luzern sah ich die ersten Ziegeldächer.

Danach zogen wir auf Meißen zu, es war mir eine weite Reise, da ich nicht gewohnt war so weit zu ziehen und dazu unterwegs das Essen zu gewinnen. Wir zogen also miteinander acht oder neun, drei kleine Schützen, die andern große Bacchanten, wie man sie nennt, unter denen ich der allerkleinste und jüngste Schütz war. Wenn ich nicht gut zu gehen vermochte, ging mein Vetter Paulus hinter mir mit der Rute oder dem Stöcklein, und zwickte mich an die bloßen Beine, denn ich hatte keine Hosen an und schlechte Schühlein. Ich weiß auch nit mehr alle Dinge, die uns auf der Straße begegnet sind, doch etlicher bin ich eingedenk. Als wir nämlich auf der Reise waren und man so allerlei redete, sprachen die Bacchanten untereinander, wie in Meißen und Schlesien der Brauch wäre, daß die Schüler Gänse und Enten, auch andere solche Speise rauben dürften, und täte man einem nichts darum, wenn man dem entronnen sei, dem das Ding gehört hätte. Eines Tages waren wir nit weit von einem Dorf, da war ein großer Hauf Gänse beieinander und war der Hirt nicht dabei, da fragte ich meine Gesellen, die Schützen: ‚Wann sind wir in Meißen, daß ich Gänse totwerfen darf?' Da sprachen sie: ‚Jetzt sind wir drinnen.' Da nahm ich einen Stein, warf eine Gans und traf sie an ein Bein, die andern flogen

davon, die hinkende aber konnte nicht aufkommen. Ich nahm noch einen Stein, traf sie an den Kopf, daß sie niederfiel, lief hinzu und erwischte die Gans bei dem Kragen, fuhr mit ihr unter das Röcklein und ging die Straße durch das Dorf. Da kam der Gänsehirt nachgelaufen und schrie im Dorf: ‚Der Bub hat mir meine Gans geraubt!' Ich und meine Mitschützen flohen und der Gans hingen die Füße unter meinem Röcklein hervor. Die Bauern kamen hervor mit Spießen, die sie werfen konnten, und liefen uns nach. Als ich sah, daß ich nicht mit der Gans entrinnen konnte, ließ ich sie fallen und sprang vor dem Dorf vom Wege ab in ein Gesträuch, zwei meiner Gesellen aber liefen der Straße nach, die wurden von zwei Bauern ereilt. Da fielen sie nieder auf die Knie und begehrten Gnade, sie hätten ihnen keinen Schaden getan; und da auch die Bauern sahen, daß sie nicht der waren, der die Gans hatte fallen lassen, so gingen sie wieder in das Dorf und nahmen die Gans. Ich aber sah, wie sie meinen Gesellen nacheilten, und war in größten Nöten und sprach zu mir selbst: ‚Ach Gott, ich glaube, ich habe mich heut nit gesegnet!' (wie man mich denn gelehrt hatte, ich sollte mich alle Morgen segnen). Als die Bauern wieder in das Dorf kamen, fanden sie unsere Bachanten im Wirtshaus, denn diese waren voraus in das Wirtshaus gegangen, die Bauern wollten, sie sollten die Gans zahlen; es wäre etwa um zwei Batzen zu tun gewesen; ich weiß aber nit, ob sie bezahlt haben oder nit. Als sie nun wieder zu uns kamen, lachten sie und fragten, wie es gegangen wäre. Ich entschuldigte mich, vermeinte, es wäre so Landesbrauch; da sprachen sie, es wäre noch nit Zeit.

Ein andermal kam ein Mörder zu uns in den Wald, elf Meilen diesseit Nürnberg, da waren wir alle beieinander; der wollte alsbald mit unseren Bacchanten spielen, daß er uns hinhielte, bis daß seine Gesellen zusammenkämen; wir aber hatten gar einen redlichen Gesellen, mit Namen Antoni Schallbether, der dräuete dem Mörder, er solle sich von uns machen; das tat er. Nun war es spat, daß wir bloß bis in das Dorf kommen konnten, und waren zwei Wirtshäuser daselbst, sonst wenig Häuser. Da wir in eins kamen, war der Mörder vor uns da und andere mehr, ohne Zweifel seine Gesellen; da wollten wir nit dort bleiben und gingen in das andere Wirtshaus. Als man daselbst zur Nacht gegessen hatte, war jeder so geschäftig im Haus, daß man uns kleinen Buben nichts geben wollte; denn wir saßen niemals mit am Tische beim Mahl, man wollte uns auch nit in eine Schlafkammer führen, sondern wir mußten im Roßstall liegen. — Als man aber die Großen zu ihrer Schlafkammer führte, sprach Antoni zum Wirt: ‚Wirt, mich dünkt, du habest seltsame Gäste, und du seiest nit besser; ich sage dir; Wirt, lege uns, daß wir sicher sind, oder wir werden dir ein Wesen machen, daß dir das Haus zu eng werden soll.' Denn im Anfang begehrten die Schelme mit unseren Gesellen zu spielen, Schachzabel, so nannten sie das Schach, das Wörtlein hatt' ich nie gehört. Als man sie nun zur Ruh führte, ich aber und die andern kleinen Buben ohne

Abendbrot im Roßstall lagen, waren in der Nacht etliche, vielleicht der Wirt selber, an die Kammer gekommen und haben wollen aufschließen; da hat Antonius inwendig eine Schraube eingeschraubet vor das Schloß, das Bett vor die Tür gerückt und ein Licht angeschlagen, — denn er hatte allweg Wachskerzen und ein Feuerzeug bei sich, — und hat die andern Gesellen schnell aufgeweckt. Wie das die Schelme hörten, sind sie gewichen. Am Morgen fanden wir weder Wirt noch Knecht; das sagten sie uns Buben, wir waren auch alle froh, daß uns im Stall nichts geschehen war. Nachdem wir von da wohl eine Meile gegangen waren, kamen wir zu den Leuten; als die gehört, wo wir die Nacht gewesen waren, verwunderten sie sich, daß wir nicht alle ermordet waren; denn fast das ganze Dörflein war der Mörderei verdächtig.

Ungefähr eine Meile vor Naumburg waren wieder unsere großen Gesellen in einem Dorf zurückgeblieben; denn wenn sie zusammen zehren wollten, schickten sie uns voran. Wir waren unser fünf, da kamen auf weitem Feld acht Mann auf Rossen an uns mit gespannten Armbrüsten, umritten uns, begehrten von uns Geld und kehrten die Pfeile gegen uns, denn da führte man noch keine Büchsen zu Roß. Und einer sprach: ‚Gebt Geld!' da antwortete einer unter uns, der war ziemlich groß: ‚Wir han kein Geld, sind arme Schüler.' Da sprach der Reiter noch zweimal: ‚Gebt Geld!' so sagte unser Gesell wieder: ‚Wir han kein Geld und geben euch kein Geld, und sind euchs nichts schuldig.' Da zückte der Reiter das Schwert, hieb ihn stracks am Kopf hin, daß er ihm die Schnüre am Bündel zerhieb. Sie ritten davon wieder ins Holz, wir aber gingen auf Naumburg zu, bald kamen unsere Bacchanten, die hatten die Schelme nirgends gesehen. — Wir sind auch oft in Gefahr gewesen der Reiter und Mörder halb, als im Thüringer Wald, im Frankreich, im Polenland. Zu Naumburg blieben wir etliche Wochen, wir Schützen gingen in die Stadt; etliche Schützen, die singen konnten, sangen, ich aber ging heischen*). Wir gingen da aber in keine Schule. Das wollten die anderen Schüler nit leiden und drohten, sie würden uns in die Schule zu gehen zwingen. Der Schulmeister entbot auch unseren Bacchanten: sie sollten in die Schule kommen, oder man würde sie fassen; Antoni entbot ihm wieder, er möchte nur kommen! Und da auch etliche Schweizer da waren, ließen diese uns wissen, auf welchen Tag man kommen würde, damit man uns nit unversehens überfiele. Da trugen wir kleinen Schützen Steine auf das Dach, Antoni aber und die anderen nahmen die Tür ein. Da kam der Schulmeister mit der ganzen Prozession seiner Schützen und Bacchanten, aber wir Buben warfen mit Steinen auf sie, daß sie weichen mußten. Als wir nun vernommen, daß wir vor der Obrigkeit verklagt waren, hatten wir einen Nachbar, der seiner Tochter einen Mann geben wollte, der hatte einen Stall mit gemästeten Gänsen, dem nahmen wir nachts drei Gänse und

*) Betteln. — Die Schützen „heischen" und „präsentieren" den Bacchanten.

zogen in den anderen Teil der Stadt, eine Vorstadt, wieder ohne Ringmauern, wie auch die Stadtecke war, wo wir bisher gewesen waren; da kamen die Schweizer zu uns, sie und die Unsern zechten miteinander, und zog von da unser Hause auf Halle in Sachsen, dort gingen wir in die Schule zu St. Ulrich. — Da sich aber unsere Bacchanten so ungebührlich gegen uns hielten, besprachen sich etliche von uns mit Paul, meinem Vetter, den Bacchanten zu entlaufen, und zogen wir gen Dresden; dort war aber durchaus keine gute Schule, und auf der Schule in den Habitazen*) alles voll Läuse, daß wir sie zu Nacht im Stroh unter uns knistern gehört haben. Wir brachen auf und zogen auf Breslau zu; mußten unterwegs viel Hunger leiden, also daß wir etliche Tage nichts als rohe Zwiebeln mit Salz aßen, etliche Tage gebratene Eicheln, Holzäpfel und Birnen; manche Nacht lagen wir unter heiterem Himmel, denn nirgend wollte man uns bei den Häusern leiden, wie früh wir auch um Herberge baten; manchmal hetzte man die Hunde auf uns. Als wir aber nach Breslau kamen, da war alles in Fülle, ja so wohlfeil, daß sich die armen Schüler überaßen und oft in große Krankheit fielen. Da gingen wir zunächst auf den Dom in die Schule zum heiligen Kreuz. Als wir aber vernahmen, daß in der obersten Pfarre zu St. Elisabeth etliche Schweizer waren, zogen wir dorthin. Die Stadt Breslau hat sieben Pfarren und jegliche eine besondere Schule; es durfte kein Schüler in eines anderen Pfarre singen gehen, oder sie schrien: ad idem, ad idem! und dann liefen die Schützen zusammen und schlugen einander gar übel. Es sind, wie man sagt, auf einmal in der Stadt etliche tausend Bacchanten und Schützen gewesen, die sich alle durch Almosen ernährten; man sagte auch, daß etliche von zwanzig, dreißig und mehr Jahren wären, die ihre Schützen hätten, die ihnen präsentierten; ich hab' meinen Bacchanten oft an einem Abend fünf oder sechs Trachten heim auf die Schule getragen, wo sie damals wohnten; man gab mir auch gern, darum daß ich klein war und ein Schweizer, denn man hatte die Schweizer sehr lieb.

Blieb also eine Zeitlang da; ich war in einem Winter dreimal krank, daß man mich in das Spital führen mußte; die Schüler hatten ein besonderes Spital und eigene Doctores. Auch gibt man auf dem Rathaus für einen Kranken sechzehn Heller die Woche, damit erhält man einen gar wohl. Man hat dort gute Wartung, gute Betten, aber große Läuse darin, daß es nit zu glauben, wie Hanfsamen, so daß ich viel lieber in der Stube auf dem Herde lag, wie andere auch, als in den Betten. Die Schüler und Bachanten, ja auch zuzeiten der gemeine Mann, sind so voll Läus, daß es nit glaublich ist, ich hätte schier, sooft man gewollt hätte, drei Läuse miteinander aus dem Busen gezogen. Bin auch oftmals, besonders im Sommer, hinaus an die Oder, das Wasser, das da vorüberfließt, gegangen, habe mein Hemdlein gewaschen, hab's

*) Schlafkammern der fremden Schüler.

an eine Staude gehenkt und getrocknet, und den Rock gelauset, eine Grube gemacht, einen Haufen Läus darein geworfen, mit Boden zugedeckt und ein Kreuz darauf gesteckt. Den Winter liegen die Schützen auf dem Herd in der Schule, die Bachanten aber in den Kämmerlein, deren zu St. Elisabeth etliche hundert waren; den Sommer aber, wenn es heiß war, lagen wir auf dem Kirchhof, trugen Gras zusammen, das man im Sommer am Sonntag in den Herrengassen vor die Häuser breitet; das trugen etliche in eine Ecke auf den Kirchhof zusammen, lagen darin wie Säue in der Streu; wann es aber regnete, liefen wir in die Schule, und wenn Ungewitter war, so sangen wir schier die ganze Nacht Responsoria und anderes mit dem Subcantore. Manchmal gingen wir im Sommer nach dem Nachtmahl in die Bierhäuser Bier zu heischen, da gaben uns die vollen Polackenbauern Bier, daß ich oft, ohne es zu wissen, so voll geworden bin, daß ich nicht habe wieder in die Schule kommen können, wenn ich schon nur einen Steinwurf von der Schule entfernt war. Summa, da war Nahrung genug, aber man studierte nit viel.

In der Schule zu St. Elisabeth lasen allwege zugleich zu derselben Stunde in einer Stube neun Baccalaurei, doch war graeca lingua noch nirgend im Land; desgleichen hatte niemand gedruckte Bücher, nur der Präzeptor hatte einen gedruckten Terentius. Was man las, mußte man erstlich diktieren, dann distinguieren, dann konstruieren, zuletzt exponieren, so daß die Bachanten große Scharteken mit sich heim zu tragen hatten, wenn sie hinweg gingen.

Von dort zogen unser acht wieder hinweg auf Dresden zu; kamen wieder in Not, daß wir wieder großen Hunger litten. Da beschlossen wir, uns auf einen Tag zu teilen; etliche sollten nach Gänsen aussehen, etliche nach Rüben und Zwiebeln, einer nach einem Topf, wir Kleinen aber in die Stadt Neumarkt gehen, die nit weit davon an der Straße war, und sollten nach Brot und Salz sehen; auf den Abend wollten wir vor der Stadt wieder zusammenkommen, wollten vor der Stadt das Lager schlagen und kochen, was wir dann hätten. Da war ein Büchsenschuß von der Stadt ein Brunnen, dort wollten wir die Nacht bleiben, aber wie man in der Stadt das Feuer gesehen hatte, schoß man zu uns heraus, sie trafen uns jedoch nit. Da wichen wir hinter einen Rain zu einem Wässerlein und Wäldlein; die großen Gesellen hieben Stangen ab, machten eine Hütte, ein Teil rupfte die Gänse, deren hatten sie zwei; andere bereiteten Rüben im Topf, taten Kopf und Füße, item die Därme hinein; andere machten zwei hölzerne Spieße und fingen an zu braten, und als das Fleisch ein wenig rot war, huben wir es am Spieß ab und aßen's; so auch die Rüben. In der Nacht hörten wir etwas schnattern; da war neben uns ein Weiher, den hatte man am Tag abgelassen, und sprangen die Fische auf dem Morast; da nahmen wir Fische, soviel wir in einem Hemde am Stecken tragen konnten, und zogen davon, bis in ein Dorf, da gaben wir einem Bauer Fische, daß er uns die andern in Bier kochte.

Als wir wieder gen Dresden gekommen, da schickten der Schulmeister und unsere Bachanten etliche von uns Buben aus, wir sollten nach Gänsen auslugen; da wurden wir eins, ich sollte die Gänse werfen, sie aber sollten sie nehmen und hinwegtragen. Nachdem wir nun einen Haufen gefunden und sie uns ersehen haben, sind sie aufgeflogen, da hab' ich einen kleinen Knüttel gehabt und diesen unter sie in die Luft geworfen, hab' eine getroffen, daß sie herabgefallen ist; als aber meine Gesellen den Gänsehirten ersahen, trauten sie sich nit hinanzulaufen, obgleich sie doch dem Hirten wohl hätten vorlaufen können. Da ließen sich die andern Gänse wieder nieder, standen um die Gans, gagaiten, als sprächen sie ihr zu, sie stand auch wieder auf und ging mit den andern davon. Ich war über meine Gesellen übel zufrieden, daß sie ihrer Zusage nit genug getan hatten; aber sie hielten sich danach besser, denn wir brachten zwei Gänse davon, die verzehrten die Bachanten mit dem Schulmeister zum Abschied und zogen dann auf Nürnberg zu.

Bald danach zogen wir wieder davon auf Ulm zu, da nahm Paulus noch einen Buben mit, der hieß Hildebrand Kalbermatter, eines Pfaffen Sohn, war auch noch jung, dem gab man Tuch, wie man solches im Lande macht, zu einem Röcklein. Als wir nach Ulm kamen, hieß mich Paulus mit dem Tuch umhergehen, den Macherlohn dazu zu heischen; dadurch bekam ich viel Geld, denn ich war des Gotteslohnes und Bettelns wohl gewohnt; denn dazu hatten mich die Bachanten fortwährend gebraucht, gar nit zu der Schule gezogen, auch nit einmal lesen gelehrt. Während ich selten in die Schule ging, und wenn man in die Schule gehen sollte, mit dem Tuch umging, hab' ich großen Hunger gelitten, denn alles, was ich überkam, brachte ich den Bachanten; ich hätte nit einen Bissen gegessen, denn ich fürchtete das Streichen. Paulus hatte einen andern Bachanten zu sich genommen, namens Achatius, von Mainz gebürtig, denen mußt' ich und mein Gesell Hildebrand präsentieren; aber mein Gesell fraß schier alles selbst, dem gingen die Bachanten auf der Gasse nach, daß sie ihn essend fänden, oder sie hießen ihn den Mund mit Wasser ausschwenken und in eine Schüssel mit Wasser spützen, damit sie sähen, ob er etwas gegessen hätte. Dann warfen sie ihn in ein Bett, und ein Kissen auf den Kopf, daß er nit schreien konnte, und schlugen ihn diese Bachanten, bis sie nit mehr konnten; darum fürchtete ich mich und brachte alle Dinge heim. Sie hatten oft so viel Brot, daß es schimmlig wurde; da schnitten sie das auswendige Graue ab und gaben es uns zu essen. Da hab' ich oft großen Hunger gehabt und bin übel erfroren, weil ich oft in der Finsternis bis um Mitternacht habe müssen herumgehen und um Brot singen.

Da mag ich nit unterlassen noch dieses anzuzeigen, wie zu Ulm eine fromme Witwe war, die hatte zwei erwachsene Töchter, diese Witwe hat mir oft in dem Winter meine Füße in einen warmen Pelz

gewickelt, den sie hinter den Ofen gelegt hatte, wenn ich käme, daß sie mir meine Füße wärmte, sie gab mir dann eine Schüssel mit Mus und ließ mich heimgehen. Ich habe solchen Hunger gehabt, daß ich den Hunden auf der Gasse die Knochen abgejagt und die benagt, item Brosamen aus den Säcken gesucht und gegessen habe. Danach sind wir wieder gen München gezogen, auch da habe ich das Macherlohn vom Tuch, das doch nit mein war, betteln müssen. Ein Jahr darauf kamen wir noch einmal nach Ulm, und ich brachte das Tuch wieder mit mir und heischte den Macherlohn; da bin ich wohl eingedenk, daß etliche zu mir sagten: ‚Potz Marter! Ist der Rock noch nit gemacht? Ich glaube, du gehst mit Bubenwerk um.' So zogen wir von dannen; ich weiß nit, wo das Tuch hinkam, ob der Rock gemacht worden ist oder nit. Als wir an einem Sonntag nach München kamen, hatten die Bacchanten Herberge, wir aber, drei kleine Schützen, keine und wollten deshalb gegen Nacht in die Schrannen, das ist auf den Kornmarkt gehen, um auf den Kornsäcken zu liegen. Da saßen etliche Weiber bei dem Salzhaus an der Gasse, die fragten, wo wir hin wollten. Und da sie hörten, daß wir keine Herberge hätten, war eine Metzgerin dabei, die, als sie vernahm, daß wir Schweizer wären, sagte sie zu ihrer Jungfer: ‚Lauf, henke den Topf mit der Suppe und dem Fleisch über, das uns übriggeblieben ist, sie sollen bei mir über Nacht sein, ich bin allen Schweizern hold; ich habe zu Innsbruck in einem Wirtshause gedient, als Kaiser Maximilianus dort Hof gehalten hat, da haben die Schweizer viel mit ihm zu schaffen gehabt; sie sind so freundlich gewesen, daß ich ihnen mein lebelang hold sein will.' Die Frau gab uns genug zu essen und zu trinken und legte uns wohl. Am Morgen sprach sie zu uns: ‚Wenn einer von euch bei mir bleiben wollte, ich wollte ihm Herberge, zu essen und zu trinken geben.' Wir waren alle willig und fragten, welchen sie wollte, und wie sie uns besichtigte, war ich etwas kecker als die andern, da nahm sie mich, und ich durfte ihr nichts weiter tun als Bier reichen und die Häute und Fleisch aus der Metzge holen, item mit ihr zuweilen auf das Feld gehen; mußte aber doch dem Bacchanten präsentieren. Das hatte die Frau nit gern und sprach zu mir: ‚Potz Marter! Laß den Bacchanten fahren und bleibe bei mir, du darfst doch nit betteln.' So kam ich in acht Tagen weder zu dem Bacchanten noch in die Schule; da kam er und klopfte an der Metzgerin Haus. Da sprach sie zu mir: ‚Dein Bacchant ist da, sag, du seiest krank.' Sie ließ ihn ein und sagte zu ihm: ‚Ihr seid wahrlich ein feiner Herr, hättet doch zusehen sollen, was Thomas machte, er ist krank gewesen und ist es noch.' Da sprach er: ‚Es ist mir leid, Bub; wenn du wieder ausgehen kannst, so komme zu mir.' Danach an einem Sonntag ging ich in die Vesper, da sagte er nach der Vesper: ‚Du, Schütz, du kommst nit zu mir, ich will dich einmal mit Füßen treten!' Da nahm ich mir vor, er sollte mich nit mehr treten, und gedachte hinwegzulaufen. Am Sonntag sagte ich zu der Metzgerin: ‚Ich

will in die Schule und will meine Hemdlein waschen gehen'; ich durfte ihr nit sagen, was ich im Sinne hatte, denn ich fürchtete, sie würde es weiter sagen. Fuhr also mit traurigem Herzen von München, teils daß ich von meinem Vetter lief, mit dem ich so weit umhergezogen, und der mir doch wieder zu hart war und unbarmherzig und dann schmerzte mich auch die Metzgerin, die mich so freundlich gehalten hatte. Ich zog also über den Fluß Isar hinaus, denn ich fürchtete, wenn ich auf das Schweizerland zuginge, würde Paulus mir nachziehen, da er mir und den andern oft gedroht hatte, wenn einer wegliefe, so wollte er ihm nachziehen, und wenn ihn wieder bekäme, wolle er selbigem alle viere abschlagen. Jenseits der Isar ist ein Hügel, da setzte ich mich, sah die Stadt an und weinte inniglich, daß ich niemand mehr hätte, der sich meiner annähme; gedachte auf Salzburg oder gen Wien in Österreich zu ziehen. Als ich dasaß, kam ein Bauer mit einem Wagen, der hatte Salz gen München geführt, er war schon trunken und doch war erst die Sonne aufgegangen, den bat ich, er sollte mich aufsitzen lassen, mit dem fuhr ich, bis er ausspannte, die Rosse und sich zu füttern; dazwischen bettelte ich im Dorf, und nit weit vom Dorfe wartete ich auf ihn und entschlief. Als ich erwachte, weinte ich wieder herzlich, denn ich meinte, der Bauer wäre fortgefahren, mich bedeuchte, ich hätte meinen Vater verloren. Bald aber kam er, war wieder voll, hieß mich wieder aufsitzen und fragte mich, wo ich hin wollte. Da sprach ich: ‚Nach Salzburg.' Als es nun Abend war, fuhr er von derselben Straße ab und sprach: ‚Steig ab, da geht die Straße auf Salzburg.' Wir waren denselben Tag acht Meilen gefahren. — So kam ich in ein Dorf. Als ich des Morgens aufstand, war ein Reif, als wenn es geschneit hätte, und hatte ich keine Schuhe, nur zerrissene Strümpflein, kein Barett, ein Jäcklein ohne Falten, zog also auf Passau zu, wollte mich da auf die Donau setzen und auf Wien zu. Als ich nach Passau kam, wollte man mich nit einlassen. Da gedachte ich auf das Schweizerland zu ziehen, fragte den Torwächter, wo ich am nächsten auf das Schweizerland ziehen könnte; da sprach er: ‚Über München'; ich sagte: ‚Gen München will ich nit, will eher zehn Meilen Wegs oder noch weiter umziehen.' Da wies er mich auf Freisingen zu. Dort ist auch eine hohe Schule, da fand ich Schweizer, die fragten mich, von wannen ich komme. Ehe zwei oder drei Tage hin waren, kam Paulus mit einer Hellebarde. Die Schützen sagten zu mir: ‚Der Bacchant von München ist hier und suchet dich'; da lief ich zum Tore hinaus, als wenn er hinter mir her gewesen wäre, und zog auf Ulm zu, und ging daselbst zu meiner Sattlerin, die mir einst die Füße im Pelz gewärmt hatte. Die nahm mich an, ich sollte ihr die Rüben hüten auf dem Felde; das tat ich und ging in keine Schule. Nach etlichen Wochen kam einer zu mir, der des Pauli Geselle gewesen war, der sprach: ‚Dein Vetter Paulus ist hier und suchet dich.' Da war er mir achtzehn Meilen nachgezogen, denn er hatte eine gute Pfründe an mir verloren, ich hatte

ihn etliche Jahre ernährt. Da ich das wieder hörte, wiewohl es fast Nacht war, lief ich zum Tore hinaus auf Konstanz zu, und weinte wieder inniglich, denn es schmerzte mich sehr, daß ich die liebe Frau verlor. —

So gelangte ich über den See nach Konstanz, und als ich über die Brücke hinausging und einige Schweizer Bäuerlein in weißen Jupen sah, ach mein Gott, wie war ich so froh, ich meinte, ich wäre im Himmelreich. Und als ich nach Zürich kam, fand ich dort Walliser, große Bachanten, denen erbot ich mich zum Präsentieren, sie dagegen sollten mich lehren; das taten sie aber nit besser als einst die andern. Nach etlichen Monaten schickte Paulus von München seinen Schützen, den Hildebrand, ich solle wiederkommen, er wolle mir verzeihen, ich aber wollte nit, sondern blieb in Zürich, studierte aber sehr wenig. —

Da war ein Walliser von Visp, mit Namen Antonius Venetz, der wiegelte mich auf, wir wollten miteinander nach Straßburg ziehen. Als wir nach Straßburg kamen, waren gar viele arme Schüler da, und wie man sagte, keine gute Schule; aber zu Schlettstadt, da wäre eine sehr gute Schule. Wir zogen also nach Schlettstadt. Auf dem Wege begegnete uns ein Edelmann, fragte, wo hinaus, und widerriet uns nach Schlettstadt zu ziehen, es wären dort sehr viele arme Schüler und keine reichen Leute. Da fing mein Gesell an bitterlich zu weinen, wo nun hinaus? Ich tröstete ihn und sprach: ‚Sei gutes Muts, gibt es zu Schlettstadt auch nur einen Schüler, der sich allein ernähren kann, so will ich uns beide ernähren.' Und als wir noch eine Weile von der Stadt in einem Dorfe herbergten, ward mir unwohl, daß ich wähnte, ich müßte ersticken, alle Luft fehlte mir, ich hatte zu viel frische Nüsse gegessen, welche um diese Zeit abfallen. Da weinte mein Gesell wieder, er meinte, wenn er seinen Gesellen verlöre, so wüßte er dann nit wo hinaus. Und er hatte heimlich zehn Kronen bei sich, ich aber nit einen Heller! In der Stadt nahmen wir Herberg bei einem alten Ehepaar, dessen Mann stockblind war, und darauf gingen wir zu meinem lieben Herrn Präzeptor, dem seligen Herrn Johannes Sapidus, und baten ihn, er möge uns annehmen. Er fragte, woher wir wären. Als wir sagten, aus dem Schweizerland, von Wallis, sprach er: ‚Dort sind leidig böse Bauern, sie jagen alle ihre Bischöfe aus dem Land. So ihr fleißig studieren werdet, sollt ihr mir wenig geben; wo nit, so müßt ihr mich zahlen, oder ich will euch den Rock vom Leibe ziehen.' Das war die erste Schule, wo mich deuchte, daß es recht zuging. Zu der Zeit gingen die Studia und Sprachen auf, es war in dem Jahre, wo der Reichstag zu Worms gewesen ist. Sapidus hatte einmal neunhundert Schüler, etliche feingelehrte Gesellen, die später Doctores und berühmte Männer geworden sind.

Als ich nun in die Schule kam, wußte ich wenig, konnte noch nit den Donat lesen, und war doch schon achtzehn Jahre alt, ich setzte mich unter die kleinen Kinder wie eine Glucke unter die Küchlein. An

einem Tage las Sapidus das Verzeichnis seiner Schüler und sprach: ‚Ich habe viel barbara nomina (barbarische Namen), ich muß sie einmal ein wenig lateinisch machen.' Und wieder las er die Namen lateinisch ab, da hatte er mich vertiert in Thomas Platerus und meinen Gesellen Anton Venetz in Antonius Venetus, und sprach: ‚Wer sind die zwei?' Da wir aufstanden, sprach er: ‚Pfui, sind das zwei räudige Schützen und haben so hübsche Namen.' Und das war auch zum Teil wahr, besonders mein Gesell, der war so räudig, daß ich ihm manchen Morgen das Laken von dem Leibe abziehen mußte wie die Haut von einer Geiß. Ich aber war fremde Luft und Speise besser gewohnt als er.

Als wir nun vom Herbst bis Pfingsten da waren und noch immer mehr Schüler von allen Seiten zureisten, konnten wir uns nit mehr gut ernähren und zogen weg gen Solothurn. Dort war eine ziemlich gute Schule, auch bessere Nahrung, aber man mußte gar zu viel in der Kirche stecken und Zeit versäumen, so daß wir nach der Heimat zogen.

Den folgenden Frühling aber zog ich mit zwei Brüdern wieder aus dem Land. Als wir von der Mutter Abschied nehmen wollten, weinte sie und sprach: ‚Das müsse Gott erbarmen, daß ich soll drei Söhne ins Elend gehen sehen.' Sonst habe ich meine Mutter nie weinen sehen, denn sie war ein tapferes, mannhaftes Weib, aber rauh; sonst war sie ehrlich, redlich, fromm, das hat jedermann von ihr gesagt und sie gelobt.

So kam ich nach Zürich und ging zum Frauenmünster in die Schule, der Präzeptor hieß Meister Wolfgang Knöwel von Bar bei Zug, er war Magister der Universität zu Paris, den man zu Paris genannt hatte grand diable; er war ein großer, redlicher Mann, kümmerte sich aber nit viel um die Schule, sondern lugte mehr, wo die hübschen Mägdlein waren, deren er sich kaum erwehren konnte; ich aber hätte gern studiert, denn ich konnte merken, daß es Zeit war.

Zu derselben Zeit sagte man, es würde ein Schulmeister von Einsiedeln kommen, ein gar gelehrter und treuer Schulmeister, aber grausam wunderlich. Da machte ich mir einen Sitz in einem Winkel, nit weit von des Schulmeisters Stuhl, und dachte: ‚In dem Winkel willst du studieren oder sterben.' Als er nun eintrat, mein Vater Myconius, sprach er: ‚Das ist eine hübsche Schule' — denn sie war erst vor kurzem neugebaut; — ‚aber mich bedünkt, es seien ungeschickte Knaben, doch wollen wir zusehen, wendet nur guten Fleiß an.' Da weiß ich, hätte es mir mein Leben gegolten, ich hätte nit ein Wort der ersten Deklination deklinieren können, und konnte doch den Donat bis auf das Tz auswendig; denn als ich in Schlettstadt war, hatte Sapidus einen Baccalaureus, der vexierte die Bacchanten so jämmerlich mit dem Donat, daß ich dachte: „Ist das ein so gutes Buch, so willst du es auswendig lernen," und indem ich daraus lesen lernte, lernte ich es auch auswendig. Das bekam mir bei Vater Myconius wohl, er las uns den Terentius, und wir alle mußten alle Wörtlein in einer ganzen

Komödie deklinieren und konjugieren, und oft ist er mit mir umgegangen, daß mein Hemdlein naß geworden ist und daß mir das Gesicht verging, und doch hat er mir nie einen Streich gegeben außer einmal mit der umgekehrten Hand an die Wange. Er las auch in der Heiligen Schrift, und in solche Stunden kamen viele Laien, denn es war damals im Anfange, daß das Licht des heiligen Evangelii aufgehen sollte. Wenn er aber schon rauh mit mir war, so führte er mich dann heim und gab mir zu essen, denn er hörte mich gern erzählen, wie ich alles Land in Deutschland durchgelaufen und wie es mir allenthalben ergangen war.

Myconius mußte mit seinen Schülern zum Frauenmünster in die Kirche gehen, Vesper, Mette und Meß singen und den Gesang regieren. Da sprach er einst zu mir: ‚Kustos,' — denn ich war sein Kustos — ‚ich wollte allerwegs lieber vier Lektionen halten als eine Messe singen, Lieber, vertritt mich manchmal, wenn man die leichten Messen singt, Requiem u. dergl., ich will's um dich verdienen.' Damit war ich wohl zufrieden, denn ich war schon von andersher daran gewöhnt, und noch war alles päpstlich eingerichtet. Als Kustos nun hatte ich oft nit Holz zum Einheizen, da gab ich acht, welche von den Laien, die in die Schule kamen, Holzbündel vor den Häusern hatten, dorthin bin ich um Mitternacht gegangen und habe heimlich Holz nach der Schule getragen. Eines Morgens hatte ich kein Holz, Zwingli wollte gerade am Frauenmünster predigen; vor Tage und als man zur Predigt läutete, dachte ich: ‚Du hast kein Holz, und es stehen so viele Götzen in der Kirche, um die kümmert sich doch niemand.' Da ging ich in die Kirche zum nächsten Altare, erwischte einen Johannes und mit ihm zur Schule in den Ofen, und sprach zu ihm: ‚Jögli, nun bück dich, du mußt in den Ofen.' Als er anfing zu brennen, machte er ein wüstes großes Knattern, nämlich die Ölfarbe. Ich dachte nun: ‚Halt still, rührst du dich, was du aber nit tun wirst, so will ich das Ofentürlein zutun; er soll nit heraus, der Teufel trage ihn denn heraus.' Indem kam des Myconius Frau, die zur Kirche in die Predigt wollte und bei der Tür vorbeiging, und sprach: ‚Gott gebe dir einen guten Tag, mein Kind, hast du geheizt?'

Ich tat das Ofentürlein zu und sprach: ‚Ja Mutter, ich habe schon warm gemacht'; ich wollte es ihr aber nit sagen, sie hätte schwatzen können, und wenn es herausgekommen wäre, hätte es mich damals mein Leben gekostet. Und Myconius sprach in der Lektion: ‚Kustos, du hast heute gut Holz gehabt.' Als wir aber die Messe singen sollten, gerieten in der Kirche zwei Pfaffen aneinander, der, welchem der Johannes gehört hatte, sprach zu einem andern: ‚Du Schelm, du hast mir meinen Johannes gestohlen.' Das trieben sie eine gute Weile.

Und obgleich mich bedünken wollte, es wäre mit dem Papsttum nit richtig, so hatte ich dennoch im Sinne, ich wollte Priester werden, wollte fromm sein, meinem Amt treulich vorstehen und meinen Altar fein aufputzen. Ich betete viel und fastete mehr, als mir gut war. Ich hatte

auch meine Heiligen und Patrone, zu denen ich bete, zu jedem Besonderes: zu unserer Frau, daß sie bei ihrem Kind meine Fürsprecherin sein wolle, zu St. Katharina, daß sie mir zu Gelehrsamkeit helfe, zu St. Barbara, daß ich nit ohne das Sakrament sterbe, zu St. Peter, daß er mir den Himmel auftue, und was ich an Gebeten versäumte, das schrieb ich in ein Büchlein. Wenn man in der Schule Donnerstags oder Samstags Urlaub hatte, ging ich zum Frauenmünster in einen Stuhl, schrieb die Außenstände von Gebeten an einen Stuhl und fing an und bezahlte eine Schuld nach der anderen, wischte sie dann ab und meinte, ich hätte meine Schuldigkeit getan. Ich bin sechsmal von Zürich in Einsiedeln gewesen mit Prozessionen, und habe fleißig gebeichtet. Ich habe oft mit meinen Gesellen für das Papsttum gekämpft, bis einst M. Ulrich Zwingli über das Evangelium Johannis: ‚Ich bin ein guter Hirt' predigte. Das legte er so streng aus, daß ich wähnte, es zöge mich einer bei den Haaren in die Höhe; und er zeigte an, wie Gott das Blut der verlorenen Schäflein fordern würde von den Händen der Hirten, die an ihrem Verderben schuldig waren. Da dachte ich: ‚Hat es die Meinung, dann ade Pfaffenwerk, ein Pfaff werd' ich nimmermehr.' Doch fuhr ich in meinen Studiis fort, fing auch an, gegen meine Gesellen zu disputieren, ging fleißig zur Predigt und hörte meinen Präzeptor Myconius gern. Noch hatte man Messe und Götzen in Zürich."

Soweit Thomas Platter. Noch lange dauerte der Kampf um das Leben. Er mußte das Seilerhandwerk lernen, um sich zu erhalten. Er studierte in der Nacht, und als ihm der Drucker Andreas Kratander zu Basel einen Plautus geschenkt hatte, befestigte er die einzelnen Bogen mit einer Holzgabel am Strick, den er drehte, und las während der Arbeit. Später wurde er Korrektor, dann Bürger und Drucker, Rektor der lateinischen Schule zu Basel. Nicht ohne Einfluß blieb das unstete Leben der Kinderzeit auf die Seele des Mannes: wie tüchtig er war, die stete Ausdauer und frohe Kraft fehlte seinen Unternehmungen.

Aus den Tausenden, die sich, wie der Knabe Thomas, zur lateinischen Schule drängten, gewann die steigende Bewegung ihre eifrigsten Novizen. Mit unermüdlicher Rührigkeit trugen diese Kinder des Volkes Nachrichten und neue Ideen von Haus zu Haus. Viele von ihnen gelangten nicht bis auf die Universität durch Privatunterricht, als Korrektoren bei Druckereien suchten sie sich zu erhalten. Die Mehrzahl der Stadt- und später der Dorfschulen wurden mit solchen besetzt, die den Virgil lasen und die bittere Laune des Klagebriefes de miseria plebanorum verstanden. So hoch stieg ihre Zahl, daß ihnen bald die Reformatoren den dringenden Rat gaben, noch spät ein Handwerk zu erlernen, um sich redlich zu ernähren. Und nicht wenige Zunftgenossen der deutschen Städte waren imstande, die Bullen des Papstes mit Glossen zu versehen und ihren Mitbürgern zu übersetzen, auch subtile theologische Fragen wurden in den Trinkstuben mit Leidenschaft erörtert. Ungeheuer war der Einfluß, den solche Männer auf die kleinen

Kreise des Volkes ausübten. Wenige Jahre darauf verwuchsen sie mit armen Studenten der Gottesgelahrtheit, die sich als Prädikanten über alle Länder deutscher Zunge verbreiteten, zu einer großen Genossenschaft, und diese Demokraten der neuen Lehre waren es, die in Volksschauspielen den Papst als Antichrist vorstellten, in den Heerhaufen der empörten Bauern Reden hielten, in gedruckten Reden, Volksliedern und groben Dialogen die alte Kirche befehdeten.

So bereiteten auch sie vor, was kommen sollte. Aber wie gut immerhin die Humanisten in ihrer Höhe bewiesen, daß die Kirche manche Stellen der Heiligen Schrift falsch deute, und wie launig sie das Werkzeug der Ketzerrichter, den getauften Juden Pfefferkorn mit seinem hübschen Weiblein verspotteten, wie eifrig auch die kleinen Schullehrer unten im Volk Gespräche des Erasmus von Fasten und Fleischessen, von zwei Sterbenden und das Buch über Kinderzucht umhertrugen: — nicht ihre neue Wissenschaft allein hat Reformation und geistige Freiheit der Deutschen lebendig gemacht, tiefer liegen die Quellen dieses mächtigen Stromes, aus dem Grunde des deutschen Gemütes entspringen sie und durch geheimnisvollen Zug des Herzens werden sie an das Licht geführt, um zerstörend und befruchtend das Leben der Nation umzugestalten.

2. Seelenkämpfe eines Jünglings und sein Eintritt ins Kloster

(1510)

So viel Schlechtigkeit war in der Welt, so schwer der Druck, der auf den Armen lastete, roh die Genußsucht, endlos die Begehrlichkeit bei Geistlichen und Laien. Wer strafte den Junker, der die Bauern mißhandelte? Wer schützte den armen Bürger gegen die mächtige Verwandtschaft des reichen Ratsherrn? Hart war die Arbeit des Deutschen vom Morgen bis zum Abend, im Sommer und Winter, bald kam die Pest, bald Mißwachs und Hunger; unverständlich war die Weltordnung und arm an Liebe das irdische Leben. Rettung aus dem Elend war nur bei Gott. Vor ihm war alles Irdische klein und nichtig, Kaiser und Papst, die Klugheit des Menschen eitel wie die Blüte des Feldes. Wenn er gnädig war, so konnte er den Menschen aus der Not dieses Lebens retten und in ewiger Seligkeit entschädigen für das, was er hier geduldet. Aber solche Gnade, wie war sie zu gewinnen? Welche Tugend des schwachen Menschen durfte hoffen, den unendlichen Schatz göttlicher Gunst zu erwerben? Der Mensch war verdammt seit Adams Zeit Gutes zu wollen und Schlechtes zu tun. Eitel war seine beste Tugend, die Erbsünde war sein Fluch und es war nicht sein Verdienst, wenn Gott ihm Gnade schenkte*).

So rang damals angstvoll das Menschenherz. Aber aus den heiligen Urkunden der Schrift, die dem Volk wie eine dunkle Sage waren, klang von fern das Wort: Christus ist die Liebe. Die herrschende Kirche wußte wenig von solcher Liebe, in ihr stand Gott sehr fern von der Menschenseele, das Bild des Gekreuzigten war versteckt hinter zahllosen Heiligen und Seligen, und alle waren nötig, um Fürbitter zu sein vor dem zürnenden Gott. Und doch war es das heiße Bedürfnis deutscher Natur, sich im herzlichen Verhältnis zu empfinden mit dem Allmächtigen, unauslöschlich war die Sehnsucht, die Liebe Gottes zu gewinnen. Ja, wer büßte, wer mit heißem Gebet und ohne Aufhören nach der Liebe Gottes rang, für den war das Versenken, das Hingeben an Gott schon auf Erden das seligste Gefühl, und ihm wurde auch die Hoffnung der himmlischen Seligkeit. Aber solch inner-

*) Vgl. das beste erbauliche Buch aus der Zeit vor der Reformation, die „Theologia teütsch", von einem Unbekannten aus Taulers Schule, eine Hauptquelle für Luthers Bildung, staunenswert noch für uns.

liches und selbständiges Ringen nach der göttlichen Gnade lehrte die Hierarchie nicht mehr. Der Papst behauptete, er sei Verwalter der unerschöpflichen Verdienste Christi, und die Kirche lehrte, auch aus den Fürbitten der Heiligen für die sündige Menschheit sei ein unendlicher Schatz von guten Werken, Gebeten, Fasten und Büßungen zum Segen für andere aufgesammelt, und all diese Schätze verwalte der Papst und davon könne er abgeben jedem, dem er wolle, ihn von seiner Sündhaftigkeit zu befreien. Und ebenso, wenn sich Gläubige zusammentun zu einer frommen Genossenschaft, dann kann der Papst auch solcher Bruderschaft die Gnade gewähren, daß die Verdienste der Heiligen und der Überschuß der frommen Kirchenwerke, Gebete, Messen, Wallfahrten, Bußübungen, Schenkungen von einem auf den andern übergehen.

So bildeten sich unter dem Schutz eines fürbittenden Heiligen die frommen Bruderschaften, in denen die Assoziation bewirken konnte, was dem schwachen Einzelnen unmöglich war. Ihre Zahl war groß, noch im Jahre 1530 beklagt sich Luther, daß sie unzählbar seien*). Wie roh und kläglich ihr Mechanismus war, möge ein Beispiel zeigen; die Bruderschaft der 11 000 Jungfrauen, St. Ursulas Schifflein genannt, sei hier gewählt, weil Kurfürst Friedrich der Weise ein Mitstifter und Bruder war. Dieser Verein hatte nach seinem Statut an geistlichen Schätzen, die den Brüdern zur Erwerbung der ewigen Seligkeit helfen sollten, aufgesammelt 6455 Messen, 3550 ganze Psalter, 200 000 Rosenkränze, 200 000 Te Deum laudamus, 1600 Gloria in excelsis Deo. Ferner 11 000 Gebete für die Patronin St. Ursula und 630 mal 11 000 Paternoster und Ave Maria. Ferner den 10 000 Rittern 50 mal 10 000 Paternoster und Ave Maria usw. Und die ganze erlösende Kraft dieses Schatzes kam den Mitgliedern der Bruderschaft zugute. Viele geistliche Stiftungen und Privatpersonen hatten sich durch große Beiträge zum Gebetschatze besonderes Verdienst erworben. Bei der Erneuerung der Gesellschaft hatte Kurfürst Friedrich eine schöne silberne Ursula geschenkt. Ein Laie verdiente die Bruderschaft, wenn er in seinem Leben einmal 11 000 Vaterunser und Ave Maria betete; betete er täglich 32, so erwarb er sie in einem Jahre, mit 16 in zwei Jahren, mit 8 in vier Jahren; wer durch Ehe, Geschäfte oder Krankheit verhindert wurde, diese Gebetmasse abzumachen, der konnte eintreten, wenn er für sich 11 Messen lesen ließ, usw. Diese Bruderschaft aber war eine der besten, denn die Mitglieder hatten nicht nötig „Heller und Pfennig" zu bezahlen, es sollte eine Bruderschaft der armen Leute sein, die nur durch Gebete sich gegenseitig in den Himmel bringen wollten. — Und doch muß man behaupten, daß die frommen Bruderschaften im Anfange des 16. Jahrhunderts noch das Gemütvollste waren, was die untergehende Kirche des Mittelalters dem Volk zu bieten hatte.

Dagegen war der Ablaß der faulste Fleck ihres siechen Leibes. Die

*) Vermanung an die geistlichen versamlet auff dem Reichstag zu Augsburg.

Päpste als Bewahrer des aufgesammelten unendlichen Schatzes der Verdienste Christi verkauften die Anweisungen auf diesen Vorrat an die Gläubigen gegen Geld. Zwar war in der Kirche selbst die bessere Vorstellung nie ganz geschwunden, daß auch der Papst nicht die Sünden selbst vergeben könne, sondern nur die Bußübungen erlassen, welche die Kirche vorschrieb. Aber die solches lehrten, einzelne Männer der Universitäten und ehrliche Seelsorger einer Gemeinde, mochten sich vorsehen, ihre Lehre nicht bis zum offenen Widerspruch gegen das Geschäft der Ablaßkrämer zu steigern. Denn was galt den Päpsten des 15. Jahrhunderts die echte Lehre ihrer eigenen Kirche, ihnen, die fast ohne Ausnahme verruchte Bösewichter und ungläubige Heiden waren? Wehe dem, der zweifelte, daß die Päpste das Recht hätten, ihn von Gott zu scheiden, für ihn die Tür des Himmels zu öffnen und zu verschließen. Geld war es, was sie endlos begehrten für Weiber und Buben, für ihre Kinder und Nepoten, für ihren fürstlichen Haushalt. Und es bestand eine fürchterliche Gemeinschaft des Interesses zwischen ihnen, den Bischöfen und der fanatischen Partei in den Bettelorden. Nichts hatte den Huß von Hussinetz so unerträglich gemacht, als der Kampf gegen den Ablaß; die Lehre von Buße und Gnade hatte den großen Wessel aus Paris in das Elend getrieben, und Ablaßmönche waren es, die den Greis Johannes Vesalia im Klosterkerker zu Mainz sterben ließen, ihn, der zuerst das hohe Wort gesprochen: „Wozu soll ich glauben, was ich weiß?"

Es ist bekannt, wie der Ablaßhandel im Beginne des 16. Jahrhunderts in Deutschland überhandnahm, und wie frech die ruchlose Gaunerei betrieben wurde. Wenn Tetzel mit seinem Kasten in eine Stadt einzog, ritt er mit einem großen Gefolge von Mönchen und Pfaffen, ein wohlgenährter, hochmütiger Dominikaner; die Glocken wurden geläutet, Geistliche und Laien zogen ihm ehrfurchtsvoll entgegen und führten ihn nach der Kirche. Dort wurde im Schiff sein großes rotes Kreuz aufgerichtet mit der Dornenkrone und den Nagellöchern, und manchmal war dem gläubigen Volke vergönnt zu sehen, wie das rote Blut des Gekreuzigten am Kreuze in Bewegung kam. Neben dem Kreuze steckten Kirchenfahnen, darauf das Wappen des Papstes mit der dreifachen Krone, vor dem Kreuz stand der berüchtigte Kasten, stark mit Eisen beschlagen, daneben auf der einen Seite eine Kanzel, auf welcher der Mönch mit roher Beredsamkeit die Wundermacht seines Ablasses auseinandersetzte und ein großes Pergament des Papstes mit vielen angehängten Siegeln vorzeigte, auf der andern Seite der Zahltisch mit Ablaßzetteln, Schreibzeug und Geldkörben, dort verkauften die geistlichen Gehilfen dem andrängenden Volke das ewige Heil*).

*) So ist der Handel dargestellt auf einem Titelholzschnitt, der bei mehreren Streitschriften verwendet wurde, z. B. bei der Schrift: Beclagung eines leyens genant Hanns schwalb über vil mißbreüch Christlichen lebens, 1521. 4.

Zahllos waren die Schäden der Kirche, gegen alle erhob sich das verletzte sittliche Gefühl der Deutschen, aber Kern der ganzen Bewegung war der Kampf gegen die Gnadenmittel, durch welche die Herzensbedürfnisse des deutschen Volkes so widerwärtig verhöhnt wurden. Und die große Zahl der Reformatoren wird nur dann richtig verstanden, wenn man sie auffaßt als eine Reaktion des Herzens gegen Unwahrheit, Gemütlosigkeit und Frevel am Heiligsten.

Überall in Deutschland regte sich die Opposition. Aber noch war der Mann nicht gefunden, der allen Schmerz und alle Sehnsucht des Volkes in furchtbarem inneren Kampfe durchfühlen sollte, um selbst zum Führer seiner Nation zu werden, die in ihm mit Begeisterung ihr eigenstes Wesen zu geschlossenem Charakter verkörpert sah. Erst vor zwei Jahren war er Lehrer der Physik und Dialektik an der neuen Universität Wittenberg geworden, und gerade jetzt lag er im Staub der römischen Ebene und schaute mit frommem Entzücken nach dem Rande des Horizontes, an dem sich die Türme der heiligen Stadt erhoben. — Unterdes sind es noch einmal die Empfindungen eines lateinischen Schülers, aus denen wir zu erkennen suchen, was in der Seele des Volkes arbeitete.

Friedrich Mecum, lateinisch Myconius*), war der Sohn ehrbarer Bürgersleute aus Lichtenfels in Oberfranken, geboren 1491. Mit dreizehn Jahren kam er auf die lateinische Schule der damals aufblühenden Bergstadt Annaberg; dort erlebte er, was hier mit seinen Worten erzählt wird, und ging im Jahre 1510 als neunzehnjähriger Jüngling in das Kloster. Als Franziskaner war er einer der ersten, eifrigsten und treuesten Anhänger der Wittenberger Professoren. Er trat aus dem Orden, wurde Prediger der neuen Kirche in Thüringen, endlich Pfarrherr und Superintendent zu Gotha, wo er die Reformation durchsetzte und im Jahre 1546 starb. Zu Luther stand er in einem eigentümlichen Verhältnis. Er war nicht nur sein bescheidener und inniger Freund in vielen Beziehungen des Privatlebens, sondern in seinem Verhältnis zu Luther war bis zu seinem Tode eine Poesie, die ihm das ganze Leben verklärte. In der verhängnisvollsten Zeit seiner Jugend, sieben Jahre, bevor Luther die Reformation begann, war ihm das Bild des großen Mannes im Traum erschienen und hatte die Zweifel seines aufgeregten Herzens beruhigt, und in der Verklärung des Traumes sah der treue, fromme Deutsche seinen großen Freund fortan zu jeder Stunde. Aber noch ein anderer Umstand macht die Person des Erzählers für uns interessant. Wie unähnlich der sanfte, fein organisierte Mann auch seinem trotzigen Freunde sein mag, in dem Jugendleben beider ist eine auffallende Ähnlichkeit. Und manches, was uns aus Luthers Jugend unbekannt geblieben ist, findet seine Erklärung in dem,

*) Der Gleichklang seines latinisierten Namens mit dem des Schweizer Reformators Oswald Myconius (Geißhäuser), der Lehrer Thomas Platters war, beruht nicht auf Verwandtschaft.

was Myconius über seine eigene Jünglingszeit erzählt. Beide waren arme Schüler einer lateinischen Schule, beide wurden durch innere Kämpfe und jugendliche Schwärmerei in das Kloster getrieben, beide fanden dort nicht den Frieden, den sie leidenschaftlich suchten, sondern neue Zweifel, größere Kämpfe, Jahre der Qual, banger Unsicherheit. Für beide wurde der unverschämte Tetzel der Stein des Anstoßes, der ihr Gemüt empörte und die ganze Richtung und Tätigkeit ihres spätern Lebens bestimmte. Zuletzt starben beide in demselben Jahre, Myconius sieben Wochen nach Luther, nachdem er fünf Jahre vorher aus einer tödlichen Krankheit durch einen Beschwörungsbrief Luthers zu neuem Leben erweckt war*).

Friedrich Myconius hat außer Theologischem (er hat wenig drucken lassen) auch in deutscher Sprache eine Chronik seiner Zeit geschrieben, in der seine eigene Tätigkeit und die Zustände Gothas am ausführlichsten behandelt sind. Wohlbekannt und öfter gedruckt ist der Traum, den er in der ersten Nacht nach seinem Eintritt in das Kloster hatte. Der Apostel Paulus, der darin als sein Führer auftrat, hatte, wie Myconius nach Jahren zu erkennen glaubte, Person, Gesicht und Stimme Luthers. Dieser lange Traum ist in lateinischer Sprache abgefaßt. Die einleitende Erzählung vor diesem aber ist in einem Manuskript der Herzogl. Bibliothek zu Gotha (Chart. B. no. 153) auch in einer gleichzeitigen deutschen Niederschrift erhalten. Nach dieser ist das Folgende getreu in unsere Redeweise übertragen, nur an wenigen Stellen verkürzt.

„Johannes Tetzel von Pirna in Meißen, ein Dominikanermönch, war ein gewaltiger Ausschreier der Indulgenzien oder des Ablasses des römischen Papstes. Er verharrte mit diesem seinem Vorhaben zwei Jahre in der dazumal neuen Stadt Annaberg und betörte das Volk so sehr, daß sie alle glaubten, es wäre kein anderer Weg, Vergebung der Sünde und das ewige Leben zu erlangen als die Genugtuung durch unsere Werke, von welcher Genugtuung er doch sagte, daß sie unmöglich wäre. Doch wäre noch ein einziger Weg übrig, nämlich, wenn wir dieselbige ums Geld von dem römischen Papst erkauften, uns also kauften des Papstes Indulgenz, welche er nannte Vergebung der Sünden und einen gewissen Eingang ins ewige Leben. Hier könnte ich Wunder über Wunder und unglaubliche Dinge sagen, was für Predigten ich die zwei Jahre auf dem Annaberg von dem Tetzel gehört

*) Luther schreibt im Jahre 1541: „Also begehre und bitte ich, daß mich der liebe Gott an eurer Statt wollte lassen krank werden und mich heißen ablegen diese meine Hülle; — deshalb bitte und ermahne ich euch mit Ernst, daß ihr samt uns den lieben Gott wollt bitten, daß er euch länger am Leben erhalte, zu Dienst und Besserung seiner Kirche und dem Teufel zu Spott und Verdruß; — der Herr lasse mich's ja nicht hören, solange ich lebe, daß ihr gestorben seid, sondern schaff's, daß ihr mich überlebt. Das bitte ich mit Ernst, will's auch gewähret sein und so haben, und mein Wille soll hier innen geschehen. Amen."

habe; denn ich hörte ihn ganz fleißig predigen, und er predigte alle Tage, ich konnte auch andern seine Predigten nachsagen, mit allen Gebärden und Ausreden, nicht daß ich seiner Spott hatte, sondern es war mein großer Ernst. Denn ich hielt alles für oracula und göttliches Wort, dem man glauben müsse, und was vom Papst kam, das hielt ich, als käme es von Christo selbst.

Zuletzt, um Pfingsten im Jahre Christi 1510, dräute er, er wollte das rote Kreuz niederlegen und die Tür des Himmels zuschließen und die Sonne auslöschen, und es würde nimmermehr wieder dazu kommen, daß man um so ein geringes Geld Vergebung der Sünden und ewiges Leben erlangen könnte. Ja, es wäre nicht zu hoffen, daß, solange die Welt stehen würde, solche Mildigkeit des Papstes wieder hierher käme. Er vermahnte auch, daß jedermann wohl wahrnehmen sollte, seiner eigenen Seele Seligkeit und die seiner verstorbenen und lebendigen Freunde. Denn jetzt sei vorhanden der Tag des Heils und die angenehme Zeit. Und er sprach: „Es versäume ja niemand seine eigene Seligkeit, denn wenn du nicht hast des Papstes Briefe, so kannst du von vielen Sünden und casibus reservatis durch keinen Menschen absolviert und losgesprochen werden." Es wurden öffentlich an die Türen und Mauern der Kirche gedruckte Briefe angeschlagen, darinnen geboten war, daß man, um dem deutschen Volk für seine Andacht ein Zeichen von Dank zu geben, hinfür zum Schluß die Ablaßbriefe und die vollkommene Gewalt nicht so teuer wie im Anfang verkaufen sollte, und am Ende des Briefes zu unterst war dazu geschrieben: Pauperibus dentur gratis, den Armen, Unvermögenden soll man die Ablaßbriefe umsonst geben, ohne Geld um Gottes willen.

Da fing ich einen Handel an mit den Kommissarien dieses Ablaßkrams, aber fürwahr, es trieb und munterte mich hierzu auf der Heilige Geist, wiewohl ich selber zur Zeit nicht verstand, was ich tat.

Es hatte mich mein lieber Vater in meiner Kindheit gelehrt die zehn Gebote, das Vaterunser und den christlichen Glauben, und zwang mich, daß ich immer beten mußte. Denn, sagte er, wir hätten alles allein von Gott, gratis, umsonst, und er würde uns auch regieren und führen, wenn wir fleißig beteten. — Von den Indulgenzien und römischem Ablaß sagte er, es wären nur Netze, womit man den Einfältigen das Geld abfischte und aus dem Beutel nähme, und man könnte gewiß die Vergebung der Sünden und das ewige Leben mit Geld nicht kaufen und zuwege bringen. Aber die Priester oder Pfaffen wurden zornig und schellig, wenn man solches sagte. Dieweil ich denn täglich in den Predigten nichts anderes hörte, denn das große Lob des Ablasses, blieb ich im Zweifel, wem ich mehr glauben sollte, meinem lieben Vater oder den Priestern als Lehrern der Kirche. Ich stund im Zweifel, aber doch glaubte ich mehr den Priestern als meines Vaters Unterricht. Aber das einzige ließ ich nicht zu, daß die Vergebung der Sünde nicht könnte erlangt werden, außer wenn sie mit Geld erkauft

würde, zumal von den Armen. Deshalb gefiel mir wunderwohl die clausula am Ende von des Papstes Brief: Pauperibus gratis dentur propter Deum.

Und als man in drei Tagen das Kreuz mit sonderlicher Herrlichkeit niederlegen und die Stufen und Leitern zum Himmel abhauen wollte, trieb mich der Geist, daß ich zu den Kommissarien ging und sie um die Briefe von der Vergebung der Sünden bat „aus Gnade für die Armen". Ich gab auch an, ich wäre ein Sünder und arm und bedürfe der Vergebung der Sünden, die aus Gnaden geschähe. Am zweiten Tage um die Vesperzeit trat ich in Hans Pflocks Haus, wo der Tetzel mit den Beichtvätern und Haufen von Priestern beisammen war, und habe sie mit lateinischer Sprache angeredet und gebeten, daß sie mir Armen nach dem Befehl in des Papstes Brief wollten gestatten zu bitten um die Absolution von allen meinen Sünden, umsonst und um Gottes willen, etiam nullo casu reservato, ohne Vorbehalt eines einzigen Falles, und darüber sollten sie mir literas testimoniales des Papstes oder schriftlich Zeugnis geben. Da haben sich die Priester verwundert über meine lateinische Rede, denn das war in dieser Zeit ein seltenes Ding, sonderlich bei den jungen Knaben, und gingen bald aus der Stube in die Kammer, die daneben war, zu dem Herrn Kommissar Tetzel. Sie zeigten ihm mein Begehr an und baten auch für mich, daß er mir umsonst die Ablaßbriefe geben möchte. Endlich nach langer Beratschlagung kommen sie wieder und bringen diese Antwort: „Lieber Sohn, wir haben deine Bitte dem Herrn Commissario fleißig vorgetragen, und er bekennet, er wolle gern deine Bitte gewähren, aber er könne nicht, und wenn er gleich wollte, so wäre doch die Konzession eine Nullität und nicht kräftig. Denn er hat uns angezeigt, daß klar in des Papstes Briefe stehe, daß die gewiß teilhaftig würden der reichmilden Indulgenzien und Schätze der Kirche und der Verdienste Christi, qui porrigerent manum adjutricem, die mit der Hand hülfen, das ist, die da Geld geben." Und das sagten sie mir alles mit deutschen Worten, denn es war keiner unter ihnen, der mit einem drei lateinische Worte recht hätte reden können.

Dagegen aber habe ich aufs neue gebeten und habe aus dem angeschlagenen Brief des Papstes bewiesen, daß der heilige Vater, der Papst, befohlen, man solle den Armen solche Briefe umsonst, um Gottes willen geben, und sonderlich weil dabei geschrieben wäre: ad mandatum domini Papae proprium, d. i. auf des Herrn Papst eigenen Befehl.

Da gehen sie wieder hinein und bitten den stolzen, hochmütigen Mönch, er möchte mir doch meine Bitte gewähren und mich mit dem Ablaß von sich lassen, denn ich wäre ein sinnreicher und beredter Jüngling und wert, daß man auf mich etwas Sonderliches vor andern wendete. Aber sie kommen wieder heraus und bringen wieder die Antwort: de manu auxiliatrice, von der helfenden Hand, die allein fähig wäre zum heiligen Ablaß. Ich aber bleibe fest und sage, daß sie

mir Armen unrecht täten; den beide, Gott und der Papst, nicht ausschließen wollten von der Gnade, den verwürfen sie um etlicher weniger Pfennige willen, die ich nicht hätte. Da entsteht ein Streit, ich sollte doch etwas Geringes geben, damit es an der hilfreichen Hand nicht mangelte, ich sollte nur einen Groschen geben; ich sagte, ich hab' ihn nicht, ich bin arm. Zuletzt kam es darauf, ich sollte nur sechs Pfennige geben; da antwortete ich wieder, ich hätte auch nicht einen einzigen Pfennig. Sie redeten mir zu und sprachen miteinander. Endlich hörte ich, daß sie wegen zwei Dingen in Sorge waren, erstlich, man sollte mich in keinem Fall ohne Ablaßbrief weggehen lassen, denn dies könne ein von andern angelegter Plan sein und möchte hernach ein böses Spiel daraus entstehen, dieweil in des Papstes Brief klar stünde, den Armen solle man es umsonst geben. Ferner aber, man müßte dennoch etwas von mir nehmen, damit nicht die andern hörten, die Ablaßbriefe würden umsonst ausgegeben, und käme hernach der ganze Hauf der Schüler und Bettler gelaufen und wollte es ein jeglicher umsonst haben. Darum hätten sie nicht sorgen brauchen, denn die armen Bettler suchten mehr das liebe Brot, um den Hunger zu vertreiben.

Nachdem sie ihren Rat gehalten haben, kommen sie wieder zu mir und gibt mir einer sechs Pfennige, daß ich sie dem Commissario geben sollte. Durch diesen Beitrag würde ich auch ein Aufbauer der Kirche St. Peters zu Rom, item ein Erwürger der Türken, und würde noch teilhaftig der Gnade Christi und der Indulgenzien. Aber da sagt' ich frei aus Anregung des Geistes: Wenn ich Indulgenzien und Ablaß für Geld kaufen wollte, so könnte ich wohl ein Buch verkaufen und sie um mein eigen Geld kaufen. Ich wollte sie aber umsonst, geschenkt haben, um Gottes willen, oder sie würden Rechenschaft vor Gott dafür geben, daß sie meiner Seele Seligkeit versäumt und verscherzt hätten, wegen sechs Pfennigen; da doch beide, Gott und der Papst wollten, daß meine Seele teilhaftig werden sollte der Vergebung aller meiner Sünden, umsonst, aus Gnade. Dies sagte ich und wußte doch fürwahr nicht, wie es mit den Ablaßbriefen stünde.

Endlich nach langem Gespräch fragten mich die Priester, von wem ich daher geschickt sei und wer mich abgerichtet habe, solche Sachen mit ihnen zu verhandeln. Da habe ich ihnen die lautere, klare Wahrheit gesagt, wie es war, daß ich von ganz und gar keinem Menschen vermahnt oder angetrieben oder durch Ratgeber dazu gebracht worden sei, sondern daß ich allein, ohne eines Menschen Rat, nur im Vertrauen und Zuversicht auf die gnädige, umsonst geschenkte Vergebung der Sünden, solche Bitte angestellt hätte, und ich hätte Zeit meines Lebens niemals mit solchen großen Leuten geredet oder etwas verhandelt. Denn ich war von Natur schamhaft, und wenn mich nicht der große Durst nach der Gnade Gottes gezwungen hätte, so hätte ich nicht so etwas Großes gewagt und mich nicht unter solche Leute gemengt und so etwas von ihnen gebeten. Da wurden mir abermals die Ablaßbriefe

verheißen, aber doch so, daß ich sie um sechs Pfennige kaufte, und die sollten mir für meine Person umsonst geschenkt sein. Ich aber bin darauf beständig geblieben, daß mir die Ablaßbriefe von dem, der da Macht habe, sie zu schenken, sollten umsonst geschenkt werden; wo nicht, wollte ich die Sache dem lieben Gott befehlen und anheimstellen. Und also wurde ich von ihnen entlassen.

Die heiligen Diebe wurden gleichwohl traurig über diesen Handel, ich aber war zum Teil betrübt, daß ich keinen Ablaßbrief bekommen hatte, zum Teil freute ich mich auch, daß trotzdem noch einer im Himmel wäre, der da wollte ohne Geld und Darlehen die Sünde dem bußfertigen Sünder vergeben, nach dem Spruch, den ich oft in der Kirche gesungen hatte: So wahr ich lebe, spricht Gott, will ich nicht den Tod des Sünders, sondern daß er bekehrt werde und lebe. Ach lieber Herr und Gott, du weißt, daß ich hier in dieser Sache nicht lüge oder etwas von mir erdichte.

Dabei war ich also bewegt, daß ich, indem ich heimging in meine Herberge, schier von Tränen zerflossen und zerschmolzen wäre. Also komme ich in meine Herberge, gehe in meine Kammer und nehme das Kruzifix, das immer auf dem Tischchen in meiner Studierkammer lag, und lege es auf die Bank und falle davor nieder auf die Erde. Ich kann es hier nicht beschreiben, aber damals habe ich können fühlen den Geist des Gebetes und der Gnade, den du, mein Herr und Gott, über mich ausgossest. Die Summa aber war diese: ich bat, daß du, lieber Gott, wollest mein Vater sein, du wollest mir die Sünde vergeben, ich ergebe mich dir ganz und gar, du möchtest jetzt aus mir machen, was dir gefiele, und weil die Priester ohne Geld mir nicht wollten gnädig sein, daß du mein gnädiger Gott und Vater sein wolltest.

Da empfand ich, daß mein ganzes Herz verwandelt war, ich hatte einen Verdruß über alle Dinge in der Welt und deuchte mich, ich wäre dieses Leben ganz satt. Eins nur begehrte ich, nämlich Gott zu leben, daß ich ihm gefallen möchte. Aber wer war damals, der mich gelehrt hätte, wie ich mich dazu anstellen mußte? Denn das Wort, Leben und Licht, der Menschen war durch die ganze Welt begraben in tiefster Finsternis der menschlichen Satzungen und der ganz närrischen „guten Werke". Von Christo war es ganz stille, man wußte nichts von ihm, oder wenn seiner gedacht wurde, so ward er uns vorgestellt als ein grausamer, erschrecklicher Richter, den kaum seine Mutter und alle Heiligen im Himmel mit blutigen Tränen versöhnen und gnädig machen könnten, doch so, daß er, Christus, den Menschen, der Buße täte, für eine jede Todsünde sieben Jahre in die Pein des Fegefeuers hineinstieße. Es wäre die Pein des Fegefeuers von der höllischen Pein durch nichts unterschieden, als daß sie nicht sollte ewig währen. Mir aber brachte jetzt der Heilige Geist die Hoffnung, daß mir Gott würde gnädig sein.

Und jetzt fing ich an und beratschlagte etliche Tage bei mir, wie ich einen andern Stand meines Lebens anfangen möchte. Denn ich sah die Sünde der Welt und des ganzen menschlichen Geschlechts, ich sah meine vielfältige Sünde, die da sehr groß war. Ich hatte auch etwas gehört von der heimlichen großen Heiligkeit und von dem reinen unschuldigen Leben der Mönche, wie sie Gott Tag und Nacht dienten, wären abgesondert von allem bösen Leben der Welt und lebten gar nüchtern, fromm und keusch, hielten Messen, sängen Psalmen, fasteten und beteten immerzu. Ich hatte auch dies scheinbare Leben gesehen, ich wußte aber und verstand nicht, daß es die höchste Abgötterei und Heuchelei war. —

Darauf zeigte ich meinen Rat dem Präzeptor an, dem Magister Andreas Staffelstein, als dem obersten Regenten der Schule, der riet mir alsbald, ich sollte mich in das Franziskanerkloster begeben, dessen Neubau zu der Zeit angefangen war. Und damit ich nicht durch langen Verzug anders gesinnt würde, ging er alsbald selbst mit mir hin zu den Mönchen, lobte mein Ingenium und Kopf, rühmte, daß er mich allein gehabt unter seinen Schülern, von dem er guter Zuversicht sei, ich würde ein recht gottseliger Mensch werden.

Ich wollte aber mein Vorhaben auch meinen Eltern zuvor anzeigen und ihre Bedenken darüber hören, dieweil ich ein einziger Sohn war und Erbe meiner Eltern. Die Mönche aber lehrten mich aus dem Hieronymo: Ich solle Vater und Mutter liegen lassen und nicht achten, und zu dem Kreuze Christi laufen. Sie zogen auch den Spruch Christi an: Keiner, der die Hand an den Pflug legt und zurücksieht, ist tüchtig zum Reiche Gottes. Dies alles mußte drängen und gebieten, daß ich ein Mönch wurde. Ich will hier nicht reden von vielen Stricken und Banden, womit sie mein Gewissen banden und verknüpften. Denn sie sagten, ich könnte nimmermehr selig werden, wenn ich die von Gott angebotene Gnade nicht bald annehme und gebrauche. Darauf habe ich, der ich lieber hätte sterben wollen, als die Gnade Gottes und das ewige Leben entbehren, ihnen alsbald angelobt und zugesagt, daß ich in dreien Tagen wollte wieder ins Kloster kommen und das Jahr der Probierung anfangen, wie sie es im Kloster nennen, d. i. ich wollte ein frommer, andächtiger und gottesfürchtiger Mönch werden.

Im Jahre Christi 1510, den 14. Juli um zwei Uhr nachmittag, bin ich ins Kloster eingetreten, begleitet von meinem Präzeptor und etlichen wenigen meiner Schulgesellen und etlichen gar andächtigen Matronen, denen ich zum Teil die Ursache angezeigt hatte, warum ich mich in den geistlichen Stand begebe. Und so hab' ich meine Begleiter ins Kloster gesegnet, die alle mir mit Tränen Gottes Gnade und Segen wünschten. Und also ging ich ins Kloster. Lieber Gott, du weißt, daß dies alles wahr ist. Ich suchte nicht Müßiggang oder Versorgung des Bauchs, auch nicht den Schein großer Heiligkeit, sondern ich wollte dir gefallen, dir habe ich dienen wollen.

So tappte ich die Zeit in gar großer Finsternis."

3. Aus der Klausur in den Kampf

(Um 1522)

Das Wetter bricht los. Durch die ganze Nation zuckt es wie elektrisches Feuer, die Worte des Augustiners von Wittenberg dröhnen gleich Donnerschlägen, und jeder Schlag bezeichnet einen Fortschritt, einen Sieg. Noch jetzt, nach viertehalb hundert Jahren, zieht die ungeheure Bewegung der Nation mit unwiderstehlichem Zauber an. Niemals, solange das deutsche Volk lebt, hat sein innerstes Wesen sich so rührend und großartig offenbart. Alle schönen Eigenschaften deutschen Gemüts und Charakters treten zu dieser Zeit in Blüte: Begeisterung, Hingebung, ein tiefer sittlicher Zorn, inniges Suchen des Höchsten und ernstliche Freude an systematischem Denken. Jeder einzelne nahm teil an dem Streit. Der reisende Händler focht am Nachtfeuer des Herdes für, gegen den Ablaß, der Landmann im entlegensten Tale hörte erstaunt von dem neuen Ketzer, dem sein geistlicher Vater jetzt bei jeder Predigt fluchte; der Sack des terminierenden Bettelmönchs blieb leer, nicht einmal die Frauen im Dorfe spendeten Käse und Eier*). Die kleine Literatur schwoll zu einem Meere, hundert Druckerpressen waren tätig, die zahlreichen Streitschriften, gelehrte und populäre, zu verbreiten. An jeder Pfarrkirche, in jedem Domkapitel zürnen die Parteien, überall erklären sich entschlossene Geistliche für die neue Lehre, die schwächern ringen in bangem Zweifel; die Klosterpforten werden geöffnet, bald stehen die Zellen leer. Jeder Monat bringt dem Volk Neues, Unerhörtes.

Es ist kein Streit mehr zwischen Pfaffen, wie im Anfang Hutten verächtlich den Zwist der Wittenberger mit Tetzel genannt hatte; es ist ein Krieg geworden der Nation gegen die römische Herrschaft und ihre Helfer. Immer mächtiger erhebt sich die Gestalt Luthers vor den Augen seiner Zeitgenossen. Verbannt, verflucht, verfolgt von Papst und Kaiser, von Fürsten und hoher Geistlichkeit, wird er in vier kurzen Jahren der gefeierte Held des Volkes. Schon wird seine Reise nach Worms im Ton der Heiligen Schrift beschrieben, und er von Übereifrigen mit den Blutzeugen des Neuen Testaments in Parallele gestellt**). Aber auch

*) Solche Zustände der ersten Reformationsjahre werden in den zahlreichen Dialogen zuweilen gut geschildert, die Terminierenden z. B. in: Eyn freündtlichs Gesprech, zwischen eynem Parfussermünch vnd eynem Löffelmacher. 4. (o. O. u. J.)

**) Doctor Martin Luthers Passio durch Marcellum beschrieben. 4. o. O. u. J. — Verfasser ist wahrscheinlich der Straßburger Marschalch.

die Gebildeten fühlen sich unwiderstehlich in den Kampf hineingerissen; sogar Erasmus lächelt noch Beifall und Huttens Seele brennt hell auf für das Recht der neuen Lehre; nicht mehr lateinisch schreibt er: In deutscher Sprache, stürmischer und wilder als die Wittenberger, mit einem Feuer, das ihn selbst verzehrt, ficht der Ritter seine letzten Fehden für den Bauernsohn.

So tritt das Bild des Einen, in dem sich während eines halben Menschenalters das beste Leben seiner Nation konzentrierte, sehr nahe. Doch bevor wir versuchen, seine Seele zu verstehen, sei kurz angedeutet, wie seine Art auf unbefangene Zeitgenossen wirkte. Zuerst das Zeugnis eines nüchternen und klaren Geistes, der Luther nie persönlich nahe trat, der auch später in einer Mittelstellung zwischen den Wittenberger und Schweizer Reformatoren Ursache genug hatte, mit Luthers Störrigkeit unzufrieden zu sein. Es ist ein Bruder aus dem alten Benediktinerkloster Alpirsbach im wildesten Teil des Schwarzwaldes, Ambrosius Blaurer, geboren in Konstanz aus edlem Geschlecht, damals dreißig Jahre alt. Er hatte 1522 (8. Juli) den Konvent verlassen und war zu seiner Familie geflüchtet. Auf Antrag seines Abtes wurde vom Statthalter des Fürstentums Württemberg bei Bürgermeister und Rat von Konstanz seine Auslieferung ins Kloster gefordert. Blaurer ließ eine Verteidigung drucken, der das Folgende entnommen ist*). Er wurde kurz darauf Prediger in Konstanz, Dichter geistlicher Lieder, nach der letzten Restauration Herzog Ulrichs einer der Reformatoren Württembergs und starb in hohen Jahren und tatenmüde zu Winterthur als ein unsträflicher, würdiger, maßvoller Mann. Was er an Luther rühmt und tadelt, kann als die allgemeine Ansicht betrachtet werden, welche die ernsten Geister jener Jahre hatten.

„Ich rufe Gott und mein eigen Gewissen an, zu bezeugen, daß mich kein Mutwille oder nichtiger Beweggrund aus dem Kloster getrieben und zu weichen gereizt hat, wie denn jetzt ein Gassengeschrei ist, Mönche und Nonnen liefen aus ihrem Orden, in Trotz gegen klösterliche Ruhe und Stille, um in fleischlicher Freiheit zu leben und ihrem Mutwillen und weltlichen Begierden Luft zu machen. Sondern was mich herausgetrieben hat, sind ehrenhafte, gewichtige, große Beschwerden und dringendes Mahnen meines Gewissens auf Grund und Anweisung des göttlichen Wortes. Und ich hoffe, daß alle Gelegenheit und Umstände meines Abganges nicht Leichtfertigkeit, Frevel oder irgendeinen unziemlichen Vorsatz anzeigen; denn ich habe weder Kutte noch Kappe von mir gelegt, außer etliche Tage nach meinem Abgange zu meiner größern Sicherheit, bis ich meine Zuflucht erreicht hatte; ich bin auch weder in Krieg noch mit einer hübschen Frau dahin gezogen, sondern habe mich unverzüglich, so schnell es mir nur möglich gewesen,

*) Warhafft verantwortung Ambrosij Blaurer, an aynen ersamen weysen Rat zu Costentz. 1523. Von Luterischer mayesterlosigkeit. 4.

zu meiner viel lieben Mutter und zu meinen Verwandten begeben, die von unbezweifeltem christlichen Gemüt sind und bei der Stadt Konstanz in solcher Achtung der Ehrbarkeit stehen, daß sie mir zu keinem unbilligen Vornehmen raten oder helfen würden. —

Dazu traue ich, daß mein bisheriges Leben und Wandel den Argwohn eines unziemlichen, mutwilligen Vornehmens leicht von mir abwenden wird. Denn obwohl ich mich vor Gott in nichts übernehme, darf ich mich doch vor den Menschen, weil es jetzt die Not erfordert, wohl in dem Herrn rühmen, daß ich in dem Kloster, auf der Schule, hier und überall, wo ich gewesen bin, gute Meinung und Nachruf, viel Liebe und Gunst wegen meiner Ehrbarkeit bewahrt habe. Auch hat mir die Botschaft aus Württemberg vor euren Ohren das Lob selbst verliehen, daß in dem Kloster zu Alpirsbach meines Wesens und Wandels halber keine Klage oder Nachrede über mich sei, sondern ich hätte mich wohl und fromm gehalten, nur daß ich mich, wie sie sagen, um die verführerische und verdammte Lehre Martin Luthers zu viel gekümmert, die Schriften desselben gelesen, gehalten und gegen das Verbot des Abtes öffentlich in dem Konvent und meinen Laienpredigten gelehrt, und als mir auch das verboten wurde, dennoch heimlich und in den Winkeln in die Seelen etlicher Konventsherren gegossen habe. Mit solchem Lob meiner Väter und Mitbrüder bin ich ganz und gar kontent und wohlzufrieden, und will mich dieser einzigen Missetat christlich und auf Grund des göttlichen Wortes wohl verantworten, und ich hoffe, meine Entschuldigung soll nicht allein mir, sondern auch etlichen andern zur Abwendung eines falschen und ungegründeten Argwohns förderlich sein.

Als in den letztvergangenen Jahren die Schriften und Bücher Martini Luthers ausgingen und ruchbar wurden, sind sie auch mir zuhanden gekommen, ehe sie von geistlicher und weltlicher Obrigkeit verboten und verdammt wurden. Und wie andere neu gedruckte Schriften habe ich sie besehen und gelesen. Anfänglich ist mir solche Lehre etwas fremd und seltsam erschienen, auch unhold und im Widerspruche mit lang hergebrachter Theologia und kluger Lehre der Schule, auch mit etlichen Satzungen der päpstlichen geistlichen Rechte, und im Widerspruch mit alten und, wie mich damals bedünkte, löblichen, von unsern Voreltern auf uns erwachsenen Herkommen und Bräuchen. Da ich aber nichtsdestoweniger dabei deutlich merkte, daß dieser Mann allenthalben in seine Lehre einstreute, helle, klare Sprüche der heiligen, biblischen Schrift, nach welchen alle anderen menschlichen Lehren gerichtet, beurteilt, angenommen oder verworfen werden sollten, verwunderte ich mich sehr und wurde dadurch veranlaßt, solche Lehre nicht ein- oder zweimal, sondern oft, fleißig und mit ernstem Aufmerken zu lesen, zu erwägen und gegen die evangelische Schrift zu halten, auf welche sie sich mehrmals beruft. Aber je länger und fleißiger ich dies tat, desto mehr verstand ich, wie dieser hochgelehrte, erleuchtete Mann mit so

großer Würde die Heilige Schrift traktierte, wie so ganz rein und säuberlich er mit ihr umging, wie er sie so klug und zierlich allenthalben anzog, wie hübsch und künstlich er sie zusammen verglich und miteinander verschränkte, die dunkeln, schweren Texte durch Zuziehung anderer klarer, verständlicher Sprüche erläuterte und merklich machte, und ich sah, daß in seiner Behandlung der Schrift die größte Meisterschaft und die allerzuträglichste Hilfe zu einem recht gründlichen Verständnis ist, so daß auch ein jeder verständige Laie, der seine Bücher recht ansieht und fleißig liest, deutlich begreifen kann, daß diese Lehre eine ganz wahre, christliche, starke Grundfeste hat. Deshalb traf sie auch sehr mein Gemüt und ging mir tief zu Herzen, und es ist mir nach und nach der Nebel vieler alter Mißverständnisse von dem Gesicht gefallen. Denn diese Lehre wurde mir keineswegs verdächtig, wie die vieler anderer Schullehrer, die ich vormals gelesen habe, darum, weil sie weder auf Herrschaft, Ruhm oder zeitlichen Genuß zielt, sondern uns allein den armen, verschmähten, gekreuzigten Christus darstellt, und uns ein reines, bescheidenes, ganz gelassenes und der Lehre Christi in allen Dingen gleichförmiges Leben lehrt, weshalb sie auch den geschwollenen, aufgeblasenen Doctoribus, die mehr ihre eigene Ehre und Ruhm als den Geist Gottes in der Schrift suchen, und den gewaltsüchtigen, vielpfründigen Pfaffen unleidlich und zu schwer ist. Deshalb will ich eher Leib und Leben und all mein leibliches Vermögen verlieren, als mich davon abdrängen lassen, nicht um des Luther willen, dessen Person mir, abgesehen von seinen Schriften, fremd und unbekannt ist; auch er ist ein Mensch, und kann deshalb wie andere Menschen irren und fehlen; aber um des göttlichen Wortes willen, das er so hell und klar in sich trägt, mit so großem Sieg und Triumph aus freimütigem, unerschrockenem Geiste redet und erhellt. — —

Die Feinde wollen uns auch diesen Honig zumeist dadurch verbittern, daß Luther so sehr kitzelig, leicht gereizt, anfällig und bissig ist und seine Widersacher, namentlich die großen Fürsten und geistliche und weltliche Herren mit so frevlem Mute antastet, schilt und lästert, und brüderlicher Liebe und christlicher Bescheidenheit so sehr vergißt. Darin hat er wahrlich auch mir oft mißfallen; ich möchte auch gar ungern jemanden anleiten, daß er es ihm darin gleich täte; ich habe aber nichts desto minder seine gute christliche Lehre darum nicht verwerfen und zurückweisen, auch seine Person in dem Punkt nicht verurteilen wollen, und zwar deshalb nicht, weil ich seinen Geist und das heimliche Urteil Gottes nicht durchschauen kann, das vielleicht durch diesen einzigen Mangel viele Leute von seiner Lehre abziehen wird. Und da er nicht seine eigene Sache, sondern das göttliche Wort verfechten will, darf ihm viel nachgesehen und alles als Gottes eifriger Zorn ausgelegt werden. Hat doch auch Christus, der Brunnen und das Abbild aller Sanftmut, die verstockten, steinherzigen Pharisäer oft vor allen andern rauh angefahren, ihnen geflucht und sie falsche Gleisner,

gemalte Totengräber, Hurenkinder, Blinde und Blindenführer, auch des Teufels Kinder genannt, wie die evangelische Historie anzeigt (Matth. 12. 15. 23. Joh. 8). Vielleicht würde Luther manchem gern einen großen Titel beilegen, wenn er es mit Wahrheit tun könnte. Doch mag er meinen, es schicke sich nicht, daß er die Verfinsterten durchläuchtig, die reißenden Wölfe gute Hirten, die Ungnädigen gnädig nennen solle; denn ohne Zweifel, wenn ihm bisher Gott nicht gnädiger als sie gewesen, wäre seines Gebeins nicht mehr auf Erden. Doch wie dem allen sei, ich will es an diesem Ort nicht verteidigen. Das Spotten und Schelten wollen wir abweisen und den Ernst seiner tapfern christlichen Schriften zu unserer Besserung mit Dank annehmen.

Als ich nun auf meinem gegründeten Vornehmen freimütig allerwegen beharrte und mich durch kein menschliches Verbot davon abbringen lassen wollte, wie ich ja als Christ nicht durfte, wuchs der Unwille meines Herrn von Alpirsbach und etlicher seines Konvents immer mehr und heftiger wider mich, und das Schwert des Zornes Gottes fing an zu schneiden und Uneinigkeit zu machen zwischen den Brüdern. Zuletzt ward mir aufs höchste geboten, daß ich von meinem Vornehmen abstehen, auch den andern des Konvents, die mir günstig und christlicher Lehre geneigt waren, dieser Sache wegen nicht sprechen sollte. Ferner sollte ich nicht predigen und den Konvent lesen, sondern allerwegen sein wie ein anderer Konventbruder. Ich wollte nicht widerstehen, sondern wollte solche Gewalt in christlicher Geduld gern leiden, doch mit dem Vorbehalt, daß ich mir für meine Person keineswegs wehren lasse, alles zu lesen und zu halten, was nach meinem Erkennen Heiliger Schrift gemäß und meinem Seelenheil förderlich sei. Ferner, daß ich anderen, die solches von mir begehren und bedürftig sein sollten, Lehre, Schriften, Bücher und brüderliche Unterweisung mitteilen wollte. Denn so sei mir von Gott, meinem Herrn, geboten worden, und sein Geheiß wollte ich höher achten als allen anderen menschlichen Gehorsam. Das aber ward mit großer Ungunst aufgenommen und unleidlicher Frevel genannt, der tägliche Unfrieden wurde gemehrt, die klösterliche Ruhe untergraben und zerrüttet. Der eine sagte, er wolle in dieser Ketzerschule nicht länger bleiben, ein anderer, die Lutherischen müßten aus dem Kloster, oder er wolle hinaus; der dritte wandte vor, das Gotteshaus müßte um meinetwillen üble Nachrede ertragen und zeitlichen Nachteil leiden, denn man wolle annehmen, sie wären alle meiner Meinung; der vierte sprach von Schlagen, der fünfte von sonst etwas, so daß ich die Sache nicht länger ertragen, auch ohne Verletzung meines Gewissens in solcher Zwietracht nicht weiter verharren wollte. Deshalb hielt ich bei meinem Abt und Konvent ernstlich und mit höchstem Fleiß um einen gnädigen, gutwilligen Urlaub an, ich wollte mich ein Jahr oder zwei ohne Kosten des Gotteshauses auf einer Schule oder anderswo erhalten, ob vielleicht unterdes durch göttliches Einsehen die Ursache unserer Zwietracht zu friedlichem Ende

käme, so daß wir in evangelischer Lehre vereinigt mit freundlicher, ganz brüderlicher Liebe wieder zusammenkämen.

Als mir aber auch dies von ihnen abgeschlagen wurde, bin ich wohlbedacht, nachdem ich vorher Rat gehalten hatte mit weisen, gelehrten, hochverständigen und gottesfürchtigen Herren und Freunden, selbst aus dem Kloster gewichen." — So weit Ambrosius Blaurer.

Während Bruder Ambrosius aus dem Fenster seiner Klosterzelle noch sorgenvoll über die Fichten des Schwarzwaldes in das Freie sah, ritt ein anderer aus dem Tore einer Fürstenburg am Thüringer Waldgebirge. Hinter ihm lag die finstere Drachenschlucht, vor ihm der lange Rücken des zauberhaften Hörselberges, worin eine Teufelin saß; zu ihr hatte einst der Papst, der schlechte Sündenvergeber, den reuigen Tannhäuser zurückgetrieben. Aber der dürre Stab, den der Papst damals in den Boden gesteckt, war grün geworden über Nacht. Gott selbst hatte den Papst widerlegt. Der arme, reuige, büßende Mensch bedarf den römischen Bischof nicht mehr, um Erbarmen und Gnade bei seinem himmlischen Vater zu finden. Der schlechte Papst aber soll hinabfahren in die Schlucht des alten Drachen.

Das Äußere des Mannes, der die Wartburg hinabritt gen Wittenberg, soll jetzt ein junger Student schildern, der mit einem Freunde aus der Schweiz nach Sachsen zog. Sein Bericht ist einer der bekanntesten aus jener Zeit, dennoch durfte er hier nicht fehlen. Er ist uns erhalten in: Johannes Keßlers Sabbata, Chronik der Jahre 1523—1539, herausg. von E. Götzinger.

Johannes Keßler, um 1502 von armen Bürgersleuten zu St. Gallen geboren, besuchte die dortige Klosterschule, studierte Theologie in Basel und zog im ersten Frühjahr 1522 mit einem Genossen nach Wittenberg, dort unter den Reformatoren weiterzulernen. Im Winter 1523 kehrte er in seine Vaterstadt zurück, und da die neue Lehre dort noch keine Stätte hatte und er sehr arm war, entschloß auch er sich, ein Handwerk zu erlernen. Er wurde Sattler. Bald sammelte sich eine kleine Gemeinde um ihn, er lehrte, predigte, arbeitete in seiner Werkstatt und schrieb Bücher, wurde endlich Schullehrer, Bibliothekar, Schulrat. Er war eine anspruchslose, sanfte, reine Natur, mit einem Herzen voll Liebe und milder Wärme; an den theologischen Streitigkeiten seiner Zeit nahm er keinen tätigen Anteil. Seine Erzählung beginnt:

Da wir die Heilige Schrift zu studieren gen Wittenberg reisten, sind wir nach Jena im Land Thüringen weiß Gott! in einem wüsten Gewitter gekommen und nach vielem Umfragen in der Stadt um eine Herberge, wo wir über Nacht blieben, haben wir keine erhaschen noch erfragen können; überall ward uns Herberge abgeschlagen. Denn es war Fastnacht*), wo man nicht viel Sorge für die Pilger und Fremd-

*) Es war der Abend des 4. März 1522.

linge trägt. Da haben wir uns aus der Stadt wieder herausgewandt, um weiterzugehen, ob wir ein Dorf erreichten, wo man uns doch beherbergen wollte. Indem begegnete uns unter dem Tor ein ehrbarer Mann, sprach uns freundlich an und fragte, wo wir doch so spät hinwollten, da wir in keiner Nähe weder Haus noch Hof, wo man uns behielte, vor finsterer Nacht erreichen würden. Zudem sei es ein Weg, leicht zu fehlen und sich zu verirren; deshalb wolle er uns raten, allhier zu bleiben.

Wir antworteten: „Lieber Vater, wir sind bei allen Wirtshäusern gewesen, an die man uns hin und her gewiesen hat, allenthalben aber hat man uns abgewiesen und Herberge versagt, müssen also aus Not fürbaß ziehen." Da sprach er, ob wir auch im Wirtshaus zum schwarzen Bär gefragt hätten. Da sprachen wir: „Es ist uns nie vorgekommen; Lieber, sagt, wo finden wir dies?" Da zeigte er's uns an, ein wenig vor der Stadt. Und als wir den schwarzen Bär sahen, siehe, wie uns vorher alle Wirte Herberge abgeschlagen hatten, so kam hier der Wirt unter die Tür, empfing uns und erbot sich selbst, gutwillig uns zu beherbergen und führte uns in die Stube.

Dort fanden wir einen Mann allein am Tische sitzen und vor ihm lag ein Büchel; er grüßte uns freundlich, hieß uns näher kommen und zu sich an den Tisch setzen. Denn unsre Schuhe waren — hier mit Verlaub zu schreiben — so voll Kot und Schmutz, daß wir aus Scham über die Kotflecken nicht fröhlich in die Stube eintreten konnten, und drückten uns heimlich bei der Tür auf ein Bänkli nieder. Da bot er uns zu trinken, was wir ihm nicht abschlagen konnten. Als wir so seine Freundlichkeit und Herzlichkeit vernahmen, setzten wir uns zu ihm, wie er geheißen, an seinen Tisch, ließen ein Maß Wein auftragen, damit wir der Ehre wegen wiederum auch ihm zu trinken böten. Wir vermeinten aber nicht anders, als es wäre ein Reiter, der nach Landesgewohnheit dasaß, mit einem roten Lederkäppel, in Hosen und Wams, ohne Rüstung, ein Schwert an der Seite, die rechte Hand auf des Schwertes Knopf, mit der anderen das Heft umfassend. (Seine Augen waren schwarz und tief, blitzend und funkelnd wie ein Stern, so daß sie nicht wohl mochten angesehen werden*).

Bald fing er an zu fragen, von wannen wir gebürtig wären. Doch gab er sich selbst Antwort: „Ihr seid Schweizer. Woher seid ihr aus dem Schweizerland?" Wir antworteten: „Von St. Gallen." — Da sprach er: „Wollt ihr von hier, wie ich höre, nach Wittenberg, so findet ihr dort gute Landsleute, nämlich Doktor Hieronymus Schurf und seinen Bruder Doktor Augustin."

Wir sagten: „Wir haben Briefe an sie." Da fragten wir ihn wieder: „Mein Herr, wißt Ihr uns nicht zu bescheiden, ob Martinus Luther jetzt zu Wittenberg oder an welchem Ort er sonst sei?"

*) Das Eingeklammerte steht im Original einige Seiten später, bei einer anderen Beschreibung des Reiters. Vgl. Johann Keßler von J. J. Bernet. S. 41.

Antwortete er: „Ich habe gewisse Kundschaft, daß der Luther jetzt gerade nicht zu Wittenberg ist; er wird aber bald dahin kommen. Philippus Melanchthon aber ist dort, er lehrt die griechische Sprache, so auch andere die hebräische lehren. In Treue will ich euch raten, beide zu studieren; denn sie sind vorher notwendig, um die Heilige Schrift zu verstehen." Sprachen wir: „Gott sei gelobt! Denn so Gott unser Leben fristet, wollen wir nicht ablassen, bis wir den Mann sehen und hören; denn seinetwegen haben wir diese Fahrt unternommen, da wir vernahmen, daß er das Priestertum samt der Messe als einen ungegründeten Gottesdienst umstoßen will. Dieweil wir von Jugend auf von unsern Eltern dazu gezogen und bestimmt sind, Priester zu werden, wollen wir gern hören, was er uns für einen Unterricht geben wird und mit welchem Fug er solchen Vorsatz zuwege bringen will."

Nach solchen Worten fragte er: „Wo habt ihr bis jetzt studiert?" — Antwort: „Zu Basel." — Da sagte er: „Wie steht es zu Basel? Ist Erasmus Roterodamus noch daselbst? Was tut er?"

„Mein Herr," sprachen wir, „wir wissen nicht anderes, als daß es wohl steht; so ist auch Erasmus da, was er aber treibe, ist jedermann unbekannt und verborgen, da er sich gar still und heimlich verhält."

Diese Reden kamen uns gar fremd an dem Reiter vor, daß er von den beiden Schurf, von Philipp und Erasmo, desgleichen von der Erfordernis beider der griechischen und hebräischen Zunge zu reden wußte. Zudem sprach er dazwischen etliche lateinische Worte, so daß uns bedünken wollte, er sei eine andere Person, als ein gemeiner Reiter.

„Lieber," fragte er uns, „was hält man im Schweizer Land von dem Luther?"

„Mein Herr, es sind, wie allenthalben, mancherlei Meinungen. Manche können ihn nicht genugsam erheben und Gott danken, daß er seine Wahrheit durch ihn geoffenbart und die Irrtümer zu erkennen gegeben hat, manche aber verdammen ihn als einen unleidlichen Ketzer, und vor andern die Geistlichen."

Da sprach er: „Ich denke mir's wohl, es sind die Pfaffen."

Unter solchem Gespräch ward er uns gar heimlich, so daß mein Gesell das Büchel, das vor ihm lag, aufhob und sperrte es auf. Es war ein hebräischer Psalter. Da legte er es schnell wieder hin, und der Reiter nahm es zu sich. Daraus kam uns noch mehr Zweifel, wer er sei. Und mein Gesell sprach: „Ich wollte einen Finger von der Hand hergeben, daß ich diese Sprache verstünde." Antwortete er: „Ihr werdet sie wohl begreifen, wenn ihr anders Fleiß anwendet; auch ich begehre sie weiter zu erlernen und übe mich täglich darin."

Unterdes ging der Tag ganz hinunter und es wurde sehr dunkel, und der Wirt kam an den Tisch. Als er unser hoch Verlangen und Begierde nach dem M. Luther vernommen, sprach er: „Liebe Gesellen, wäret ihr vor zwei Tagen hier gewesen, so wär' es euch gelungen; denn hier an dem Tisch hat er gesessen und" — er zeigte mit dem

Finger — „an der Stelle.“ Das verdroß uns sehr und zürnten, daß wir uns versäumt hatten, ließen den Zorn an dem kotigen und schlechten Weg aus, der uns verhindert hatte. Doch sprachen wir: „Nun freuet uns doch, daß wir in dem Haus und an dem Tische sitzen, wo er saß.“ Darüber mußte der Wirt lachen und ging damit zur Tür hinaus.

Nach einer kleinen Weile ruft mich der Wirt vor die Stubentür hinaus, ich soll zu ihm kommen. Ich erschrak und bedachte, was ich Unschickliches getan, oder was mir ohne meine Schuld verargt würde.

Da sprach der Wirt zu mir: „Dieweil ich erkenne, daß ihr den Luther in Treue zu hören und zu sehen begehrt: — der ist's, der bei euch sitzet.“

Diese Worte nahm ich für Spott und sprach: „Ja, Herr Wirt, Ihr wollt mich gern foppen und meine Begier durch des Luthers Trugbild ersättigen.“ Er antwortete: „Er ist es gewißlich. Doch tue nicht, als ob du ihn dafür halteſt und erkennst.“ Ich ließ dem Wirt recht, ich konnte es aber nicht glauben. Ich ging wieder in die Stube, setzte mich wieder zu dem Tisch, hätte es auch gern meinem Gesellen gesagt, was mir der Wirt eröffnet hatte. Endlich wandt' ich mich zu ihm und raunte heimlich: „Der Wirt hat mir gesagt, der sei der Luther.“ Er wollt' es auch, wie ich, nicht gleich glauben und sprach: „Er hat vielleicht gesagt, es ist der Hutten“, da die Anfänge beider Namen schier zusammenklingen. Was ich deshalb ferner redete, geschah so, als ob ich mit Herrn Huldrich ab Hutten, Ritter, redete.

Während alledem kamen zwei von den Kaufleuten, die auch allda über Nacht bleiben wollten, und nachdem sie sich entkleidet und entsport, legte einer neben sich ein uneingebundenes Buch. Da fragte Martinus, was das für ein Buch wäre; er sprach: „Es ist Doktor Luthers Auslegung etlicher Evangelien und Episteln, erst neu gedruckt und ausgegangen; habt Ihr die nie gesehen?“ Sprach Martinus: „Sie werden mir auch bald zukommen.“ Da sprach der Wirt: „Nun verfügt euch zum Tisch, wir wollen essen“; wir aber sprachen und baten den Wirt, er möchte mit uns Nachsicht haben und uns etwas Besonderes geben. Da sprach der Wirt: „Liebe Gesellen, setzt euch zu den Herren an den Tisch, ich will euch geziemend halten.“ Da das Martinus hörte, sprach er: „Kommt herzu, ich will die Zehrung mit dem Wirt schon abmachen.“

Unter dem Essen sprach Martinus viel gottselige, freundliche Reden, daß die Kaufleute und wir vor ihm verstummten, mehr auf seine Worte als auf alle Speisen achteten. Unter diesen beklagte er sich mit einem Seufzer, wie gerade jetzt die Fürsten und Herren auf dem Reichstag zu Nürnberg wegen Gottes Wort, diesen schwebenden Händeln und der Beschwerung deutscher Nation versammelt wären, aber zu nichts mehr geneigt wären, als die kurze Zeit mit kostbarem Turnier, Schlittenfahrt, Unzucht, Hoffart und Hurerei zu verbringen, da doch Gottesfurcht und ernstliche Bitte zu Gott besser dazu helfen würde. „Aber das

sind unsere christlichen Fürsten." Weiter sagte er, er sei der Hoffnung, daß die evangelische Wahrheit mehr Frucht bei unsern Kindern und Nachkommen bringen werde, die nicht von dem päpstlichen Irrtum vergiftet, sondern jetzt auf lautere Wahrheit und Gottes Wort gepflanzt werden, als an den Eltern, in denen die Irrtümer so eingewurzelt wären, daß sie nicht leicht ausgerottet werden könnten.

Danach sagten die Kaufleute auch ihre gute Meinung, und sprach der ältere: „Ich bin ein einfältiger, schlichter Laie, versteh' mich auf die Händel nicht besonders, das sprech' ich aber: Wie mir die Sach' erscheint, muß der Luther entweder ein Engel vom Himmel oder ein Teufel aus der Hölle sein. Ich habe Lust, noch zehn Gulden ihm zuliebe aufzuwenden, damit ich ihm beichten kann, denn ich glaube, er würde und könnte mein Gewissen wohl unterrichten." Indem kam der Wirt neben uns und sprach heimlich: „Habt nicht Sorge um die Zehrung, Martinus hat das Nachtmahl für euch berichtigt." Das freute uns sehr, nicht wegen des Geldes und Genusses, sondern daß uns dieser Mann gastfrei gehalten hatte. Nach dem Nachtmahle stunden die Kaufmänner auf, gingen in den Stall, die Rosse zu versehen. Indes blieb Martinus allein bei uns in der Stube, da dankten wir ihm für seine Verehrung und Spende und ließen uns dabei merken, daß wir ihn für Huldrich ab Hutten hielten. Er aber sprach: „Ich bin es nicht."

Dazu kam der Wirt, und Martinus sprach: „Ich bin diese Nacht zu einem Edelmann geworden, denn diese Schweizer halten mich für Huldrichen ab Hutten." Sprach der Wirt: „Ihr seid es nicht, aber Martinus Luther." Da lächelte er mit solchem Scherz: „Die halten mich für den Hutten, Ihr für den Luther, bald werde ich wohl gar Markolfus*) werden." Und nach solchem Gespräch nahm er ein hoch Bierglas und sprach nach des Landes Brauch: „Schweizer, trinken wir noch einen freundlichen Trunk zum Segen!" — Und wie ich das Glas von ihm empfangen wollte, wechselte er das Glas, bot dafür ein Glas mit Wein und sprach: „Das Bier ist Euch unheimlich und ungewohnt, trinket den Wein." Indem stand er auf, warf den Waffenrock auf seine Achsel und nahm Abschied. Er bot uns seine Hand und sprach: „So ihr nach Wittenberg kommt, grüßet mir den Dr. Hieronymus Schurf." Sprachen wir: „Wir wollen das gerne tun, doch wie sollen wir Euch nennen, daß er den Gruß von Euch verstehe?" Sprach er: „Saget nichts weiter als: der kommen wird, läßt Euch grüßen, — so versteht er die Worte sogleich." Also schied er von uns und ging zu seiner Ruhe.

Danach kamen die Kaufmänner wieder in die Stube und hießen den Wirt, ihnen noch einen Trunk auftragen, während welchem sie viel Unterredungen hielten des Gastes halber, der bei ihnen gesessen hätte, wer er doch wäre. Aber der Wirt ließ sich merken, er hielte ihn für den Luther, und sie, die Kaufleute, ließen sich bald bereden und bedauerten und kümmerten sich, daß sie so ungeschickt von ihm geredet

*) Komische Volksfigur des 15. und 16. Jahrhunderts, wie jetzt noch Till Eulenspiegel.

hatten, und sprachen, sie wollten am Morgen um so früher aufstehen, ehe er wegritte, und wollten ihn bitten, er möge nicht auf sie zürnen noch im Arg daran denken, da sie seine Person nicht erkannt hätten. Dies ist geschehen und sie haben ihn am Morgen im Stall gefunden. Aber Martinus hat geantwortet: „Ihr habt zur Nacht beim Nachtmahl gesagt, ihr wollt zehn Gulden wegen des Luthers ausgeben, um ihm zu beichten. Wenn ihr ihm einmal beichtet, werdet ihr wohl sehen und erfahren, ob ich der Martinus Luther sei." Weiter hat er sich nicht zu erkennen gegeben, ist darauf bald aufgesessen und auf Wittenberg zu geritten.

An demselben Tage sind wir auf Naumburg zu gezogen, und wie wir in ein Dorf kommen — es liegt unten an einem Berg, ich vermeine, der Berg heißt Orlamunde und das Dorf Naßhausen — dadurch fließt ein Wasser, das war vom übergroßen Regen ausgetreten und hatte die Brücke zum Teil hinweggeführt, daß keiner mit einem Pferd hinüberreiten konnte. In demselbigen Dorf sind wir eingekehrt und haben durch Zufall die zween Kaufmänner in der Herberge gefunden, die uns daselbst um des Luthers willen auch bei sich gastfrei hielten.

Am Samstag darauf, den Tag vor dem ersten Sonntag in der Fasten, sind wir bei dem Dr. Hieronymus Schurf eingekehrt, um unsere Briefe zu überantworten. Wie man uns in die Stube beruft, siehe, so finden wir den Reiter Martinus, ebenso wie zu Jena. Und bei ihm ist Philippus Melanchthon, Justus Jodokus Jonas, Nikolaus Amsdorf, Dr. Augustin Schurf, sie erzählen ihm, was sich während seiner Abwesenheit zu Wittenberg ereignet hat. Er grüßt uns und lacht, zeigt mit dem Finger und spricht: „Dies ist der Philipp Melanchthon, von dem ich euch gesagt hab'."

In der treuherzigen Darstellung Keßlers ist nichts merkwürdiger als die heitere Ruhe des gewaltigen Mannes, der unter Acht und Bann durch Thüringen ritt, im Herzen leidenschaftliche Sorge um die größte Gefahr, die seiner Lehre drohte, um den Fanatismus seiner eigenen Parteigenossen.

4. Doktor Luther

(1517—1546)

Noch immer bedauern wohlmeinende Männer, daß große Schäden ihrer alten Kirche zu so großem Abfall geführt haben; auch der aufgeklärte Katholik sieht in Luther und Zwingli noch die eifrigen Ketzer, deren Zorn ein Schisma verschuldete. Möge solche Ansicht in Deutschland schwinden. Alle Konfessionen haben Ursache auf Luther zurückzuführen, was heut in ihrem Glauben innig, seelenvoll und segensreich für ihr Leben ist. Der Ketzer von Wittenberg ist Reformator der deutschen Katholiken gerade so sehr wie der Protestanten. Nicht nur deshalb, weil im Kampf gegen ihn auch die Lehrer der katholischen Kirche aus der alten Scholastik herauswuchsen und mit neuen Waffen, die sie seiner Sprache, Bildung, sittlichen Tüchtigkeit entnommen hatten, für ihre Sakramente kämpften; auch nicht nur deshalb, weil er in der Tat die Kirche des Mittelalters in Trümmer schlug und Ursache wurde, daß seine Gegner zu Trient scheinbar ganz in den alten Formen und Maßen ein festeres Gebäude aufführten; sondern noch mehr deshalb, weil er dem gemeinsamen Grunde aller deutschen Bekenntnisse, unserer tapfern, frommen, ehrlichen Innerlichkeit so gewaltigen Ausdruck gegeben hat, daß in Lehre und Sprache, in bürgerlicher Ordnung und Sittlichkeit, in den gemütlichen Neigungen des Volkes, in Wissenschaft und Dichtkunst sehr viel von seinem Wesen übrig geblieben ist, woran wir alle noch jetzt teilhaben. Was der trotzige Streitkopf Luthers gegen Reformierte und Katholiken verfocht, davon ist einzelnes durch die freie Erkenntnis der Gegenwart verurteilt worden. Seine Lehre, eine leidenschaftliche, hochgespannte, in erschütternden Kämpfen einer ehrfurchtsvollen Seele abgerungene Lehre, traf in einigen wichtigen Punkten nicht das Rechte, zuweilen war er gegen seine Gegner herb, ungerecht, ja grausam; aber dergleichen soll keinen Deutschen mehr irren, denn alle Beschränktheiten seiner Natur und Bildung verschwinden gegen die Fülle von Segen, der aus seinem großen Herzen in das Leben seiner Nation eingeströmt ist.

Aber er hätte doch nicht abfallen sollen, seine Tat hat Deutschland in zwei Heerlager geteilt, unter wechselndem Schlachtgeschrei tobt der alte Streit bis in unsere Tage. Die so meinen, mögen mit gleichem Recht behaupten, daß jener heilige geheimnisvolle Abfall vom Judentum nicht nötig gewesen sei; warum besserten die Apostel nicht das ehr-

würdige Hohepriestertum von Zion? Sie mögen behaupten, daß der Engländer Hampden besser getan hätte, das Schiffsgeld zu zahlen und die Stuarte friedlich zu belehren, daß Oranien frevelte, als er nicht wie Egmont Kopf und Degen in Albas Hände legte, daß Washington ein Verräter war, weil er sich und sein Heer nicht den Engländern überlieferte, sie mögen jedes große Neue in Lehre und Leben, das je im Kampfe gegen Altes hervorgebrochen, als eine Missetat verdammen.

Wenig Sterblichen ward eine gleich große Wirkung auf Zeitgenossen und Nachwelt vergönnt. Aber wie jedes große Menschenleben macht auch das Leben Luthers den Eindruck einer erschütternden Tragödie, sobald man die Hauptmomente desselben zusammendrängt. Dreigeteilt erscheint es uns, wie die Laufbahn aller geschichtlichen Helden, denen das Schicksal ward, sich auszuleben. Im Anfange bildet sich die Persönlichkeit des Mannes, mächtig beherrscht von dem Zwange der umgebenden Welt. Auch unvereinbare Gegensätze sucht sie zu verarbeiten, aber in dem Innersten der Menschennatur erhärten sich allmählich Gedanken und Überzeugungen zum Willen, eine Tat bricht hervor, der eine tritt in den Kampf mit der Welt. Darauf folgt eine andere Zeit kräftiger Aktion, schneller Fortbildung, großer Siege. Immer größer wird die Einwirkung des einen auf die vielen, mächtig zieht er die ganze Nation in seine Bahnen, er wird ihr Held, ihr Vorbild, die Lebenskraft von Millionen erscheint zusammengefaßt in einen Mann.

Aber solche Herrschaft einer einzelnen geschlossenen Persönlichkeit erträgt der Geist der Nation nicht lange. Wie stark eine Kraft, wie groß die Zielpunkte seien, Leben, Kraft und Bedürfnisse der Nation sind vielseitiger. Der ewige Gegensatz zwischen Mann und Volk wird sichtbar, auch die Seele des Volkes ist endlich und vor dem Ewigen eine Persönlichkeit, aber dem einzelnen gegenüber erscheint sie schrankenlos. Den Mann zwingt die logische Konsequenz seiner Gedanken und Handlungen, alle Geister seiner eigenen Taten zwingen ihn in eine fest eingehegte Bahn, die Seele des Volkes bedarf zu ihrem Leben unvereinbare Gegensätze, ein unablässiges Arbeiten nach den verschiedensten Richtungen. Vieles, was der einzelne nicht in seinem Wesen aufzunehmen vermochte, erhebt sich zum Streit gegen ihn. Die Reaktion der Welt beginnt. Zuerst schwach von mehreren Seiten, in verschiedener Tendenz, mit geringer Berechtigung, dann immer stärker, immer siegreicher. Zuletzt beschränkt sich der geistige Inhalt des einzelnen Lebens in seiner Schule, es kristallisiert zu einem einzelnen Bildungselement des Volkes. Immer ist der letzte Teil eines großen Lebens erfüllt mit einer heimlichen Resignation, mit Bitterkeit und stillem Leiden.

So auch bei Luther. Von diesen Perioden aber reichte die erste bis zu dem Tage, an welchem er die Theses anschlug, die zweite bis zur Rückkehr von der Wartburg, die dritte bis zu seinem Tode und zum Beginne des Schmalkaldischen Krieges. Es ist hier nicht die Absicht, sein

Leben zu beschreiben, nur wie er wurde und was er war, soll kurz gesagt werden. Manches an ihm erscheint fremd und unhold, solange man ihn aus der Ferne betrachtet, aber dieses Menschenbild hat die merkwürdige Eigenschaft, immer größer und liebenswerter zu werden, je näher man herantritt. Und es würde auch einen guten Biographen mit Bewunderung, Rührung und einiger guten Laune erfüllen vom Anfang bis zum Ende.

Aus dem großen Quell aller Volkskraft, aus dem freien Bauernstande kam Luther herauf. Sein Vater zog von Möhra, einem Waldort des thüringischen Gebirges, wo seine Sippe die halbe Umgegend füllte*), zu Bergmannsarbeit nordwärts in das Mansfeldische. So stammt der Knabe aus einer Hütte, in welcher der alte Schauer vor den Geistern des Fichtenwaldes und der finstern Erdspalte, die als Eingang zu den Metallgängen des Gebirges galt, noch stark und lebendig war. Sicher war die Phantasie des Knaben oft beschäftigt mit verdunkelten Traditionen des heidnischen Götterglaubens, er war gewöhnt, unheimliche Gewalten zu empfinden in den Schrecken der Natur wie in dem Leben der Menschen. Als er Mönch wurde, verdüsterten sich solche Erinnerungen der Kindheit zur Gestalt des biblischen Teufels, aber der geschäftige Versucher, der überall um das Leben des Mannes lauerte, behielt immer etwas von dem Antlitz des schadenfrohen Kobolds, der heimlich um Herd und Stall des Landmanns fuhr.

Sein Vater, von kurz gedrungener Kraft, fest im Entschluß, begabt mit einem ungewöhnlichen Maß klugen Menschenverstandes, arbeitete sich nach hartem Kampfe zu einiger Wohlhabenheit durch. Er hielt strenge Zucht in seinem Hause; noch in späten Jahren dachte Luther mit Wehmut an die harten Strafen, die er als Knabe erlitten, und an den Schmerz, den sie seinem weichen Kinderherzen gemacht. Der alte Hans Luther hatte doch bis zu seinem Tode im Jahre 1530 Einfluß auf das Leben des Sohnes. Als sein Martin mit 22 Jahren heimlich in das Kloster gegangen war, zürnte der Alte heftig, er hatte damals schon daran gedacht, den Sohn durch gute Heirat zu versorgen. Und als es endlich Freunden gelang, den empörten Vater zur Versöhnung zu bringen, als er dem flehenden Sohne wieder gegenüberstrat und dieser gestand, daß eine furchtbare Erscheinung ihn zum stillen Gelübde des Klosters getrieben hatte, warf ihm der Vater die bekümmerten Worte entgegen: „Gott gebe, daß es nicht ein Betrug und teuflisch Gespenst war.“ Und noch mehr erschütterte er das Herz des Mönches durch die zürnende Frage: „Du glaubtest einem Gebot Gottes zu gehorchen, als du in das Kloster gingst, hast du nicht auch gehört, daß man den Eltern gehorsam sein soll?“ Tief stach dies Wort in den Sohn. Und als er viele Jahre darauf auf der Wartburg saß, aus der Kirche gestoßen, vom Kaiser geächtet, da schrieb er an seinen Vater die rührenden Worte: „Willst Du mich noch aus der Möncherei reißen? Du bist noch

*) Paene regionem occupant. Brief Luthers an Spalatin vom 14. März 1521.

mein Vater, ich noch Dein Sohn, auf Deiner Seite steht göttliches Gebot und Gewalt, auf meiner Seite steht menschlicher Frevel. Und sieh, damit Du Dich vor Gott nicht rühmst, ist er Dir zuvorgekommen, er selbst hat mich herausgenommen." Von da ab war dem Alten, als wäre ihm sein Sohn wieder geschenkt. Der alte Hans hatte einst seine Rechnung auf einen Enkel gemacht, für den er arbeiten wollte; auf den Gedanken kam er starrköpfig zurück, unbekümmert um die übrige Welt. Und bald mahnte er den Sohn eifrig zur Ehe, und es war nicht am wenigsten sein Zureden, dem Luther nachgab. Und als der Vater hoch an Jahren, zuletzt Ratsherr von Mansfeld, in den letzten Zügen lag, und der Geistliche sich über ihn neigte und den Scheidenden fragte, ob er auch sterben wolle im gereinigten Glauben an Christum und das heilige Evangelium, da raffte der alte Hans sich noch einmal kräftig zusammen und sprach kurzab: „Ein Schelm, der nicht dran glaubt*)." Wenn Luther später dies erzählte, setzte er bewundernd hinzu: „Ja, das war ein Mann aus der alten Zeit." Der Sohn aber erhielt die Nachricht vom Tode des Vaters auf der Feste Koburg. Als er den Brief ansah, dem seine Frau das Bild seiner jüngsten Tochter Magdalena beigelegt hatte, sagte er seinem Gefährten nur die Worte: „Wohlan, mein Vater ist auch tot," stand auf, ergriff seinen Psalter, ging in seine Kammer, betete und weinte so sehr, daß ihm, wie der treue Veit Dietrich schrieb, der Kopf am andern Tage ungeschickt war, und kam mit gefaßter Seele wieder hervor. Und an demselben Tage schrieb er in tiefer Rührung an Melanchthon von der herzlichen Liebe des Vaters und von dem innigen Verkehr mit ihm. „Nie habe ich den Tod so sehr verachtet als heut; so oft sterben wir, bevor wir einmal sterben. Jetzt bin ich Senior in meinem Geschlecht, und ich habe das Recht, ihm nachzufolgen."

Von solchem Vater bekam der Sohn für das Leben mit, was Grundzug seines Wesens geblieben ist, die Wahrhaftigkeit, den beharrlichen Willen, treuherziges Verständnis und umsichtige Behandlung der Menschen und Geschäfte. Rauh war sein Kinderleben, viel Herbes hat er in der lateinischen Schule und als Chorsänger erfahren, aber auch Wohlwollen und Liebe, und ihm blieb, was in den kleinen Kreisen des Lebens leichter bewahrt wird, ein Herz voll Glauben an die Güte menschlicher Natur und voll Ehrfurcht vor allem Großen dieser Erde. Auf der Universität Erfurt vermochte sein Vater ihn schon reichlicher zu unterstützen, er fühlte sich in Jugendkraft, war ein fröhlicher Kamerad bei Saitenspiel und Gesang. Von seinem innern Leben in jener Zeit wissen wir wenig, nur daß der Tod ihm nahe trat, und daß er bei einem Gewitter mit „erschrecklicher Erscheinung vom Himmel gerufen wurde". In Angst des Todes gelobte er in ein Kloster zu gehen, schnell und verstohlen führte er seinen Entschluß aus.

Von da beginnen unsere Nachrichten über seinen Seelenzustand. Zerfallen mit seinem Vater, voll Schrecken vor einer unverständlichen

*) Der Ausdruck war „Lauer".

Ewigkeit, gescheucht durch den Zorn Gottes, begann er in krampfhafter Anstrengung ein Leben der Entsagung, der Devotion und Buße. Er fand keinen Frieden. Alle höchsten Fragen des Lebens stürmten mit einer furchtbaren Gewalt auf seine haltlose abgeschiedene Seele. Merkwürdig stark und leidenschaftlich war bei ihm das Bedürfnis, sich im Einklang zu fühlen mit Gott und der Welt, der Glaube gab ihm nur Unverständliches, Bitteres und Abstoßendes. Seiner Natur waren die Rätsel der sittlichen Weltordnung am wichtigsten. Daß der Gute geplagt, der Böse glücklich sei, daß Gott das Menschengeschlecht verdammte mit dem ungeheuren Fluch der Sünde, weil ein unerfahrenes Weib in einen Apfel gebissen, und daß wieder derselbe Gott unsere Sünden mit Liebe, Nachsicht und Geduld trage; daß Christus einmal ehrbare Leute mit Härte von sich wies, ein andermal Huren, Zöllner, Mörder annahm, — „menschliche Vernunft mit ihrer Weisheit wird darüber zur Närrin". Dann klagte er wohl seinem Gewissensrat Staupitz: „Lieber Herr Doktor, unser Herrgott geht ja so greulich mit den Leuten um, wer kann ihm dienen, wenn er so um sich schlägt;" aber wenn ihm die Antwort ward: „Wie könnte er sonst die harten Köpfe dämpfen?" so konnte dies verständige Argument den Jüngling nicht trösten. In dem heißen Drange den unverständlichen Gott zu finden, prüfte er selbstquälerisch alle seine Gedanken und Träume. Jeder irdische Gedanke, alle Wallungen des Jugendblutes wurden ihm ein greuliches Unrecht, er fing an, über sich selbst zu verzweifeln, rang in endlosem Gebete, fastete, kasteite sich. Einmal mußten die Brüder seine Zelle aufbrechen, in der er tagelang in einem Zustand gelegen hatte, der von Wahnsinn nicht weit entfernt war. Mit warmer Teilnahme sah Staupitz auf solche erschütternde Qualen und suchte ihn wohl durch derben Trost zur Ruhe zu bringen. Einmal, als ihm Luther geschrieben hatte: „O meine Sünde, Sünde, Sünde!" gab der Gewissensrat zur Antwort: „Du willst ohne Sünde sein und hast doch keine rechte Sünde. Christus ist die Vergebung rechtschaffener Sünden, als: die Eltern ermorden usw. Soll dir Christus helfen, so mußt du ein Register haben, worin die rechtschaffenen Sünden stehen, und mußt ihm nicht mit solchem Trödelwerk und Puppensünden kommen und aus jedem Bombart*) eine Sünde machen."

Es wurde entscheidend für das ganze Leben Luthers, wie er sich allmählich aus solcher Verzweiflung erhob. Der Gott, dem er diente, war damals ein Gott des Schreckens, sein Zorn war nur zu stillen durch die Gnadenmittel, welche die alte Kirche angab, zunächst durch fortwährende Beichte, für die es endlose Vorschriften und Formeln gab, die dem Gemüt leer und frostig schienen. Durch vorgeschriebene Tätigkeit und die Übung der sogenannten guten Werke war dem Jüngling nicht das Gefühl wirklicher Versöhnung und innerer Friede gekommen. Da endlich traf ihn ein Wort seines geistlichen Ratgebers

*) „Junker Bombart" crepitus ventris.

wie ein Pfeil. „Nur das ist wahre Buße, die mit der Liebe zu Gott anfängt. Liebe zu Gott und innere Erhebung ist nicht die Folge der Gnadenmittel, welche die Kirche lehrt, sie muß ihnen vorausgehen.“ Diese Lehre aus Taulers Schule wurde dem Jüngling die Grundlage für ein neues gemütliches und sittliches Verhältnis zu Gott. Sie war ihm ein heiliger Fund. Die Umwandlung des eigenen Gemüts war die Hauptsache. Dafür hatte er zu arbeiten, aus dem Innern jedes Menschenherzens mußte Reue, Buße, Versöhnung kommen. Er selbst, jeder Mensch konnte sich allein zu Gott erheben. Erst jetzt ahnte er, was freies Gebet sei. An die Stelle der entfernten göttlichen Macht, die er bis dahin in hundert Formeln und kindischem Beichten vergebens gesucht hatte, trat ihm jetzt das Bild eines allliebenden Schützers, zu dem er selbst jede Stunde freudig und in Tränen sprechen konnte, dem er alles Leid, jeden Zweifel klagen durfte, der einen unablässigen Anteil an ihm nahm, für ihn sorgte, seine herzlichen Bitten gewährte oder abschlug, er selbst herzlich wie ein guter Vater. So lernte er beten, und wie feurig wurde sein Gebet! Jetzt lebte er in der Stille mit seinem lieben Gott zusammen, den er endlich gefunden hatte, täglich, stündlich; der Verkehr mit dem Höchsten wurde ihm vertrauter als mit den liebsten Wesen dieser Erde. Wenn er seine ganze Seele vor ihm hingegossen hatte, dann kam ihm Ruhe und ein heiliger Frieden, ein Gefühl von unaussprechlicher Lieblichkeit, er empfand sich als einen Teil Gottes. Und dies Verhältnis blieb ihm von da ab sein ganzes Leben lang. Jetzt bedurfte er nicht mehr die weiten Außenpfade der alten Kirche, er konnte mit seinem Gott im Herzen der ganzen Welt trotzen. Schon wagte er zu glauben, jene lehrten falsch, die so großes Gewicht auf die Werke der Buße legten, daß außer diesen nur eine kalte Genugtuung und eine umständliche Beichte übrig blieb*). Und als er später durch Melanchthon erfuhr, daß das griechische Schriftwort für Pönitenz: „Metanoia“ schon sprachlich die Umwandlung des Gemüts bedeute, erschien ihm das als eine wundervolle Offenbarung. Auf diesem Grunde wurzelt die gläubige Sicherheit, mit der er die Worte der Schrift den Vorschriften der Kirche gegenüberstellt.

Auf solchem Wege arbeitete sich Luther im Kloster allmählich zu innerer Freiheit durch. Seine ganze spätere Lehre, der Kampf gegen den Ablaß, seine unerschütterliche Festigkeit, seine Methode der Schrifterklärung beruhen auf dem innern Prozeß, durch den er als Mönch einen Gott gefunden hat. Und man darf wohl sagen, mit Luthers Klostergebeten begann die neue Zeit der deutschen Geschichte. Bald sollte ihn das Leben unter seinen Hammer nehmen, das reine Metall seiner Seele zu härten.

Ungern nahm Luther 1508 die Professur der Dialektik an der neuen Universität zu Wittenberg an, er hätte lieber die Theologie gelehrt, die er schon damals für die wahre hielt. Es ist bekannt, daß er 1510

*) Brief an Staupitz vom 30. Mai 1518, und mehrere Stellen der Tischreden.

in Ordensgeschäften nach Rom ging, wie devot und fromm er in der heiligen Stadt verweilte und welches Entsetzen ihm das heidnische Wesen der Romanen, die Sittenverderbnis und Verweltlichung der Geistlichen einflößte. Dort war es, wo dem Messelesenden die Andacht durch ruchlose Scherze gestört wurde, die ihm seine römischen Ordensbrüder zuriefen. Er hat die teuflischen Worte nicht vergessen, solange er lebte*). Aber wie tief ihn das Verderben der Hierarchie erschütterte, sie umschloß doch auch sein ganzes Hoffen, außer ihr gab es keinen Gott und keine Seligkeit. Die erhabene Idee der katholischen Kirche und ihre fünfzehnhundertjährigen Siege fesselten den Sinn auch der Stärksten. Und als er im römischen Priesterkleide mit Lebensgefahr die Trümmer des alten Roms betrachtete und erstaunt vor den riesigen Säulen der Tempel stand, die der Sage nach einst die Goten zerbrochen hatten, da ahnte der streitbare Mann aus den Bergen der alten Hermunduren noch wenig, daß sein eigenes Schicksal sein werde, die Tempel des mittelalterlichen Roms zu zerschlagen, gründlicher, grimmiger, großartiger, als in der Vorzeit die Vettern seiner Ahnen getan**). Noch kam Luther aus Rom zurück als getreuer Sohn der großen Mutter, alles Ketzerwesen, z. B. der Böhmen, war ihm verhaßt. Warmen Anteil nahm er nach seiner Heimkehr an dem Streit Reuchlins gegen die Kölner Ketzerrichter, und um 1512***) steht auf der Seite der Humanisten. Aber schon damals empfand er, daß ihn ein Etwas von dieser Bildung trenne. Als er einige Jahre später in Gotha war, besuchte er den würdigen Mutianus Rufus nicht, obgleich er ihm einen sehr artigen Entschuldigungsbrief schrieb. Und bald darauf verletzte ihn in den Dialogen des Erasmus die innere Kälte und der weltliche Ton, in dem die theologischen Sünder bespottet wurden. Die profane Weltlichkeit der Humanisten wurde der glaubensfrohen Seele Luthers nie recht heimlich, und der Stolz, mit dem er später in einem Briefe, der versöhnlich sein sollte, den empfindlichen Erasmus verletzte, lag wohl schon damals in seiner Seele. Auch die Formen der literarischen Bescheidenheit Luthers machen in dieser Zeit den Eindruck, daß sie durch den Zwang christlicher Demut einem festen Gemüt abgerungen wird.

Denn in seinem Glauben fühlte er sich damals sicher und groß; schon 1516 schrieb er an Spalatin, der die Verbindung zwischen ihm und dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen darstellte: der Kurfürst sei in Dingen dieser Welt der allerklügste Mann, aber wo es sich um Gott und das Seelenheil handle, sei er mit siebenfacher Blindheit geschlagen.

*) Sie sind durch seine Tischgenossen lateinisch überliefert: cite, remitte matri filiolum, und lauteten im Italienischen etwa: rispedisci'l figliuolo alla madre

**) „Fecit (Lutherus) et hic mentionem ritus Romae, quam per 4 hebdomadas in summo periculo perlustrasset, et in illo loce, ubi esset: das alt Rom, optima aedificia a Gothis devastata esse." — Familaria colloquia r. viri D. D. Mar. Lutheri. Pap. Handschr. des XVI. Jahrh. in 8°, Bl. 80b in Hirzels Bibliothek zu Leipzig.

***) Brief an Spalatin ohne Datum (de Wette I 3). Der Brief ist schwerlich vor dem Erscheinen der Kölner Articuli de judaico favore geschrieben, vielleicht erst im folgenden Jahre.

Und Luther hatte Grund zu dieser Äußerung, denn der hausväterliche Sinn dieses maßvollen Fürsten erwies sich auch dadurch, daß er die Gnadenmittel der Kirche mit kluger Sorgfalt einzuheimsen bemüht war. Unter anderem hatte er besondere Liebhaberei für Reliquien, und gerade damals war Staupitz, Vikar der Augustiner-Eremiten von Sachsen, am Rhein und anderswo tätig, dem Kurfürsten Reliquienschätze zusammenzubringen. Für Luther wurde diese Abwesenheit seines Vorgesetzten wichtig, denn er hatte seine Stelle zu vertreten. Schon war er ein angesehener Mann in seinem Orden; obgleich Professor — seit 1512 der Theologie — wohnte er doch in seinem Kloster zu Wittenberg und trug in der Regel seine Mönchskutte. Jetzt visitierte er in den dreißig Klöstern seiner Kongregation, setzte Priore ab, erließ strengen Tadel gegen schlechte Disziplin, und mahnte zur Strenge gegen gefallene Mönche. Von der gläubigen Einfalt des Klosterbruders war ihm aber noch etwas geblieben.

Denn in solchem Sinne schrieb er am 31. Oktober 1517, als er die Theses gegen Tetzel an der Kirchentür angeheftet hatte, vertrauend und mit deutscher Ehrlichkeit an den Protektor des Ablaßkrämers, den Erzbischof Albrecht von Mainz. Voll von dem guten Volksglauben an den Verstand und guten Willen der höchsten Regenten, meinte Luther, — er hat es später oft gesagt, — es komme nur darauf an, daß man den Fürsten der Kirche aufrichtig den Nachteil und die Unsittlichkeit solcher Mißbräuche vorstelle*). Wie kindisch aber erschien dem glatten und humanen Kirchenfürsten dieser Eifer des Mönches. Was den ehrlichen Mann so tief entrüstete, war vom Standpunkt des Erzbischofs längst abgetan. Der Ablaßhandel war ein hundertmal beklagter Übelstand der Kirche, er war aber unvermeidlich, wie dem Politiker viele Einrichtungen sind, die, an sich nicht gut, um eines großen Interesses willen erhalten werden müssen. Das größte Interesse des Erzbischofs und der Kurie war ihre Herrschaft, die durch solchen Gelderwerb gewonnen und erhalten wurde. Das große Interesse Luthers und des Volkes war die Wahrheit. So schieden sich die Wege.

---

*) Zu vergleichen ist die schöne Stelle aus den Tischreden: „Hätte ich in der Erste, da ich anfing zu schreiben, gewußt, was ich jetzt erfahren habe, so wäre ich nimmermehr so kühn gewesen, den Papst und schier alle Menschen anzugreifen und zu erzürnen. Ich meinte, sie sündigten nur aus Unwissenheit und menschlichem Gebrechen. Aber Gott hat mich hinangeführt wie einen Gaul, dem die Augen geblendet sind. Selten wird ein gutes Werk aus Weisheit oder Vorsichtigkeit unternommen, es muß alles in Unwissenheit geschehen." Darauf antwortete Ph. Melanchthon, er hätte mit Fleiß in den Historien observiert, daß keine großen sonderlichen Taten von alten Leuten geschehen, des großen Alexanders und St. Augustini Alter, die täten es, — später werde man zu weise und bedächtig. Da sprach D. Martinus: „Ihr jungen Gesellen, wenn ihr klug wäret, könnte der Teufel nicht mit euch auskommen, weil ihr's aber nicht seid, bedürft ihr unser auch, die wir nun alt sind. Ja, wenn das Alter stark und die Jugend klug wäre! Da sind diese Rottengeister, eitel junge Leute, Icari, Phaëthones, die in den Lüften flattern, Gemsensteiger obenan und nirgendsaus, die zwölf Kegel auf dem Boßleich umschieben wollen, da doch nur neun darauf stehen."

Und so trat Luther in den Kampf, gläubig, ein treuer Sohn der Kirche, voll deutscher Devotion gegen Autoritäten. Aber wieder in sich trug er, was ihn festigte gegen zu starke Einwirkung solcher Autorität, ein festes Verhältnis zu seinem Gott. Er war damals 34 Jahre alt, in der Blüte seiner Kraft, von mittlerer Größe, noch magerem, aber kräftigem Leibe, der neben der kleinen zarten Knabengestalt des Melanchthon hoch erschien. In einem Antlitz, dem man Nachtwachen und innere Kämpfe ansah, glühten zwei feurige Augen, deren mächtiger Glanz schwer zu ertragen war. Ein angesehener Mann nicht nur in seinem Orden, auch an der Universität; kein großer Gelehrter, er lernte erst im nächsten Jahr bei Melanchthon das Griechische, gleich darauf das Hebräische; er besaß keine umfangreiche Buchweisheit und hatte nie den Ehrgeiz gehabt als lateinischer Dichter zu glänzen. Aber er war erstaunlich belesen in der Heiligen Schrift und einzelnen Kirchenvätern, und was er in sich aufgenommen, hatte er mit deutscher Gründlichkeit verarbeitet. Er war ein unermüdlicher Seelsorger seiner Gemeinde, eifriger Prediger, ein warmer Freund, damals schon wieder mit ehrbarer Fröhlichkeit, von sicherer Haltung, höflich und gewandt, im Verkehr von innerlicher Sicherheit, die als heitere Laune oft sein Antlitz verklärte. Wohl konnten ihn kleine Ereignisse des Tages bewegen und stören, er war reizbar, er weinte leicht; aber wenn eine große Forderung an ihn herantrat und er die erste Aufregung seiner Nerven überwunden hatte, — die ihn z. B. bei seinem ersten Auftreten auf dem Reichstage zu Worms noch befangen machte, — dann war er von einer wundervollen Ruhe und Sicherheit. Er kannte keine Furcht, ja seine Löwennatur fand ein Behagen in den gefährlichsten Situationen. Zufällige Lebensgefahr, in die er geriet, tückische Nachstellungen seiner Feinde waren ihm damals kaum der Rede wert. Der Grund solches, man darf sagen, übermenschlichen Heldenmuts war wieder das feste persönliche Verhältnis zu seinem Gott. Er hatte lange Zeiten, wo er sich das Martyrium wünschte, lächelnd und innerlich froh, um der Wahrheit und seinem Gott zu dienen. — Noch standen ihm furchtbare Kämpfe bevor, aber es waren nicht solche, in welchem ihm Menschen gegenüberstanden. Den Teufel selbst hatte er niederzuschlagen, jahrelang, immer wieder; er überwand auch die Angst und Pein der Hölle, die geschäftig arbeitete, seine Vernunft zu verdüstern. Ein solcher Mann war vielleicht zu töten, aber schwerlich zu besiegen.

Die Periode des Kampfes, die jetzt folgt, vom Beginn des Ablaßstreites bis zur Abreise von der Wartburg, die Zeit seiner größten Siege, einer ungeheuren Popularität, ist vielleicht am meisten bekannt, und doch wird sein Wesen, so scheint uns, auch darin nicht immer recht beurteilt.

Nichts ist in dieser Zeit merkwürdiger als die Weise, in welcher Luther allmählich der römischen Kirche entfremdet wurde. Er war im

Leben bescheiden und ohne Ehrgeiz, mit tiefster Ehrfurcht hing er an der hohen Idee der Kirche, der Gemeinschaft der Gläubigen seit fünfzehn Jahrhunderten. Und doch sollte er in vier kurzen Jahren geschieden sein von dem Glauben seiner Väter, hinweggeschleudert von dem Boden, in dem er so fest gewurzelt war. Und in dieser ganzen Zeit sollte er allein in dem Streite stehen, allein, oder doch mit wenig treuen Gefährten — seit 1518 mit Melanchthon. Alle Gefahren des grimmigsten Krieges sollte er bestehen, nicht nur gegen zahllose Feinde, auch gegen das sorgenvolle Abmahnen ehrlicher Freunde und Gönner. Dreimal versuchte die römische Partei ihn zum Schweigen zu bringen, durch das Amt des Cajetan, die Überredungskünste des Miltitz, die unzeitige Beflissenheit des streitsüchtigen Eck; dreimal sprach er selbst zum Papst in Briefen, die zu den wertvollsten Dokumenten jener Jahre gehören. Dann kam die Scheidung, er wurde verflucht und gebannt, nach altem Universitätsbrauch verbrannte er den feindlichen Fehdebrief, zugleich mit ihm die Möglichkeit der Rückkehr. Mit freudiger Zuversicht zog er nach Worms, damit die Fürsten seiner Nation entschieden, ob er sterbe oder hinfort unter ihnen lebe ohne Papst und ohne Kirche, allein nach der Schrift.

Zuerst, als er die Theses gegen Tetzel im Druck herausgegeben hatte, erstaunte er über das ungeheure Aufsehen, das sie in Deutschland machten, über den giftigen Haß seiner Feinde und über die Zeichen freudiger Anerkennung, die er von vielen Seiten erhielt. Hatte er denn so Unerhörtes getan? Was er ausgesprochen, glaubten ja alle besten Männer der Kirche. Als der Brandenburger Bischof den Abt von Lehnin zu ihm schickte, mit der Bitte, Luther möge den Druck seines deutschen Sermons von Ablaß und Gnade unterdrücken, wie sehr er auch recht habe, da rührte den Frater des armen Augustinerkonvents tief, daß so große Männer freundlich und herzlich zu ihm redeten, und er wollte lieber den Druck aufgeben, als sich zu einem Wundertier machen, das die Kirche störe. Eifrig suchte er das Gerücht zu widerlegen, als ob der Kurfürst seinen Streit mit Tetzel veranlaßt hätte. „Sie wollen den unschuldigen Fürsten in den Haß verflechten, der mich trifft." Alles wollte er tun, um den Frieden zu erhalten, vor Cajetan, mit Miltitz; nur das eine wollte er nicht, nicht widerrufen, was er gegen die unchristliche Ausdehnung des Ablaßhandels gesagt hatte. Aber der Widerruf allein war es, was die Hierarchie von ihm begehrte. Lange noch wünschte er Frieden, Sühne, den Rückzug zur friedlichen Tätigkeit seiner Zelle, und immer wieder jagte ihm eine unwahre Behauptung der Gegner das Blut in Flammen, und jedem Widerspruch folgte ein neuer, schärferer Streich seiner Waffe.

Schon in dem ersten Brief an Leo X. vom 30. Mai 1518 ist die heldenmütige Sicherheit Luthers auffallend. Noch ist er ganz der treue Sohn der Kirche, noch legt er sich am Schluß dem Papst zu Füßen, bietet ihm sein ganzes Leben und Sein dar, und verspricht seine

Stimme zu ehren wie die Stimme Christi, dessen Stellvertreter der Herr der Kirche sei. Aber schon aus dieser Ergebenheit, die dem Ordensbruder ziemte, blitzt das heftige Wort hervor: „Habe ich den Tod verdient, ich weigere mich nicht zu sterben." Und in dem Briefe selbst, wie stark sind die Ausdrücke, in denen er die Roheit der Ablaßkrämer darstellt! Ehrlich auch hier die Verwunderung, warum seine Theses doch so viel Aufsehen machen, die schwerverständlichen, nach altem Brauch zu Rätselformen verschränkten Sätze. Und gute Laune klingt durch die männlichen Worte: „Was soll ich tun? Widerrufen kann ich nicht. In unserem Jahrhundert voll Geist und Schönheit, das einen Cicero in den Winkel drücken könnte, ich ungelehrter, beschränkter, nicht fein gebildeter Mann! Aber die Not zwingt, die Gans muß unter den Schwänen schnattern."

Im Jahre darauf vereinigten sich fast alle, welche Luther verehrten, die Versöhnung herbeizuführen. Staupitz und Spalatin, hinter diesen der Kurfürst, schalten, baten und drängten. Der päpstliche Kammerherr von Miltitz selbst rühmte Luthers Gesinnung, raunte ihm zu, daß er ganz recht habe, flehte, trank mit ihm und küßte ihn. Zwar glaubte Luther zu wissen, daß der Höfling den heimlichen Auftrag habe ihn womöglich gefangen nach Rom zu führen. Aber die Vermittler trafen glücklich den Punkt, wo der trotzige Mann mit ihnen von Herzen übereinstimmte, daß der Kirche Respekt erhalten werden müsse und ihre Einheit nicht zerstört. Luther versprach sich ruhig zu halten und die Entscheidung über die Streitpunkte drei achtbaren Bischöfen zu überlassen. In dieser Lage wurde er gedrängt, einen Entschuldigungsbrief an den Papst zu schreiben. Aber auch dieser Brief vom 3. März 1519, gewiß von den Vermittlern begutachtet und dem Schreiber abgerungen, ist charakteristisch für die Fortschritte, die Luther gemacht hatte. Demut, die unsere Theologen herauslesen, ist wenig darin, wohl aber durchweg eine vorsichtige diplomatische Haltung. Luther bedauert, daß ihm als Mangel an Ehrfurcht ausgelegt sei, was er doch getan habe, die Ehre der römischen Kirche zu schützen, er verspricht über den Ablaß fortan zu schweigen, — im Fall nämlich seine Gegner dasselbe tun wollen, — er verspricht eine Schrift an das Volk zu richten, worin er ermahnet der Kirche rechtschaffen*) zu gehorchen und ihr nicht fremd zu werden, weil die Gegner frech, er selbst rauh gewesen sei. Aber alle diese ergebenen Worte verdecken nicht die Kluft, die jetzt schon sein Gemüt vom römischen Wesen scheidet. Und wie kalte Ironie lautet, wenn er schreibt: „Was soll ich tun, heiligster Vater? Mir fehlt aller Rat. Die Gewalt Deines Zornes kann ich nicht ertragen, und doch weiß ich nicht, wie ich herauskommen soll. Man verlangt von mir einen Widerruf. Wenn er bewirken könnte, was man durch ihn beabsichtigt, ich würde ohne Zweifel wider-

*) Ecclesiam romanam p u r e colant. Die Zweideutigkeit scheint absichtlich und sieht aus wie eine Schlauheit des Miltitz.

rufen. Aber der Widerstand meiner Gegner hat meine Schriften weiter verbreitet, als ich je gehofft hatte, zu tief haften sie in den Seelen der Menschen. In unserem Deutschland blühen jetzt Talente, Bildung, freies Urteil. Wollte ich widerrufen, ich würde die Kirche vor dem Urteil meiner Deutschen mit noch größerem Schimpf bedecken. Und sie, meine Gegner, sind es, die die römische Kirche bei uns in Deutschland in Schande gebracht haben." Zuletzt schließt er höflich: „Sollte ich mehr tun können, so werde ich ohne Zweifel sehr bereit dazu sein. Christus erhalte Ew. Heiligkeit. M. Luther."

Viel ist hinter dieser gemessenen Zurückhaltung zu lesen. Auch wenn der eitle Eck nicht gleich darauf die ganze Wittenberger Hochschule in den Harnisch gedrängt hätte, dieser Brief konnte schwerlich zu Rom als Zeichen reuiger Ergebenheit gelten.

Der Bannstrahl war geschleudert. Rom hatte gesprochen. Da schrieb Luther, wieder ganz er selbst, noch einmal an den Papst, jenen berühmten großen Brief, den er auf die Bitte des unermüdlichen Miltitz zum 6. September 1520 zurückdatierte, um die Bannbulle ignorieren zu können. Es ist der schöne Abdruck eines entschlossenen Geistes, der vom hohen Standpunkt seinen Gegner übersieht, zugleich so großartig in seiner Aufrichtigkeit und von edelster Gesinnung! Mit aufrichtiger Teilnahme redet er von der Person und schwierigen Stellung des Papstes, aber es ist der Anteil eines Fremden; immer noch beklagt er mit Wehmut die Kirche, aber man empfindet, er selbst ist ihr bereits entwachsen. Es ist ein Scheidebrief, bei schneidender Schärfe doch sichere Haltung, stille Trauer; so trennt sich ein Mann von dem, was er einst geliebt und als unwürdig erkannt hat. Den Vermittlern sollte dieser Brief die letzte Brücke sein, für Luther war er innerliche Befreiung.

Luther selbst war in diesen Jahren ein anderer geworden. Er hatte zunächst kluge Sicherheit im Verkehr mit den Höchsten dieser Erde erworben und um teuren Preis Einsicht in Politik und Privatcharakter der Regierenden erlangt. Der friedlichen Natur seines Landesherrn war im Grunde nichts peinlicher als dieser erbitterte theologische Streit, der zuweilen seiner Politik nützte, ihn immer gemütlich beunruhigte. Fortwährend suchte man vom Hofe die Wittenberger zurückzuhalten, und immer sorgte Luther dafür, daß es zu spät war. Sooft der treue Spalatin von der Ausgabe einer neuen kriegerischen Schrift abmahnte, kam ihm die Antwort, daß da nicht zu helfen sei, die Bogen seien gedruckt, schon in vielen Händen, nicht mehr aufzuhalten*). Auch im Verkehr mit seinen Gegnern erwarb Luther die Sicherheit eines erprobten Streiters. Noch empfand er bitter, als ihn

*) Daß das planmäßig geschah, verrät der Brief Luthers an Melanchthon vom 13. Juli 1521: „Ich beschwöre Euch, kommt den Einfällen des Hofes immer zuvor und folget nicht seinen Ratschlägen. So habe ich's bis jetzt gehalten. Nicht die Hälfte wäre geschehen, wenn ich mich von seinem Rat abhängig gemacht hätte."

im Frühjahr 1518 Hieronymus Emser in Dresden hinterlistig zu einem Abendessen geführt hatte, bei dem er gezwungen wurde mit zornigen Feinden zu streiten, zumal als er erfuhr, daß ein terminierender Dominikaner an der Tür gehorcht und am andern Tage in der Stadt umhergetragen hatte, Luther sei vollständig zugedeckt worden und der Lauscher habe sich mit Mühe enthalten, in die Stube zu springen und Luther ins Gesicht zu speien. Noch sank er bei der ersten Zusammenkunft mit Cajetan demütig zu den Füßen des Kirchenfürsten, nach der zweiten erlaubte er sich schon die Ansicht, daß der Kardinal zu seinem Geschäft passe wie ein Esel zur Harfe. Den artigen Miltitz behandelte er mit entsprechender Höflichkeit. Der Romanist hatte gehofft, den deutschen Bären zu zähmen, bald kam der Hofmann selbst in die Stellung, die ihm gebührte, er wurde von Luther benutzt. Und in der Leipziger Disputation gegen Eck war der günstige Eindruck, den das ehrliche und feste Wesen Luthers hervorbrachte, das beste Gegengewicht gegen die selbstgefällige Sicherheit des gewandten Gegners.

Aber höhere Teilnahme forderte das innere Leben Luthers. Es war doch für ihn eine furchtbare Periode, dicht neben Erhebung und Sieg lagen ihm tödliche Angst, quälender Zweifel, schreckliche Anfechtung. Er allein mit wenigen gegen die ganze Christenheit in Waffen, immer unsühnbarer verfeindet mit der gewaltigsten Macht, die noch alles in sich schloß, was ihm seit seiner Jugend heilig war. Wenn er doch irrte in einem und dem andern? Er war verantwortlich für jede Seele, die er mit sich fortriß. Und wohin? Was war außerhalb der Kirche? — Untergang, zeitliches und ewiges Verderben. Wenn ihm Gegner und bange Freunde das Herz zerschnitten mit Vorwürfen und Warnungen, unvergleichlich größer war seine Pein, das heimliche Nagen, die Unsicherheit, die er niemand gestehen durfte. Ja, im Gebet fand er Frieden; sooft seine Seele Gott suchend in mächtigem Aufschwunge erglühte, kam ihm Fülle der Kraft, Ruhe und Heiterkeit. Aber in den Stunden der Abspannung, wenn sein reizbares Gemüt unter widrigem Eindruck zuckte, dann fühlte er sich befangen, geteilt, im Bann einer andern Macht, die seinem Gott feind war. Aus der Kinderzeit wußte er, wie geschäftig die bösen Geister um den Menschen weben, aus der Schrift hatte er gelernt, daß der Teufel gegen den Reinsten arbeitet, ihn zu verderben. Auch auf seinem Pfade lauerten geschäftige Teufel ihn zu schwächen, zu verlocken, durch ihn Unzählige elend zu machen. Er sah sie arbeiten in der zornigen Miene des Kardinals, in dem höhnischen Antlitz des Eck, ja in Gedanken seiner eigenen Seele, er wußte, wie mächtig sie in Rom waren. Schon in der Jugend hatten ihn Erscheinungen gequält, jetzt kehrten sie wieder. Aus dem dunklen Schatten seiner Studierstube erhob das Gespenst des Versuchers die Krallenhand gegen seine Vernunft, selbst in der Gestalt des Erlösers nahte der Teufel dem Betenden, strahlend als Himmelsfürst mit den fünf Wunden, wie ihn die alte Kirche ab-

bildete. Aber Luther wußte, daß Christus den armen Menschen nur in seinen Worten erscheint, oder in demütiger Gestalt, wie er am Kreuz gehangen. Und er raffte sich heftig auf und schrie die Erscheinung an: „Hebe dich, du Schandteufel!“ da verschwand das Bild*). — So arbeitete das starke Herz des Mannes in wilder Empörung, jahrelang, immer aufs neue. Es war ein unheimlicher Kampf zwischen Vernunft und Wahn. Aber immer erhob er sich als Sieger, die Urkraft seiner gesunden Natur überwand. In langem, oft stundenlangem Gebet glättete sich das stürmische Wogen der Empfindung, sein massiver Verstand und sein Gewissen führten ihn jedesmal aus dem Zweifel zur Sicherheit. Als eine gnadenvolle Eingebung seines Gottes empfand er diesen befreienden Prozeß. Und von solchem Augenblicke an war er, der erst so angstvoll gebangt hatte, fest wie Stahl, gleichgültig gegen das Urteil der Menschen, unerschütterlich, unerbittlich.

Ganz anders erscheint seine Persönlichkeit im Streit mit irdischen Feinden. Hier bewährt er fast immer sichere Überlegenheit, am meisten in seinen literarischen Fehden.

Riesengroß war die schriftstellerische Tätigkeit, die er von dieser Zeit entwickelte. Bis zum Jahre 1517 hatte er wenig drucken lassen, von da wurde er auf einmal nicht nur der fruchtbarste, auch der größte populäre Schriftsteller der Deutschen. Die Energie seines Stils, die Kraft seiner Beweisführung, Feuer und Leidenschaft seiner Überzeugung wirkten hinreißend. So hatte noch keiner zum Volke gesprochen. Jeder Stimmung, allen Tonarten fügte sich seine Sprache; bald knapp und gedrungen und scharf wie Stahl, bald in reichlicher Breite ein mächtiger Strom drangen die Worte ins Volk, bildlicher Ausdruck, schlagender Vergleich machte das Schwerste verständlich. Es war eine wundervolle schöpferische Kraft. Mit souveräner Leichtigkeit gebrauchte er die Sprache; sobald er die Feder ergriff, arbeitete sein Geist mit höchster Freiheit, man sieht seinen Sätzen die heitere Wärme an, die ihn erfüllte, der volle Zauber eines herzlichen Schaffens ist über sie ausgegossen. Und solche Gewalt ist nicht am wenigsten sichtbar in den Angriffen, die er einzelnen Gegnern gönnt. Und eng verbunden ist sie mit einer Unart, die schon seinen bewundernden Zeitgenossen Bedenken verursachte. Er liebte es mit seinen Gegnern zu spielen, seine Phantasie umkleidet ihm die Gestalt des Feindes mit einer grotesken Maske, und dies Phantasiebild neckt, höhnt und stößt er mit Redewendungen, die nicht gemäßigt und nicht immer anständig klingen. Aber gerade in seinem Schimpfen wirkt die gute Laune in der Regel versöhnend, freilich nicht auf die Betroffenen. Fast nie ist kleine Gehässigkeit sichtbar, nicht selten die unverwüstliche Gutherzigkeit. Zuweilen gerät er freilich in einen wahren Künstlereifer, dann vergißt er die Würde des Reformators und zwickt wie ein deutsches Bauernkind,

*) Tischreden. Walch S. 501.

ja wie ein boshafter Kobold. Wie hat er alle seine Gegner gezaust! Bald durch Keulenschläge, die ein zorniger Riese führt, bald mit der Pritsche eines Narren. Gern verzog er ihre Namen ins Lächerliche. So lebten sie im Wittenberger Kreise als Tiere, als Toren. Eck wurde Dr. Geck, Murner erhielt Katerkopf und Krallen, Emser, der sein Wappen, das Haupt einer gehörnten Ziege, den meisten Streitschriften vordrucken ließ, wurde als Bock mißhandelt, dem abtrünnigen Humanisten Cochläus wurde sein lateinischer Name zurückübersetzt, und Luther begrüßte ihn als Schnecke mit undurchdringlichem Harnisch und — es ist schmerzlich zu sagen — sogar als Rotzlöffel. Noch ärger, selbst den Zeitgenossen erschrecklich, war die heftige Rücksichtslosigkeit, mit welcher er gegen feindliche Fürsten losfuhr. Zwar dem Vetter seines Landesherrn, dem Herzog Georg von Sachsen, gönnte er häufig eine unvermeidliche Schonung. Beide hielten einander für eine Beute des Teufels, aber heimlich achtete jeder in dem andern eine männliche Tüchtigkeit; immer wieder gerieten sie in Zwist, auch in literarischen, aber immer wieder betete Luther herzlich für die Seele des Nachbars. Dagegen war die ruchlose Willkür Heinrichs VIII. von England dem deutschen Reformator in innerster Seele zuwider, ihn hat er greulich und unendlich ausgeschimpft; und noch in der letzten Zeit verfuhr er mit dem heftigen Heinrich von Braunschweig wie mit einem bösen Schulbuben, Hanswurst war der harmloseste unter vielen dramatischen Charakteren, in denen er ihn aufführte. Sah ihn später solcher Erguß übermütigen Eifers aus der Druckschrift an und klagten die Freunde, dann ärgerte er sich wohl selbst über seine Rauheit, er schalt sich und bereute aufrichtig; aber die Reue half ihm wenig, denn bei der nächsten Gelegenheit verfiel er in denselben Fehler. Und Spalatin hatte einige Ursache, auch dann mißtrauisch auf eine projektierte Druckschrift zu sehen, wenn Luther sich vornahm, recht sanft und zahm zu schreiben. Seine Gegner konnten es ihm darin nicht gleich tun. Sie schimpften ebenso eifrig, ihnen aber fehlte die innere Freiheit. Leider wird nicht zu leugnen sein, daß gerade dieser Zusatz zu der sittlichen Würde seines Wesens zuweilen das Salz war, das seine Schriften den treuen Deutschen des 16. Jahrhunderts so unwiderstehlich machte.

Im Herbst 1517 war er mit einem verworfenen Dominikanermönch in Streit geraten, im Winter 1520 verbrannte er die päpstliche Bulle; im Frühjahr 1518 hatte er sich noch dem Papst, dem Statthalter Christi, zu Füßen gelegt, im Frühjahr 1521 erklärte er auf dem Reichstage zu Worms vor Kaiser und Fürsten und päpstlichen Legaten, daß er weder den Papst noch den Konzilien allein glaube, nur den Zeugnissen der Heiligen Schrift und vernünftigem Erkennen. Jetzt war er frei, aber Bann und Reichsacht schwebten über seinem Haupt; er war innerlich frei, aber er war frei wie das Tier des Waldes, und hinter ihm bellte die blutdürstige Meute. Er war auf dem

Höhepunkt seines Lebens angekommen, und die Mächte, gegen die er sich empört hatte, ja die Gedanken, die er selbst in dem Volke aufgeregt hatte, arbeiteten ihm von jetzt gegen Leben und Lehre.

Schon zu Worms, so scheint es, war Luther eröffnet worden, daß er auf eine Zeitlang verschwinden müsse. Die Gewohnheiten der fränkischen Ritter, unter denen er treue Verehrer hatte, legten den Gedanken nahe, ihn durch Bewaffnete aufheben zu lassen. Kurfürst Friedrich beriet mit seinen Getreuen die Entführung. Und es war ganz in der Weise dieses Fürsten, daß er selbst den Ort der Verwahrung nicht wissen wollte, um im Notfall seine Unkenntnis beschwören zu können*). Auch war es nicht leicht, Luther mit dem Plan zu befreunden**), denn sein tapferes Herz hatte irdische Furcht längst überwunden, und mit einer begeisterten Freude, in der viel Schwärmerei und etwas Humor war, sah er auf die Versuche der Romanisten, ihn aus der Welt zu schaffen, über den doch ein anderer zu verfügen hatte, der durch seinen Mund sprach***). Widerwillig fügte er sich. Das Geheimnis war nicht leicht zu bewahren, so geschickt die Entführung angelegt war. Im Anfange wußte von den Wittenbergern nur Melanchthon um den Aufenthalt. Nun war Luther durchaus nicht der Mann, sich auch der wohlwollendsten Intrige zu fügen. Es entstand bald ein emsiges Botenlaufen zwischen der Wartburg und Wittenberg; welche Vorsicht man auch bei der Besorgung der Briefe gebrauchte, es war schwer dem Gerücht entgegenzutreten. Luther erfuhr auf der Burg eher als die Wittenberger, was in der großen Welt vorging, er erhielt von allen Neuigkeiten seiner Universität Nachricht und versuchte den Mut seiner Freunde zu stärken und ihre Politik zu leiten. Rührend ist, wie er Melanchthon zu kräftigen sucht, dessen unpraktische Art ihn die Abwesenheit des starken Freundes schmerzlich empfinden

*) Elector . . . deliberavit cum suis et dedit mandatum consiliariis, ut abderent me, sed ille nescivit locum, ut si iusiurandum dandum esset, liquido iurare posset, se nescire locum; quamvis dixisset ad Georgium: sed si vellet scire, posset resciri. Georg ist Spalatinus. Familiaria colloquia, Handschrift in Hirzels Bibliothek Bl. 29 b.

**) Luthers Briefe an Melanchthon vom 12. Mai 1521.

***) Wie behaglich er seinen Tod ansah, erhellt aus vielen Stellen: hier nur eine aus der Wartburgzeit in der Widmung zum Evangelium von den zehn Aussätzigen vom 17. Sept. 1521: „Ich armer Bruder habe abermal ein neu Feuer angezündet, o ein großes Loch in der Papisten Tasche gebissen, weil ich die Beichte angegriffen habe. Wo soll ich jetzt bleiben, und wo werden sie jetzt Schwefel, Pech, Feuer und Holz genug finden, den giftigen Ketzer zu pülfern. Jetzt muß man gewiß die Kirchenfenster ausbrechen, da etliche heilige Väter und geistliche Herren predigen, daß sie Luft haben müßten, das Evangelium auszurufen, d. i. über den Luther zu lästern, Mord zu schreien und zu sprühen. Was sollten sie auch sonst dem armen Volk predigen; ein jeder muß predigen, was er kann. — Nur tot, tot, tot schreien sie, mit dem Ketzer! Will er doch alle Dinge umkehren und den ganzen geistlichen Stand umstoßen, worauf die Christenheit steht Nun ich hoffe, so ich dessen würdig bin, es soll ihnen werden, daß sie mich töten und über mir ihrer Väter Maß füllen; aber es ist noch nicht Zeit, meine Stunde ist noch nicht gekommen, ich muß zuvor das Schlangengezücht besser erzürnen und den Tod redlich um sie verdienen, auf daß sie Ursache haben, einen großen Gottesdienst an mir zu vollbringen.“

ließ. „Es geht ohne mich", schreibt er ihm, „nur Mut, ich bin Euch gar nicht mehr nötig; komme ich heraus, und ich kann nicht mehr nach Wittenberg zurück, so gehe ich in die Welt. Ihr seid Männer, die Feste des Herrn ohne mich gegen den Teufel zu halten." Seine Briefe adressierte er aus der Luft, aus Patmos, aus der Wüste, „unter den Vögeln, die lieblich von den Zweigen singen und Gott mit allen Kräften Tag und Nacht loben." Einmal versuchte er schlau zu sein. Er legte dem Schreiben an Spalatin einen künstlichen Brief bei: Man glaube ohne Grund, daß er auf der Wartburg sei; er lebe unter treuen Brüdern; es sei auffallend, daß niemand an Böhmen denke; als Zugabe folgt ein — nicht bösartiger — Hieb auf Herzog Georg von Sachsen, seinen eifrigsten Feind. Diesen Brief soll Spalatin mit sorglicher Unachtsamkeit so verlieren, daß er zu den Händen der Gegner komme*). Aber in solcher Diplomatie war er allerdings nicht konsequent, denn sobald seine Löwennatur durch eine Nachricht aufgeregt wurde, war er kurz entschlossen nach Erfurt oder Wittenberg aufzubrechen. Schwer trug er die Muße seines Aufenthalts. Von dem Schloßhauptmann wurde er mit größter Aufmerksamkeit behandelt, und diese Fürsorge bewährte sich, wie damals Brauch war, zunächst darin, daß der treue Mann mit Speise und Trank sein Bestes tat. Das reichliche Leben, der Mangel an Bewegung, die frische Bergluft, in die der Theologe versetzt war, wirkten auf die Seele und Leib. Er hatte schon von Worms ein körperliches Leiden mitgebracht, dazu kamen Stunden finsterer Schwermut, die ihn sogar zur Arbeit untüchtig machten.

Zwei Tage hintereinander zog er mit zur Jagd. Aber sein Herz war bei den wenigen Hasen und Feldhühnern, die von der Schar der Menschen und Hunde ins Garn gehetzt wurden. „Unschuldige Tierlein! So hetzen die Papisten." Einen kleinen Hasen am Leben zu erhalten, hatte er ihn in die Ärmel seines Rockes gewickelt, da kamen die Hunde und zerbrachen dem Tier die Glieder im schützenden Rock. „So knirschte Satan auch gegen die Seelen, die ich zu retten suche." Wohl hatte Luther Grund, sich und die Seinen vor dem Satan zu wehren. Alle Autorität der Kirche hatte er geworfen, jetzt stand er schaudernd allein, nur das Letzte war ihm geblieben, die Schrift. Die alte Kirche hatte das Christentum in fortdauernder Entwicklung dargestellt. Eine lebendige Tradition, die neben der Schrift lief, Konzilien, Dekrete der Päpste hatten den Glauben in konstanter Bewegung erhalten, er hatte sich wie ein bequemer Strom den scharfen Ecken der Volkscharaktere, großen Zeitbedürfnissen anbequemt. Es ist wahr, diese erhabene Idee eines ewig lebenden Organismus hatte sich nicht in ursprünglicher Reinheit bewahrt, der beste Teil ihres Lebens war geschwunden, leere Schmetterlingshülsen wurden konserviert, die alte

*) Dieser Brief, den de Wette II. S. 32 sucht, steht unter Nr. 329 seiner Sammlung.

demokratische Kirche hatte sich in eine unverantwortliche Herrschaft weniger umgeformt, befleckt mit allen Lastern einer gewissenlosen Aristokratie, schon im schreienden Gegensatz gegen Vernunft und Volksgemüt. Aber was Luther an die Stelle setzen konnte, das Wort der Schrift, das löste von einem Wust seelenloser Verbildungen, dagegen bedrohte es mit andern Gefahren. Was war die Bibel? Zwischen dem ältesten und jüngsten Schriftwerk des heiligen Buches lagen vielleicht zwei Jahrtausende. Selbst das Neue Testament war nicht von Christus selbst geschrieben, nicht einmal immer von solchen, welche die heilige Lehre aus seinem Munde vernommen hatten. Es war lange nach seinem Tode zusammengestellt. Einzelnes darin mochte ungenau überliefert sein. Alles war in einer fremden Sprache geschrieben, die dem Deutschen schwer verständlich war. Auch die größte Einsicht war in Gefahr falsch zu deuten, wenn nicht Gottes Gnade den Erklärer ebenso erleuchtete, wie sie die Apostel erleuchtet hatte. Die alte Kirche hatte sich kurz geholfen, in ihr gab das Sakrament des Priesteramtes solche Erleuchtung, ja der heilige Vater nahm sogar die göttliche Vollmacht in Anspruch, auch da das Rechte zu wollen, wo sein Wille der Schrift widersprach. Der Reformator hatte nichts als sein schwaches menschliches Wissen und sein Gebet.

Zunächst war unvermeidlich, er mußte seine Vernunft gebrauchen, auch der Heiligen Schrift gegenüber war eine gewisse Kritik notwendig. Auch Luther blieb nicht verborgen, daß die Bücher des Neuen Testaments von verschiedenem Wert waren, es ist bekannt, daß er nicht viel auf die Offenbarung Johannis gab, und daß ihm der Brief Jacobi für eine „stroherne" Epistel galt. Aber sein Widerspruch gegen Einzelheiten machte ihn niemals am Ganzen irre. Unerschütterlich stand sein Glaube, daß die Heilige Schrift, wenige Bücher ausgenommen, bis auf Wort und Buchstaben göttliche Offenbarung enthalte. Sie war ihm das liebste auf Erden, die Grundlage seines ganzen Wissens; er hatte sich so hineingefühlt, daß er unter ihren Gestalten lebte wie in der Gegenwart. Je drohender das Gefühl seiner Verantwortlichkeit, desto heißer die Inbrunst, mit der er sich an die Schrift klammerte*). Und ein kräftiger Instinkt für das Vernünftige und Zweckmäßige half ihm in der Tat über viele Gefahren hinweg, sein Scharfsinn hatte nichts von der haarspaltenden Sophistik der alten Lehrer, er verachtete unnötige Subtilitäten und ließ mit bewundernswürdigem Takt gern dahingestellt, was ihm unwesentlich erschien. Aber

*) „Ich, gottlob, halte meine Lehre gewiß für Gotteswort und hab' die schweren Gedanken und Anfechtungen überwunden, da mein Herz eine Weile also sagte: Bist du's denn allein, der das rechte Wort Gottes rein hat, und die andern allzumal haben's nicht? So ficht uns der Satan an." — „Wenn mich der Teufel müßig findet und ich an Gottes Wort nicht gedenke, so macht er mir ein Gewissen, daß ich die Regimente zerstöret und zerrissen, und gemacht, daß viel Ärgernis und Aufruhr kommen sei. Wenn ich aber Gottes Wort ergreife, so habe ich gewonnen Spiel." — Und noch viele andere Stellen der Tischreden, z. B. bei Walch, S. 1254.

wenn er nicht gottlos oder wahnsinnig werden wollte, blieb ihm doch nichts übrig, als die neue Lehre zu gründen auf Worte und Kulturzustände, die fünfzehnhundert Jahre vor ihm lebendig gewesen waren. Und er verfiel doch in einzelnen Fällen dem, was sein Gegner Eck den schwarzen Buchstaben nannte.

Unter solchem Zwange bildete sich seine Methode. Hatte er eine Frage zu lösen, so sammelte er alle Stellen der Heiligen Schrift, die ihm eine Antwort zu erhalten schienen, jede Stelle suchte er prüfend in ihrem Zusammenhange zu verstehen, dann zog er die Summa. Worin sie übereinstimmten, stellte er voran, wo sie voneinander abwichen, bemühte er sich resigniert eine Lösung zu finden, die auch das Widersprechende vereinigte. Das Resultat machte er in seinem Innern fest unter Versuchungen, durch heißes Gebet. Bei solchem Verfahren mußte er zuweilen zu Resultaten kommen, die auch gewöhnlichem Menschenverstand angreifbar waren. Als er z. B. in Jahr 1522 unternahm, die Ehe aus der Heiligen Schrift auf neue sittliche Grundlage zu stellen, so war Vernunft und Bedürfnis des Volkes allerdings auf seiner Seite, wenn er die achtzehn Gründe des geistlichen Rechts, Ehe zu wehren und zu zerreißen, einer scharfen Kritik unterzog und die unwürdige Begünstigung der Reichen vor den Armen verurteilte. Aber es war doch wunderlich, wenn Luther allein aus der Bibel nachweisen wollte, welche Verwandtschaftsgrade erlaubt und verboten waren, zumal er auch das Alte Testament heranzog, in dem mehrere seltsame Ehen ohne Widerspruch des alten Jehovah vollzogen waren. Unzweifelhaft hatte Gott seinen Auserwählten einigemal gestattet, zwei Frauen zu haben.

Und dieselbe Methode war es, die ihn im Jahr 1529 während der Unterhandlungen mit den Reformierten so hartnäckig machte, damals, wo er „das ist mein Leib" vor sich auf den Tisch schrieb und finster auf die Tränen und die ausgestreckte Hand Zwinglis hinüber sah. Nie war er beschränkter gewesen, und doch nie gewaltiger, der furchtbare Mann, der seine Überzeugung im heftigsten inneren Streit dem Zweifel und Teufel abgerungen hatte. Es war eine unvollkommene Methode, und seine Gegner richteten nicht ohne Erfolg ihre Angriffe darauf. Mit ihr verfiel seine Lehre dem Schicksal aller menschlichen Weisheit. Aber in dieser Methode war auch ein starker gemütlicher Prozeß, bei welchem seine eigene Vernunft, Bildung und Herzensbedürfnis seiner Zeit viel mehr zur Geltung kamen, als er selbst ahnte. Und sie wurde der Ausgangspunkt, von dem eine gewissenhafte Forschung die deutsche Nation zu der höchsten geistigen Freiheit emporgearbeitet hat.

Zu solcher großartigen Prüfung kamen dem ausgestoßenen Mönch auf der Wartburg auch kleinere Versuchungen; er hatte längst durch fast übermenschliche geistige Tätigkeit das überwunden, was als Sinnentrieb mit großem Mißtrauen betrachtet wurde, jetzt regte sich kräftig

die Natur, und er bittet mehrmals seinen Melanchthon, auch deshalb für ihn zu beten.

Da wollte das Schicksal, daß gerade in diesen Wochen der unruhige Geist Karlstadts in Wittenberg auf die Priesterehe fiel, und sich in einer Schrift über das Zölibat dahin entschied, Priester und Mönche binde das Gelübde der Ehelosigkeit nicht. Die Wittenberger waren im allgemeinen einverstanden, zunächst Melanchthon, der dieser Frage am unbefangensten gegenüberstand, er selbst hatte nie die Weihen erhalten und war schon seit zwei Jahren verheiratet.

So wurde von außen her gerade jetzt ein Knäuel von Gedanken und sittlichen Aufgaben in Luthers Seele geworfen, dessen Fäden sein ganzes späteres Leben umspinnen sollten. Was ihm fortan von herzlicher Freude und irdischem Glücke gewährt war, beruhte auf der Antwort, die er für diese Frage fand. Was ihm möglich machte, die spätern Jahre zu ertragen, war das Glück seines Hauses, von da ab erst sollte sich die Blüte seines reichen Herzens entfalten. So gnädig sandte dem Einsamen das Geschick gerade jetzt die Botschaft, die ihn aufs neue und fester mit seinem Volk verbinden sollte. Und wieder charakteristisch ist, wie Luther diese Aufgabe behandelt. Sein frommes Gemüt und der konservative Zug in seinem Wesen sträubten sich gegen die hastige und ungründliche Weise, in welcher Karlstadt folgerte. Man darf annehmen, daß ihn gerade manches, was er selbst empfand, mißtrauisch machte, ob nicht der Teufel diese bedenkliche Frage benutze, die Kinder Gottes zu versuchen. Und doch dauerten ihn gerade jetzt in seiner Haft die armen Mönche im Zwange des Klosters so sehr. Er suchte in der Schrift; mit der Priesterehe wurde er leicht fertig. Aber von den Mönchen stand nichts in der Bibel. „Die Schrift schweigt, der Mensch ist unsicher." Und dabei erschien ihm als ein lächerlicher Einfall, daß auch seine nächsten Freunde heiraten könnten, und er schreibt an den vorsichtigen Spalatin: „Guter Gott, unsere Wittenberger wollen auch den Mönchen Weiber geben! Nun, mir sollen sie keines an den Hals hängen", und ironisch warnt er: Hüte Dich nur, daß Du nicht auch heiratest." Aber das Problem beschäftigte ihn doch unaufhörlich, der Mensch lebt schnell in so großer Zeit. Allmählich kam er durch Melanchthons Gründe, und wir dürfen annehmen, nach heißem Gebet zur Sicherheit. Was den Ausschlag gab, ihm selbst unbewußt, war doch die Erkenntnis, daß es vernünftig geworden sei und für eine sittlichere Begründung des bürgerlichen Lebens notwendig, die Klöster zu öffnen. Fast drei Monate hatte er um die Frage gekämpft, am 1. November 1521 schrieb er den erwähnten Brief an seinen Vater.

Unermeßlich war die Wirkung seiner Worte auf das Volk, überall rührte sich's in den Kreuzgängen, fast aus allen Klosterpforten schlüpften Mönche und Nonnen; zuerst einzeln in heimlicher Flucht, bald lösten sich ganze Konvente auf. Als Luther im nächsten Frühjahre, größere Sorge im Herzen, nach Wittenberg zurückkehrte, machten ihm die aus-

gelaufenen Nonnen und Mönche viel zu schaffen. Heimliche Briefe wurden von allen Enden an ihn befördert, häufig von aufgeregten Nonnen, die als Kinder von harten Eltern in die Klöster gesteckt waren und jetzt geldlos, schutzlos bei dem großen Reformator Hilfe suchten. Nicht unnatürlich war, daß sie sich nach Wittenberg drängten. Da kamen neun Nonnen aus dem adligen Stift Nimpschen angefahren, darunter eine Staupitz, zwei Zeschau, Katharina von Bora; dann waren wieder sechzehn Nonnen zu versorgen, und so fort. Das arme Volk dauerte ihn sehr, er schrieb ihretwegen, lief, sie bei achtbaren Familien unterzubringen. Zuweilen freilich wurde ihm des Guten zu viel, zumal die Haufen entsprungener Mönche belästigten ihn. Er klagt: „Gleich wollen sie heiraten und sind die ungeschicktesten Leute zu jeder Arbeit." Er gab durch seine kühne Lösung einer schwierigen Frage großes Ärgernis, er selbst hatte peinliche Empfindungen, denn unter denen, die jetzt im Tumult zur bürgerlichen Gesellschaft zurückkehrten, waren zwar hochgesinnte Männer, aber auch rohe und schlechte. Doch das alles machte ihn nicht einen Augenblick irre, er wurde, wie seine Art war, durch den Widerspruch nur entschlossener. Als er 1524 die Leidensgeschichte einer Klosterjungfrau, Florentina von Oberweimar, herausgab, wiederholte er in der Zuschrift, was er bereits so oft gepredigt hatte: „Gott läßt oft in der Schrift bezeugen, er wolle keinen gezwungenen Dienst haben, und niemand soll sein werden, er tue es denn mit Lust und Liebe. Hilf Gott! ist denn nicht mit uns zu reden? Haben wir denn nicht Sinn und Ohren? Ich sag's abermal, Gott will nicht gezwungenen Dienst haben, ich sag's zum drittenmal, ich sag's hunderttausendmal, Gott will keinen gezwungenen Dienst haben*)."

So trat Luther in die letzte Periode seines Lebens. Sein Verschwinden im Thüringer Wald hatte ungeheures Aufsehen gemacht. Die Gegner bebten vor dem Zorne, der sich in Stadt und Land gegen die erhob, welche man Mörder schalt. Aber die Unterbrechung seiner öffentlichen Tätigkeit wurde ihm doch verhängnisvoll. Solange er in Wittenberg Mittelpunkt des Kampfes war, hatten sein Wort, seine Feder die große Bewegung der Geister im Süden und Norden souverän beherrscht, jetzt arbeitete sie willkürlich, nach verschiedenen Richtungen, in vielen Köpfen. Einer der ältesten Genossen Luthers begann die Verwirrung, Wittenberg selbst wurde Tummelplatz einer abenteuerlichen Bewegung. Da litt es Luthern nicht länger auf der Wartburg. Schon einmal war er heimlich in Wittenberg gewesen, jetzt kehrte er gegen den Willen des Kurfürsten öffentlich dorthin zurück. Und jetzt begann er einen Heldenkampf gegen alte Freunde und gegen die Folgerungen, die aus seiner eigenen Lehre geleitet wurden. Übermenschlich war seine Tätigkeit. Er wetterte ohne Aufhören von der Kanzel, in der Zelle flog seine Feder. Aber er vermochte nicht jeden abgefallenen Geist zurück-

*) Eyne geschicht wye Got eyner Erbarn klofter Jungfrawen aufgeholfen hat. 1524. 4.

zuführen, selbst er konnte nicht verhindern, daß der Pöbel der Städte mit wüster Unsitte gegen Institute der alten Kirche und gegen verhaßte Personen losbrach, daß die Erregung des Volkes auch politische Wetter zusammenzog, daß der Ritter sich gegen den Fürsten, der Bauer gegen den Ritter erhob. Und was mehr war, er konnte nicht wehren, daß die geistige Freiheit, die er den Deutschen errungen hatte, bei frommen und gelehrten Männern ein selbständiges Urteil über Glauben und Leben erzeugte, ein Urteil, das auch seinen Überzeugungen widersprach. Es kamen die finstern Jahre des Bildersturmes, der Wiedertäufer, des Bauernkrieges, des leidigen Sakramentstreites. Wie oft erhob sich in dieser Zeit die Gestalt Luthers finster und gewaltig über den Hadernden, wie oft erfüllten ihn selbst die Verkehrtheit der Menschen und eigener heimlicher Zweifel mit banger Sorge um die Zukunft Deutschlands!

Denn in einer wilden Zeit, die mit Feuer und Schwert zu töten gewöhnt war, faßte dieser Deutsche die geistigen Kämpfe so hoch und rein wie kein anderer. Jede Anwendung irdischer Gewalt war ihm in der Zeit der eigenen höchsten Gefahr tödlich verhaßt, er selbst wollte nicht behütet sein von seinem Landesherrn, ja er wollte keinen Menschenschutz für seine Lehre. Er focht mit scharfem Kiel gegen seine Feinde, aber der einzige Scheiterhaufen, den er anzündete, war gegen ein Papier; er haßte den Papst wie den Teufel, aber er hat immer Verträglichkeit und christliche Duldung gegen Papisten gepredigt; er beargwöhnte manchen, in stillem Bund mit dem Teufel zu stehen, er hat nie eine Hexe gebrannt. In allen katholischen Ländern flammten die Holzstöße über Bekennern des neuen Glaubens, selbst Hutten stand in starkem Verdacht, einigen Mönchen die Ohren abgeschnitten zu haben; Luther hatte herzliches Mitleid mit dem gedemütigten Tetzel und schrieb ihm einen Trostbrief. So human war seine Empfindung. Der Obrigkeit, die Gott eingerichtet hat, gehorsam sein, war sein höchster politischer Grundsatz, nur wenn der Dienst seines Gottes gebot, loderte sein Widerspruch auf. Es war ihm beim Abschied von Worms befohlen worden, nicht zu predigen, ihm, der gerade damals für vogelfrei erklärt werden sollte; er ließ sich die Predigt nicht wehren, aber der ehrliche Mann hatte doch Sorge, man könne ihm das als Ungehorsam auslegen. Seine Auffassung des Reichszusammenhanges war noch ganz altertümlich und ganz volksmäßig. Wie der Untertan der Obrigkeit, so hatten die Landesherren und Kurfürsten dem Kaiser gehorsam zu sein nach Reichsgesetz.

An der Person Karls V. nahm er sein Lebelang menschlichen Anteil, nicht nur in jener ersten Zeit, wo er ihn als das „teure junge Blut" begrüßte, auch noch spät, als er wohl wußte, daß der spanische Burgunder der deutschen Reformation höchstens politische Duldung gewähre. „Er ist fromm und still", sagt er von ihm, „er spricht in einem Jahre nicht so viel, als ich in einem Tage, er ist ein Glückskind"; gern

rühmte er des Kaisers Mäßigung, Bescheidenheit und Langmut. Als er schon längst die Politik des Kaisers verurteilte und in der Stille seinem Charakter mißtraute, hielt er darauf, daß unter seinen Tischgästen mit Ehrfurcht von dem Herrn Deutschlands gesprochen würde, und sagte den Jüngeren entschuldigend: „Ein Politiker kann nicht so offen sein, als wir Geistliche*).“ Noch 1530 war sein Gutachten, daß es dem Kurfürsten unrecht sei, seinem Kaiser mit den Waffen Widerstand zu leisten; erst 1537 fügte er sich widerstrebend der freieren Ansicht seines Kreises — aber nicht zuerst angreifen dürfe der gefährdete Fürst. So lebendig war in dem Mann aus dem Volke noch die ehrwürdige Tradition von einem festen, wohlgegliederten Bundesstaat, in einer Zeit, wo der stolze Bau jener alten Sachsen- und Frankenkaiser bereits so arg zerbröckelt war. Aber in solcher Loyalität war keine Spur von sklavischem Sinne; als ihn sein Landesfürst einst bestimmte, einen ostensiblen Brief zu schreiben, sträubte sich sein Wahrheitsgefühl gegen das Prädikat des Kaisers: Allergnädigster Herr, denn der Kaiser sei ihm nicht gnädig gesinnt. Und in seinem häufigen Verkehr mit Vornehmen war er von einer rücksichtslosen Offenheit, die mehr als einmal den Hofleuten schrecklich wurde. Seinem eigenen Landesherrn hat er in aller Ergebenheit Wahrheiten gesagt, wie sie nur ein großer Charakter aussprechen darf, nur ein gutherziger anzuhören vermag. Im ganzen hielt er wenig von den deutschen Fürsten, so sehr er einzelne achtete. Häufig und gerecht sind seine Klagen über ihre Unfähigkeit, Zügellosigkeit, ihre Laster**). Auch den Adel betrachtete er gern mit Ironie, die

*) Nach mehreren Stellen der Tischreden, deren Herausgeber allerdings gelegentliche starke Äußerungen Luthers abzudämpfen bemüht waren, aber in dem, was sie mitteilen, so zuverlässig berichten, wie etwa akademische Hefte den Vortrag eines gefeierten Lehrers wiedergeben. Wie bekannt, sind die Tischreden zusammengesetzt aus Aufzeichnungen der gelehrten Hausgenossen Luthers, welche die Dikta ihres Gottesmannes sofort niederschrieben, gewöhnlich in der Sprechweise des Lutherschen Tisches, bald lateinisch, bald deutsch. Aus vielen solcher Hefte entstanden Sammlungen, aus mehreren Sammlungen die alten Drucke. Die lateinische Ausgabe der Tischreden (Frankf. a. M., 2 Bde., beide von 1571) ist nach der Sammlung von M. Antonius Lauterbach herausgegeben, deren bekannte Handschrift in der Bibliothek des Waisenhauses zu Halle erhalten ist. Aber beim Druck ist vieles ausgelassen, einiges geändert, der Druck des fast unbekannten Buches ist auffallend inkorrekt.

Wenn hier nach Walch zitiert worden ist, so soll doch bemerkt werden, daß die beste Ausgabe von Luthers sämtlichen Werken die von J. K. Irmischer ist (Frankf. und Erl., Heyder und Zimmer).

**) Ein mildes Urteil über den sächsischen Hof in den Tischreden IV, § 127: „Ich habe neulich zu Hofe eine harte scharfe Predigt getan wider das Saufen: aber es hilft nicht Taubenheim und Minkwitz sagen: es könne zu Hofe nicht anders sein, denn die Musica und alles Ritter- und Saitenspiel wäre gefallen, nur noch mit Saufen würde jetzt an Höfen Aufmerksamkeit erwiesen. Und zwar unser gnädigster Herr und Kurfürst (Johann Friedrich) ist ein großer starker Herr, kann wohl einen guten Trunk aussehen, was er verträgt, machet einen andern neben ihm trunken; wenn er ein Buhler wäre, so würde es sein Fräulein nicht gut haben. Aber wenn ich wieder zu dem Fürsten komme, so will ich nichts andres tun, denn bitten, daß er überall seinen Untertanen und Hofleuten bei ernster Strafe gebieten wolle, daß sie sich ja wohl vollsaufen sollen. Vielleicht, wenn es geboten würde, möchten sie das Widerspiel tun.“

Plumpheit der Mehrzahl mißfiel ihm höchlich*). Und einen demokratischen Widerwillen empfand er gegen die harten und eigennützigen Rechtsgelehrten, welche die Geschäfte der Fürsten besorgten, nach Gunst arbeiteten, die armen Leute quälten; dem besten von ihnen räumte er nur sehr zweifelhafte Aussicht auf die Gnade Gottes ein. Dagegen war sein ganzes Herz bei den Unterdrückten; er schalt zuweilen die Bauern, ihre Verstocktheit, ihren Kornwucher, aber er pries auch oft ihren Stand, sah mit herzlichem Mitleid auf ihre Lasten und gedachte wohl, daß er von Haus aus zu ihnen gehörte.

Aber das alles gehörte zum weltlichen Regiment, er diente dem geistlichen. Auch die volksmäßige Vorstellung saß fest in seiner Seele, daß zwei herrschende Gewalten nebeneinander die deutsche Nation zu regieren hätten, Kirchenmacht und Fürstenmacht. Und er hatte gutes Recht, sein Gebiet von Pflichten und Rechten mit Stolz der weltlichen Politik gegenüberzustellen. In seinem geistlichen Gebiet war Gemeinsinn, Opfermut, eine Fülle idealen Lebens, im weltlichen Regiment fand er überall engherzigen Eigennutz, Räuberei, Betrug und Schwäche. Zornig kämpfte er dafür, daß die Obrigkeit sich nicht zu ordnen anmaße, was dem Seelsorger und der Autonomie seiner Gemeinde zustehe. Vom Interesse seines Glaubens, nach dem Gesetz seiner Bibel beurteilte er alle Politik. Wo ihm das Schriftwort durch weltliche Politik gefährdet schien, erhob er seine Stimme, gleichgültig, wen sie traf. Es war nicht seine Schuld, daß er stark war und die Fürsten schwach, und ihn, den Mönch, den Professor, den Seelsorger darf kein Vorwurf treffen, wenn der protestantische Fürstenbund der schlauen Staatskunst des Kaisers gegenüberstand wie ein Rudel Hirsche. Er selbst war sich klar bewußt, daß italienische Politik nicht seine Sache war; wenn der rührige Landgraf von Hessen einmal dem geistlichen Rat nicht folgte, so achtete ihn Luther darum im stillen um so mehr. „Er hat seinen eigenen Kopf, es gelingt ihm, er hat einen weltlichen Verstand."

Jetzt, seit Luthers Rückkehr nach Wittenberg, brauste im Volke eine demokratische Flut. Luther hatte die Klöster geöffnet, jetzt verlangte man Abhilfe für viele andere soziale Schäden: die Not der Bauern, die geistlichen Steuern, die Pfründenwirtschaft, die schlechte Rechtspflege. Luthers ehrliches Herz sympathisierte mit dieser Bewegung. Er ermahnte und schalt die Grundherren und Fürsten. Aber als sich die wilden Wogen des Bauernkrieges auch über seine Saaten ergossen, als blutige Gewalttat sein Gemüt verletzte und er empfand, daß die Schwärmer und Rottengeister eine Herrschaft über die Bauernhaufen ausübten, die auch seiner Lehre Vernichtung drohte, da warf er sich im höchsten Zorn der rohen Masse entgegen. Wild und kriegerisch klang

*) Merkwürdig ist folgende Stelle ebendaselbst: „Der Adel will regieren und kann doch nichts und versteht nichts. Der Papst aber weiß es nicht allein, sondern kann auch regieren in der Tat. Der geringste Papist kann mehr regieren als zehn vom Adel am Hofe."

sein Ruf an die Fürsten, ihm war das Greulichste geschehen, das Evangelium der Liebe war geschändet durch die freche Willkür solcher, die sich seine Bekenner nannten. Seine Politik war auch hierin die richtige; es gab in Deutschland leider keine bessere Macht als die der Fürsten, auf ihnen beruhte trotz allem die Zukunft des Vaterlandes, weder die unfreien Bauern, noch die räuberischen Edelleute, noch die vereinzelten Reichsstädte, die wie Inseln in der schwellenden Brandung standen, gaben eine Garantie. Er hatte ganz recht in der Sache, aber dieselbe hartköpfige, unbeugsame Art, die bis dahin seine Kämpfe gegen die Hierarchie so volkstümlich gemacht hatte, wandte sich jetzt gegen das Volk selbst. Ein Schrei des Entsetzens und Abscheus ging durch die Masse. Er war ein Verräter. Der seit acht Jahren der Liebling und Held des Volkes gewesen war, er wurde plötzlich der unpopulärste Mann. Aufs neue wurde ihm Sicherheit und Leben bedroht, noch fünf Jahre nachher war es für ihn der Bauern wegen gefährlich, nach Mansfeld zu seinem kranken Vater zu reisen. Der Zorn der Menge arbeitete auch gegen seine Lehre, die Winkelprediger und neuen Apostel behandelten ihn als verlorenen, verdorbenen Mann.

Er war gebannt, er war geächtet und vom Volke verflucht. Auch viele wohlmeinende Männer hatten seinen Sturm gegen Zölibat und Klosterleben nicht gebilligt. Die Landedelleute drohten, den Geächteten auf der Landstraße aufzuheben, weil er die Nonnenklöster vernichtet hatte, in die, ähnlich wie in Findelhäuser, die ehelichen Töchter des armen Adels schon in früher Kindheit geworfen wurden. Die römische Partei triumphierte, der neuen Ketzerei war genommen, was sie bis dahin mächtig gemacht hatte. Luthers Leben und seine Lehre schien dem Untergange nahe.

Da beschloß Luther zu heiraten. Zwei Jahre hatte Käthe von Bora im Hause des Stadtschreibers, späteren Bürgermeisters Reichenbach zu Wittenberg gelebt, ein kräftiges, stattliches Mädchen, auch sie die verlassene Tochter einer Familie des meißnischen Landadels*). Zweimal hatte sich Luther bemüht, auch ihr einen Gatten zu werben, wie er in väterlicher Sorge schon mehreren ihrer Gefährtinnen getan hatte, endlich erklärte Katharina, sie werde keinen Mann freien, wenn nicht Luthern selbst oder seinen Freund Amsdorf. Luther war verwundert, aber er entschloß sich kurz. Von Lukas Kranach begleitet, hielt er um sie an und ließ sich auf der Stelle mit ihr trauen. Dann bat er die Freunde zum Hochzeitsschmaus, suchte bei Hofe um den Wildbraten nach, den der Landesherr seinen Professoren bei Hochzeiten zu schenken

*) Noch ist die Untersuchung über ihre Familie nicht beendet. Das Beste darüber in Seidemanns Anmerkungen zum sechsten Teil von Luthers Briefen. Danach erscheinen die Bora in Urkunden des Dresdner Archivs seit dem 13. Jahrhundert. Die Bora-Kessel in Schlesien, jetzt ebenfalls ausgestorben, scheinen nicht verwandt, wenigstens ist das Wappen ein anderes. Über Katharinas Eltern wissen wir nichts Sicheres, ihre Geschwister aber klammerten sich später an Luthers Fürsprache.

pflegte, und empfing von der Stadt Wittenberg den Tischwein als Festgeschenk. Wie es damals in Luthers Seele aussah, möchten wir gern verstehen. Sein ganzes Wesen war auf das höchste gespannt, die wilde Urkraft seiner Natur stieß nach allen Seiten, tief war er erschüttert über das Unheil, das rings um ihn aus verbrannten Dörfern und erschlagenen Männern aufstieg. Wäre er ein Fanatiker seiner Ideen gewesen, er hätte jetzt wohl in Verzweiflung geendigt. Aber über der stürmischen Unruhe, die bis zu seiner Vermählung in ihm erkennbar ist, glänzte ihm wie ein reines Licht gerade jetzt die Überzeugung, daß er Hüter des göttlichen Rechtes unter den Deutschen sei, und daß er, um bürgerliche Ordnung und Sitte zu schützen, die Meinung der Menschen zu leiten habe, nicht aber ihr zu folgen. Wie heftig er im einzelnen eifert, gerade jetzt erscheint er vorzugsweise konservativ, fester als je in sich geschlossen. Daneben hatte er allerdings die Ansicht, daß ihm nicht mehr lange zu leben bestimmt sei, und in manchen Stunden erwartete er mit Sehnsucht das Martyrium. So schloß er auch seine Ehe im völligen Einklang mit sich selbst. Er hatte sich vollständig in die Notwendigkeit und Schriftmäßigkeit der Ehe hineingetrieben, seit den letzten Jahren hatte er alle seine Bekannten zum Heiraten gedrängt, zuletzt sogar einen alten Gegner, den Erzbischof von Mainz. Er selbst gibt zwei Gründe an, die ihn bestimmt haben. Er hatte seinen Vater auf lange Jahre des Sohnes beraubt, es war ihm wie eine Sühne, dem alten Hans einen Enkel zu hinterlassen, wenn er selbst sterbe. Auch Trotz war dabei: die Gegner triumphierten, Luther sei gedemütigt, alle Welt nahm jetzt Ärgernis an ihm, er wollte ihr noch mehr Ärgernis geben in seiner guten Sache.

Er war von kräftiger Natur, aber es war keine Spur von roher Sinnlichkeit in ihm. Und wir dürfen annehmen, daß der beste Grund, den er keinem Freunde gesteht, zuletzt doch der entscheidende war. Lange hatte das Geschwätz der Leute mehr gewußt als er, jetzt wußte auch er, daß Katharina ihm hold war. „Ich bin nicht verliebt und nicht in Leidenschaft, aber ich bin ihr gut", schreibt er einem seiner liebsten Freunde. — Und diese Ehe, gegen die Meinung der Zeitgenossen unter dem Hohngeschrei der Gegner geschlossen, wurde ein Bund, dem wir Deutsche ebensoviel verdanken als den Jahren, in denen er, ein Geistlicher der alten Kirche, für seine Theologie die Waffen getragen hatte. Denn von jetzt wurde der Gatte, der Vater, der Bürger auch Reformator des häuslichen Lebens seiner Nation, und gerade der Segen seiner Erdentage, an dem Protestanten und Katholiken heut noch gleichen Anteil haben, stammt aus der Ehe zwischen einem ausgestoßenen Mönch und einer entlaufenen Nonne.

Denn noch einundzwanzig arbeitvolle Jahre sollte er als Bildner seiner Nation wirken. Jetzt wurde sein größtes Werk, die Übersetzung der Bibel, beendigt, und an dieser Arbeit, die er im Verein mit seinen Wittenberger Freunden zum Abschluß brachte, erwarb er die volle

Gewalt über die Sprache des Volkes, eine Prosa, die zuerst durch dies Werk ihren Reichtum und ihre Kraft gebrauchen lernte. Wir wissen, in welchem großen Sinne er die Arbeit unternahm, ein Buch für das Volk wollte er schaffen, emsig studierte er dazu Redeweise, Sprichwörter und technische Ausdrücke, die im Volksmund lebten. Noch die Humanisten hatten oft ein unbehilfliches, verschränktes Deutsch geschrieben mit ungefügen Sätzen in unschöner Erinnerung an den lateinischen Stil. Jetzt erhielt die Nation zur täglichen Lektüre ein Werk, das mit einfachem Wort in kurzen Sätzen die tiefste Weisheit und die beste geistige Habe der Zeit zum Ausdruck brachte. Mit den übrigen Werken Luthers wurde die deutsche Bibel Grundlage der neudeutschen Sprache. Und diese Sprache, in der unsre ganze Literatur und unser geistiges Leben Ausdruck gefunden hat, ist eine unvertilgbare Habe geworden, die in den schwersten Zeiten, selbst verunziert und entstellt, die einzelnen deutschen Stämme erinnert hat, daß sie zusammengehören. Noch wächst bei uns jeder einzelne aus dem Dialekt seiner Heimat herauf, noch heut ist die Sprache der Bildung, Poesie und Wissenschaft, welche Luther geschaffen, das Band, das alle deutschen Seelen zur Einheit zusammenschließt.

Und nicht weniger war, was derselbe Mann für das bürgerliche Leben der Deutschen tat. Hausandacht, Ehe und Kinderzucht, Gemeindeleben und Schulwesen, Sitte, Vergnügen, alle herzlichen Empfindungen, alle gesellschaftliche Freude weihte er durch seine Lehre und Schrift, überall war er bemüht, neue Marksteine zu setzen, tieferen Grund zu graben. Kein Gebiet menschlicher Pflicht gab es, über das er seine Deutschen nicht nachzudenken zwang. Durch seine zahlreichen Sermone und kleinen Schriften wirkte er ins Weite, durch zahllose Briefe, in denen er Anfragenden Rat und Trost gab, auf die einzelnen. Wenn er die Zeitgenossen unablässig trieb, selbsttätig zu prüfen, ob ein Herzenswunsch berechtigt sei oder nicht, was der Vater dem Kind, der Untertan der Obrigkeit, der Ratsherr seiner Bürgerschaft zu gewähren schuldig sei, so war der Fortschritt, der durch ihn gemacht wurde, deshalb so bedeutend, weil er auch hier das Gewissen des einzelnen frei machte und an die Stelle äußern Zwangs, gegen den sich die Selbstsucht bisher trotzig empört hatte, überall gemütvolle Selbstbeherrschung setzte. Wie schön begreift er die Notwendigkeit, die Kinder durch Schulunterricht, zumal in den alten Sprachen, zu bilden, wie empfiehlt er auch seine geliebte Musik zur Einführung in den Schulen, wie groß wird sein Blick, wenn er die Ratsherren ermahnt, auch Stadtbibliotheken anzulegen. Und wieder, wie gewissenhaft suchte er bei Verlobung und Ehe dem Herzen der Liebenden ein Recht zu sichern gegenüber der harten elterlichen Gewalt. Wohl ist auch sein Gesichtskreis durch die Worte der Schrift begrenzt, aber überall klingt durch sein Predigen, Treiben und Schelten der schöne Grundton seiner deutschen Natur, das Bedürfnis von Freiheit und Zucht, von Liebe und Sittlich-

keit. Das alte Sakrament der Ehe hatte er geworfen, aber höher, edler, freier gestaltete er das innerliche Verhältnis zwischen Mann und Weib; die unbehilflichen Klosterschulen hatte er befehdet, überall in Dorf und Stadt, soweit sein Einfluß reichte, blühten bessere Bildungsstätten für die Jugend auf; Messe und lateinischen Kirchengesang hatte er abgeschafft, er gab dafür Verehrern und Gegnern die regelmäßige Predigt und das deutsche Kirchenlied.

Immer reiner trat das Bedürfnis hervor, alles Holde, Gute und Herzliche, was ihm die Welt entgegentrug, als göttlich zu empfinden. In solchem Sinne war er immer fromm und immer weise, in der Natur, in ehrbarer Fröhlichkeit unter seinen Genossen, wenn er seine Frau neckte, seine Kinder im Arm hielt. Vor dem Fruchtbaum, den er voll Obst hängen sah, stand er vergnügt über die Pracht: „Wenn Adam nicht gefallen wäre, hätten wir immer alle Bäume so bewundert.“ Eine große Birne nahm er erstaunt in die Hand: „Seht, vor einem halben Jahre war sie tiefer unter der Erde, als sie lang und groß ist, und saß im äußersten Wipfel der Wurzel. Diese allerkleinsten und unachtsamsten Kreaturen sind die größten Wunderwerke. Gott ist in der geringsten Kreatur, als in einem Baumblatt oder Gräslein!“ Zwei Vöglein machten in des Doktors Garten ein Nest und flogen am Abend heran, oft von den Vorübergehenden gescheucht; er rief ihnen zu: „Ach du liebes Vöglein, fliehe nicht, ich gönne dir's von Herzen wohl, wenn du mir's nur glauben könntest. Aber so vertrauen auch wir unserm Gott nicht.“ Große Freude war ihm die Geselligkeit mit treuen Männern, dann trank er vergnügt seinen Wein, die Unterhaltung flog lebendig über Großes und Kleines, er urteilte mit prächtiger Laune über Feinde und gute Bekannte, lachte und erzählte lustige Schwänke und wischte dabei, wenn er in Erörterungen kam, mit der Hand über seine Knie — denn dieser Gestus war ihm eigen — oder er sang wohl selbst, schlug die Laute und richtete eine Kantorei auf. Was Menschen in Ehrbarkeit fröhlich machte, war ihm lieb, die herrlichste Kunst, die Musica; mild urteilt er über den Tanz und sprach — fünfzig Jahre vor Shakespeare — wohlwollend von der Komödie, denn sie lehre gleich einem Spiegel, wie sich ein jeglicher halten soll*).

Wenn er so mit Melanchthon zusammensaß, dann war Magister Philipp der Milde, Gelehrte, der zu gewagten Behauptungen seines kräftigen Freundes wohl einmal die kluge Einschränkung hinzufügte. War dann von reichen Leuten die Rede, und Frau Käthe konnte sich nicht enthalten, sehnsüchtig zu bemerken: „Hätte mein Herr einen solchen Sinn gehabt, so wäre er sehr reich geworden,“ dann entschied Melanchthon ernsthaft: „Das ist unmöglich, denn die so auf allgemeinen Nutzen trachten, die können nicht ihrem Nutzen anhängen.“ Ein Thema aber gab es, worin die beiden Männer gern aneinander gerieten. Me-

*) Querela M. Lutheri, Bas. 1554 p. 6 — Tischreden. Walch, 2277.

lanchthon war ein großer Freund der Astrologie. Und diese Wissenschaft sah Luther mit souveräner Verachtung an; Luther dagegen war durch seine Methode der biblischen Exegese — ach, und durch geheime politische Sorgen — zu der Überzeugung gekommen, daß das Ende der Welt nahe sei. Das schien wieder dem gelehrten Melanchthon sehr zweifelhaft. Wenn also Melanchthon von Himmelszeichen und Aspekten anfing und Luthers Erfolge daraus erklärte, daß dieser unter dem Zeichen der Sonne geboren sei, dann rief Luther: „Ich gebe nicht so viel auf Euern Sol. Ich bin eines Bauern Sohn, mein Vater, Großvater, Ahnherr sind rechte Bauern gewesen." — „Ja", versetzte Melanchthon, „auch im Dorfe würdet Ihr ein Oberster, Schultheiß oder ein erster Knecht über die anderen geworden sein." — „Ich aber", rief Luther siegreich, „bin ein Bakkalaureus, Magister, ein Mönch geworden, das steht im Gestirne nicht; danach bin ich dem Papst in die Haare gefallen und er mir wieder, ich habe eine Nonne zum Weibe genommen und etliche Kinder mit ihr gezeugt, wer hat das in den Sternen gesehen?" Und wieder fuhr Melanchthon in seinen astrologischen Deutungen fort, begann vom Kaiser Karl und erklärte, diesem Herrn sei bestimmt, im Jahre 1584 zu sterben. Dann brach Luther stark heraus: „So lange steht die Welt gar nicht mehr. Denn wenn wir den Türken wegschlagen, ist die Prophezeiung Danielis erfüllt und am Ende. Dann ist der Jüngste Tag gewißlich vor der Tür." —

Wie liebenswürdig ist er als Vater in der Familie! Als seine Kinderlein vor dem Tisch standen und mit allem Fleiß auf das Obst und die Pfirsische sahen, sagte er: „Wer da sehen will das Bild eines, der sich in Hoffnung freut, der hat hier das rechte Konterfei. Ach, daß wir den jüngsten Tag so fröhlich ansehen könnten! Adam und Eva werden viel besseres Obst gehabt haben, unseres sind eitel Holzäpfel dagegen. Auch die Schlange, meine ich, war damals die schönste Kreatur, freundlich und holdselig, noch trägt sie ihr Krönlein, aber nach dem Fluch hat sie Füße und ihren schönen Leib verloren." So sah er seinem dreijährigen Söhnchen zu, das spielte und mit sich selbst plauderte: „Das Kind ist wie ein Trunkener, es weiß nicht, daß es lebet, und lebet doch sicher und fröhlich dahin, springet und hüpfet. Solche Kinder sind gern in großen, weiten Gemächern, wo sie Raum haben." Und er zog das Kind an sich: „Du bist unseres Herrgotts Närrchen, unter seiner Gnade und Vergebung der Sünden, nicht unter dem Gesetz, du fürchtest dich nicht, bist sicher und bekümmerst dich um nichts; wie du es machst, so ist's unverderbt. Die Eltern haben die jüngsten Kinder allezeit am liebsten; mein kleiner Martin ist mein liebster Schatz, solche Kinderlein bedürfen der Eltern Sorge und Liebe am meisten. Darum steigt die Liebe der Eltern allezeit einfältig niederwärts. Wie muß Abraham zu Sinne gewesen sein, da er seinen jüngsten und liebsten Sohn wollte opfern, er wird der Sarah nichts davon gesagt haben. Dieser Gang wird ihm sauer angekommen sein." —

Seine geliebte Tochter Magdalena lag auf dem Tode, da klagte er: „Ich habe sie sehr lieb, aber lieber Gott, da es dein Wille ist, daß du sie dahin nehmen willst, so will ich sie gern bei dir wissen. Magdalena, mein Töchterchen, du bleibst gern hier bei deinem Vater und ziehst auch gern zu jenem Vater." Da sprach das Kind: „Ja, herzer Vater, wie Gott will." Und als sie starb, fiel der Vater vor dem Bett auf seine Knie, weinte bitterlich und betete, daß sie Gott erlösen wolle. Da entschlief sie in des Vaters Händen. Und als das Volk kam, die Leiche bestatten zu helfen, und den Doktor nach Gewohnheit anredete, sagte er: „Ich bin ja fröhlich im Geist, aber das Fleisch will nicht heran, das Scheiden vexieret einen über die Maßen sehr. Wunderlich ist's, zu wissen, daß sie gewiß im Frieden und ihr wohl ist, und doch noch so traurig zu sein."

Sein Dominus oder Herr Käthe, wie er die Gattin gern in Briefen an die Freunde nannte, hatte sich bald zu einer tüchtigen Wirtin gebildet. Und sie hatte nicht geringe Mühe. Kleine Kinder, der Mann oft kränklich, eine Anzahl Tischgänger, Magister und arme Studenten, ein immer offenes Haus, dem selten gelehrte oder vornehme Gäste fehlten, und dazu ein knapper Haushalt und ein Gatte, der lieber gab als nahm, und der in seinem Eifer einmal, als sie in Wochen lag, sogar über das Patensilber der Kleinen herfiel, um ein Almosen zu geben. Luther kann z. B. im Jahre 1527 nicht acht Gulden für seinen früheren Prior und Freund Briesger auslegen. Traurig schreibt er ihm: „Drei silberne Becherlein (Hochzeitsgeschenke) sind gegen 50 Gulden verpfändet, das vierte ist wieder verkauft, das Jahr hat 100 Gulden Schulden gebracht. Lukas Kranach will meine Bürgschaft nicht mehr annehmen, damit ich mich nicht ganz ruiniere." — Einigemal lehnt Luther Geschenke ab, auch solche, die ihm sein Landesherr anbietet; es scheint, daß die Rücksicht auf Weib und Kinder ihm in der letzten Zeit doch etwas haushälterischen Sinn gab. Als er starb, betrug seine Hinterlassenschaft in ungefährer Schätzung etwa 8—9000 Gulden, darunter ein Landgütchen, ein großer Garten, zwei Häuser; das war sicher vorzugsweise Frau Käthes Verdienst. Aus der Art, wie Luther sie behandelt, sehen wir, wie glücklich seine Häuslichkeit war. Wenn er Anspielungen auf das behende Schwatzen der Frauen macht, er hatte wenig Recht dazu, denn er selbst war durchaus kein Mann, den man wortkarg nennen durfte. Wenn sie sich herzlich freut, allerlei Fische aus dem kleinen Teich ihres Gartens auffischen zu können und der Doktor wieder über ihre Freude seelensvergnügt ist und nicht verfehlt, eine angenehme Betrachtung über das Glück der Genügsamkeit daranzuhängen. Oder wenn ihr einmal das Lesen im Psalter zuviel wird und sie ihm antwortet, sie höre genug vom Heiligen, lese täglich viel und könne auch wohl davon reden, Gott wolle nur, daß sie danach handle, und der Doktor auf diese verständige Antwort seufzt: „So fängt der Überdruß an Gottes Wort an, es werden eitel neue Bücher

kommen und die Schrift wird wieder in den Winkel geworfen." — Aber dies feste Verhältnis von zwei guten Menschen war längere Zeit nicht ohne geheimes Weh. Wir vermögen nur zu ahnen, was an der Seele der Frau nagte, wenn noch im Jahre 1527 Luther in gefährlicher Krankheit von ihr letzten Abschied nahm mit den Worten: „Du bist mein ehelich Weib, dafür sollst du dich gewiß halten."

Ähnlich, wie mit seinen Lieben, verkehrte Luther auch mit den hohen Mächten seines Glaubens. Alle guten Gestalten aus der Bibel waren ihm wie treue Freunde, seine lebhafte Einbildungskraft hatte ihr Wesen vertraulich zugerichtet, und gern malte er sich ihre Zustände mit der Treuherzigkeit eines Kindes aus. Als ihn Veit Dietrich fragte, was wohl der Apostel Paulus für eine Person gewesen sei, erwiderte Luther schnell: „Er war ein unansehnliches, hageres Männlein, wie Philippus Melanchthon." Ein anmutiges Bild war ihm die Jungfrau Maria: „Sie ist ein feines Mädchen gewesen", sagte er bewundernd, „sie muß eine gute Stimme gehabt haben." Und den Erlöser dachte er sich am liebsten als Kind bei den Eltern, wie er dem Vater das Essen auf den Holzplatz trägt und wie Maria, wenn er zu lange ausbleibt, fragt: „Wo bist du denn so lange gewesen, Kleiner?" Nicht auf dem Regenbogen in Glorie, nicht als Vollstrecker des Gesetzes soll man den Heiland denken, die Vorstellung ist dem Menschen zu hoch und furchtbar, nur als armen Dulder, der unter den Sündern lebt und für sie stirbt.

Auch sein Gott war ihm durchweg Hausherr und Vater. Gern vertiefte er sich in die Ökonomie der Natur. Er ergeht sich in staunender Betrachtung, wieviel Holz Gott schaffen müsse. „Niemand kann ausrechnen, was Gott nur allein braucht, die Sperlinge und unnützen Vögel zu ernähren, die kosten ihm in einem Jahre allein mehr, als der König von Frankreich Einkommen hat. Und nun denke man das andere." — „Gott versteht alle Handwerke: in seiner Schneiderei macht er dem Hirsch einen Rock, der hundert Jahre hält; als ein Schuster gibt er ihm Schuhe an die Beine, und bei der lieben Sonne ist er ein Koch. — Er könnte wohl reich werden, wenn er wollte, wenn er die Sonne aufhielte, die Luft einschlösse, wenn er dem Papst, Kaiser, Bischöfen und Doktoren mit Tod drohte, sobald sie ihm nicht zur Stunde hunderttausend Gulden zahlten. Da er das aber nicht tut, sind wir undankbare Unfläter." — Und ernstlich denkt er darüber nach, wo die Nahrungsmittel für so viele Menschen herkommen; der alte Hans Luther hatte behauptet, es gäbe mehr Menschen als Korngarben; der Doktor glaubte zwar, daß mehr Garben wachsen als Menschen, aber doch mehr Menschen als Mandeln Korn; die Mandel Korn aber gibt kaum einen Scheffel, und davon kann ein Mensch doch nicht das ganze Jahr hindurch leben." — Sogar ein Düngerhaufen lud ihn zu herzlicher Betrachtung ein. „Gott hat eben so viel aufzuräumen als zu schaffen, wenn er nicht beständig fortbrächte, die Menschen hätten die Welt längst vollgeschmissen." Und wenn Gott den Gottesfürchtigen oft

ärger straft als den Gottlosen, so handelt er ihm wie ein ernster Hauswirt, der seinen Sohn öfter stäupt als den argen Knecht, aber heimlich sammelt er dem Sohn einen Schatz zum Erbe, den Knecht stößt er zuletzt vor die Tür. — Und fröhlich zieht er den Schluß: „Kann mir unser Herrgott verzeihen, daß ich ihn wohl zwanzig Jahre mit Messehalten geärgert habe, so kann er mir auch zugute halten, daß ich bisweilen ihm zu Ehren einen guten Trunk tue. Die Welt lege es aus, wie sie wolle."

Auch wundert er sich darüber, daß Gott so hart mit den Juden zürne. „Seit fünfzehnhundert Jahren beten sie heftig mit Ernst und großem Eifer, wie ihre Gebetbüchlein zeigen, und er läßt sich ihnen die ganze Zeit nicht mit einem Wörtlein merken. Wenn ich so beten könnte, wie sie beten, ich wollte für zweihundert Floren Bücher darum geben. Es muß ein großer unsäglicher Zorn sein. Ach, lieber Gott, strafe lieber mit Pestilenz, als daß du so stillschweigest."

Wie ein Kind betete Luther alle Morgen und Abende, oft am Tage, ja während des Essens. Gebete, die er auswendig wußte, sprach er immer wieder mit heißer Andacht, am liebsten das Vaterunser, dann sagte er seinem Gott den kleinen Katechismus auf; den Psalter trug er als Gebetbüchlein immer bei sich. Wenn er in leidenschaftlicher Sorge war, dann wurde sein Gebet ein Sturm, ein Ringen mit Gott, dessen Gewalt, Größe und dessen heilige Einfalt sich schwer mit andern menschlichen Empfindungen vergleichen läßt. Dann war er der Sohn, der verzweifelnd zu den Füßen seines Vaters liegt, oder der treue Diener, der zu seinem Fürsten fleht. Denn unerschütterlich war seine Überzeugung, daß man durch Bitten und Mahnen auf Gottes Entschlüsse einwirken könne. Und so wechselt in seinem Gebet Erguß der Empfindungen mit Klage, ja mit ernsten Vorstellungen. Es ist oft berichtet, wie er den todkranken Melanchthon im Jahre 1540 zu Weimar wieder zum Leben brachte. Als Luther ankam, traf er Magister Philippus im Verscheiden, ohne Besinnung, mit gebrochenen Augen. Luther erschrak gewaltig und sprach: „Behüte Gott, wie hat der Teufel dieses Organon geschändet!" Dann kehrte er der Gesellschaft den Rücken und trat zum Fenster, wie er gern tat wenn er betete. „Allhier", sagte dann Luther selbst, „mußte mir unser Herrgott herhalten, denn ich warf ihm den Sack vor die Tür und rieb ihm die Ohren mit allen Verheißungen des Gebets, die ich aus der Heiligen Schrift zu erzählen wußte, so daß er mich anhören mußte, wenn ich anders seinen Verheißungen trauen sollte." Darauf faßte er Melanchthon bei der Hand: „Seid getrost, Philipp, Ihr werdet nicht sterben." Und Melanchthon fing unter dem Zauber seines starken Freundes zur Stelle an Atem zu schöpfen, und erhielt die Besinnung wieder. Er wurde hergestellt.

Wie Gott die Quelle alles Guten, so war für Luther der Teufel Hervorbringer des Schädlichen und Schlechten. Der Teufel mischte sich

verderblich in den Lauf der Natur, bei Krankheit und Pest, Mißwachs und Hungersnot. Aber seit Luthers Lehre war der größte Teil seiner Tätigkeit in die Seele des Menschen verlegt. Dort flößte er unlautere Gedanken ein, aber auch den Zweifel, die Schwermut und Niedergeschlagenheit. Dem tiefsinnigen Luther lag alles, was er so fest und fröhlich aussprach, vorher mit fürchterlicher Gewalt auf dem Gewissen. Zumal in der Nacht, wenn er erwachte, stand der Teufel schadenfroh an seinem Lager und raunte ihm Angstvolles zu, dann rang sein Geist nach Freiheit, oft lange vergeblich. Und merkwürdig ist, wie der Sohn des 16. Jahrhunderts bei solchem innern Kampf verfuhr. Einigemal war es ihm Erlösung, wenn er den nicht am meisten respektierten Teil des Körpers zum Bett herausstreckte. Die Gebärde, durch welche damals Fürst wie Bauer souveräne Verachtung auszudrücken liebten, half, wo nichts anderes helfen wollte. Aber nicht immer befreite ihn die aufspringende gute Laune. Jede neue Forschung in der Schrift, jede wichtige Predigt über ein neues Thema warf ihn wieder in Gewissenskämpfe. Dann geriet er wohl so in Aufregung, daß seine Seele unfähig wurde zu systematischem Denken und tagelang in Angst bebte. Als ihn die Frage der Mönche und Nonnen beschäftigte, stieß ihm ein Bibelspruch auf, der ihm, wie er in seiner Aufregung meinte, unrecht gab. Das Herz im Leibe zerschmolz ihm, er wurde fast vom Teufel erwürgt. Da besuchte ihn Bugenhagen; Luther führte ihn auf den Gang hinaus und zeigte ihm den drohenden Spruch*). Und Bugenhagen, wahrscheinlich durch die Hast des Freundes angesteckt, begann auch zu zweifeln, ohne die Größe der Qual zu ahnen, welche Luther ausstand. Da erst erschrak Luther. Wieder verging ihm eine fürchterliche Nacht. Am nächsten Morgen trat Bugenhagen wieder ein. „Ich bin recht zornig", sagte er, „erst jetzt habe ich den Text genau angesehen, die Stelle hat ja einen weit anderen Sinn." — „Und es ist wahr", erzählte später Luther, „es war ein lächerliches Argument. Ja, lächerlich für den, der bei sich selber ist und nicht in der Anfechtung."

Oft klagte er gegen seine Freunde über die Schrecken dieser Kämpfe, die ihm der Teufel verursache. „Er ist von Anbeginn nie so grimmig und zornig gewesen als jetzt am Ende der Welt. Ich fühle ihn sehr wohl. Er schläft viel näher bei mir als meine Käthe, das heißt, er machet mir mehr Unruhe als sie mir Freude." Luther wurde nicht müde, den Papst als Antichrist und das päpstliche Wesen als teuflisch zu schelten. Wer aber genauer zusieht, der wird auch hinter diesem Teufelshaß die unvertilgbare Pietät erkennen, in welcher das treue Gemüt des Mannes an die alte Kirche gebunden war. Was ihm zur Anfechtung wurde, waren oft nur fromme Erinnerungen aus der Jugendzeit, die im schreiendsten Gegensatz standen zu den Wandlungen, die er als Mann durchgemacht hatte.

*) Es ist die Stelle 1. Timoth. 5, 11. Sie hat auf diese Frage keinen Bezug.

Denn kein Mensch wird ganz umgeformt durch die großen Gedanken und Taten seiner Mannesjahre. Wir selbst werden nicht neu durch neues Tun, unser inneres Leben ruht in der Summe aller Gedanken und Empfindungen, die wir jemals gehabt haben. Wer vom Schicksal erkoren wird, das größte Neue zu schaffen dadurch, daß er großes Altes vernichtet, der schlägt zugleich einen Teil seines eigenen Lebens in Trümmer. Er muß Pflichten verletzen, um größere Pflichten zu erfüllen. Je gewissenhafter er ist, desto tiefer fühlt er den Schnitt, den er in die Ordnung der Welt gemacht hat, auch in seinem Innern. Das ist der heimliche Schmerz, ja die Reue jedes großen geschichtlichen Charakters. Es gibt wenig Sterbliche, die dieses Weh so tief empfunden haben wie Luther. Und das Große in ihm ist gerade, daß er durch solchen Schmerz niemals gehindert wurde, das Kühnste zu tun. — Uns aber erscheint dies als ein tragisches Moment in seinem innern Leben.

Und ein anderes, das Verhängnisvollste für ihn, lag in der Stellung, die er selbst zu seiner Lehre einnehmen mußte. Die Autorität der Schrift allein hatte er seinem Volke übrig gelassen; mit Inbrunst klammerte er sich an ihre Worte als an den letzten festen Anker des Menschengeschlechts. Vor ihm hatte der Papst mit seiner Hierarchie die Schriftworte gedeutet, mißdeutet, ergänzt, jetzt war er in derselben Lage. Er mit einem Kreise abhängiger Freunde mußte für sich das Vorrecht in Anspruch nehmen, die Schriftworte recht zu verstehen und auf das Leben seiner Zeit richtig anzuwenden. Das war eine übermenschliche Aufgabe, und der sie auf sich nahm, mußte notwendig einigen von den Übelständen verfallen, die er selbst an der katholischen Kirche so großartig bekämpft hatte. Fest geschlossen und ehern war das Gefüge seines Geistes, er war geschaffen zum Herrscher, wie jemals ein sterblicher Mensch; aber gerade das Riesige und Dämonische seiner Willenskraft mußte ihn zuweilen zum Tyrannen machen. Wenn er doch Toleranz übte, bei mehreren wichtigen Gelegenheiten, mit innerer Selbstüberwindung oder mit innerer Freiheit, so war dies nur der Segen seiner guten Natur, der auch hier sich geltend machte. Aber nicht selten wurde er der Papst der Protestanten. Ihm und seinem Volke blieb keine Wahl. Man hat ihm in neuer Zeit zum Vorwurf gemacht, daß er so wenig getan, die Laien durch eine Presbyterialverfassung zur Mitwirkung heranzuziehen. Nie war ein Vorwurf ungerechter. Was in der Schweiz bei kräftigen freien Bauerngemeinden möglich war, das war damals in Deutschland ganz unausführbar. Nur das Bürgertum der größeren Städte umfaßte so viel Intelligenz und Kraft, um die protestantischen Geistlichen zu kontrollieren; aber fast neun Zehnteile der Evangelischen in Deutschland waren gedrückte Landleute, in der Mehrzahl gleichgültig und widerwillig und seit dem Bauernkriege verwildert; ihnen muß die neue Kirche ihre Zucht aufdrängen wie verwahrlosten Kindern. Wer das bezweifelt, der blicke auf die Resultate der Visitationen und achte auf die unausgesetzten Klagen

der Reformatoren über die Roheit ihrer armen Gemeinden. Aber noch anderes beengte den großen Mann. Der Herrscher über die Seelen des deutschen Volkes saß in einer kleinen Stadt unter armen Universitätsprofessoren und Studenten, unter einer kraftlosen Bürgerschaft, über die er oft zu klagen Veranlassung hatte. Alle Leiden deutscher Spießbürgerei, der widerwärtige Streit mit kleinen Gelehrtenseelen und plumpen Nachbarn blieben ihm nicht erspart; und in seiner Natur war vieles, was ihn dagegen besonders reizbar machte. Kein Mensch trägt ungestraft in sich das Gefühl, ein bevorzugtes Werkzeug Gottes zu sein, wer so lebt, paßt nicht mehr in das enge und kleine Gefüge der bürgerlichen Gesellschaft. Wäre Luther nicht im letzten Grunde seines Herzens bescheiden, im Verkehr mit andern von unendlicher Gutherzigkeit gewesen, er hätte den nüchternen, verständigen Leuten, die kühl neben ihm standen, ganz unerträglich erscheinen müssen. So geschah es nur manchmal, daß er mit den Bürgern der Stadtbehörde, der Juristenfakultät seiner Universität, den Räten seines Landesherrn gewaltig zusammenstieß. Er hatte nicht immer recht, aber er setzte seinen Willen gegen sie fast immer durch, denn der Wucht seines Zornes zu trotzen, wagte selten jemand. Dazu kamen schwere körperliche Leiden. In den letzten Jahren seines Lebens war durch ihre häufige Wiederkehr auch seine ungeheure Kraft erschöpft; er empfand das sehr schmerzlich und betete unablässig zu seinem Gott, er möge ihn zu sich nehmen. Noch war er seinen Jahren nach kein Greis, aber er selbst erschien sich alt, uralt, und unheimlich in einer fremden irdischen Welt. Gerade diese Jahre, nicht reich an großen Begebenheiten, erschwert durch politisches und Stadtgezänk, erfüllt mit Verbitterung und grämlichen Stunden, werden, so hoffen wir, jeden, der das Leben des großen Mannes unbefangen überblickt, mit Rührung erfüllen. Die Flamme seines Lebens hatte sein ganzes Volk erwärmt, in Millionen die Anfänge einer höhern menschlichen Entwicklung hervorgerufen, Millionen blieb der Segen, er selbst empfand zuletzt fast nur die Qual! Einst hatte er so freudig gehofft, als Märtyrer zu sterben, jetzt wünschte er sich die Ruhe des Grabes wie ein dauerhafter, vieljähriger, müder Arbeiter. Auch das ist ein tragisches Menschenlos.

Der größte Schmerz aber, den er empfand, lag in der Stellung seiner Lehre zum Leben der Nation. Er hatte auf sein reines Evangelium eine neue Kirche gegründet, hatte dem Geist und dem Gewissen des Volkes ungleich größern Gehalt gegeben. Um ihn blühte ein neues Leben auf, so viel mehr Wohlstand, so viel gute Künste, Malerei und Saitenspiel, behaglicher Genuß, im Bürgerstand feinere Bildung. Und doch schwebte etwas in der deutschen Luft, unheimlich, verderbendrohend. Die Regierenden grimmig entzweit; fremde Gewalten im Anzuge gegen das Volk, der Kaiser aus Spanien, der Papst aus Rom, der Türke aus dem Mittelmeer; die Schwärmer und Rottengeister mächtig, die Hierarchie noch nicht gefallen. Ja, sein Evangelium selbst,

hatte es die Nation zu größerer Einigkeit und Macht zusammengeschlossen? Nur größer war der Unfriede geworden, von den weltlichen Interessen einzelner deutscher Fürsten sollte die Zukunft seiner Kirche abhängen. Und er kannte auch die besten unter ihnen! Es nahte Greuliches, die Schrift sollte erfüllt werden, nahe war der Jüngste Tag. Dahinter aber würde Gott eine neue Welt aufbauen, schöner, herrlicher, reiner, voll Friede und Segen, eine Welt, in der kein Teufel mehr sein sollte, wo jede Menschenseele über Blüte und Frucht der neuen Himmelsbäume mehr Freude empfinden würde, als sich das jetzige Geschlecht über Gold und Silber freut, wo die schönste aller Künste, die Musik, in Tönen erklingen sollte, viel entzückender als das herrlichste Lied guter Cantores auf dieser Welt. Dort würde der gute Mensch alle Lieben wieder finden, die er hier gehabt und verloren*).

Immer mächtiger wurde in ihm die Sehnsucht der Kreatur nach idealer Reinheit des Daseins. Wenn er das Ende der Welt erwartete, so waren es verdämmerte Erinnerungen des deutschen Volkes aus fernster Vergangenheit, die noch an dem Himmel des neuen Reformators hingen. Und doch war es zugleich ein prophetisches Ahnen naher Zukunft. Nicht das Weltende bereitete sich vor, aber der Dreißigjährige Krieg. —

So starb er. — Als der Wagen mit seiner Leiche durch die thüringischen Lande fuhr, läuteten alle Glocken in Dorf und Stadt, und die Leute drängten sich schluchzend an seinen Sarg. Es war ein guter Teil der deutschen Volkskraft, der mit diesem einen Manne eingesargt wurde. Und Philipp Melanchthon sprach in der Schloßkirche zu Wittenberg vor seiner Leiche: „Ein jeder, der ihn recht erkannt, muß dieses zeugen, daß er ein sehr gütiger Mann gewesen, mit allen Reden holdselig, freundlich und lieblich, und gar nicht frech, stürmisch, eigensinnig oder zänkisch. Und war doch daneben ein Ernst und eine Tapferkeit in seinen Worten und Gebärden, wie in einem solchen Mann sein soll. Sein Herz war treu und ohne Falsch. Die Härte, so er wider die Feinde der Lehre in Schriften gebrauchte, kam nicht aus zänkischem und boshaftem Gemüt, sondern aus großem Ernst und Eifer zu der Wahrheit. Er hat einen sehr großen Mut und Mannheit erzeigt und sich nicht bald ein kleines Rauschen erschrecken lassen. Nicht ist er durch Dräuen, Gefahr und Schrecknis verzagt worden. Er ist auch von so hohem, scharfem Verstand gewesen, daß er allein vor andern in verwirrten, dunkeln und schweren Händeln bald ersehen konnte, was zu raten und zu tun war. Er war auch nicht, wie vielleicht etliche meinten, so unachtsam, daß er nicht gemerkt hätte, wie es allenthalben mit der Regierung stehe. Er wußte recht wohl, wie das Regiment beschaffen ist, und

*) So in mehreren Stellen der Tischreden. Sein letztes Abendgespräch an der Tafel des Mansfelders in Eisleben, wenige Stunden vor seinem Tode, war über das Wiedersehen von Vater, Mutter und Freunden in jenem Leben.

achtete mit besonderem Fleiß auf Sinn und Willen der Leute, mit denen er zu tun hatte. — Wir aber sollen ein stetig, ewig Gedächtnis dieses unsers lieben Vaters behalten und ihn aus unserm Herzen nicht lassen*)."

So war Luther. Eine dämonische Natur, schwerflüssig und scharf begrenzt sein Geist, gewaltig und maßvoll sein Wollen, rein seine Sittlichkeit, voll Liebe sein Herz. Weil sich außer ihm keine andere Manneskraft erhob, stark genug, Führer der Nation zu werden, hat das deutsche Volk für Jahrhunderte die Herrschaft auf der Erde verloren. Die Herrschaft der Deutschen im Reich des Geistes aber ruht auf ihm.

Um nun am Schluß ihn selbst sprechen zu lassen, sei hier ein Brief an Kurfürst Friedrich den Weisen mitgeteilt, geschrieben in den Tagen, wo Luthers ganze Kraft sich am mächtigsten zusammenfaßte. Der vorsichtige Fürst hatte ihm befohlen, auf der Wartburg zu bleiben, weil er ihn zu Wittenberg nicht schützen könne, denn der Zorn des Herzogs von Sachsen, seines Vetters, werde sofort auf Ausführung der Reichsacht gegen Luthern bestehen. Da schrieb Luther an seinen Landesherrn:

„Durchlauchtigster, Hochgeborner Kurfürst, Gnädigster Herr! Ew. Kurfürstl. Gnaden Schrift und gnädiges Bedenken ist mir am Freitag abend zugekommen, als ich am Morgen Sonntag wegreiten wollte. Daß es Ew. Kurfürstl. Gnade aufs allerbeste meine, bedarf freilich bei mir weder Beweises noch Zeugnisses, denn ich achte mich davon überzeugt, soweit menschliches Wissen reicht. —

In meiner Sache aber, gnädigster Herr, antworte ich so: Eure Kurfürstl. Gnade weiß, oder weiß Sie es nicht, so lasse Sie es sich hiermit kund sein, daß ich das Evangelium nicht von Menschen, sondern allein vom Himmel durch unsern Herrn Jesum Christum habe, so daß ich mich wohl, wie ich auch von jetzt ab tun will, als einen Knecht und Evangelisten hätte rühmen und schreiben können. Daß ich mich aber zum Verhör und Gericht**) erboten habe, ist geschehen, nicht weil ich an der Wahrheit zweifelte, sondern aus überflüssiger Demut, die andern zu locken. — Ich hab' Ew. Kurfürstl. Gnaden genug getan, daß ich dies Jahr lang meinen Platz geräumt habe, Ew. Kurfürstl. Gnaden zu dienen. Denn der Teufel weiß sehr wohl, daß ich's aus keiner Furcht getan habe. Er sah mein Herz wohl, da ich zu Worms ankam, denn wenn ich gewußt hätte, daß so viel Teufel auf mich gelauert hätten, als Ziegel auf den Dächern sind, so wäre ich dennoch mitten unter sie gesprungen mit Freuden.

Nun ist Herzog Georg noch sehr ungleich auch nur einem einzigen Teufel. Und sintemal der Vater der unergründlichen Barmherzigkeit uns durch das Evangelium zu freudigen Herren gemacht hat über alle Teufel und den Tod, und uns gegeben hat den Reichtum der Zuver-

*) Die Rede wurde lateinisch gehalten, gleich darauf durch Gaspar Creutziger verdeutscht.
**) In Worms.

sicht, daß wir dürfen zu ihm sagen: ‚Herzliebster Vater,' so kann Ew. Kurfürstl. Gnade selbst ermessen, daß es solchem Vater die höchste Schmach wäre, wenn wir ihm nicht vertrauten, daß wir auch Herren über Herzogs Georgs Zorn sind. Von mir weiß ich wohl, ich wollte in sein Leipzig hineinreiten — Ew. Kurfürstl. Gnade verzeihen mir meine närrischen Reden, — wenn's gleich neun Tage eitel Herzoge George regnete, und ein jeder wäre neunfach wütender, als dieser ist. Er hält meinen Herrn Christus für einen Mann, der aus Stroh geflochten ist, das kann dieser mein Herr und ich eine Zeitlang wohl leiden. Ich will aber Ew. Kurfürstl. Gnaden nicht verbergen, daß ich für Herzog Georg nicht einmal, sondern gar oft gebeten und geweint habe, daß ihn Gott erleuchten wolle. Ich will auch nicht einmal bitten und weinen, nachher nimmermehr. Und ich bitte, Ew. Kurfürstl. Gnaden wolle auch helfen und bitten lassen, ob wir das Unheil von ihm wenden können, das — ach Herr Gott! auf ihn eindringt ohne Unterlaß. Ich wollte Herzog Georg schnell mit einem Wort erwürgen, wenn es damit getan wäre.

Solches sei Ew. Kurfürstl. Gnade geschrieben in der Meinung, daß Sie wisse, ich komme gen Wittenberg in einem gar viel höhern Schutz als dem Kurfürsten. Ich hab's auch nicht im Sinn, von Ew. Kurfürstl. Gnaden Schutz zu begehren. Ja, ich meine, ich wollte Ew. Kurfürstl. Gnaden mehr schützen, als Sie mich schützen könnten. Sogar, wenn ich wüßte, daß mich Ew. Kurfürstl. Gnade schützen könnte und wollte, so wollte ich nicht kommen; dieser Sache kann kein Schwert raten oder helfen, Gott muß hier allein schaffen, ohne alles menschliche Zutun. Darum, wer am meisten glaubt, der wird hier am meisten schützen.

Weil ich denn nun spüre, daß Ew. Kurfürstl. Gnade noch gar schwach im Glauben ist, kann ich in keinerlei Weise Ew. Kurfürstl. Gnaden für den Mann ansehen, der mich schützen oder retten könnte.

Da nun Ew. Kurfürstl. Gnade begehrt zu wissen, was Sie tun soll in dieser Sache, zumal Sie meint, Sie habe viel zu wenig getan, so antworte ich unterthänig, Ew. Kurfürstl. Gnaden hat schon allzuviel getan und sollte gar nichts tun. Denn Gott will und kann nicht leiden Ihr oder mein Sorgen und Treiben. Er will es sich überlassen sehen, sich und keinem andern. Danach mag sich Ew. Kurfürstl. Gnaden richten.

Glaubt Ew. Kurfürstl. Gnaden dies, so wird Sie sicher sein und Friede haben; glaubt Sie nicht, so glaube doch ich und muß den Unglauben von Ew. Kurfürstl. Gnaden sich in der Sorge quälen lassen, welche alle Ungläubigen mit Recht leiden. Dieweil ich denn Ew. Kurfürstl. Gnade nicht folgen will, so ist Sie für Gott entschuldigt, so ich gefangen oder getötet würde. Vor den Menschen soll Ew. Kurfürstl. Gnaden sich also halten. Sie soll als ein Kurfürst der Obrigkeit gehorsam sein, und Kaiserliche Majestät in Ihren Städten und Ländern mit Leib und Gut walten lassen, wie sich's nach Reichsordnung gebührt, und soll sich ja nicht wehren noch widersetzen, noch Widerstand oder irgendein Hindernis suchen gegen die Gewalt, wenn diese mich fahen

oder töten will. Denn die Gewalt soll niemand brechen als allein der, welcher sie eingesetzt hat, sonst ist's Empörung und wider Gott. Ich hoffe aber, sie werden die Vernunft gebrauchen und erkennen, daß Ew. Kurfürstl. Gnaden in einer zu hohen Wiege geboren ist, als daß Sie selbst Stockmeister an mir werden soll. Wenn Ew. Kurfürstl. Gnaden das Tor offen läßt und das freie kurfürstliche Geleit hält, falls die Feinde selbst kämen mich zu holen oder ihre Gesandten, so hat Ew. Kurfürstl. Gnaden dem Gehorsam genug getan. Sie können ja nicht mehr von Ew. Kurfürstl. Gnade fordern, als daß sie den Aufenthalt des Luther bei Ew. Kurfürstl. Gnaden erfahren wollen. Und das soll ihnen werden, ohne Ew. Kurfürstl. Gnaden Sorge, Arbeit und Gefahr. Denn Christus hat mich nicht gelehrt, zum Schaden eines andern ein Christ zu sein. Werden sie aber so unvernünftig sein und gebieten, daß Ew. Kurfürstl. Gnaden selbst die Hand an mich lege, so will ich alsdann sagen, was zu tun ist; ich will Ew. Kurfürstl. Gnaden vor Schaden und Gefahr an Leib, Gut und Seele sichern in meiner Sache; glaube dies Ew. Kurfürstl. Gnaden oder glaube Sie es nicht.

Hiermit befehle ich Ew. Kurfürstl. Gnaden Gottes Gnade; über das Weitere wollen wir reden, sobald es not ist. Denn diese Schrift habe ich eilend abgefertigt, damit nicht Ew. Kurfürstl. Gnaden Betrübnis ankomme bei dem Gerücht über meine Ankunft, denn ich soll und muß jedermann tröstlich und nicht schädlich werden, will ich ein rechter Christ sein. Es ist ein anderer Mann als Herzog Georg, mit dem ich handle, er kennt mich fast wohl, und ich kenne ihn nicht übel. Wenn Ew. Kurfürstl. Gnade glaubte, so würde Sie Gottes Herrlichkeit sehen. Weil Sie aber noch nicht glaubt, hat Sie auch noch nichts gesehen. Gott sei die Lieb und Lob in Ewigkeit. Amen. Gegeben zu Borna bei dem Geleitsmann am Aschermittwoch Ao. 1522.

Ew. Kurfürstl. Gnaden untertäniger Diener Martin Luther."

Inhalt

Einleitung 5

Die innere Einheit der Periode von den Hohenstaufen bis zum Dreißigjährigen Kriege

1. Das Rittertum im dreizehnten Jahrhundert 8

Das Rittertum als persönliche Ehre der gepanzerten Reiter; Edle, Dienstmannen. Die Ritter als Dienende. Das Kind und seine höfische Zucht. Ritterschlag und Recht ihn zu erteilen. Vorrechte des Ritters. — Seine Rüstung. Turnierwaffen. — Die Waffenübungen: die Tjost, das Foreschieren, Tafelrunde und Artushöfe, der Buhurt, der Turney, und Schilderung, Zahl der Kämpfer, Bedeutung der Spiele. — Die Trägen, das Unpraktische der Ritterspiele. Verwilderung der Ritter. — Die Gefangennahme Ulrichs von Liechtenstein durch seinen eigenen Lehnsmann, nach dem „Frauendienst". — Änderungen in der Bewaffnung und Verfall im nächsten Jahrhundert. — Die Rittermäßigen. — Das Rittertum nach dem Ritterspiegel des Johannes Rothe um 1400.

2. Aus deutschen Dörfern (1200—1500) 37

Ritter und Bauer. Zustände des Landvolks, Schilderung des Dorflebens zur Zeit des Neidhart und Reuental. Streben des Landmanns nach dem Ritterschild. — Meier Helmbrecht von Wernher dem Gartenäre und Erzählungen vom Bauer, der ein Ritter werden wollte. — Ehen zwischen Rittern und Bauern. Die freien Bauern. — Der Landmann im 15. Jahrhundert. Sein Verhältnis zu der gelehrten Bildung.

3. Aus der Heimat der Habsburger 55

Kaisermacht und Papstmacht. Das Reich um 1273. — Charakteristik Rudolfs von Habsburg. Seine Wahl, Kämpfe mit Ottokar, bedrängte Stellung im Reich, Familieninteresse, Urteil über seine Bedeutung. Bericht über den Elsaß und über Rudolf nach den Aufzeichnungen der Predigermönche von Kolmar. Habsburger und Luxemburger.

4. Auf den Straßen einer Stadt (nach 1300) 77

Eigentümliches des 14. Jahrhunderts. Das Leben in der Genossenschaft, Wachstum der Städte, Ritterbürtige und Kaufleute. — Handwerker und Innungen. — Das Aussehen einer größeren Stadt um 1300. Umgebung. Das Stadtvieh. Das Pflaster, Wasser, die Straßen, Kirchen, Schulen und Rathaus, Glocken und Uhren. — Ein Markttag. Die Arbeit der Handwerker. Frachtwagen. Gäste und Gastspenden. Die Bäder. Die Ritterbürtigen vom Lande. — Das Leben im Hause, Kleidung, Speise und Trank. — Der Abend auf den Gassen. Neues und Merkwürdiges. — Die Wirtshäuser. Die Nacht. Größe der Städte. Tüchtigkeit des Handwerkers, Gebräuche des Handwerks. Die Vorsage der Schmiedegesellen. Der wandernde Handwerker als Kolonist.

5. Besiedelung des Ostens 109

Schlesien. Kämpfe der Deutschen und Slawen. Fortdauernder Zug nach Osten. Die slawische Einwanderung im Osten der Elbe, unsichere Spuren germanischer Ureinwohner. Das slawische Schlesien unter den Piasten. Deutsche Mönche. Anlage deutscher Dörfer und Städte. — Eigenart der deutschen Schlesier. Ihr Schicksal unter den Luxemburgern; in der Hussitenzeit; im Dreißigjährigen Krieg.

6. Besiedelung des Ostens 123

Aus den Grenzkriegen im Ordensland Preußen. Leben und Vergehen einer politischen Genossenschaft. Die Dienstleute St. Mariens vom deutschen Hause. Ihre älteste Regel und Zusätze. — Der Orden bis zu seinem Verfalle kein adliger Orden. Seine Gebietiger, Priester, Ritter, Sarjanten, Techniker, dienenden Brüder; Zahlenverhältnis der Ritter und Nichtritter. — Hermann von Salza und die Tendenz auf Landerwerb. Die heidnischen Preußen. Kolonisation in Livland. Die Methode, Preußen zu besiedeln. Die ersten Kreuzfahrten. Ebben und Fluten der Erfolge. Heldenzeit des Ordens. Begeisterung. Wildheit. Die Sagen und Martin von Golin. — Das 14. Jahrhundert des Ordens. Gute Verwaltung. Inneres Siechtum. Die Preußenzüge des Adels. Die Reisen nach Litauen und Grenzerleben. Kriegsbrauch des Ordens. Unrühmliche Beutefahrten. Der Zug Herzog Albrechts von Österreich im Jahr 1377, nach Peter Suchenwirt. — Schneller Verfall des Ordens.

7. Besiedelung des Ostens 158

Vom Bord der Hansen. Die Arbeit des Kaufmanns. Handel der Oberdeutschen und Niederdeutschen. Verschiedenheit der Geldwährung. — Die Hansa. Lockerer Zusammenhang der Städte. Die Osterlinge. Der Fischfang und der Hering. Der Hanse in der Heimat. Seine Schiffe. Flotten und Seeraub. Seerecht. — Verkehr in der Baye. Niederlassungen und Höfe des Hansen. Schoonen, der Stahlhof in London, Nowgorod, Bergen. Anlage neuer Städte: Riga, Reval, Dorpat, Danzig. Fahrten der Hansen nach niederdeutschen Chroniken. Die Seeschlacht bei Warnemünde 1234. — Schiffe von Wismar im Eise 1394. Die Schlacht im Norsund 1427. — In der Baye 1443. — Paul Beneke von Danzig 1473. — Verfall der Hansa. Die Neuzeit.

8. Krieg und Fehde 187

im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert. Volkstümliche Auffassung des Fehderechts. Fehdebrauch. Eine Fehde zwischen Dorf und Stadt. — Fehde der Stadt mit den Schildbürtigen. Vorsichtsmaßregeln, Rüstungen. Außenhäuser. Polizei. Absage. Beutezüge. Verteilung der Beute. Gefangene. Belagerung. Pulver und Geschütze. Batterien. Städtebünde und ungünstige Stellung der Städte beim Vergleich. — Die Rittermäßigen als Fehder. Raubgeschäfte. Haß gegen die Städter. Gesellschaften der Rittermäßigen. — Die Gesellen des Fehders. Die Reisen. Harte Behandlung der Gefangenen. Gericht der Städter und Rache.

9. Aus den Hussitenkriegen 213

Die Stellung Böhmens zum Reich. Die Universität Prag. Das wissenschaftliche Denken. Interesse an den Naturwissenschaften. Öffentliche Lehre. — Verfall der Kirche. Unwissenheit der Laien und Geistlichen in Glaubenssachen. Der Sünder und die guten Werke. Die Bruderschaften. — Wirkung der Predigt. Die Mystiker. Verlauf der hussitischen Bewegung. Der Scheiterhaufen des Huß. — Bericht des Martin von Volkenhain.

10. Eine deutsche Frau am Fürstenhofe 236

(um 1440). Entwicklung des Volksgemüts zur Hussitenzeit. Leben an den Höfen. Die letzten Luxemburger. Die ungarische Krone. Erzählung der Helene Kottanner. Gewissenskämpfe im 15. Jahrhundert.

11. In den Turnierschranken (um 1480) 254

Verfall der höfischen Zucht. Allmähliche Erhebung des niedern Adels. Die Ritterwürde. Ritterschlag am Heiligen Grabe. — Erziehung des adligen Knaben am Fürstenhofe. Reise in die Fremde. Frauendienst. Die Burgfrauen als Gleichberechtigte. Turnierkränzchen und Gesellschaften. — Die Schauenburge im Ithtal. Bericht des Wilib. von Schauenburg über seine ritterlichen Fahrten.

12. Die frommen Landsknechte (um 1492) 277

Nicht durch Maximilian geschaffen, früheres Vorkommen. — Besserung der Wehrkraft im Reiche. Genossenschaft der Landsknechte. Ihr Vertragsverhältnis zum Kriegsherrn. Geldmangel. Widerspenstigkeit. Die Lage der Befehlshaber. — Der niederländische Krieg. Bericht des Landknechthauptmanns von Schauenburg über die Eroberung von Arras. Urteil darüber. Kaiser Maximilian.

13. Die fahrenden Leute 300

Ihre Herkunft aus dem römischen und germanischen Heidentum. Ihre Tätigkeit im Mittelalter. — Vollark und der Teufel. Allmähliche Versöhnung mit den Seßhaften. Die Fechter, Sänger, Mimen. Eindringen in die geistlichen Spiele. Fahrende Schüler. — Zigeuner und ihre Sprache. — Rotwelsch und die Bettler. — Schluß.

Aus dem Jahrhundert der Reformation

1. Ein fahrender Schüler 314

Charakteristisches des 15. Jahrhunderts, Einführung in das 16. — Bewegung im Volk, Wandtrieb, aufregende Neuigkeiten, Landsknechte, Buchdruckerkunst. — Deutsche Gelehrsamkeit, die Humanisten, die lateinischen Schulen, die Kinder aus dem Volk als Schüler. — Erzählung des Thomas Platter. — Einfluß der lateinischen Schule auf das Volk.

2. Seelenkämpfe eines Jünglings und sein Eintritt ins Kloster . 336

Bedürfnisse des Volksgemüts. — Die Kirche. — Bruderschaften. — Der Ablaß. — Opposition dagegen. — Erzählung des Friedrich Myconius.

3. Aus der Klausur in den Kampf 346

Der Sturm im Volke. — Luthers Popularität. — Bericht des Ambrosius Blaurer. — Der Reiter von der Wartburg. — Erzählung des Johann Keßler.

4. Doktor Luther 357

Seine Bedeutung für uns. — Das Tragische in seinem Leben. — Perioden desselben. — Sein Vater. — Seelenkämpfe im Kloster und wie er sich daraus erhob. — Sein Wesen im Jahre 1517. — Drei Briefe an den Papst. — Innere Kämpfe. — Luther als Schriftsteller. — Auf der Wartburg. — Der Buchstabe der Bibel und Mängel seiner Methode. — Die Priesterehe. — Rückkehr nach Wittenberg. — Seine Stellung zur Politik. — Die Krisis. — Wie er heiratete. — Spätere Tätigkeit. — Gemüt, Familie, sein Gott, die Anfechtungen, das Weltende. — Aus der Leichenrede Melanchthons. — Brief Luthers an den Kurfürst Friedrich den Weisen vom 5. März 1522.

O6-CUP-454